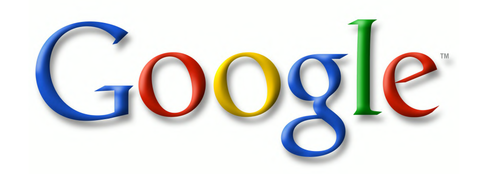
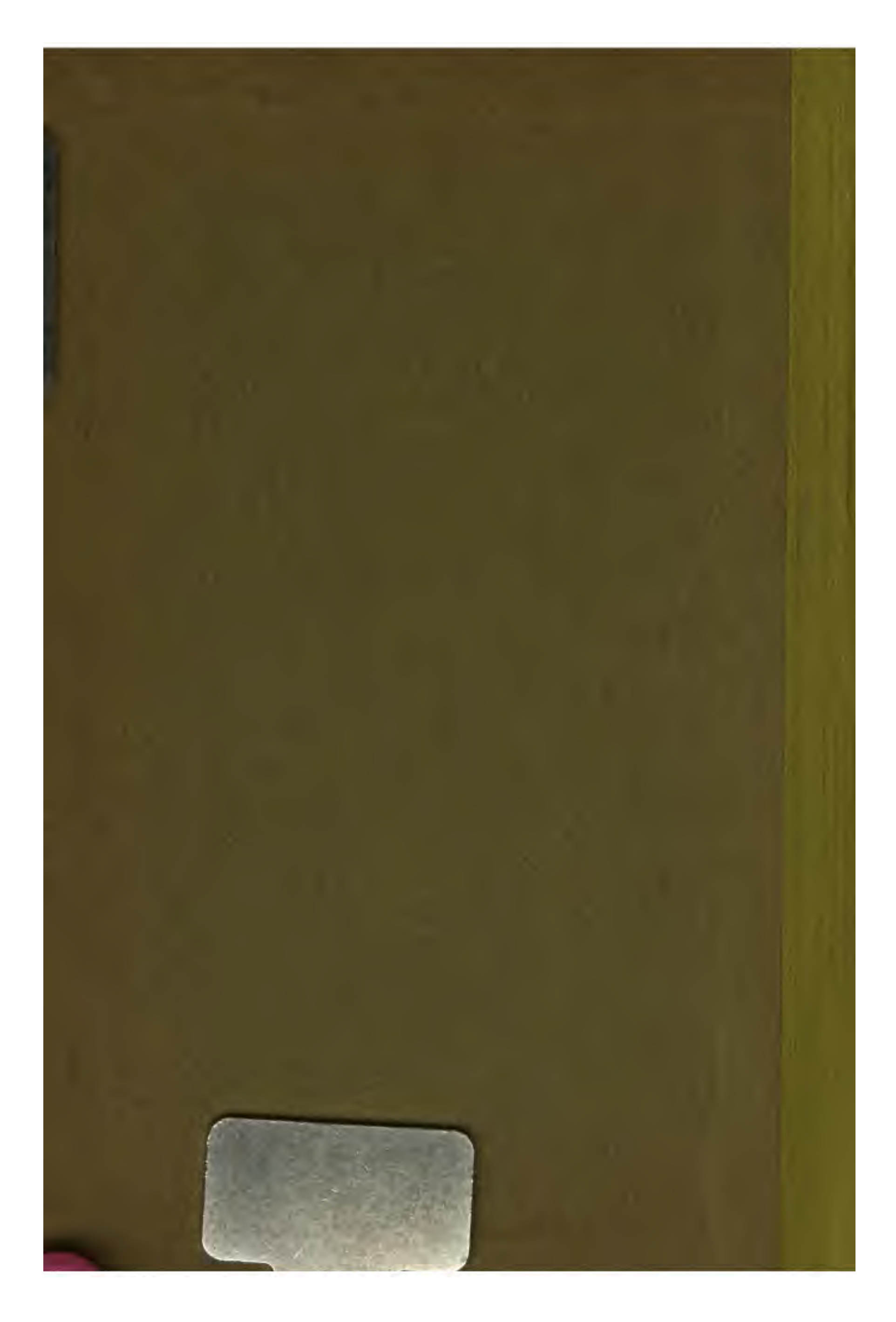
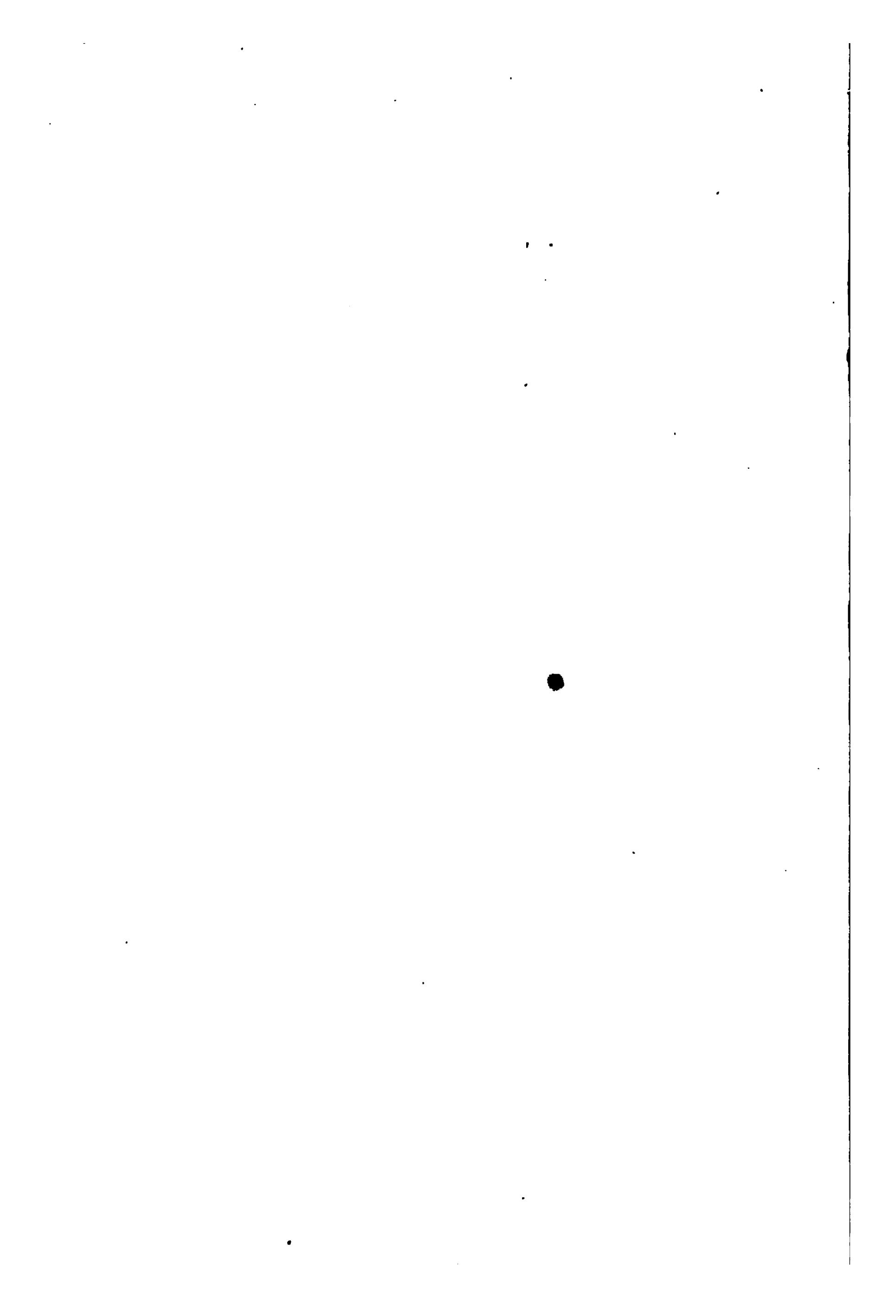
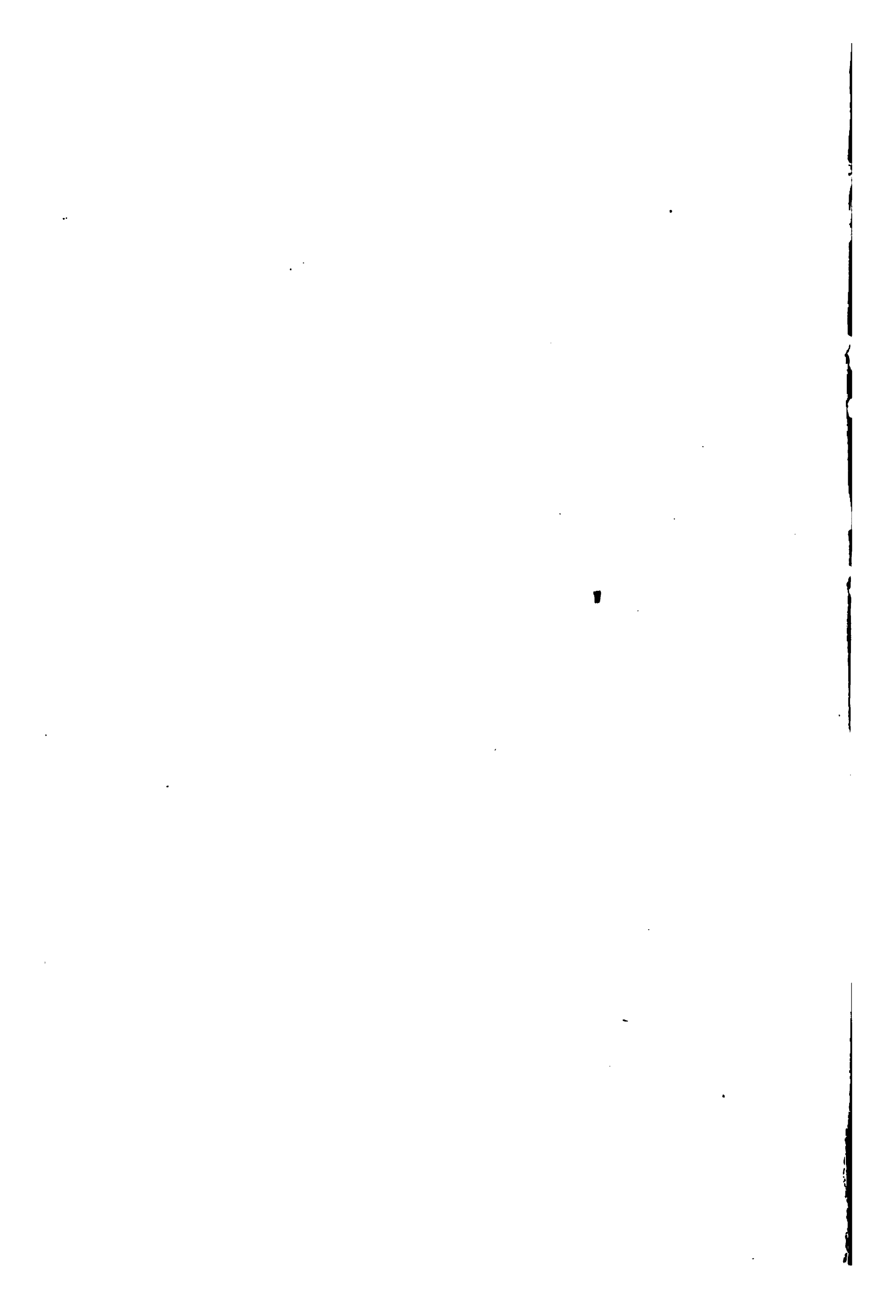



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08155222 0

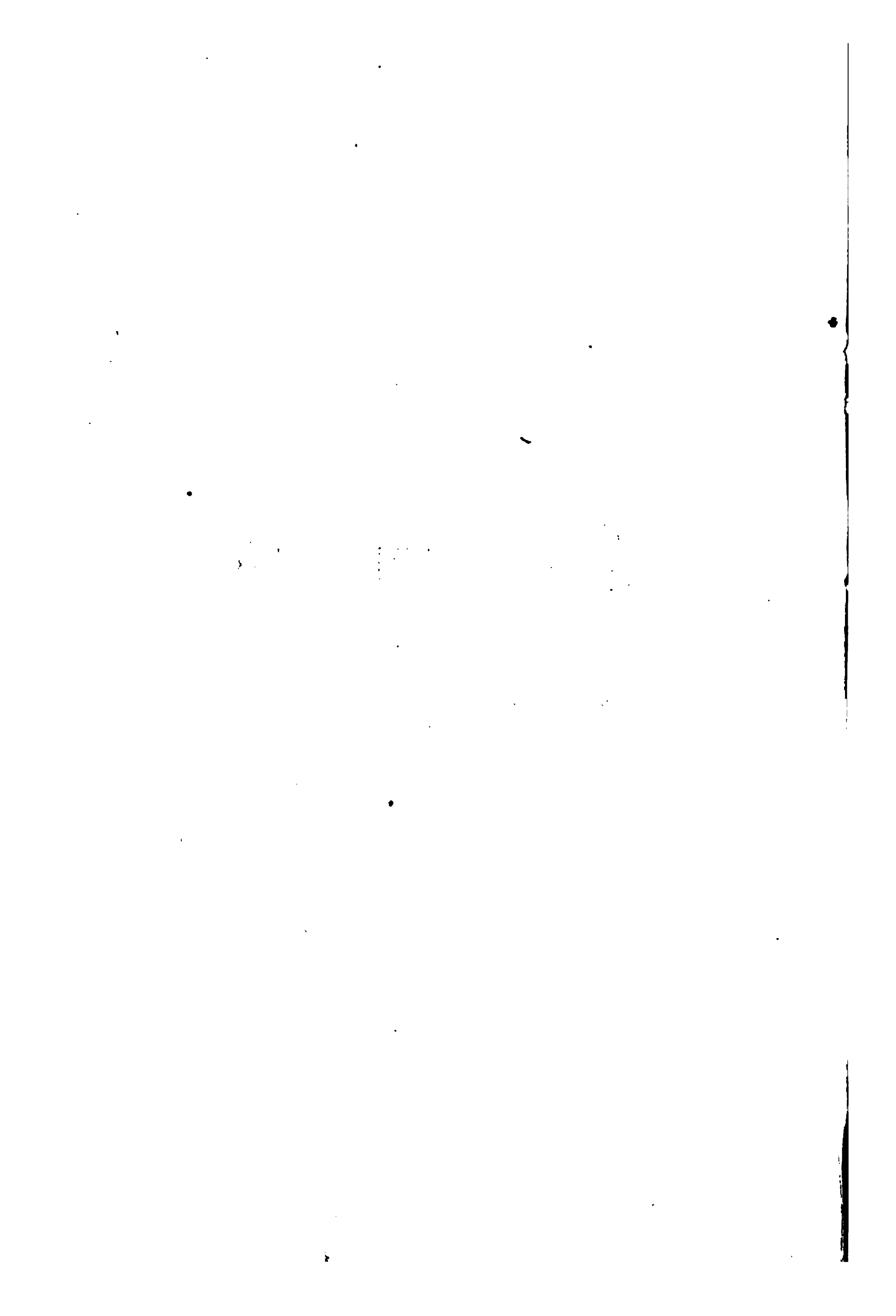






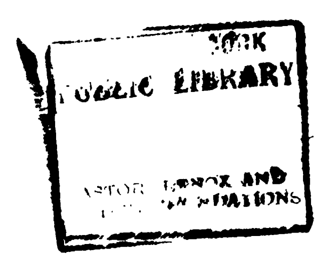


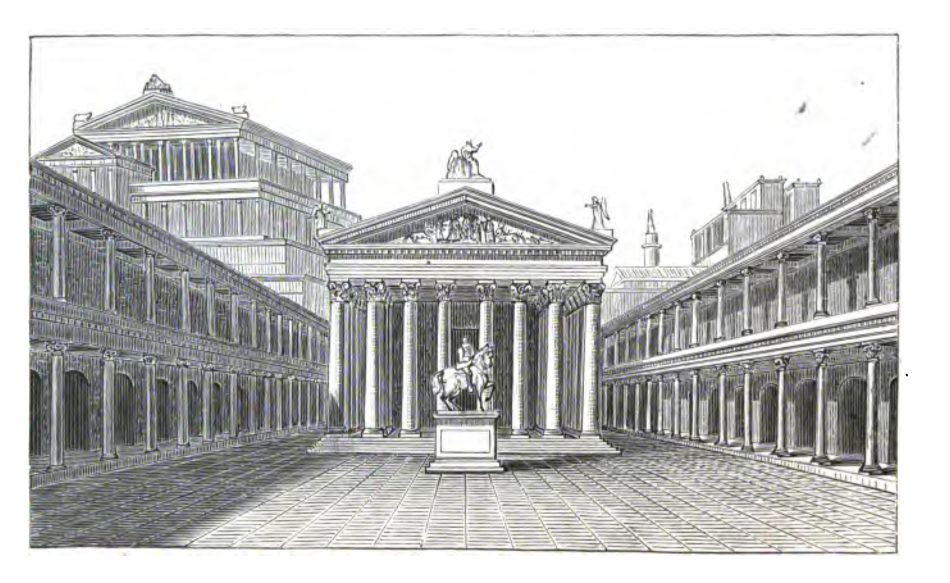
Bilder aus dem altrömischen Leben.



[illegible] von Pagia.

July 6th 188[illegible].





Forum des Julius Cäsar zu Rom (s. S. 37).

Bilder
aus
dem altrömischen Leben.

Von

H. W. Stoll,
Professor an dem Gymnasium zu Weilburg.

Zweite Auflage.

Mit Abbildungen.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1877.

Vorwort.

Die vorliegenden Bilder aus dem altrömischen Leben sind eine Fortsetzung der in dem Jahre 1870 erschienenen Bilder aus dem altgriechischen Leben. Sie haben mit diesen gleichen Zweck und Bestimmung. Obgleich der Verfasser bei der Ausarbeitung beider Bücher auch an Leser aus allgemeineren Kreisen gedacht hat, welche ein Interesse für das Alterthum haben, so sind dieselben doch vorzugsweise für die Schüler unserer Gymnasien und höheren Schulen überhaupt bestimmt. Sie sollen den öffentlichen Unterricht, der sich oft in sehr engen Grenzen bewegen muß, unterstützen und ergänzen und den Schüler in den Stand setzen, das Bild des Alterthums, welches ihm in der Schule gegeben wird, nach verschiedenen Seiten hin zu vervollständigen, mit frischen und lebendigen Farben sich auszumalen. Darum ist auch die Auswahl der Gegenstände, die allerdings keine erschöpfende sein konnte, mit besonderer Rücksicht auf die Schule getroffen. Das zweite Buch dieser römischen Bilder enthält Darstellungen aus dem religiösen und politischen Leben der Römer, während die beiden folgenden Bücher die übrigen Lebenskreise behandeln, und zwar das dritte Buch das Thun und Treiben außerhalb des Hauses — auf der Straße und im Theater,

im Circus und im Amphitheater — das vierte hauptsächlich Verhältnisse und Vorkommnisse des häuslichen Lebens. In dem ersten Buche aber ist in einzelnen Abschnitten das Hauptsächlichste aus der Topographie der Stadt Rom vorausgeschickt, theils, weil die folgenden Abhandlungen eine Kenntniß der römischen Oertlichkeiten wünschenswerth machen, theils und hauptsächlich, um dem Leser mehr, als dies in den üblichen Schulbüchern der Fall ist, durch eine dem allmählichen Wachsen und Ausbau der Stadt folgende Darstellung und durch Auseinanderhaltung der verschiedenen Perioden die Anschauung zu vereinfachen und dadurch haltbarer zu machen.

In der ersten Auflage dieses Buches hatten wir uns darauf beschränkt, bei den einzelnen Aufsätzen auf die betreffenden Abbildungen in dem Werke von Guhl und Kohner, „das Leben der Griechen und Römer, nach antiken Bildwerken dargestellt. 2. Hälfte. Römer“ und in dem Reallexikon des klassischen Alterthums von Lübker, sowie in Overbecks Werk über Pompeji hinzuweisen. Da jedoch die genannten Bücher dem Leser nicht immer augenblicklich zur Hand sein werden, so haben wir es vorgezogen, dieser zweiten Auflage einige Bildwerke, die jenen Büchern entnommen sind, zuzufügen.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

Erstes Buch.

Topographische Uebersicht des älteren Roms.*)

Der erste Grund zu der Stadt Rom wurde auf dem Palatinus gelegt, einem frei gelegenen, ringsum abschüssigen Hügel an der linken Seite des Tiber, etwa 16,000 römische Schritt oder $3\frac{1}{5}$ deutsche Meilen von dessen Ausfluß ins Meer. Der Name Palatinus hängt zusammen mit dem Namen der Hirtengottheit Pales und dem Worte pasco „weiden", er bedeutet also den Berg der Hirten. Hirten hatten nach der gewöhnlichen Sage unter dem bei den Hirten dieser Gegend aufgewachsenen Romulus hier auf dem Palatin sich zur Gründung einer Stadt zusammengethan, und das Hirtenfest Palilia am 21. April galt den Römern als das Gründungsfest ihrer Stadt.

Die Gründung selbst geschah nach altem heiligen Brauche. Man grub in der Mitte des erwählten Raumes eine Grube, in welche man die Erstlinge von allen Naturerzeugnissen der Umgegend, die zur Nahrung des Menschen nöthig waren, und jeder fremde Ansiedler eine Erdscholle seiner Heimat warf. Dieser ausgemauerte heilige Mittelpunkt der Stadt, der sogenannte Mundus, wurde hierauf geschlossen und mit einem Altar gekrönt. Hierauf bestimmte Romulus die Grenze der neuen Stadt. Er spannte,

*) Man nehme einen Plan von Rom zur Hand in einem beliebigen Atlas der alten Welt.

gabinisch gegürtet*), nach zuvor angestellten Auspicien einen Stier und eine Kuh, beide von weißer Farbe, an einen Pflug mit eherner Pflugschaar und zog mit demselben, indem der Stier rechts und nach außen, die Kuh links nach innen ging, eine Furche (primigenius sulcus) um den Raum, innerhalb dessen die Stadt sich erheben sollte. Man trug Sorge, daß die Schollen aus der Furche alle nach innen fielen; ihre Linie deutete den zukünftigen Mauerzug an, während die Furche davor den Graben darstellte. Auf beiden Seiten von Mauer und Graben wurde das Pomörium (d. i. postmoerium) abgesteckt, ein geweihter, von menschlichem Verkehr ausgeschlossener und durch eingesenkte Marksteine (cippi) begrenzter Streifen Landes um die Stadt, der weder mit Gebäuden besetzt noch bepflügt werden durfte. Die geweihte Mauer aber zu überspringen oder irgendwie zu verletzen war nach uraltem Rechtsgrundsatz ein todwürdiges Verbrechen. Den Remus, der solches gewagt, schützte selbst die Blutsverwandtschaft nicht; er wurde von dem Bruder erschlagen. Bei dem Umpflügen des Stadtraumes wurde an den Stellen, welche dem Verkehr geöffnet bleiben sollten, wo die Anlage eines Thores beabsichtigt ward, der Pflug ausgehoben und über den Boden hingetragen; daher heißt porta das Thor, von portare „tragen".

Der Mundus, der sacrale Mittelpunkt der Stadt, war den Geistern der Verstorbenen und den Göttern der Unterwelt heilig und mit einem Steine verschlossen. Dreimal im Jahre, am 24. August, 5. October und 8. November, wurde der Stein weggehoben und somit das unterirdische Geisterreich geöffnet, so daß die Schaaren der Geister ungehindert aus- und einfahren konnten. Diese Tage waren religiosi, religiös bedenklich, und man enthielt sich an ihnen aller wichtigen Geschäfte. Der Mundus befand sich auf dem freien Platz vor dem nachmaligen Apollotempel, in

*) Diese kriegerische Gürtung bestand darin, daß der über die linke Schulter zurückgeschlagene Zipfel der Toga gürtelähnlich unterhalb der Brust um den Körper geschlungen und geknotet wurde.

der Area Apollinis; er bildete eine viereckige aufgemauerte Erhöhung, zu welcher von zwei Seiten Stufen hinauf führten. Deshalb hieß er Roma quadrata; doch wurde so auch die ganze palatinische Stadt genannt, denn der Palatinus hatte die Form eines unregelmäßigen Vierecks.

Die Grenze der alten palatinischen Stadt oder das älteste Pomörium Roms schloß sich aufs engste an die natürlichen Umrisse des Berges. Nach Tacitus (Ann. 12, 24) begann Romulus das Ziehen der Furche beim Forum Boarium unter der westlichen Ecke des Palatin; von da ging die Linie, die Ara Maxima einschließend, am nördlichen Rande des Circusthales hin bis zum Altar des Consus, der am unteren Ende des Circus in der Nähe der südlichen Ecke des Palatinus gestanden haben muß, bog dann um die südliche Ecke des Berges und lief nach der östlichen Ecke desselben, wo die alten Curien (Curiae veteres) lagen, in der Nähe des Constantinbogens. Von hier zog sich das Pomörium nach dem Sacellum der Laren, das in der Mitte der Nordostseite des Palatins, auf der Höhe der heiligen Straße (Sacra via) in der Nähe des nachmaligen Titusbogens stand. Die weiteren Richtpunkte vermißt man bei Tacitus; doch ist der Lauf der Mauer durch die Eigenthümlichkeit des Terrains sicher bestimmt. Sie ging in gerader Richtung von dem Sacellum der Laren bis zu der Nordspitze des Palatins, von wo sie dierekt nach dem Anfangspunkt zurücklief.

In der Stadtmauer des Romulus befanden sich wahrscheinlich drei Thore. Zwei davon sind bekannt und in ihrer Lage nachzuweisen. Das erste war die Porta Mugionis, an dem Hauptaufgange zum Palatin, in dessen nordöstlicher Seite, in der Gegend, wo das Sacellum der Laren stand. Es hat sich erhalten bis in die Kaiserzeit unter dem Namen der alten Pforte des Palatiums. Das zweite Thor lag in der nordwestlichen Seite des Palatins und führte hinab in die Tiefe des Velabrums. Es hieß Porta Romanula. Später, als es kein eigentliches Thor mehr war, befand sich an diesem Aufgang, der nach einem auf dem Palatin stehenden uralten Tempel der Victoria Clivus

Victoriae hieß, eine Art Treppenspiegel. Das dritte Thor lag wahrscheinlich an der südlichen Ecke des Palatinus.

An dem Palatinus haften die primitivsten Culte Roms und die ältesten Erinnerungen der römischen Geschichte. Der westliche Vorsprung des Berges nach dem Flusse hin hieß Germalus oder Cermalus, und diesen Namen soll er von den ausgesetzten Zwillingskindern Romulus und Remus erhalten haben, welche von dem Flusse hier ans Land geschwemmt worden waren. An dem Germalus befand sich das Lupercal, eine dem Gott Lupercus geheiligte Höhle, ähnlich der athenischen Grotte des Pan, der mit dem Lupercus für gleichbedeutend gehalten wurde. Diese Höhle, in der eine Quelle sprudelte, war von dichtem Gehölz umgeben und diente der Wölfin, welche jene Zwillingsknaben säugte, zum Aufenthalt. Die Kinder waren in ihrer Wanne unter dem sogenannten ruminalischen Feigenbaum, der bei der Höhle stand, hangen geblieben; und zum Wahrzeichen, daß hier die Zwillinge von der Wölfin waren genährt worden, hatten im Jahre 296 v. Chr. die Aedilen Cn. und Q. Ogulnius an der Stelle das eherne Standbild der säugenden Wölfin aufgestellt, das noch heute zu Rom im Palaste der Conservatoren auf dem Capitol zu sehen ist. Dieser ruminalische Feigenbaum war der Rumina oder Rumia heilig als ein Symbol der nährenden Fruchtbarkeit; denn Rumina war eine Göttin des Nährens und Säugens und ursprünglich identisch mit der Fauna oder Luperca, weshalb auch die Wölfin ihr heiliges Thier war. Das Sacellum der Göttin stand neben dem Feigenbaum. Das ländliche Hirtenfest Lupercal, welches seit Romulus an dieser Stelle gefeiert wurde, kam in der Zeit der Republik außer Brauch, und deswegen wurde allmählich die Gegend an der Grotte Lupercal so überbaut, daß die ursprüngliche Gestalt derselben nicht mehr zu erkennen war. Augustus aber brachte das alte Fest wieder zu Ehren und restaurirte auch die Grotte.

Ueber dem Lupercal auf der Höhe des Germalus stand die alte Hütte des Romulus (Casa Romuli oder Tugurium Faustuli),

die Strohhütte, in der er bei dem Hirten Faustulus gewohnt hatte. Sie wurde Jahrhunderte lang bis in die Kaiserzeit, in der sie mehreremal abbrannte, als Heiligthum sorglich in Stand gehalten. Uebrigens befand sich auch auf dem Capitol eine Romulushütte. In der Nähe der palatinischen Hütte stand ein heiliger Cornelkirschbaum von wunderbarer Entstehung. Als Romulus durch sein Augurium auf dem Palatin über seinen Bruder, der auf dem Aventin seine Auspicien gehalten, den Sieg davongetragen hatte und zum König der auf dem Palatin zu erbauenden Stadt bestimmt worden war, hatte er von dem Aventinus aus seine Lanze nach dem Palatinus geschleudert, um dadurch Besitz von dem Hügel zu nehmen. Die Lanze heftete sich in den Boden und schlug Wurzel und erwuchs zu einem stattlichen Baume, ein freudiges Vorzeichen für das kräftige Leben, das auf dieser Stätte sich entwickeln sollte.

Das Grab der Acca Larentia, der Pflegemutter des Romulus, lag außerhalb des Palatinus im Velabrum, unweit der Porta Romanula, und galt als ein Heiligthum, bei welchem am Feste des Larentinal vom Flamen des Quirinus ein Todtenopfer gebracht wurde. Für das Grab des Faustulus oder auch des Romulus selbst ward ein schwarzer Stein gehalten, den man auf dem Comitium zeigte.

Von der Hütte des Romulus führte die Cacusstiege (Scalae Caci) in die Niederung am Flusse hinab. Ihr Name erinnert an den feuerschnaubenden Unhold Cacus, der lange vor der Gründung Roms die Gegend umher mit Raub und Mord heimgesucht hatte, bis er von Hercules erschlagen ward. Damals wohnte auf dem Palatinus der aus Arkadien eingewanderte Evander, welcher von Osten her die erste Gesittung in diese Gegenden gebracht haben sollte. Der begrüßte mit seinen Unterthanen dankbar den siegreichen Zeussohn, errichtete ihm die Ara Maxima (den großen Altar) und stiftete ihm einen Cult.

Dieser Evander (*Εὔανδρος*) wird von der gewöhnlichen griechischen Sage als der „gute Mann" dem Cacus als „dem

Schlimmen" (κακός) entgegengesetzt; allein die Bedeutung beider Namen und beider Personen ist doch ursprünglich eine andere. Evander ist eine griechische Uebersetzung des am Palatin verehrten Faunus-Lupercus, und man hat ihn zu einem Einwanderer aus Arkadien gestempelt, weil man glaubte, der Cult des Faunus-Lupercus sei der des arkadischen Pan; diesen sollte Evander an den Palatin gebracht haben. Cacus aber, ein Sohn des Vulcan, war ein altitalischer Gott, der mit den Culten am Lupercal in Verbindung stand. Der ihn bekämpfende Hercules ist zwar in späterer Zeit allgemein als der griechische Hercules angenommen worden; aber auch er war ursprünglich ein italischer Gott, der dem sabinischen Himmelsgott Semo Sancus entsprach. Er hatte seine Heiligthümer besonders in dem Forum Boarium (dem Rindermarkt), der Niederung zwischen dem Germalus und dem Fluß. In dieser Gegend standen wenigstens drei Tempel des Hercules; einer derselben war mit der Ara Maxima verbunden. Dieser Altar stand unterhalb des Germalus, unweit der Eingänge des großen Circus und war als das älteste und heiligste Denkmal des römischen Herculesdienstes Jahrhunderte lang die Stätte eifriger Verehrung. Bei ihm wurden die heiligsten Eide und die feierlichsten Verträge vollzogen. Kaufleute brachten hier den Zehnten ihres Gewinns, Feldherren den Zehnten ihrer Beute dar, wovon dann eine Speisung der gesammten Bürgerschaft veranstaltet wurde. Der Altar war mit einer Schranke (septum) umgeben, in welcher als Reliquien des griechischen Helden seine Keule, welche keinen Hund über die Schwelle ließ, ein mächtiger mit Pech ausgegossener Humpen von Holz und ein altes angeblich von Evander gestiftetes, mit der Löwenhaut bekleidetes Bild des Hercules zu sehen war.

Halten wir nun vorerst von der palatinischen Stadt aus eine Umschau über die nächste Umgebung. Südwestlich von dem Palatin erhebt sich nicht weit von dem Tiber der ebenfalls isolirte Aventinus, ein Unglücksberg und dem Palatinus feindselig entgegengesetzt. Hier und nicht auf dem Palatin wollte Remus die

Stadt bauen, hier hielt er seine unglücklichen Auspicien, hier ward er erschlagen und begraben. Auch Tatius, mit welchem Romulus seine Herrschaft hatte theilen müssen, war auf dem Aventin begraben. Am Aventinus hauste Cacus, der Feind des auf dem Palatin wohnenden Evander. Der Aventinus war vom Palatin geschieden durch das langgestreckte murcische Thal (Vallis Murcia oder Myrtea), in welchem später der Circus Maximus angelegt ward; denn zur Zeit des Romulus war es noch versumpft und häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Nach Nordwest hin lief es in die Niederung aus, welche zwischen dem Fluß, dem Aventin, Palatin und Capitolinus liegt und von dem über seine unbebauten Ufer austretenden Flusse häufig unter Wasser gesetzt ward. Der südliche Theil dieser Niederung am Germalus war das uns schon bekannte Forum Boarium, in dessen Mitte später ein eherner Stier stand; der nördliche Theil bis in die Gegend des Capitols hieß Velabrum, ein Name, der von Manchen von dem Umstande abgeleitet wird, daß dieser Ort einst Sumpf oder See gewesen und von Kähnen befahren worden sei. Der capitolinische Berg lag nördlich oder nordwestlich von dem Palatin, und zwischen beiden Bergen befand sich ein ebenfalls von Wassern heimgesuchtes Thal, das im Südwest in das Velabrum, im Nordost in das spätere Forum Romanum auslief. Die Seite, welche sich an den Palatin anlehnte, hieß Vicus Tuscus, das Tuskerviertel, die nach dem Capitol hin liegende Seite Vicus Jugarius, nach einem Altar der Juno Juga.

Der Capitolinus scheint, nach einigen Andeutungen der Sage, zur Zeit des Romulus auch schon mit der palatinischen Stadt in Verbindung gestanden zu haben. Dort stiftete Romulus das Asyl und den Tempel des Jupiter Feretrius, dort soll die Burg des Romulus gewesen sein, welche von dem Sabinerkönig T. Tatius durch den Verrath der Tarpeja eingenommen wurde.

Rom lag an der nördlichen Grenze von Latium, Latiner waren die Bewohner der romulischen Stadt auf dem Palatin. Jenseits des Stromes begann das Hetruskerland, in den Ge-

birgen nordöstlich von Rom aber wohnten die Sabiner, ein mit den Latinern nah verwandter Stamm. Diese drangen aus ihren Bergen immer mehr in die Niederungen nach Westen vor, und eine Schaar von ihnen kam sogar in die nächste Nähe von Rom, setzte sich auf dem Hügel Quirinalis fest, der, von Nordost nach Südwest ziehend, mit seinem südwestlichen Ende bis nahe an das nordöstliche Ende des Capitolinus kommt. Die Vertiefung zwischen diesen beiden Bergen war bis in die Kaiserzeit noch gering. Den feindlichen Zusammenstoß der Sabiner und der Latiner stellt die Sage als eine Folge des bekannten Raubes der Sabinerinnen dar. Die Sabiner unter dem König T. Tatius bemächtigten sich der latinischen Burg auf dem Capitol, und als Romulus sie wieder aus derselben vertreiben wollte, wurden seine Krieger durch die Niederung zwischen Capitolin, Quirinal und Palatin zurückgetrieben bis hinauf zur Porta Mugionis. Hier flehte Romulus in seiner Verzweiflung zu Jupiter und gelobte ihm als Jupiter Stator (dem Fluchthemmenden) einen Tempel. Seine Völker standen und wendeten sich zu neuem Kampf gegen den Feind. Während des wildesten Getümmels aber stürzten sich die geraubten Sabinerinnen, jetzt die Frauen der Römer, zwischen die Streiter und trennten den Kampf. Römer und Sabiner schlossen Frieden und Freundschaft, die Sabiner siedelten sich auf dem Quirinalis und Capitolinus an und vereinigten sich mit den Römern zu Einem Staate, an dessen Spitze die beiden Könige Romulus und Tatius standen. Das vereinigte Volk wurde den Sabinern zu Ehren hinfort Quiriten genannt. Romulus baute dem Jupiter Stator an der Porta Mugionis, an der Stelle, wo er seine Krieger zum Stehen gebracht, einen Tempel, der noch in späten Zeiten stand. So erzählt die Sage; in Wirklichkeit aber ist dieser Tempel erst in der republikanischen Zeit gegründet worden.

Die latinische Gemeinde vom Palatinus und die sabinische vom Quirinal mögen eine Zeitlang im Kriegszustand gelebt haben, während dessen die Sabiner den Latinern ihre Burg auf der nordöstlichen, dem Quirinal gegenüber liegenden Höhe des Capitols

abnahmen. Auf dieser Höhe soll das Haus des Tatius gestanden haben, und sabinische Heiligthümer waren zahlreich auf dem Capitol. Mit der Zeit vereinigten sich die beiden Gemeinden zu einem Föderativstaate, einem Staatenbunde, in welchem beide Gemeinden im Innern selbständig, vielleicht noch eine Zeitlang unter eigenen Königen, nebeneinander standen, bis sie zuletzt zu Einem Staate zusammenwuchsen. Die sumpfige Niederung zwischen den drei genannten Hügeln, an der nordöstlichen Seite des Palatinus, wurde mit Erde ausgefüllt und zum Markt- und Verkehrsplatz (Forum) der beiden Gemeinden gemacht. Auf diesem Platze schuf man für die erweiterte Stadt, die auch ein neues Pomörium erhielt, einen neuen Mundus; auch verlegte man hierher den socialen und den politischen Centralpunkt des Staates, das Vestaheiligthum, und die Curie, das Sitzungslocal des Senates, vor welchem die Volksgemeinde sich versammelte. Den Vestatempel soll Numa gegründet haben, die Curie stammt von König Tullus Hostilius, weshalb sie Curia Hostilia hieß.

Ein Denkmal der alten Geschiedenheit der beiden Gemeinden scheint der sogenannte Janustempel gewesen zu sein, welchen nach der Sage Numa gestiftet haben soll, mit der Bestimmung, ein Anzeiger des Kriegs und Friedens zu sein; war er geöffnet, so hatte der Staat Krieg, im Frieden war er geschlossen. Dieser Bau, Janus Geminus oder Janus Quirinus genannt, stand in dem Argiletum unter dem Capitol, an der nordöstlichen Seite des Forums gegen den Quirinal hin, und war kein Tempel, sondern ein bloser Durchgang, unter welchem sich eine Bildsäule des zweiköpfigen Janus befand. Er war höchst wahrscheinlich ein Thor der alten romulischen Stadt, welche schon unter Romulus über die Grenzen des Palatinus hinausgewachsen sein soll, in einer Mauer, welche zur Zeit der Geschiedenheit die romulische Stadt gegen die sabinische schützte und jene mit dem Capitol verband. Nach der Vereinigung der beiden Gemeinden fiel die trennende Stadtmauer, aber der Janus, der Durchgang, blieb aus religiösen Gründen bestehen.

Im Laufe der Königszeit wuchs die Stadt durch neue Ansiedlungen auf den benachbarten Hügeln. Auf dem Cälius sollen schon zu des Romulus, nach Andern zu des Tarquinius Priscus Zeit sich hetruskische Schaaren unter Cäles Vibenna niedergelassen haben, doch wären diese Hetrusker hernach in den Vicus Tuscus verpflanzt worden. Sicherer ist die Angabe, daß unter Tullus Hostilius die Albaner nach Zerstörung ihrer Vaterstadt auf dem Cälius ihren Wohnsitz erhalten hätten. Wahrscheinlich bildeten sie neben den beiden Stämmen Ramnes und Tities, d. h. den Latinern des Romulus und den Sabinern des Tatius, den dritten Stamm der Luceres. Der Nachfolger des Tullus, Ancus Martius, welcher die latinischen Städte zwischen Rom und dem Meere südlich vom Tiber eroberte und zerstörte, soll den Einwohnern jener Gegend den Aventinus und das murcische Thal zum Wohnsitz übergeben haben. Dies waren die ersten Plebejer in Rom. Derselbe Ancus zog auch den Janiculus zur Stadt, den Berg, der auf der rechten Seite des Flusses gegenüber lag, und sicherte ihn durch eine Holz- oder Pfahlbrücke, die erste Brücke in Rom. Das Janiculum wurde zur Stadt gefügt, nicht aus Mangel an Raum, sondern um diese Höhe nicht in Feindes Hand gerathen zu lassen, und zum Schutz der Tiberschifffahrt, als deren Stützpunkt der Hafen Ostia an der Tibermündung von ihm gebaut wurde. Denn durch seine vorhin erwähnten Eroberungen war das römische Gebiet bis zum Meere ausgedehnt worden.

Die bisher genannten Siedelungen bildeten weder politisch noch örtlich eine völlig geeinigte Stadt und waren schwerlich von einer gemeinschaftlichen Mauer umschlossen. Jeder Berg war eine Ortschaft für sich und für sich allein befestigt. In der tarquinischen Zeit aber, unter Tarquinius Priscus, Servius Tullius und Tarquinius Superbus, wo sich das Streben nach einer staatlichen Einheit geltend machte, kam auch eine vollkommen städtische Einigung zu Stande; die zerstreuten Niederlassungen wurden durch eine gemeinschaftliche Mauer zu einer einzigen und einheitlichen Stadt verbunden. Die Mauer wurde von Tarquinius

Priscus begonnen und von Servius vollendet, weshalb sie gewöhnlich die servianische Mauer heißt. Bevor wir aber den Lauf derselben verfolgen, wollen wir uns über die Lage der einzuschließenden Hügel genauer orientiren.

Sie liegen in einem Kreis um den Palatinus. Stellen wir uns auf diesen, so sehen wir im Südwest nach dem Aventinus hinüber, im Südost nach dem Cälius, der nach Osten hin in eine schmale Zunge ausläuft. Nordwestlich vom Palatinus liegt der kleinste der Hügel, der Capitolinus, aus der Nähe des Flusses von Südwest nach Nordost ziehend. In derselben Richtung geht dann nach Nordost der Quirinalis weiter, der im Osten durch eine breite Hochebene mit dem Viminalis und Esquilinus zusammenhängt. Diese drei letzten, im Nordost vom Palatinus gelegenen Hügel bilden also eine zusammenhängende Gruppe, während die vier erstgenannten isolirt sind. Sehen wir vom Palatinus über den Markt nach jenen hinüber, so erscheint der nördlichste, der Quirinalis, von der östlichen Hochebene ausgehend, als eine schmale Zunge, welche gegen ihr Ende hin, in der Gegend des Capitols, sich nach Süden umbiegt; von Süden her aber kommt ihr die längste, schmal zulaufende Zunge des Esquilinus, des südlichsten der drei Hügel, entgegen, so daß beide gegeneinander stehen wie die Scheeren eines Krebses. Innerhalb dieser Scheeren ragen noch zwei kürzere Zungen nebeneinander vor, und davon ist der nördliche, dem Quirinal zunächst liegende Hügel der Viminalis, der andere, Cespius genannt, ist ein Theil des Esquilinus. Zwischen dem Quirinalis und Viminalis ist das Thal des Quirinus, zwischen dem Viminalis und Cespius der Vicus Patricius, zwischen dem Cespius und dem Hauptheil des Esquilinus der Clivus Virbius; die Niederung, in welche diese drei Thäler nach dem Forum hin zusammenlaufen, ist die Subura, schon früh ein belebter Stadttheil. Ueber ihr erheben sich im Süden die Carinä, die westlichste Spitze des Esquilin. Die Reihenfolge der Hügel also, welche um den Palatin herumliegen, ist, wenn wir im Norden derselben beginnen: Capitolinus,

Quirinalis, Viminalis, Esquilinus, Cälius, Aventinus. Die Meereshöhe derselben beträgt 160—190 Fuß, doch sind heute die Niederungen zwischen ihnen weniger hervortretend, da der Schutt der Zerstörung Manches ausgeglichen hat.

Die servianische Befestigung war größtentheils eine Quadermauer, doch reichten auch hier und da die natürlichen Schutzwehren hin, welche durch die schroffen Bergwände geboten wurden. Ihr Lauf ist nicht mehr bis ins Einzelne zu bestimmen; schon zur Zeit des Dionysius von Halikarnaß, der unter Augustus schrieb, war sie so überbaut, daß nur an vereinzelten Stellen noch Spuren von ihr zu sehen waren. Sie zog am Nordwestrande des Quirinalis hin, von Nordost nach Südwest, zu dem Capitol, über dessen nordwestliche Seitenwand und dann, von dessen Fuß bis zum Fluß durch eine Niederung, deren Breite ungefähr 300 Schritt beträgt. Wo das Forum Boarium an den Tiber stößt, war keine Mauer; hier diente der Fluß mit seinem Mauerdamm als Schutzwehr. Eine Strecke weiter unten, unweit der nördlichen Kante des Aventin, begann die Mauer wieder; sie umschloß den Aventin, die Höhe von Saba und Balbina und den Cälius mit Ausnahme seines östlichen Ausläufers und lief dann den Rücken des Esquilin hinan. Von hier bis zu der Ecke im Nordosten, wo die nordwestliche Mauer des Quirinalis begann, war die angreifbarste Seite der Stadt, da hier sich die Ebene hinzog, von welcher Quirinalis, Viminalis und Esquilinus ausliefen. Servius legte daher an dieser Stelle eine stärkere Befestigung an, den noch in der Kaiserzeit wegen seiner Großartigkeit bewunderten servianischen Wall (agger) mit einem Graben von mehr als 150 Fuß Breite und 30 Fuß Tiefe. Der hoch aufgeworfene Wall war 50 Fuß breit, nach außen, gegen den Graben zu, mit einer Futtermauer von Werkstücken bekleidet und mit Thürmen versehen. Seine Länge wird von Strabo auf sechs, von Dionysius auf sieben Stadien angegeben. Noch heute erkennt man seinen Lauf an einer merklichen Erhöhung des Bodens.

Der Umfang des servianischen Roms war nach Angabe des Dionysius ungefähr dem von Athen gleich, also etwas über eine geographische Meile; doch hatte das Innere noch viele unbewohnte Räume, so daß noch im Jahre 463 v. Chr., in der Zeit der Aequer- und Volskerkriege, das Landvolk, durch den Schreck des Krieges in die Stadt getrieben, mit seinen Heerden hinreichenden Platz innerhalb der Mauern fand. Namentlich waren die östlichen Theile der neu zur Stadt gezogenen Hügel Viminalis und Esquilinus noch wenig bewohnt. Der Aventinus war wohl durch die Mauer in die Befestigung hineingezogen, gehörte aber nicht zu dem Pomörium, dem geweihten Gebiete der Stadt. Die ganze Stadt, mit Ausschluß des Aventinus und des Capitols, war von Servius in vier Regionen getheilt: Subura, Esquilina, Collina und Palatina.

Von den Thoren der servianischen Mauer erwähnen wir die Porta Carmentalis, gleich unterhalb des südwestlichen Abhangs des Capitols, so genannt nach einem dort gelegnen uralten Altar der Carmentis. Durch sie gelangte man aus der Stadt in den Campus Martius (Marsfeld), die zu kriegerischen Uebungen dienende Ebene, welche im Südost von Capitol und Quirinal, im Westen von dem großen, nach Westen sich ziehenden Bogen des Tiber begrenzt wird. Das Thor hatte zwei Bogen, von denen der nach dem Capitol hin gelegene späterhin Porta scelerata (das Unglücksthor) hieß, weil durch ihn die Fabier gezogen waren, die gegen Veji stritten und sämmtlich umkamen. Zwischen dem Capitol und dem Tiber befand sich außerdem noch die Porta Flumentana, welche in der Gegend des jetzigen Ghetto nach dem Fluß führte. Auf der andern Seite des Capitols, in der Vertiefung zwischen diesem und dem Quirinal, führten ein oder zwei Thore in den Campus Martius; das eine hieß Porta Ratumina. An der Nordwestseite des Quirinalis lagen die Porta Sanqualis und Porta Salutaris, die ihre Namen von den Heiligthümern des Sanquus oder Sancus und der Salus hatten, und von denen die erstere in das Marsfeld, die andere in das vom Marsfeld

nach Nordost hinauslaufende Thal und zu dem später in demselben befindlichen Saumarkt (Forum suarium) hinabführte. In dem servianischen Wall befanden sich die Porta Collina und die Porta Esquilina, die erste an dem nördlichen, die zweite an dem südlichen Ende desselben, zwei sehr wichtige Thore, da durch sie die Straßen nach dem sabinischen und latinischen Oberlande hindurchgingen. In der Ecke an der Porta Collina innerhalb der Stadt war der Campus sceleratus, auf welchem die der Unkeuschheit überwiesenen Vestalinnen lebendig begraben wurden. Im Süden der Stadt zwischen Aventin und Cälius, da wo die Thäler zwischen Aventin, Palatin und Cälius zusammenlaufen, ging durch die Porta Capena die berühmte appische Straße (Via Appia), von der sich in der Nähe der Stadt links die Via Latina abzweigte. Durch diese wichtigen, nach dem Süden führenden Straßen war die Porta Capena eins der Hauptthore Roms. Vor demselben außerhalb der Stadt wurden in der Folge mehrere berühmte Heiligthümer erbaut, ein Tempel des Mars, die zusammengehörigen Tempel des Honos und der Virtus, welche letzteren von Marcellus nach Eroberung von Syrakus gegründet wurden; ferner sah man hier später längs der Via Appia eine Menge von ausgezeichneten Grabmälern, u. a. das im Jahre 1780 entdeckte Grab der Scipionen und das gewaltige Grabmal der Cäcilia Metella, der Gemahlin des Triumvirs Crassus, welches jetzt nach den Stierköpfen des Frieses Capo di Bove genannt wird. Wenn man, aus der Porta Capena tretend, sich links wendete, kam man sogleich in das Thal der Egeria mit dem Hain der Camenen und der Grotte mit dem heiligen Quell, aus welchem die Vestalinnen das Wasser zu holen pflegten. In der Grotte sollte Numa mit der Camene Egeria seine vertraulichen Zusammenkünfte gehalten haben. In der Kaiserzeit war die Grotte mit Marmor eingefaßt, und Juvenal sagt:

„Wie viel ansprechender wäre des Wassers
Göttliche Weihe, besäumte mit grünendem Rande die Wellen
Gras, und entstellte der Marmor nicht den natürlichen Tuffstein.“

Die Porta Trigemina lag zwischen dem Tiber und der nördlichen Ecke des Aventins, in einer Gegend, die von alten Salzlagern Salinae hieß. Sie hatte wahrscheinlich ihren Namen von ihren drei Durchgangsbogen; denn das Thor war gewiß ein sehr lebhaftes, da hier der Weg zu dem außerhalb desselben gelegenen Handelshafen (Emporium) hinabführte.

Derselbe Tarquinius Priscus, der die Ringmauer begonnen, sorgte auch für die Wohnlichkeit und Schönheit der Stadt. Das Velabrum, das murcische Thal, der untere Theil des Forums und andere Niederungen der Stadt waren theils durch die häufigen Ueberschwemmungen des Tiber, theils durch stagnirende Quellen und von den Bergen abfließendes Wasser bis dahin noch zum großen Theil mit Sumpf und Morast bedeckt. Tarquinius legte diese Gegenden trocken durch ein verzweigtes System von unterirdischen Abzugscanälen, welche alle in Einen großen Canal zusammenliefen, in die Cloaca Maxima. Diese, ein Gewölbe aus Quadern von solcher Weite, daß ein beladener Heuwagen hindurchfahren konnte, mündete in den Tiber, und noch heute ist seine Mündung bei niederem Wasserstande zu sehen. Die ganze Anlage der Cloaca Maxima und der übrigen Canäle ist so großartig, daß sie auch jetzt noch die Bewunderung der Welt erregen und die Nachricht wahrscheinlich erscheint, daß erst der zweite Tarquinius das Werk vollendet habe.

In dem ausgetrockneten murcischen Thale zwischen Palatinus und Aventinus legte Tarquinius Priscus zum Abhalten der Spiele die große Rennbahn an, den Circus Maximus, von welchem wir an einer andern Stelle ausführlicher sprechen werden. Er füllte das ganze Thal aus in einer Länge von $3^1/_2$ Stadien und umschloß den Altar der Venus Murcia und den des Consus, dem ursprünglich die Spiele hier gefeiert wurden. Das Forum verschönerte Tarquinius durch Kaufhallen und Krambuden. Auch legte er den ersten Grund zu dem großen Jupitertempel auf dem Capitol, der ebenfalls erst von seinem Sohne Tarquinius Superbus vollendet wurde. Bis dahin hatten die verschiedenartigen

Bestandtheile des römischen Volkes jeder für sich seine besonderen Religionsculte gehabt, und diese Verschiedenheit der Religionen war ein Hauptgrund der bisherigen staatlichen Zersplitterung Roms gewesen. Die Tarquinier aber hatten das besondere Streben, einen einheitlichen Staat zu schaffen, und darum suchten sie auch einen gemeinsamen Cultus für die gesammte Bürgerschaft zu gründen. Dies wurde der Cultus des Jupiter, der Juno und der Minerva, welche zusammen in dem Jupitertempel auf dem Capitol verehrt werden sollten. Wie das Capitol zu dem herrschenden Mittelpunkte des römischen Staates bestimmt war, so sollte der dortige Jupitertempel der Mittelpunkt der römischen Staatsreligion werden.

Bis in die Zeiten des Hannibal reichte der Raum innerhalb der servianischen Mauer für die Bevölkerung aus. Nicht lange danach aber drängte sich die Stadt durch die stets wachsende Volksmenge allmählich über die alte Mauer derart hinaus, daß dieselbe in der Zeit des Augustus kaum noch hier und da zu entdecken war, und während man bis dahin nur wenige größere Anlagen in der unregelmäßig gebauten Stadt zerstreut fand, wurden in den zwei letzten Jahrhunderten der Republik und noch mehr in der Kaiserzeit die Altstadt sowohl wie die Vorstädte mit immer prächtigeren und großartigeren Bauten ausgeschmückt. Wir wollen aber den Rundgang, welchen wir jetzt zum Aufsuchen einzelner Oertlichkeiten und Gebäude anzustellen im Begriffe sind, nur durch die Altstadt innerhalb der servianischen Mauer machen, und den Bauten der spätern Jahrhunderte sowie den durch den Verkehr besonders belebten Gegenden der Stadt unsere Aufmerksamkeit für später vorbehalten.

Auf dem Palatinus, der uns schon einigermaßen bekannt ist, halten wir uns jetzt nicht auf, er erlangt auch erst mit dem Beginn der Kaiserzeit wieder eine besondere Wichtigkeit. Treten wir an der Ostseite des Palatinus aus der Porta Mugionis, so liegt vor uns eine Anhöhe mit Namen Velia, die bis nahe zu den Carinen hinüberreicht und rechts, gegen Südost, nach dem

Thale abfällt, in welchem auf den Karten ein großes Rundgebäude, das in der Kaiserzeit entstandene Amphitheatrum Flavium oder das Colosseum, gezeichnet ist. Nach der entgegengesetzten Seite, gegen Nordwest, senkt sich bis zum Capitolium hinab das große Forum. Auf der Höhe der Velia an der heiligen Straße gegenüber dem Tempel des Jupiter Stator stand eine Reiterstatue, die man für das Bild der aus der Zeit des Porsena bekannten Clölia ausgab; in Wirklichkeit war es das Bild der Venus mit dem Beinamen Cluilia oder Cluacina, welche öfter zu Pferde sitzend dargestellt ward. Nicht weit von dieser Stelle und der Porta Mugionis stand auch das Haus des Tarquinius Priscus. Das Fenster, aus welchem Tanaquil nach der Ermordung ihres Gemahles zum Volke sprach, war nach des Livius Angabe nach der Nova Via, der „neuen Straße", hin gerichtet, welche von der Porta Mugionis aus nach Nordwest allmählich sich senkend hart an dem Abhange des Palatinus hinlief bis zu der Porta Romanula. Ueberhaupt lagen auf der Velia mehrere Königshäuser, weshalb auch das römische Volk um so mehr noch um seine Freiheit besorgt ward, als nach der Vertreibung der Könige Valerius Poplicola dort an einer hohen und festen Stelle sich ein Haus baute. Als er die Besorgniß des Volkes gewahr ward, ließ er das Haus niederreißen und am Fuße des Hügels nach dem Forum hin, da wo später das Heiligthum der Vica Pota stand, aufschlagen. Am Abhang der Velia, nicht weit vom Markt, befand sich auch der Tempel der Penaten, in welchem die Bilder der troischen Götter aufbewahrt wurden.

Die Ebene, welche sich vom Fuße der Velia bis zum Fuße des Capitolinus hinabzog, war das große Forum, das Forum Romanum, von welchem wir in einem besonderen Abschnitt sprechen werden. Wir wenden uns vom Forum sogleich zum Capitolinus hinauf, der nur von dieser Seite seine Zugänge hatte. Auf der entgegengesetzten, dem Marsfeld zugekehrten Seite, wo heute die Hauptwege zum Capitolsplatze und zur Kirche St. Maria in Araceli hinaufführen, war der Berg schroff und durch die Be-

festigung nach außen gänzlich abgeschlossen. Der Capitolinus zieht sich von Südwest nach Nordost und ist an beiden Enden gegipfelt. Die nordöstliche höhere Spitze (jetzt Höhe von Araceli) hieß die Burg (arx), während der südwestliche Gipfel (jetzt die Höhe von Caffarelli), in frühester Zeit der tarpejische Berg genannt, seit der Erbauung des capitolinischen Jupitertempels vorzugsweise den Namen Capitolium hatte. Sein südlicher Abhang war der etwa 80 Fuß hohe tarpejische Fels, von welchem die Staatsverbrecher hinabgestürzt wurden. In der Mitte zwischen beiden Höhen ist eine Einsenkung, welche sich nach dem Forum hinabneigt; sie führte den Namen: Inter duos lucos, „zwischen den zwei Hainen". Auf der Burghöhe lag die von Tatius eingenommene Burg des Romulus, später jedoch wurde der ganze Berg mit einer gemeinsamen Befestigung umgeben und blieb, während die übrigen Hügel der Stadt ihren burgähnlichen Charakter mehr und mehr verloren hatten, auch noch in den folgenden Jahrhunderten die Festung der Stadt.

Da, wo die Einsenkung des Capitols sich nach dem Forum hin verläuft, am Rande des Marktes, stand ein Tempel der Concordia, nach der Ausgleichung des Kampfes der Stände von Camillus erbaut. Dagegen lag der von Manchen in diese Gegend verlegte alte Tempel des Saturnus, nach welchem Gotte früher der ganze Berg der saturnische genannt worden sein soll, südwestlich vom unteren Forum zwischen Capitolin und Palatin; er diente seit den ältesten Zeiten der Republik als Schatzhaus des Staates, als Aerarium. Nicht weit von dem Concordientempel, nordöstlich ihm gegenüber, ist in die Wurzel des capitolinischen Berges ein noch heute vorhandenes Steingewölbe gebrochen, ein Kerker für schwere Verbrecher, der Carcer Mamertinus, unter welchem in dem Fels noch ein zweiter Kerker angebracht war, das Tullianum. Den obern Theil, den Carcer Mamertinus, soll Ancus Martius, den unteren Servius Tullius angelegt haben. Doch scheint dies nur aus den Namen geschlossen worden zu sein. Tullianum bedeutet ein Quellhaus, und ein solches war wohl

ursprünglich der untere Raum, in dessen Boden noch heute eine Quelle entspringt. Auch erscheint der ganze Bau als ein nach Einem Plane ausgeführtes Werk, das wahrscheinlich in der tarquinischen Zeit entstanden ist; denn das Brunnenhaus steht mit den Cloaken in Verbindung, in welche sein Wasser abfließt. In dem schauerlichen feuchten Tullianum wurden die Mitverschworenen des Catilina hingerichtet; als Jugurtha in dasselbe hinabgestoßen ward, rief er, vom Wahnsinn erfaßt: „Wie kalt ist euer Bad!" Wenn die Triumphzüge vom Forum aus in die Nähe des Carcer gekommen waren, wendeten sie sich links, um nach dem Capitol und dem Tempel des Jupiter hinauf zu gelangen; die Gefangenen aber, die den Zug begleiteten, wurden in das Gefängniß geführt und dort getödtet.

Zwischen dem Carcer und dem Tempel der Concordia, unmittelbar hinter dem noch heute stehenden Triumphbogen des Severus beginnend, führte ein Stufengang hinauf in die Gegend zwischen den zwei Hainen. Hier lag in der Nähe des Tempels des Vejovis das Asyl, dessen Gründung dem Romulus zugeschrieben wird. In der späteren Zeit war dies Heiligthum mit einer hohen Einzäunung umfriedet. Derselbe Stufengang führte auch zur Arx. Hier lag nur eine geringe Zahl von Tempeln und öffentlichen Gebäuden, weniger wohl deswegen, weil diese Höhe nur eine beschränkte Fläche hatte, als weil eine Anfüllung des Ortes mit Gebäuden der Bestimmung desselben als Festung nicht angemessen war und hier von alter Zeit her das Auguraculum sich befand, die Orakelstätte, die eine freie Umschau erheischte. Der wichtigste Bau auf dieser Höhe war der Tempel der Juno Moneta, zur Zeit des Camillus auf derselben Stelle erbaut, wo das Haus des M. Manlius Capitolinus gestanden hatte. Mit diesem Tempel wurde nachher die römische Münze verbunden.

Von dem vorhin genannten Triumphbogen des Severus wandte sich eine Straße nach links, nach dem Clivus Capitolinus, auf welchem man zum Capitol im engern Sinn und dem Tempel des Jupiter gelangte. Dieser Clivus war die einzige eigentliche

Straße, Via, die auf das Capitol führte. Unter Via verstand man nämlich eine gepflasterte Fahr- und Hauptstraße, während die kleineren und gewöhnlichen Verbindungswege der Stadt Vici hießen. Führte aber eine Via einen Hügel hinauf, so nannte man das einen Clivus. Daneben gab es an den Hügeln für Fußgänger noch Semitae oder Gradus, „Fußsteige", „Stufengänge".

Das berühmteste Gebäude auf dem Capitolium war der Tempel des capitolinischen Jupiter, welchen Tarquinius Priscus beabsichtigt, aber erst sein Sohn, der zweite Tarquinius, ausgebaut hatte. Geweiht wurde er erst im ersten Jahre der Republik. An der Stelle, wo der Bau aufgeführt werden sollte, standen bereits zahlreiche Altäre und Kapellen, welche exaugurirt werden mußten. Alle betheiligten Gottheiten gaben dazu auch ihre Einwilligung; nur Terminus und die Juventas weigerten sich, von ihren Stellen zu weichen. Man sah darin die göttliche Verheißung, daß die Grenze des römischen Staates nie zurückweichen und der Staat ewig jung und kräftig bleiben werde. Ein ähnliches Wahrzeichen sah man in dem frischen Menschenhaupte, das man bei dem Graben der Fundamente in dem Boden fand und nach welchem die Anhöhe den Namen Capitolium erhalten haben sollte. Die Stätte mußte das Haupt der Welt werden. Die Höhe, auf welcher man den Tempel errichten wollte, war nach der Angabe des Dionysius eine schwer zugängliche, abschüssige Bergkuppe, auf welcher durch gewaltige Substructionen über unterirdische Felsenkammern und brunnenartige Tiefen, durch Aufmauerungen und Ausfüllungen erst künstlich eine Baufläche zu schaffen war. Dieser fast quadratische Platz, die Area Capitolina, war so geräumig, daß außer dem großen Jupitertempel noch eine Anzahl anderer Heiligthümer darauf eine Stelle fand und der übrige freie Raum zu Volksversammlungen benützt werden konnte.

Der Tempel selbst, auf hohem Unterbau (suggestus) stehend und mit seiner Fronte nach Süden gerichtet, war von hetruskischen Meistern und Werkleuten in hetruskischem Styl erbaut. Sein



Tempel des capitolinischen Jupiter zu Rom.

Umfang betrug 800 Fuß, die auf die 4 Seiten sich so vertheilten, daß die Längenseiten 207½, die Breite 192½ Fuß betrugen. Das Ganze näherte sich also der Form eines Quadrats, und davon nahm die vordere Hälfte eine Säulenhalle ein, die, von der Flanke angesehen, aus drei, von vorn angesehen, aus sechs Säulenreihen bestand. Die hintere Hälfte zerfiel in drei unter einem gemeinsamen Dache liegende Cellen, welche den drei capitolinischen Gottheiten geweiht waren, die mittlere größere dem Jupiter, die kleineren zur Rechten und zur Linken der Juno und Minerva. An den beiden Längenseiten des Tempels lief eine Säulenreihe hin bis an die Rückwand. In der Celle des Jupiter befand sich eine sitzende Bildsäule des Gottes, ursprünglich aus gebranntem Ton, das Gesicht mit Mennig bemalt, mit einem thönernen Blitz in der Rechten, in der Linken ein Scepter. Die Bilder der Juno und der Minerva waren stehend. In der Celle der Minerva standen die Altäre der Götter, welche bei der Gründung des Tempels dem Jupiter nicht hatten weichen wollen, der Altar des Terminus, über welchem das Dach offen gelassen war, und der der Juventas. Die Weite der Säulenstellung und der starke Dachvorsprung gaben dem Bau etwas Schwerfälliges und Breitspuriges, womit jedoch eine gewisse Würde, welche Cicero dem Bau wegen seines hohen Giebels zuschreibt, wohl vereinbar war. Auf der vorderen First des Tempels stand ein thönernes Viergespann, das, von Tarquinius bei vejentischen Meistern bestellt, im Brennofen so wunderbar angeschwollen war, daß man, um es herauszunehmen, den Ofen abbrechen mußte — ebenfalls eine Vorbedeutung der künftigen Größe Roms. Im Jahre 296 v. Chr. stellten die schon früher einmal genannten Brüder Cn. und Q. Ogulnius ein andres, wahrscheinlich bronzenes Viergespann mit der Statue Jupiters über dem nördlichen Giebel auf. Dieselben Ogulnier legten im Tempel eherne Thürschwellen und weiheten Silbergeschirr in Jupiters Celle, wie früher schon Camillus drei goldene Schalen daselbst niedergelegt hatte. Ueberhaupt wurde der Tempel im Laufe der Zeit mit

vielen Weihgeschenken angefüllt, so daß die 181 v. Chr. gewählten Censoren M. Fulvius Nobilior und M. Aemilius Lepidus sich veranlaßt sahen, den Tempel von dem entstellenden Schmuck zu säubern.

Im Jahre 84 v. Chr., während des sullanischen Bürgerkrieges, brannte der altehrwürdige Tempel ab. Sulla ließ ihn nach denselben Maßen und Grundverhältnissen von prächtigerem Material wieder herstellen, indem er unter Anderm Säulen von dem Tempel des Zeus Olympios aus Athen dazu herbeischaffte; Q. Lutatius Catulus weihte ihn. Unter den Kaisern brannte er wenigstens noch zweimal ab. Domitian baute ihn zum viertenmal auf mit ungeheurer Pracht, und dieser Bau stand wahrscheinlich noch zur Zeit des Honorius. Stilicho soll damals die goldenen Platten, mit welchen die Thüren bekleidet waren, haben abnehmen lassen.

Auf der Area des Tempels stand noch eine größere Zahl von Heiligthümern. Wir nennen darunter den von Romulus gegründeten Tempel des Jupiter Feretrius, in welchem die Spolia opima aufbewahrt wurden — es soll der älteste Tempel Roms gewesen sein — den Tempel der Fides, den Numa baute, die Tempel der Mens und der Venus Erycina, beide nach der Schlacht am Trasimenus gelobt und zwei Jahre später geweiht. Ferner befand sich hier die Curia Calabra, vor welcher an den Calenden jedes Monats die Pontifices die Geltung der einzelnen Tage desselben verkündeten, auch eine Curie für Senatssitzungen und eine Rednerbühne.

Dem Capitol gegenüber im Fluß liegt die Tiberinsel, welche der Sage nach durch das nach Vertreibung der Tarquinier vom Campus Martius abgemähte und in den Fluß geworfene Getreide entstanden war. Sie war in Form eines Schiffes aufgemauert, zur Erinnerung an das Schiff, das im Jahre 290 v. Chr. zur Zeit einer Pest die Schlange des Aesculap aus Epidauros nach Rom gebracht hatte; die Schlange, den Genius des Gottes repräsentirend, war aus dem Schiff nach der Insel geschwommen und

hatte sich hier ihr Heiligthum gewählt. Der Tempel des Aesculap wurde ungefähr in der Mitte der Insel gebaut. Auch andere Tempel noch standen auf der Insel. Die Gründung dieser Heiligthümer war Veranlassung, daß man die Insel frühzeitig durch eine Brücke mit der Stadt und bald darauf auch mit dem jenseitigen Ufer verband.

Der auf der entgegengesetzten Seite dem Capitolinus gegenüberliegende Quirinalis ist ein langer schmaler Bergzug, über dessen Rücken der Länge nach die Alta Semita (der hohe Steig) hinging, die heutige Strada di Porta Pia. In früherer Zeit soll der Berg Agonus geheißen haben, wovon der Name der Salii Agonales zu erklären ist, welche von Tullus Hostilius den von Numa gestifteten palatinischen Saliern hinzugefügt worden waren und auf dem Quirinal ihren Sitz hatten. Sie hießen auch Salii Collini, denn von den Bergen Roms wurden der Quirinalis und Viminalis, obgleich nicht niedriger als die andern, allein colles (Hügel) genannt, die übrigen montes (Berge). Daher auch der Name Porta Collina. Den Namen Quirinalis erhielt der Berg von den Sabinern oder Quiriten, die sich hier zuerst angesiedelt hatten, und von diesen stammen auch noch die alten sabinischen Culte und Heiligthümer desselben. In der Nähe der Ringmauer kennen wir die alten Tempel der Flora, des Semo Sancus oder Dius Fidius und der Salus. Der Tempel der Salus war berühmt durch die Gemälde, mit welchen Fabius Pictor ihn geschmückt hatte. In seiner Nähe wohnte Ciceros Freund Pomponius Atticus. Sancus war der sabinische Himmelsgott und der Gott der Treue; deshalb wurden in seinem Tempel die Urkunden beschworner Verträge und Bündnisse aufbewahrt. Auch stand in ihm eine Bildsäule der Caia Cäcilia, die man mit der Tanaquil identificirt hat, des alten Musterbildes einer treuen und gewissenhaften Hausfrau. Man zeigte auch dort ihren Rocken und Spindel und ihre Sandalen. Der alte, später sehr glänzende Tempel des Quirinus, des sabinischen Kriegsgottes, lag an dem gegenüberliegenden Rande des Berges

über dem Thal des Quirinus und dem Vicus Longus (der langen Gasse). Vor ihm standen zwei heilige Myrten, von denen die eine die patricische, die andre die plebejische genannt ward. Lange Zeit, so erzählt Plinius, war der patricische Baum stark und kräftig, während der plebejische krankhaft aussah; danach aber war es umgekehrt. Auf der südlichen Spitze des Quirinalis lag das Capitolium Vetus (das alte Capitol), ein uraltes Sacellum der vereinten sabinischen Götter Jupiter, Juno und Minerva, älter als der Tempel der gleichnamigen Götter auf dem Capitol, und eins der angesehensten Heiligthümer der Stadt, dessen Cult bis in die späteste Kaiserzeit dauerte.

Der Name Viminalis soll herkommen von dem Weidengebüsch, mit dem er in alter Zeit bedeckt war. Auf ihm sind hervorragende Gebäude nicht bekannt; es wohnten dort meist geringe Leute. Auch der Esquilinus war früher mit Wald bewachsen, von dem noch später die vielen Haine auf demselben die letzten Reste waren. Die Gegend wurde auch größtentheils von niederem Volke bewohnt; denn sie war ungesund und vom Fieber heimgesucht, da sich auf der dahinter gelegenen Ebene, dem Campus Esquilinus, der allgemeinste Begräbnißplatz befand und selbst frei liegende Leichname der Verwesung überlassen wurden. Von alten heiligen Stätten, deren sich mehrere auf und an dem Esquilin befanden, erwähnen wir das Tigillum Sororium, den „Schwesterbalken“, unter welchem der Horatier, der nach dem Siege über die Curiatier seine Schwester an der Porta Capena erstochen hatte, wie unter einem Galgen zur Strafe hindurchgehen mußte. Die Stelle befand sich in der engen Gasse, die von den Carinen in den Vicus Cyprius hinabführte. Der Balken war quer über die Gasse gelegt und in die gegenüberstehenden Mauerwände eingelassen; von Zeit zu Zeit auf Staatskosten erneuert, erhielt er sich bis in die späte Kaiserzeit. Unter demselben stand auf jeder Seite ein Altar, der eine der Juno Sororia, der andre dem Janus Curiatius geweiht; auf diesen wurden alljährlich den Geistern der durch das Schwert

des Horatiers Gefallenen Sühnopfer dargebracht. Die höchste Stelle des eben genannten Vicus Cyprius hieß Vicus Sceleratus, die „verfluchte Gasse", weil hier, wie man erzählte, der König Servius, als er aus der Curie nach seinem auf dem Esquilin gelegenen Palaste zurückeilte, von den Trabanten des Tarquinius Superbus gemordet worden war und seine Tochter ihren Wagen über seine Leiche gelenkt hatte.

Der Cälius, ein durch verschiedene Aufgänge und Schluchten in mehrere Theile getheilter Berg, soll in ältester Zeit von den dort befindlichen Eichenwaldungen Querquetulanus geheißen haben, woraus sich auch der Name der benachbarten Porta Querquetulana erklärt. Uebrigens war der Berg schon früh bewohnt; König Tullus soll hier seine Wohnung genommen haben. In der republikanischen Zeit ist der Berg durch keine bedeutenderen Anlagen ausgezeichnet. In der Kaiserzeit aber befanden sich hier zahlreiche Privatwohnungen vornehmer und berühmter Römer und mehrere Paläste. Wir wollen schon hier gleich das berühmte Haus der Laterani anführen, das allerdings außerhalb der servianischen Mauer lag. Zur Zeit des Nero gehörte es der vornehmen Familie der Plautii Laterani, wurde aber damals, nachdem der Besitzer wegen einer Verschwörung hingerichtet worden war, kaiserliches Eigenthum. Später schenkte der Kaiser Septimius Severus den Palast seinem Freunde Lateranus, dann kam er in Besitz des christlichen Kaisers Constantin, der ihn prachtvoll schmückte und angeblich dem römischen Bischofe schenkte.

Vom Cälius wenden wir uns hinüber zu dem Aventin, der nach der gewöhnlichen Erzählung schon von Ancus mit Plebejern bevölkert worden sein soll; allein nach glaubhafterer Ueberlieferung war er bis zur Lex Icilia (456 v. Chr.) Gemeindeland und größtentheils noch mit Wald bedeckt. Durch das icilische Gesetz wurde er der städtischen Plebs zum Wohnsitz und zum Häuserbau überlassen, und seitdem ist er vorzugsweise von Plebejern bewohnt gewesen. Die Schutzgottheit der Plebejer war die Ackergöttin Ceres, und der Tempel der Ceres, welcher am

Abhang des Aventin über den Carceres des Circus Maximus stand, scheint der religiöse Mittelpunkt der plebejischen Gemeinde gewesen zu sein. In demselben war das Amtslocal der plebejischen Aedelen, ihre Registratur und die von ihnen verwaltete plebejische Kasse. Seit den Consuln Valerius und Horatius (449 v. Chr.) wurden auch die Senatsbeschlüsse hier niedergelegt, um sie vor Fälschung zu bewahren.

Der Hauptaufgang zum Aventin, der erst von dem Kaiser Claudius zum Pomörium der Stadt hinzugefügt wurde, war von Norden her, er hieß der Clivus Publicius. Von den zahlreichen Heiligthümern, die sich auf der Höhe des Berges befanden, wollen wir blos anführen den Tempel der Diana, welchen Servius Tullius als Bundesheiligthum der gesammten Latiner erbaute, und den von Camillus nach der Eroberung von Veji gegründeten Tempel der Juno Regina, deren Bild von Veji aus hierher gebracht wurde. Eine südliche Erhöhung des Aventin war die Remuria oder Remoria; hier hatte Remus seine unglücklichen Auspicien genommen.

Die Fora in Rom.

Das römische Forum, Forum Romanum, erstreckte sich, wie wir bereits gehört, von dem Fuße der Velia bis hinab zum Fuße des Capitols, an der nordöstlichen Seite des Palatinus. Wenige Stellen der Welt kommen ihm gleich an geschichtlicher Bedeutung. Hier war das pulsirende Herz der Stadt und der von ihr beherrschten Welt, hier drängte sich das ganze öffentliche Leben zusammen und gab Jahrhunderte lang dem viele Länder umfassenden Reiche Bewegung, Gesetz und Regel. Und heute weidet auf dieser Stelle das Vieh, sie heißt das Kuhfeld, Campo Vaccino; aus überwachsenen Trümmern ragt hier und da ein Bogen, eine Säule empor und gibt traurige Kunde von entschwundener Pracht.

Das Forum war ein unregelmäßiges Viereck, dessen beide Längenseiten nach der Velia hin etwas convergirten. Seine Länge betrug 630 pariser Fuß, seine Breite unter dem Capitol 190, dagegen unter der Velia 110 Fuß. Von allen Seiten war es von Gebäuden und Straßen eingeschlossen; doch wechselten diese Gebäude mehrfach, wie denn das Forum überhaupt im Laufe der Zeit gar manche Veränderung erlitten hat. Wir thun daher gut, wenn wir bei seiner Betrachtung die Zeiten auseinander halten.

In der Königszeit und den älteren Zeiten der Republik war der Haupttheil des Forums die obere, unter der Velia gelegne Hälfte; denn hier concentrirte sich damals das politische Leben. Sie hieß Comitium, d. h. Versammlungsplatz, weil die Bürgerschaft, die damals blos aus Patriciern bestand, in Curien getheilt, hier ihre Volksversammlungen, die Comitia Curiata, hielt. Der Platz war gepflastert und wahrscheinlich etwas über dem unteren Theile des Forums erhöht. Dieser untere Theil, Anfangs ohne Pflaster, war das Forum im engern Sinn und bildete in älterer Zeit nur den Verkehrsplatz für Handel und Wandel. Es war ein Marktplatz ohne politische Bedeutung, nahm aber, seitdem die Plebejer sich hier nach Tribus zu ihren Berathungen versammelten, allmählich an Wichtigkeit zu, und da diese Tribusversammlungen mit der Zeit auch politische Bedeutung erhielten, so wurde auch der Platz in das politische Leben hereingezogen, so sehr, daß er in den letzten Jahrhunderten der Republik das Comitium in Schatten stellte.

Das Comitium, wo sich die Patriciergemeinde versammelte, war eigentlich nur der Vorplatz (area) der Curia Hostilia, des von Tullus Hostilius erbauten Rathhauses, in welchem der Senat seine Sitzungen hielt. Die Curia lag an der nördlichen Seite des Comitiums und blieb über sechs Jahrhunderte lang der gewöhnliche Versammlungsort des Senats, bis er im J. 52 v. Chr. bei dem stürmischen Leichenbegängniß des Clodius in Flammen aufging. Eine ziemlich hohe Treppe führte von dem Vorplatz zu der Curie hinauf, und in deren Nähe sah man die Bildsäule

des Augurs Attus Navius. Neben derselben stand ein Feigenbaum, den man auch mißbräuchlich den ruminalischen Feigenbaum nannte. Nachdem nämlich der wirkliche ruminalische Feigenbaum am Lupercal verdorrt und abhanden gekommen war, gewöhnte man sich, den auf dem Comitium stehenden Feigenbaum mit diesem Namen zu belegen, und nun erzählte man, der berühmte Augur Navius habe durch ein Wunder jenen Baum hierher versetzt. Zur Seite der Curia befand sich ein erhöhter Platz, Gräcostasis, d. h. Griechenstand, und über diesem ein zweiter freier Platz, Senaculum genannt. Der letztere diente den Senatoren zum gewöhnlichen Sammelplatze am Comitium; auf der Gräcostasis aber hielten sich die Gesandten der Griechen und andrer fremden Völker auf, wenn sie auf Entscheidungen des Senates warteten. Beide Plätze waren in dem sogenannten Vulcanal, auf welchem auch noch ein Tempel stand, den der Consul Opimius nach dem Untergang des C. Gracchus der Concordia, „der Eintracht", wie zum Hohne erbaut hatte. Das Vulcanal war ein heiliger Raum des Vulcanus; Romulus sollte ihn geweiht haben und auf ihm mit T. Tatius zu gemeinschaftlichen Berathungen zusammengekommen sein. Noch zur Zeit des Plinius stand auf ihm ein uralter Lotosbaum, wie man sagte, der Rest einer Waldung, welche sich hier vor der Gründung der Stadt befunden habe. Vom Vulcanal herab sollen in alter Zeit die Magistrate zum Volke geredet haben; später jedoch befand sich die Rednerbühne auf der Grenze zwischen Comitium und Forum. Sie hieß Rostra, die „Schiffsschnäbel", weil sie unten mit Schnäbeln der den bezwungenen Antiaten im J. 338 v. Chr. abgenommenen Schiffe geschmückt war. An den Rostris standen zahlreiche Ehrendenkmäler und andere Statuen. Ihnen gegenüber, am östlichen Ende des Comitiums, lag die Gerichtsstätte, das alte und in früherer Zeit einzige Tribunal des Prätors, eine durch Aufmauerung über den Boden des Comitiums erhöhte Terrasse.

Das Comitium also war in älterer Zeit der Centralpunkt des

öffentlichen Lebens. Dort fanden die Senatssitzungen und die Volksversammlungen statt, dort war für die Magistrate die Hauptstelle ihrer amtlichen Thätigkeit. Aber am Comitium lag auch der sacrale Mittelpunkt des Staates, das von Numa gestiftete Heiligthum der Vesta. Es war gelegen an der Südseite des Comitiums unter dem Palatium und bestand aus einem Complex von mehreren heiligen Gebäuden, von denen der Tempel der Vesta selbst das hauptsächlichste war, ein Rundgebäude und kein eigentlicher Tempel in römischem Sinn. Neben ihm lag die Regia, das Königshaus des Numa, auch zu dem Vestaheiligthum gehörig und während der Republik die Wohnung des Pontifex Maximus. Sie lag am Ende des Comitiums. Hinter dem Vestaheiligthum, durch die Via Nova von demselben geschieden, zog sich an dem Abhang des Palatinus der Hain der Vesta hin.

An der Regia erreichte die Sacra Via, die heilige Processionsstraße Roms, das Forum. Sie kam von Osten her, von dem Sacellum Streniae in der Nähe des Colosseums, über die Velia, wo sie summa sacra via hieß, und lenkte von der Regia aus nach der nördlichen Seite des Forums, an deren ganzer Länge sie hinlief, um alsdann links über den Clivus Capitolinus sich zum Capitol hinaufzuwenden. An den Iden eines jeden Monats ging ein heiliger Opferzug über die ganze Länge der heiligen Straße bis zum Capitol hinauf, wo dem Jupiter ein Schaf geschlachtet ward. Im gemeinen Leben führte den Namen Sacra Via nur derjenige Theil derselben, welcher sich von dem Hause des Rex Sacrificulus auf der Velia bis zum Anfang des Comitiums erstreckte.

Der untere Theil des Forums oder das Forum im engeren Sinn war bis auf Tarquinius Priscus in den niederen Stellen noch versumpft. Dieser König legte durch Canalisirung den ganzen Platz trocken und baute an den beiden Längenseiten Kaufhallen und Tabernen für den Handel jeglicher Art. Sogar Schulen befanden sich hier, wie wir aus der Geschichte der Virginia wissen. Allmählich aber, seit die politische Bedeutung des Platzes wuchs,

zog sich der Marktverkauf von hier weg nach verschiedenen andern Plätzen der Stadt, die auch Fora hießen, Verkaufsfora (fora venalia), wie das Forum Boarium (Ochsenmarkt), Piscarium (Fischmarkt), Olitorium (Gemüsemarkt) u. s. w., und es blieben die Tabernen des Hauptforums besonders noch den Geldwechslern, weshalb sie den Namen argentariae tabernae, „Wechslerbuden" erhielten. Nach diesen Tabernen nun werden die beiden Längenseiten des Forums benannt; die südliche Seite hieß sub Veteribus, d. h. „unter den alten Tabernen", die nördliche sub Novis, „unter den neuen". Ein Theil dieser Tabernen scheint Privatbesitz gewesen zu sein, andre waren Staatseigenthum. — An der nördlichen Seite des Forums gab es in der älteren Zeit keine bemerkenswerthen Gebäude. Gegen Ende der Republik standen hier drei Jani oder Durchgangsbogen, deren Entstehungszeit unbekannt ist, der summus, „der Höchstgelegene", am Eingange von der Velia her, der imus am untersten Ende des Forums und der mittlere, der Janus medius. Es waren sehr umfängliche Gebäude mit Gemächern über den Durchgängen, in welchen Geldwechsler ihre Geschäfte trieben. In dem mittleren wurden die meisten Geschäfte gemacht; man kann es die römische Börse nennen.

An der südlichen Seite des Forums lag nicht weit vom Vestaheiligthum der Tempel des Castor und Pollux, gewöhnlich blos der Tempel des Castor genannt, eins der berühmtesten Heiligthümer Roms. Die Erbauung des Tempels war in der Schlacht am See Regillus (496 v. Chr.?) von dem Dictator A. Postumius gelobt worden, worauf nach der Sage die beiden Dioskuren auf weißen Rossen an der Spitze der römischen Reiterei den Feinden nachjagten. Noch ehe der Kampf aber völlig beendigt war, erschienen die beiden Jünglinge auf schweißtriefenden Rossen, mit Blut und Staub bedeckt, auf dem Forum zu Rom und verkündeten den Sieg. Nachdem sie dann ihre Rosse in dem nahen Quell der Juturna gewaschen, verschwanden sie. Deswegen erbaute man auch den Götterjünglingen den gelobten Tempel zu Rom am

Quell der Juturna. Der Sohn des Dictators weihte ihn ein im J. 484 v. Chr. Zwischen dem Castortempel und dem Capitol mündeten von Süden her der Vicus Tuscus und Vicus Jugarius in das Forum ein. Von den Bauten, welche an der Westseite, am Fuße des Capitols, das Forum begrenzten, ist schon früher gesprochen.

Ungefähr in der Mitte des Forumsplatzes selbst befand sich der Lacus Curtius, der curtische See, wie es scheint, ein Puteal, eine vom Blitz getroffene Stelle, welche mit einer viereckigen Mauer eingeschlossen war. Diese Umschließung stammte von dem Consul C. Curtius (446 v. Chr.), und davon wird die Stelle ihren Namen haben. Dagegen soll nach einer Erzählung bei Livius (1, 12) an dieser Stelle ein Sumpf gewesen sein, in welchen in der Sabinerschlacht zur Zeit des Romulus der Führer der Sabiner Metius Curtius mit seinem scheu gewordenen Pferd hineingetrieben ward. Anderwärts aber (7, 6) erzählt er, im J. 362 v. Chr. sei mitten auf dem Markte eine weite Kluft entstanden, welche man durch hineingeschüttete Erde vergebens auszufüllen gesucht habe. Als die Wahrsager erklärten, wenn dem Schlunde das geopfert werde, worin die Hauptstärke des römischen Volkes bestände, so werde der Schlund sich schließen, da stürzte sich M. Curtius, ein edler römischer Jüngling, auf seinem Schlachtrosse in voller Rüstung in denselben hinein, und der Schlund schloß sich über seinem Opfer. Davon habe der hier entstandene Lacus Curtius seinen Namen. Ganz nahe bei dem Lacus Curtius stand ein Feigenbaum, eine Weinrebe und ein Oelbaum.

Auf dem Forum befand sich ferner die Ehrensäule des C. Duilius, welcher bei Mylä den ersten Seesieg über die Carthager erfochten hatte, die Columna Duilia oder rostrata, weil sie an ihrem Fuße mit den Schiffsschnäbeln (rostra) erbeuteter Schiffe verziert war. Die Inschrift der Säule, von welcher noch Bruchstücke vorhanden sind, verkündete die Thaten des Duilius und die Menge der heimgeführten Beute. Eine ähnliche Säule

auf dem Forum war die Columna Mänia, zu Ehren des Besiegers der Antiaten errichtet. Auch verschiedene Reiterstatuen, wie die des L. Camillus, des Mänius, waren auf dem Forum aufgestellt, sowie noch manche andere Denkmäler, jedoch nicht in der Zahl wie auf dem Comitium. Denn auf dem Forum erheischten die Comitia Tributa und die Gladiatorenkämpfe, welche bis über die Zeit der Republik hinaus in der Regel hier aufgeführt wurden, einen großen freien Raum. Auch öffentliche Gastmähler wurden auf dem Forum gehalten, und dann standen hier noch mehrere Gerichtstribunale, welche neben dem am Comitium stehenden ältesten Tribunal, dem des Prätor Urbanus, allmählich nöthig geworden waren. Die Tribunale auf dem Forum aber bestanden nicht aus Stein, sondern aus Holzgerüsten, so daß sie nöthigenfalls abgeschlagen werden konnten.

In den ersten Jahrzehnten nach dem hannibalischen Kriege kam eine Zeit, wo die Censoren und Aedilen in gemeinnützigen Bauten wetteiferten und das römische Bauwesen überhaupt im Interesse des allgemeinen Nutzens einen großartigen Aufschwung nahm. In dieser Zeit entstanden am Forum die ersten Basiliken. Die Basiliken waren Gebäude, welche für den öffentlichen kaufmännischen Verkehr bestimmt waren und zugleich zu Gerichtsverhandlungen benutzt wurden, so daß Streitigkeiten zwischen Handelsleuten sogleich im Innern des Gebäudes zur richterlichen Erledigung gebracht werden konnten. Ihr Name wird von der königlichen Halle (στοὰ βασίλειος) zu Athen, dem Amtslocal des Archon Basileus, abgeleitet, da sie im Allgemeinen nach dem Muster dieses Gebäudes angelegt waren. Es waren Säulenhallen, welche ringsum mit Mauern umgeben und mit einem vollständigen Dache überdeckt waren. Ihre Länge war in der Regel beträchtlich größer als ihre Breite, und wenn man durch das Portal in der schmalen Seite eintrat, so hatte man einen großen Saal vor sich, welcher der Länge nach durch zwei Säulenreihen in drei Schiffe getheilt war. Das mittlere Schiff war bedeutend breiter als die beiden Seitenschiffe, und an seinem entgegengesetzten Ende,

an der Hinterwand, befand sich ein gewöhnlich halbkreisförmiger Abschluß, in welchem das Gerichtstribunal errichtet war. Uebrigens gab es außer den dreischiffigen Basiliken auch welche mit einem Schiff und mit fünf Schiffen.

Solche Basiliken also in großartigem Maßstabe wurden bald nach dem hannibalischen Kriege zu Rom am Markte erbaut, und sie dienten in einer Zeit, wo der öffentliche Verkehr immer mehr wuchs, zur Erweiterung des von Anfang an nicht sehr geräumigen Forums. Denn sie erhoben sich nicht auf dem Areal des Forums selbst, sondern hinter der Linie der Tabernen und Hallen des Tarquinius, die allmählich verschwanden. Die erste Basilica erbaute auf Staatskosten der Censor M. Porcius Cato im Jahre 185 v. Chr. an der nördlichen Seite des Forums in der Nähe der Curia Hostilia an einer Stelle, die Lautumiä hieß, nachdem er für den Platz vier Tabernen und einige Privatgrundstücke angekauft hatte. Sie hieß nach ihrem Erbauer Basilica Porcia. Während der Unruhen des Clodius brannte sie ab und wird seitdem nicht mehr erwähnt, so daß ihre Wiederherstellung zweifelhaft ist. Die zweite Basilica, größer und berühmter als die vorhergehende, wurde im Jahre 180 v. Chr. erbaut von den Censoren Aemilius Lepidus und Fulvius Nobilior. Sie stand neben der Porcia nach dem Capitol zu und hieß Fulvia-Aemilia, später jedoch blos Aemilia, da in der Folge alle Restaurationen derselben von den Aemiliern ausgingen. Zur Zeit des Augustus brannte sie ab, wurde aber von einem Aemelius Paulus zum großen Theil mit dem Gelde des Augustus wieder aufs prachtvollste hergestellt. Die Säulen bestanden aus phrygischem Marmor. Eine dritte Basilica, die Sempronia, erstand 170 v. Chr. auf der südlichen Seite des Forums ungefähr der Aemilia gegenüber, neben dem Castortempel am Vicus Tuscus, an einer Stelle, wo bisher das Haus des Scipio Africanus gestanden hatte.

So befanden sich also gegen Ende der Republik am Forum im weitern Sinne von größeren Gebäuden auf der nördlichen Seite: die Curia Hostilia, die Basiliken Porcia und Aemilia, an

der Südseite: das Vestaheiligthum, der Castortempel und die Basilica Sempronia.

Eine neue Aera begann für das Forum durch Julius Cäsar und seinen Nachfolger Augustus, der in vielfacher Hinsicht die von Cäsar entworfenen Pläne erst in Ausführung brachte. Das Comitium hatte schon längere Zeit seine politische Bedeutung verloren; denn die Curiatcomitien, die sich dort versammelten, waren antiquirt; der Senat und sein Sitzungslocal, die Curia, waren bei dem demagogischen Treiben der letzten Zeiten ihres Zaubers entkleidet, alles politische Leben hatte sich nach dem unteren Theil des Forums gezogen. Deshalb hatte C. Gracchus die Neuerung eingeführt, wenn er auf der Rednerbühne sprach, statt nach dem Comitium sich nach dem Forum hinzuwenden, und die spätern Demagogen sprachen statt von den Rostris lieber von den Stufen des Castortempels zu dem auf dem Forum versammelten Volke. Aber man hatte doch bisher sich gescheut, die altehrwürdigen geheiligten Stätten zu verrücken. Als aber Cäsar die alten Formen zerschlug, um auf ihren Trümmern sich die Alleinherrschaft zu gründen, da beschloß er, auch jene Denkmäler, welche an die Herrschaft der Aristokratie erinnerten, zu beseitigen und dem Forum eine seiner jetzigen Bedeutung entsprechendere Einrichtung zu geben.

Die Curia Hostilia war 52 v. Chr. abgebrannt, und Faustus Sulla, ein Sohn des Dictators, hatte sie erneuert; aber Cäsar ließ sie unter dem Vorwand eines Gelübdes niederreißen und baute an der Stelle einen Tempel der Felicitas, um an einer andern Stelle für den Senat einen Sitzungssaal zu schaffen, der von ihm den Namen trüge. Aber erst Octavian baute diese Curia Julia, und zwar an der südlichen Seite des Comitiums, dem Tempel der Felicitas gegenüber, zwischen dem Vestaheiligthum und dem Castortempel. Auch die Rednerbühne hatte Cäsar zu verlegen beschlossen; aber auch dies führte erst Augustus aus. Sie ward etwa in der Mitte der Südseite des unteren Forums angebracht und mit Reiterstatuen des Cäsar und des Augustus

sowie mit den Statuen und Denkmälern der alten Rostra geschmückt. Uebrigens wurde auch eine neue Rednerbühne am Comitium errichtet, die Rostra Julia, grade den alten Rostris gegenüber, an der Stelle, wo wir früher das Tribunal des Prätor Urbanus gefunden haben. Hier erhob sich nach Cäsars Tode ein Tempel des Divus Julius, auf hohem Unterbau, mit der Vorderseite nach dem Forum und dem Capitolium hin gerichtet. Zwei Reihen Stufen führten von dem Comitium zu ihm empor, und oben zwischen denselben war eine Rednerbühne hergerichtet, welche Augustus mit den Rostris der bei Actium erbeuteten ägyptischen Schiffe zieren ließ.

Die Basilica Julia, von Cäsar begonnen, von Octavian vollendet, lag auf der Südseite des unteren Forums, an der Stelle, wo früher die Sempronia gestanden. Sie war für die sogenannten Centumviralgerichte bestimmt. Nach den neueren Ausgrabungen bildete sie ein mächtiges Viereck, das durch vier Reihen starker Pfeiler in fünf Schiffe getheilt ward. Der Fußboden war mit Marmorplatten belegt. Die Ausdehnung des Gebäudes war so groß, daß darin an vier verschiedenen Stellen Gericht gehalten werden konnte. In der Nähe der Basilica Julia wird in später Zeit noch die Gräcostasis oder das Gräcostadium erwähnt; wann aber die Gräcostasis aus der Gegend des Comitiums hierher verlegt worden, ist unbekannt. Am Clivus Capitolinus stellte Augustus das sogenannte Milliarium aureum auf, einen wahrscheinlich mit vergoldeter Bronze bekleideten Meilenstein, an welchem nach Plutarchs Ausdruck alle Wege Italiens ihren Endpunkt hatten; es waren also wohl die Namen und die Längen der von Rom ausgehenden Straßen auf demselben verzeichnet.

Durch den furchtbaren Brand unter Nero, der im Jahre 64 n. Chr. den größten Theil der Stadt Rom in Asche und Trümmer legte, hatte auch das römische Forum sehr gelitten. Der untere Theil desselben war wahrscheinlich verschont geblieben; aber die Gebäude am Comitium waren ein Raub der Flammen geworden. Als Vespasian im Jahre 69 auf den Thron kam, lag

andere Gebäulichkeiten. Der ganze Complex dieser Bauten aber war mit einer hohen Mauer umgeben, welche ihn gegen die in Rom so häufigen Feuersbrünste schützte. Unmittelbar an das Forum des Cäsar schloß sich das Forum Augusteum mit dem Tempel des Mars Ultor, zwei Triumphbogen des Drusus und Germanicus und vielen auf die römische Kriegsgeschichte bezüglichen Denkmälern. Augustus hatte, um den Platz auszuzeichnen, bestimmt, daß hier die jungen Cäsaren die Toga Virilis nehmen, daß die Magistrate von hier aus zur Verwaltung ihrer Provinzen abgehen und die Insignien der Triumphatoren sowie die eroberten Militärzeichen hier niedergelegt werden sollten. Auch der von Vespasian in derselben Gegend angelegte Tempel der Pax (des Friedens) hatte eine ähnliche Einrichtung wie die vorgenannten Fora und hieß deshalb in späterer Zeit auch Forum Vespasians. Zwischen ihm und den Foren des Cäsar und Augustus wurde das Forum des Nerva gebaut, das auch Forum Transitorium, „Durchgangsforum", hieß, weil auf diesem lebhaften Verkehrsplatz eine Hauptstraße durch das Forum nach der Subura hindurchging.

Auf der andern Seite der Fora des Cäsar und Augustus nach Nordwest hin, schloß sich das Forum Trajans an, eine Reihe von Bauten, welche alles Bisherige an Pracht weit hinter sich ließen und, die gesammten Fora Cäsars, Augusts und Nervas an Ausdehnung übertreffend, sich bis zur Grenze des Marsfeldes hinzogen. In der Mitte der eigentlichen Area des Forums oder des Atriums stand die Reiterstatue des Trajan; zunächst an dem Atrium lag quer die berühmte fünfschiffige Basilica Ulpia in einer Breite von 170 Fuß, und neben dieser stand die große noch wohl erhaltene Säule des Trajan (Columna Traiani). Diese erhebt sich auf einem viereckigen, mit der Inschrift und mit Basreliefs versehenen Untersatz bis zu einer Höhe von 117 Fuß; ebenso tief hatte man an dieser Stelle zwischen Capitolin und Quirinalis das Erdreich abgegraben, um für das Forum die Ebene zu gewinnen. Die Säule selbst



Trajansſäule zu Rom.

besteht aus neunzehn großen cylindrischen Blöcken von weißem Marmor, die im Innern zu einer spiralförmig sich windenden Treppe ausgearbeitet sind. Die innere Treppe, aus 184 Stufen bestehend, erhält einiges Licht durch 45 Oeffnungen. Um den ganzen Schaft schlingt sich ein Band von vortrefflichen Reliefs, welche sich auf den dacischen Krieg des Trajan beziehen und allein 2500 menschliche Figuren enthalten. Ueber dem Capitäl der Säule trug ein acht Fuß hoher cylindrischer Untersatz die Statue des Kaisers; statt derselben steht jetzt eine Bronzestatue des heiligen Petrus darauf. Das Denkmal war zugleich ein Grabmal; Hadrian ließ nämlich die Asche seines Vorgängers in einer goldenen Urne unter der Säule beisetzen. Nach einer wenig verbürgten Sage dagegen sollte die Asche „des besten Kaisers" in einer von der Statue gehaltenen Kugel eingeschlossen gewesen sein.

Die Trajanssäule stand auf einem nicht großen freien Platze von 66 Fuß Länge und 56 Fuß Breite. Rechts und links von demselben befanden sich wahrscheinlich die Gebäulichkeiten für die griechische und die lateinische Bibliothek, welche von Trajan hier gegründet worden waren. Hinter ihnen und der Säule zog sich noch ein großer mit Säulenhallen umgebener Platz hin, in dessen Mitte der von Hadrian erbaute Tempel des Divus Trajanus stand. Außerdem waren auf dem Forum Trajans noch ein Triumphbogen Trajans und viele andere Denkmäler; denn die spätere Zeit liebte namentlich auf diesem Platze verdienten Männern Statuen und Ehrenzeichen zu errichten.

Alle genannten Foren, zu einer Gruppe vereinigt, „machten in ihrem Zusammenhange ein Ganzes von so überraschender Pracht und Großartigkeit aus, wie ein solches niemals wieder zum Nutzen und zur stolzen Freude einer großen und mächtigen Nation geschaffen worden ist".

Das Marsfeld.

Der Campus Martius oder das Marsfeld im weitesten Sinn war die Ebene, welche sich von den Abhängen des Capitolinus, Quirinalis und Pincius oder des Collis Hortorum (des Gartenhügels) bis zum Tiber erstreckte, der hier einen weiten Bogen nach Westen hin beschreibt und erst am Fuße des Capitolinus sich der servianischen Stadt nähert. Er lag ganz außer der servianischen Stadt. In der Königszeit war wenigstens ein Theil dieser Ebene angebautes Kronland; nach der Vertreibung des Tarquinius verblieb es Staatsgut und wurde dem Mars geweiht, dessen Altar auf demselben aufgestellt ward. Die Ländereien im Marsfeld, womit in der republikanischen Zeit die priesterlichen Collegien, die Pontifices, Augurn und Flamines, dotirt waren, mögen Reste jener königlichen Staatsdomänen gewesen sein; der größere Theil des Campus Martius aber blieb ein freier Platz, der einerseits zu allen körperlichen und kriegerischen Uebungen, andererseits zur Abhaltung der Centuriatcomitien und des Census bestimmt war. Daneben aber befand sich auf dem Marsfeld auch noch Privatbesitz, der übrigens mit der Zeit an den Staat überging.

Als die aufblühende Stadt allmählich über ihre Grenzen hinausschwoll, breitete sich auch auf den nächsten Stellen des Campus Martius, vor den Thoren, welche auf beiden Seiten des Capitolinus in denselben führten, der städtische Anbau aus, und es erhoben sich namentlich auf dem südlichsten Theile am Fuße des Capitols seit dem hannibalischen Kriege glänzende Prachtbauten. Großartiger und mannigfaltiger aber wurde die Pracht des Campus Martius, als Cäsar und dann vornehmlich Augustus mit seinen Freunden, von edlem Gemeinsinn beseelt und bestrebt, den mächtigen Herrschersitz des neuen Fürsten würdig auszuschmücken, ihre Baulust mit Vorliebe diesem Theile der Stadt zuwandten. Strabo, der unter der Regierung des Augustus Rom besuchte, bewunderte von allen Theilen der Stadt am meisten das

Marsfeld und beschreibt dessen Herrlichkeiten mit lebhafter Begeisterung. Nachdem er von den Bauten des Augustus und seiner Freunde gesprochen, fährt er fort: „Von ihren Anlagen hat das Meiste der Campus Martius aufzuweisen, der von der Natur und durch den Gemeinsinn jener Großen gleich schön ausgestattet ist. Denn bewundernswürdig ist die Ausdehnung dieses Feldes, welches auch für Wagenrennen und Reiterübungen hinlänglichen Platz gewährt, trotz der großen Menge derjenigen, welche sich im Ball- und Reifenspiel und in der Paläſtra üben. Dazu die umher aufgestellten Kunstwerke, der das ganze Jahr hindurch grünende Rasen, und jenseits des Stromes der Kranz der Hügel, welche sich bis an den Fluß mit bühnenartiger Wirkung herumziehen, ein Schauspiel, von dem man sich nicht losmachen kann. Und nahe bei diesem Felde ist noch ein andres Feld (wahrscheinlich der sogenannte Campus Tiberinus, ein Theil des Marsfeldes am Ufer des Flusses), und rings im Kreise liegen eine Menge Prachthallen und Lustpflanzungen und drei Theater und das Amphitheater*) und kostbare Tempel, einer an dem andern, so daß die übrige Stadt nur wie ein Anhang zu diesem Theile erscheint. Deshalb hat man auch diesen Raum für den würdigsten gehalten, um darauf die Denkmäler der ausgezeichnetsten Männer und Frauen zu errichten."

Der südliche Theil des Campus Martius, da, wo vordem die flaminischen Wiesen (Prata Flaminia) waren, hatte den besonderen Namen Campus Flaminius, und diejenige Partie desselben, welche zunächst an der servischen Mauer lag, hieß Forum Olitorium (Gemüsemarkt). Auf demselben stand das eherne Bild eines Elephanten, der sogenannte Elephantus Herbarius, wie auf dem Rindermarkt das eherne Bild eines Stieres zu sehen war. Auch anderwärts waren in Rom solche eherne Elephantenbilder

*) Das des Statilius Taurus von ungewisser Lage, erbaut 29 v. Chr.; es war das erste steinerne Amphitheater in Rom und bestand wahrscheinlich blos bis in die erste Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr.

aufgestellt, so z. B. noch in später Zeit an der Sacra Via. Das Forum Olitorium war wohl zuerst, und zwar auch mit gewöhnlichen Wohnhäusern bebaut worden und hatte eine Anzahl kleinerer Tempel, wie der Spes, des Janus, der Pietas (der Göttin kindlicher Liebe). Eine Legende erzählte, einst habe an dieser Stelle ein Weib gewohnt, das ihren im Gefängniß eingeschlossenen, zum Hungertod verurtheilten Vater heimlich mit der Milch der eigenen Brust genährt habe. An der Stelle des Tempels der Pietas erbaute nach einem schon von Cäsar gefaßten Plan Augustus ein Theater, das er im Jahre 13 v. Chr. dem Andenken seines früh verstorbenen Neffen Marcellus weihete. Von diesem für 30,000 Sitzplätze berechneten Theater des Marcellus sind noch bedeutende Ueberreste vorhanden. Im Mittelalter, in der Zeit wilder städtischen Fehden, gebrauchte es die Familie der Savelli als Festung und errichtete in demselben einen Palast, der gegenwärtig der Familie Orsini gehört. Die zwischen den Grundmauern des Theaters befindlichen Gänge dienen heute als die unteren Wirthschaftsräume des Palastes, dessen Umfassung noch jetzt an einigen Stellen durch die Außenmauer der Cavea, des Zuschauerraums, gebildet wird.

Der Campus Flaminius wurde während der Republik und in der ersten Kaiserzeit, wie keine andre Gegend, mit Tempeln und andern öffentlichen Gebäuden angefüllt, so daß, etwa mit Ausschluß des dem Flusse zunächst gelegenen Theiles, nirgends ein großer freier Platz geblieben sein kann. Schon in der Zeit der Decemvirn finden wir dort ein Heiligthum des Apollo, das erste dieses hellenischen Gottes in Rom. Wahrscheinlich war es ein Lorbeerhain, in welchem man dann 20 Jahre später bei Gelegenheit einer Pest auf Geheiß der sibyllinischen Bücher den ersten Tempel des Heilgottes Apollo erbaute. Er ward eingeweiht im Jahre 429 v. Chr. und war ein geräumiges Gebäude, welches in der Folge oft zu Senatssitzungen benutzt wurde. Nicht weniger berühmt war der Tempel der Bellona, der westlich unter dem Gipfel der Arx lag. Appius Claudius Regillensis, der in den

ersten Jahren der Republik aus dem Sabinerlande nach Rom überzog, soll in diesem Tempel die Bildnisse seiner Vorfahren aufgestellt und mit Inschriften versehen haben, und wenn berichtet wird, daß dessen Nachkomme Appius Claudius Cäcus im Jahre 298 v. Chr. in einer Schlacht gegen die Hetrusker der Bellona einen Tempel gelobt habe, so scheint dessen Bau nur eine Erneuerung des alten Tempels der Familie gewesen zu sein. Diese wahrscheinlich sabinische Kriegsgöttin war durchaus verschieden von der aus Kappadokien stammenden Naturgöttin Bellona, welche in dem römischen Tempel seit der sullanischen Zeit von asiatischen Priestern mit wildem Enthusiasmus gefeiert wurde. An der Rückseite des Tempels lag eine kleine Area mit der sogenannten Kriegssäule (Columna bellica), von welcher aus seit den Zeiten des Pyrrhus, wenn man gegen außeritalische Könige und Völker einen Krieg begann, die Fetialen die Kriegslanze in einen das feindliche Land bedeutenden Raum schleuderten. In älterer Zeit war diese Ceremonie an der Grenze des Feindeslandes vorgenommen worden. Wegen seiner Lage außerhalb der Stadt war der Bellonatempel zu solchen Senatssitzungen besonders geeignet, in denen mit aus dem Krieg zurückkehrenden Feldherren oder mit den Gesandten auswärtiger Völker, welche die Stadt nicht betreten durften, zu verhandeln war.

Von dem Tempel der Bellona aus erstreckt sich nach dem Flusse hin in westlicher Richtung der Circus Flaminius, der von dem in der Schlacht am trasimenischen See gefallenen C. Flaminius zwei Jahre vor seinem Tode in den flaminischen Wiesen erbaut ward und der ganzen Gegend den Namen Circus Flaminius gegeben hat. Er diente zur Feier der taurischen und plebejischen, auch der apollinarischen Spiele. In der Nähe unter dem Capitol lag der Marstall (Stabula IV factionum), in welchem die Rosse für die Circusspiele gehalten wurden. In der Kaiserzeit waren sie mit verschwenderischem Aufwand hergerichtet; der Kaiser Caligula speiste dort, wie Sueton sagt, aus Vorliebe zu der lauchgrünen Partei der Wettfahrer, in deren Stall beständig zu Abend und

blieb Tage lang daselbst von Morgens bis Abends. Zwischen dem Circus Flaminius und dem Theater des Marcellus hatte Q. Cäcilius Metellus nach seinem Triumph über Macedonien (nach 149 v. Chr.) zwei nebeneinander stehende Tempel, des Jupiter Stator und der Juno, mit einer großen Säulenhalle (Porticus Metelli) umgeben. Eine solche künstlerische Umschließung von Tempeln, namentlich von größeren Prachttempeln durch einen Säulenhof war bei den Römern häufig. Augustus baute an der Stelle der Porticus des Metellus neue großartigere Hallen, die nach seiner Schwester Octavia benannt waren. Aber von dieser Porticus Octaviä ist zu unterscheiden die Porticus Octavia, welche ebenfalls im Campus Flaminius lag und von C. Octavius nach seinem Triumph über Perseus von Macedonien erbaut worden war; sie hieß auch Porticus Corinthia, wahrscheinlich weil sie in Rom der erste Bau war mit korinthischen Säulen, die unter den griechischen Säulenordnungen in der späteren Zeit von den Römern am meisten geliebt wurden. Dicht neben der Porticus Octaviä stand ein Tempel des Hercules und der Musen (Aedes Herculis-Musarum), welchen Fulvius Nobilior, ein Freund griechischer Kunst und Wissenschaft, nach seiner Bezwingung der Aetoler (189 v. Chr.) erbaut und mit einer Statue des zitherspielenden Hercules und den aus Ambrakia fortgeführten Bildern der neun Musen geschmückt hatte. Der Stiefvater des Augustus, L. Marcius Philippus, erneuerte den Tempel und umgab ihn ebenfalls mit einer Säulenhalle, der Porticus Philippi.

Nicht fern von dem Circus Flaminius nach dem Flusse hin lag das Theater des Pompejus, das bis in späte Zeit als eins der bedeutendsten Gebäude Roms gegolten hat. Der Erbauer ist Pompejus d. Gr., der es im Jahre 55 v. Chr., im Jahre seines zweiten Consulates, weihete. Bis dahin waren die Theater, die Gebäude für scenische Aufführungen, immer nur aus Holz für die Dauer der jedesmaligen Spiele errichtet worden, wenn auch zuweilen mit verschwenderischer Pracht. So hatte z. B. M. Aemilius Scaurus, der Stiefsohn des Dictators Sulla, ein durch seine

unermeßlichen Reichthümer und seine diesen entsprechende Verschwendung bekannter Mann, im Jahre 59 während seines Aedilenamtes ein hölzernes Theater mit 80,000 Sitzplätzen aufgeschlagen und mit ungeheurem Luxus ausgestattet. Die Bühnenwand war mit 360 zum Theil kolossalen Marmorsäulen geziert, die in drei Stockwerken angeordnet waren. Die Wand des ersten Stockwerkes war mit Marmor, die des zweiten mit Glas, d. h. wahrscheinlich mit farbigen Glasmosaiken, die des dritten endlich mit vergoldeten Platten belegt, während außer anderm Schmuck, den kostbarsten Teppichen und Gemälden, zwischen den Säulen nicht weniger als 3000 eherne Bildsäulen aufgestellt gewesen sein sollen. Das Theater des Pompejus war das erste aus Stein gebaute Theater zu Rom, und mancher Römer von strengerer Denkungsart soll über diese Neuerung seine Unzufriedenheit ausgesprochen haben. Wenn es auch mit soliderem Luxus errichtet war, als jener ephemere Bau des Scaurus, und nur halb so viel Menschen faßte, so war es doch immer noch prächtig und großartig genug. Es war nach dem Muster des Theaters zu Mytilene erbaut, nur viel größer und mit manchen Veränderungen, unter denen die wesentlichste war, daß die Sitzreihen nicht auf einem natürlichen, sondern auf dem künstlichen Felsen eines bedeutenden Unterbaues ruhten. Ueber der Mitte des Bogens der Sitzstufen erhob sich der Tempel der siegreichen Venus (Venus Victrix), so daß die Sitzstufen wie eine Treppe zu ihm hinaufzuführen schienen. Man sagte, Pompejus habe den Tempel mit dem Theater verbunden, um dieses gegen die Eiferer, welche ein dauerndes Theater in Rom nicht dulden wollten, zu schützen. Hinter der Bühne des Theaters stand die berühmte Porticus des Pompejus, zu dem Zwecke angelegt, daß bei eintretendem Regen die Zuschauer aus dem unbedeckten Theater sich dorthin zurückziehen könnten. Mit dieser Säulenhalle standen mannigfache, reichgeschmückte sonstige Anlagen in Verbindung, sie umschloß Lustwälder mit Springbrunnen, wilden Thieren u. s. w. und war mit ihrer Umgebung ein beliebter Sammelplatz der eleganten Welt. In der Porticus lag die

Curia Pompeji, der Saal, welcher durch die Ermordung des Julius Cäsar eine weltgeschichtliche Berühmtheit erlangt hat. Er diente öfter zu Senatssitzungen, wurde aber nach Cäsars Ermordung als ein locus sceleratus vermauert.

Die Einweihung seines Theaters gab dem Pompejus eine gewünschte Gelegenheit, vor der Welt mit seinem königlichen Reichthum zu prunken. Die theatralischen Aufführungen erregten Staunen weniger durch geschmackvolle Anordnung und Auswahl, als durch die Mannigfaltigkeit und Massenhaftigkeit der Schaustellungen. Nach ihnen folgten Athleten- und Gladiatorenkämpfe und zuletzt fünf Tage lang verschiedenartige Thierhetzen im Circus. 500 afrikanische Löwen, 18 Elephanten, 410 Panther wurden gejagt; auch ein Rinoceros und sonstige fremdartige Thiere, sowie eine Frau von ungewöhnlich hohem Alter wurden zur Schau vorgeführt.

Südlich von dem Theater des Pompejus lag das des Balbus, ein Bau von geringerer Bedeutung. Es war ungefähr gleichzeitig mit dem nicht weit entfernt liegenden Theater des Marcellus erbaut worden, etwa 40 Jahre nach dem des Pompejus. Diese drei Theater waren die einzigen in Rom und lagen, wie wir sehen, in ein und derselben Gegend.

Das Theater des Pompejus lag wahrscheinlich schon in dem Campus Martius im engeren Sinn, wiewohl Manche diese Gegend noch dem Campus Flaminius zutheilen; denn die Grenze zwischen beiden Feldern wissen wir nicht genau zu bestimmen. Wahrscheinlich lief sie an der nördlichen Wand des Circus Flaminius hin und in gleicher Richtung weiter bis zum Tiber. Während der Zeit der Republik war das Marsfeld im engeren Sinn, d. h. der nördliche von der Stadt weiter entfernte Theil der Ebene, noch frei von städtischen Anlagen, er diente zu politischen Versammlungen und zu körperlichen, namentlich kriegerischen Uebungen aller Art. An welcher Stelle der Ziegensumpf sich befand, bei dem Romulus während einer Musterung des Volkes zum Himmel emporgehoben ward, ist ungewiß. Zum

Andenken an das Verschwinden des Romulus, wie man glaubte, feierten die Römer bei dem Ziegensumpfe am 7. Juli das Fest der Volksflucht (Poplifugia) durch eine sinnbildliche Flucht. Damit hing das an demselben Tage und an derselben Stelle gefeierte Fest der caprotinischen Nonen zusammen. Die römischen Frauen und Mägde, begleitet von vielem Volke, zogen in hellen Haufen und mit einer fluchtähnlichen Eile zum Thore hinaus, indem sie einander glückbringende Namen, wie Cajus, Martius, Lucius, zuriefen. Draußen brachten sie unter einem wilden Feigenbaum (caprificus) der Juno Caprotina Opfer dar, wobei sie sich statt der Milch des Baumsaftes bedienten; sie lagerten sich darauf zum Schmause, von den Aesten des Feigenbaumes beschattet und mit seinen Zweigen geschmückt. Die Mägde in bräutlichem Schmuck trieben allerlei Kurzweil, sprangen herum, schäkerten mit einander, warfen sich mit Steinen, neckten die Vorübergehenden. Bei einer großen Kriegsgefahr, als nach der Zerstörung der Stadt durch die Gallier die Nachbarn Roms zu einem Ueberfall herannahten, sollen bräutlich geschmückte Mägde die Römer gerettet haben, und zum Gedächtniß dessen wären diese Gebräuche der caprotinischen Nonen gestiftet worden. In Wahrheit waren beide zusammengehörigen Feste, die Poplifugia und die caprotinischen Nonen, Sühnfeste von ähnlicher Art wie die später zu erwähnenden Lupercalien.

Ein andrer aus alter Zeit stammender Name, das Tarentum, wird mit großer Wahrscheinlichkeit im nördlichen Theile des Campus Martius an das Ufer des Tiber verlegt, nicht weit von dem Mausoleum des Augustus. Dieses Tarentum oder Terentum war eine den unterirdischen Göttern geweihte Stelle mit einem in tiefer Erde vergrabenen Altare dieser Götter. Aus der Erde aufsteigendes Feuer oder feuriger Dampf soll zuerst auf die Heiligkeit des Ortes aufmerksam gemacht haben. Ein reicher sabinischer Bauer Namens Valesius (=Valerius), der Stammvater der römischen Valerier, hatte nach einer alten Legende an dieser Stelle durch die Wirkung der unterirdischen

Götter Genesung für seine drei Kinder gefunden, und nachdem er durch Nachgraben 20 Fuß tief unter der Erde jenen Altar der Unterirdischen entdeckt, stiftete er hier einen nächtlichen Gottesdienst und veranstaltete jenen Göttern zu Dank Spiele drei Nächte hinter einander. Das war der Ursprung der Säcularspiele, welche in der Folge am Tarentum gefeiert wurden.

In der Nähe des Tarentums müssen wohl die Navalia gelegen haben, die Schiffswerften, welche bis auf Augustus hier bestanden, wenn auch zur Zeit der römischen Weltherrschaft die eigentlichen Arsenale sich an andern zur Herstellung der Flotten geeigneteren Stellen (Misenum, Ravenna, Ostia) befunden haben müssen. Die Navalia waren ein ummauerter Bezirk mit Docks und Vorrathshäusern, in welchen die Porta Navalis führte. Noch ein Geschlecht vor Cicero wurden sie von dem Architekten Hermodoros aus Salamis ausgebaut.

Ein merkwürdiges Heiligthum des Campus Martius war die Ara Martis, der Marsaltar, von Alters her der eigentliche Mittelpunkt der auf dem Marsfeld stattfindenden religiösen und bürgerlichen Feierlichkeiten, weshalb auch zu aller Zeit die nächste Gegend an demselben ein offener Platz blieb, während die übrigen Theile des Campus Martius mit Gebäuden vielfach besetzt wurden. In der Nähe des Altars befand sich auch die Stelle, wo die Volksversammlungen gehalten wurden. Das Hauptfest, welches man dem Mars an der Ara Martis feierte waren die Equirien, ein angeblich von Romulus gestiftetes Pferderennen, das sich bis in die Zeiten des sinkenden Reiches erhielt. Ein Rest davon hat sich sogar durch das Mittelalter hindurch bis auf die neueste Zeit behauptet. Im Mittelalter feierte man diese Rennen in der Ebene südlich vom Aventin am Monte Testaccio (dem Scherbenhügel), jetzt auf dem Corso, der langen und breiten, durch das heute dichtbebaute Marsfeld führenden Straße, welche der alten Via lata (der breiten Straße) entspricht. Sie war die Hauptstraße des Campus Martius und lief von der nördlichen Ecke des Capitols und der nicht weit

davon gelegenen Ara Martis in gerader Linie nach Norden in die flaminische Straße, die oberhalb Roms zur mulvischen Brücke führte.

Seit dem Ende der Republik begann der Campus Martius im engeren Sinne sich mit großartigen Gebäulichkeiten zu füllen. Julius Cäsar machte den Anfang, indem er um den bisher nur mit einer einfachen Umhegung umgebenen Ort, wo die Volksversammlungen gehalten worden waren, die Septa oder das Ovile (d. h. Schafstall) eine marmorne Einfassung und eine Säulenhalle im Umfang von 5000 Fuß herumführen ließ. Er hatte 60 Millionen Sesterzien, 6 Millionen Gulden, für die Anlage bestimmt und während seiner Abwesenheit in Gallien den Cicero mit der Leitung des Baues beauftragt. Nach Cäsars Tode setzte der Triumvir Lepidus den Bau fort, und Agrippa, der Freund Augusts, vollendete ihn. Auf der einen Seite, längs der Via Lata, hatten diese Septa Julia eine siebenfache, durch acht Reihen von Pfeilern oder Säulen gebildete Halle; auf der andern Seite befanden sich wahrscheinlich schmälere Säulenstellungen. Die Hallen schlossen einen ganz freien Platz ein, auf welchem die Volksversammlungen gehalten wurden und die Rostra des Marsfeldes waren. Unter Domitian, als die Septa ihre politische Bedeutung längst verloren hatten, scheinen sich in ihnen die vornehmsten Kaufhallen Roms befunden zu haben.

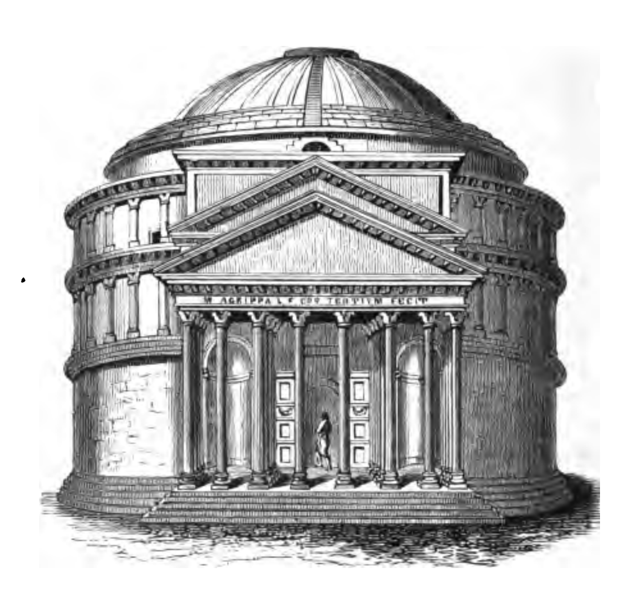
In der Nähe, zwischen den Septis und dem Circus Flaminius lag die Villa Publica, ein Gebäude, das von alter Zeit her bestimmt war, den Magistraten bei Abhaltung des Census und bei Truppenaushebungen zu dienen und fremde Gesandte, welche die Stadt nicht betreten durften, aufzunehmen. Auch die römischen Feldherrn, die vor der Stadt ihren Triumph abwarteten, mögen hier ihren Aufenthalt genommen haben. Berüchtigt ward die Villa Publica durch eine grausame That des Sulla; er ließ hier nach seinem Sieg am collinischen Thor 3—4000 samnitische und lucanische Gefangene niederhauen, während er in dem nahen Tempel der Bellona vor dem versammelten Senat eine Rede hielt.

Als das Waffengetöse, das Geschrei und Stöhnen der Unglücklichen in die Versammlung drang und die Senatoren erschreckte, gebot er ihnen, auf das zu achten, was er ihnen vortrage, nicht auf das, was draußen vorginge; er lasse nur einige wenige Empörer züchtigen.

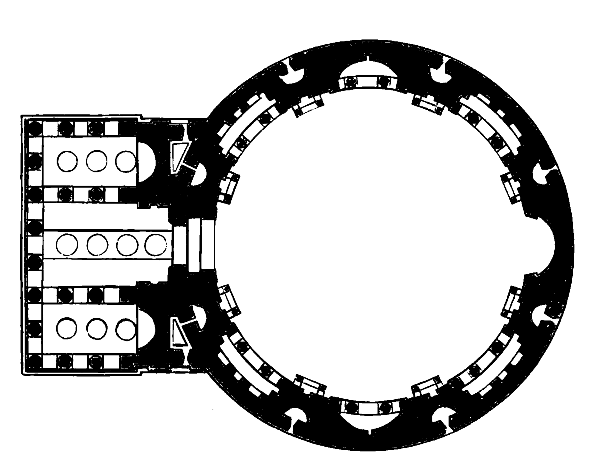
Agrippa, der vor Allen, durch edlen Patriotismus geleitet, sein Vermögen zu großartigen, dem allgemeinen Besten dienenden Bauten verwendete, hat mit besonderer Vorliebe den Campus Martius ausgeschmückt. Neben den von ihm vollendeten Septis erbaute er das sogenannte Diribitorium, ein großes Gebäude mit einem ungeheuren Saale, dessen Bedachung wegen der außerordentlichen Spannung für eins der Wunderwerke Roms galt und deswegen nach dem großen Brand unter Titus nicht wieder hergestellt werden konnte. Seine Bestimmung war, bei den Comitien zur Sonderung der Stimmtäfelchen und Ermittelung des Resultats der Abstimmung zu dienen. Später wurden hier Geldgeschenke und Fleisch unter das Volk sowie die Löhnung der Soldaten ausgetheilt.

In derselben Gegend legte Agrippa noch eine Basilica des Neptun, auf dessen Element er seine großen Siege erfochten, und eine Säulenhalle an, die von ihren Gemälden den Namen Porticus Argonautarum führte. Daran reihen sich die Thermen des Agrippa. Der nördliche Abschluß derselben war das Pantheon, das zu jeder Zeit für eine der Hauptzierden Roms galt und heute noch als das schönste Monument römischer Architektur bewundert wird. Es ist nämlich dadurch, daß es im frühen Mittelalter zu einer christlichen Kirche (S. Maria ad martyres) geweiht ward, ziemlich in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten geblieben. Ueber die höchst einfache Construction dieses prächtigen Baues wollen wir einen Sachverständigen*) reden lassen: „Ueber einer kreisrunden Mauer von gewaltiger Stärke (ihre

*) C. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste bei den Alten. II. S. 437 ff.



Pantheon des Agrippa zu Rom.



Grundriß des Pantheon.

Dicke beträgt 19 Fuß) erhebt sich ein Kuppelgebäude in Form einer halben Kugel. Die Mauer, auf welcher diese Kuppel ruht, ist ebenso hoch als sie selbst; die Höhe des ganzen Gebäudes ist also dem Durchmesser des unteren Rundbaues (132 Fuß, abgerechnet die Mauerdicke) völlig gleich. Der Rundbau und die Kuppel bilden der Höhe nach gleiche Hälften des Ganzen. Es kann nichts Regelmäßigeres und Einfacheres gedacht werden, und eben durch diese einfache Regelmäßigkeit macht das weitgespannte freie Gewölbe eine gewaltige Wirkung und erinnert nothwendig an den grandiosen Anblick des Firmaments. Die Wand des Rundbaues ist im Innern durch acht, in der Dicke der Mauer angebrachte und von Wandpfeilern eingefaßte Nischen getheilt, von denen eine die Eingangsthür bildet, die andern sieben jede ein Götterbild enthielten. Die der Thür gegenüberliegende Nische und die beiden äußersten zur Rechten und Linken bilden innerlich eine Rundung, die vier andern sind eckig. Die Capitäle der Säulen und andere Details waren von Bronze, das Gewölbe mit einfachen vergoldeten Kasseten geschmückt. Sehr merkwürdig ist, daß die Kuppel oben eine Lichtöffnung von 26 Fuß hat; der Fußboden hat deshalb eine leichte Senkung nach der Mitte zu, wo kleine Löcher zum Ablaufen des Regenwassers angebracht sind. Im Aeußern erscheint die Kuppel bei weitem flacher, weil die Mauer höher hinaufgezogen ist. Das hatte theils den Zweck der Sicherung des Gewölbes durch eine kräftigere Widerlage, theils war es aber auch erforderlich, um dem Auge einen Theil der Kuppel zu verbergen; denn durch dieselbe Höhe, welche das Innere so schön macht, würde sie von außen lastend und ungeschickt erscheinen. Die Kugelform ist so sehr das Bild eines festen inneren Zusammenhangs, daß die Halbkugel, zumal da man im Aeußeren ihre Höhlung nicht sieht, wie eine compacte, gewaltige Masse auf dem Unterbau gelastet haben würde, wenn derselbe nur gleiche Höhe wie diese Halbkugel gehabt hätte. An den runden Unterbau schließt sich dann eine geräumige (etwa 100 Fuß lange) Vorhalle an, auf sechszehn korinthischen Säulen in drei Reihen, von denen

die vordere acht enthält, mit einem Giebeldach bedeckt. Es läßt sich nicht verkennen, daß dieser Giebel und überhaupt die gradlinige Form des Porticus sich der runden des Gebäudes nicht ganz harmonisch anschließt; diese Vorhalle ist ein Zusatz, ein angefügter Schmuck, der nicht aus dem Ganzen hervorgegangen ist, sie scheint nicht in dem ursprünglichen Plan gelegen zu haben, sondern erst nach Vollendung des Rundbaues, wiewohl noch durch Agrippa, aus ästhetischen Rücksichten hinzugekommen zu sein. Denn die hohe Mauer des Unterbaues, ohne andre Zierde als die einer einfachen Thür, würde schwerfällig und plump wie ein unförmlicher Thurm dagestanden haben, und es bedurfte eines Vorbaues, der auf die heitere Feierlichkeit des Tempels vorbereitete. Auch ist die grade Linie dem Auge so wesentlich in der Architektur, daß sie wenigstens in einer Vorhalle angegeben sein mußte."

In den sieben Nischen des Innern standen Statuen von Göttern, von denen Mars, Venus und der vergötterte Cäsar (Divus Caesar) namhaft gemacht werden. Mars war der Stammvater des römischen Volkes, Venus die Stammmutter des julischen Geschlechtes; die Aufstellung ihrer Bilder mit dem des Julius Cäsar bezeichnet den Bau als ein zugleich den Göttern des römischen Volkes und des julischen Geschlechtes geweihtes Heiligthum. Jetzt stehen in den Nischen Bilder von Heiligen, und der reiche Bronzeschmuck des Innern und der Bedachung ist dem Gebäude geraubt; es ist äußerlich entstellt durch zwei aufgesetzte überaus häßliche Glockenthürmchen und beengt und verbaut durch die nahe stehenden Häuser. Auch durch die Erhöhung des Erdbodens umher hat der Bau gelitten; denn ursprünglich führten sieben Stufen in den Porticus.

Auch Augustus hat durch eigene Anlagen zur Verschönerung des Campus Martius beigetragen. Er stellte nördlich von den Bauten des Agrippa einen großen Obelisk auf, der als riesiger Sonnenzeiger (Solarium) diente. Der Boden neben ihm war mit Marmorplatten belegt, auf welchem die Stundenlinien durch eingelegte Erzstreifen bezeichnet waren. Der Obe-

lisk steht jetzt auf Monte Citorio. Weiter nördlich vom Solarium, am Ufer des Tiber, erbaute Augustus sein Mausoleum, das Grabmal für sich und seine Familie. Auf viereckigem Sockel erhob sich ein mächtiger Rundbau aus Marmor und darüber ein kegelartiger Tumulus in mehreren Erdterrassen, die mit immergrünen Bäumen bepflanzt waren und auf ihrer Spitze die Erzstatue des Augustus trugen. Unter dem Tumulus befanden sich die Grabkammern zur Beisetzung der kaiserlichen Ueberreste. Heute ist in dem Mittelpunkte des Unterbaues ein Tagestheater aufgeschlagen. Hinter dem Grabmonument schloß sich ein weitläufiger Hain an, in dem sich die Ustrina, die Stätte zur Verbrennung der Leichen, befand.

Wir wollen hier einer Anlage erwähnen, welche jenseits des Tiber außerhalb des Campus Martius lag, nicht weit von dem Mausoleum des Augustus, das Mausoleum des Hadrian oder die Moles Hadriani, jetzt das Castell S. Angelo, die Engelsburg. Die heutige Brücke S. Angelo, welche aus dem Campus Martius zu dem gleich am Ufer gelegenen Gebäude hinüberführt, ist die alte, auch von Hadrian erbaute Brücke Pons Aelius. Dieses Mausoleum war ähnlich angelegt wie das des Augustus, aber in größeren Dimensionen und mit mehr architektonischer Ausschmückung. Der Kern des Baues ist in dem gewaltigen Rundkörper des Castells erhalten.

Nach Augustus ruhten die Bauten auf dem Campus Martius längere Zeit. Erst Nero baute in der Nähe der Thermen des Agrippa die seinigen, die Thermae Neronianae, welche später wegen ihrer Erweiterung durch Alexander Severus Th. Alexandrinae hießen. Der Brand unter Nero scheint die Hauptgebäude des Marsfeldes größtentheils verschont zu haben, desto mehr aber litt der Campus Martius durch den großen Brand unter Titus; doch wurde das Zerstörte wieder hergestellt. Aus der späteren Zeit erwähnen wir noch das Stadium und das Odeon des Domitian neben den Thermen des Nero. Das Stadium, über 30,000 Sitzplätze umfassend, war nur bestimmt für

gymnische Kämpfe nach griechischer Art, die erst in der Kaiserzeit zu Rom aufgekommen, sowie das Odeum, eins der schönsten Gebäude des Marsfeldes, für musische Wettkämpfe diente. Aus noch späterer Zeit stammt die noch existirende Säule des M. Aurelius Antoninus Philosophus, ähnlich der Säule des Trajan (S. 38), wenn auch nicht von so vollendeter Arbeit. Senat und Volk hatten sie dem Andenken des edlen Kaisers geweiht. Sie besteht aus Marmor und ist gerade 100 altrömische Fuß hoch, die Reliefstreifen auf ihrem Schaft beziehen sich auf des Kaisers Kriege gegen die Marcomannen und Quaden. Auf der Spitze der Säule stand das Bild des Kaisers; an seiner Stelle sieht man heute die Statue des heiligen Paulus. Ein Monument des Antoninus Pius auf dem Campus Martius war eine einfache rothe Granitsäule auf einem Postament von weißem Marmor. Das Postament ist noch vorhanden und befindet sich jetzt in den päpstlichen Gärten des Vatican.

So war der Campus Martius seit Beginn der Kaiserzeit mit einer Menge von Bauten besetzt worden, welche nur hier und da noch einen freien Raum ließen. Die Uebungen in der Gymnastik, in den Waffen, die Reitübungen und dergleichen, denen der größte Theil des Marsfeldes von alter Zeit her gewidmet gewesen, waren jetzt nach dem Flusse hin gedrängt, nach der offenen Stelle, welche den Namen Campus Tiberinus führte. Der Tiber war den turnenden Römern so unentbehrlich, wie den Spartanern der Eurotas. Nach den gewöhnlichen körperlichen Uebungen warf man sich in den Fluß, um den bestaubten Körper im Wasser zu erfrischen und zu tummeln. Außerdem diente noch der Campus Agrippä, der ebenfalls im Marsfeld, auf der östlichen Seite der Via Lata lag, zu allerlei körperlichen Uebungen und erheiternden Spielen. Er war gleichsam eine Wiederholung des Campus Martius im Kleinen, eine weitläufige Anlage mit Gärten, Säulenhallen, gymnastischen Uebungsplätzen u. s. w., von Agrippa angelegt und dem Volke durch Testament geschenkt.

Vom gallischen bis zum neronischen Brand.

Am 15. Juli 390 v. Chr. wurde das römische Heer an der Allia von den Galliern in alle Winde zerstreut. Zwei Tage darauf, am 17. Juli zogen die Gallier in die verlassene Stadt Rom ein, und nachdem sie sie ausgeplündert, steckten sie die Häuser in Brand, bald hier bald dort, so daß zuletzt Alles zerstört war bis auf einige Gebäude auf dem Palatin, in welchem die Heerführer der Gallier ihre Wohnung genommen zu haben schienen. Nur das Capitol blieb verschont. Dieses hatte die patricische Jugend mit den Senatoren und einigen wenigen, die aus der Schlacht nach Rom geflohen waren, besetzt, und sie vertheidigten es mit Ausdauer und Glück.

Als die Barbaren, mehr durch Mangel und Seuchen als durch das feindliche Schwert gezwungen, abgezogen waren, fanden sich die Römer aus ihrer Zerstreuung allmählich wieder auf den Trümmern ihrer Stadt zusammen. Es fehlte ihnen an Allem, und bei Vielen war die Lust gering, an dem Orte der Verödung sich neue Wohnstätten zu bauen und ein neues Leben zu pflanzen; der Wunsch ward laut, nach Veji hinüberzuziehen, dessen Häuser leer standen, denn die Römer hatten diese Stadt, deren Umfang größer war als der von Rom, nach der vor Kurzem erfolgten Eroberung und der Vernichtung ihrer Bürgerschaft mit ihren Mauern und allen Gebäulichkeiten unversehrt gelassen. Aber die Patricier, Camillus an ihrer Spitze, hintertrieben diesen unglücklichen Plan, und nun begann man die zerstörte Stadt wieder aufzubauen.

Zunächst wurden alle heiligen Stätten wieder hergestellt, neu begrenzt und weil sie in Feindeshand gewesen, nach Vorschrift der sibyllinischen Bücher gereinigt. Die meisten Tempel sowie auch andre öffentliche Gebäude scheinen wenigstens in ihren feuerfesten Steinmauern der Verwüstung widerstanden zu haben, so daß sie ohne große Mühe wieder herzustellen waren. Die Privatwohnungen aber lagen gewiß fast ohne Ausnahme in

Schutt und Staub. Uebrigens erleichterte der Senat den Bürgern den Wiederaufbau auf alle Weise. Es wurde Jedem freigestellt, Stein und Holz zu holen, wo er wollte, nur mußte er Bürgen stellen, daß er sein Haus binnen Jahresfrist vollenden wollte. Auch die Ziegel gab der Staat. Das meiste Baumaterial holte sich das Volk wahrscheinlich in Veji, denn von dieser Zeit an wird Veji nicht mehr erwähnt; und der Senat mag gerne die Abtragung jener Stadt zugestanden haben, da auf diese Weise den Auswanderungsplänen der Plebs auf immer ein Ende gemacht ward. Die Wahl der Bauplätze wurde freigegeben, und da man mit der größten Eilfertigkeit verfuhr, um schnell unter Dach und Fach zu kommen, so wurden die Häuser meistens ordnungslos ohne Rücksicht auf eigenen oder fremden Boden aufgebaut. Man achtete nicht auf eine zweckmäßige Vertheilung des Raumes, auf Herstellung gerader Straßen und regelmäßig durchschnittener Quartiere. Daher wurden die Straßen eng und gewunden, und die Cloaken welche früher dem Laufe der Straßen gefolgt waren, liefen jetzt zum Theil unter den Privathäusern hindurch; die Häuser waren meistens klein und unscheinbar. So erhielt Rom ein unansehnliches und unregelmäßiges Aussehen und machte den Eindruck einer planlos angelegten, zufällig entstandenen Stadt. Bis zu dem Kriege mit Pyrrhus (284 v. Chr.) waren die Gebäude gedeckt mit düsteren Schindeln oder Holzplatten, und die Unregelmäßigkeit der an den Hügeln hinauf und in die Thäler sich hinabwindenden Straßen und engen Gassen blieb bis in die Kaiserzeit.

Im Laufe eines Jahres war die Stadt wieder aufgebaut. Das Capitol war zwar unversehrt geblieben, ihm hatte man in der verhängnißvollen Zeit die Erhaltung des römischen Namens zu danken gehabt; aber man hatte auch die Erfahrung gemacht, daß es in seinem bisherigen Zustande nicht hinlänglich sicher war; Gallier hatten ja in einer Nacht den tarpejischen Felsen erstiegen und hätten die Burg genommen, wenn nicht noch rechtzeitig Manlius Capitolinus an der gefährdeten Stelle erschienen wäre.

Um daher für die Zukunft einer solchen Gefahr vorzubeugen, versah man das Capitol mit einer Substruction von Grundmauern in solcher Großartigkeit, daß sie noch in der Kaiserzeit ein Gegenstand der Bewunderung waren.

Seit dem Ende des hannibalischen Krieges begann in Rom bei den Censoren, den Aedilen und Feldherrn ein reges Streben, die Stadt mit öffentlichen Gebäuden, mit Basiliken (s. S. 32) und Tempeln und dergleichen, zu verschönern, die dann gewöhnlich den Namen des Erbauers trugen und als Monumente seines Geschlechts betrachtet wurden. Auch war durch Metellus, der nach der Eroberung von Syrakus (212) den Tempel der Ehre und der Tapferkeit (des Honos und der Virtus) mit den Trophäen Siciliens geschmückt hatte, allmählich die Sitte in Aufnahme gekommen, Werke der griechischen Kunst, Statuen und Gemälde aus den griechischen Städten nach Rom zu schleppen und als Schmuck der Tempel und andrer öffentlichen Gebäude und der freien Plätze aufzustellen. Im Ganzen aber galt es immer noch als Ehrensache, von der alten angestammten Einfachheit nicht abzuweichen. Namentlich blieb der Luxus den Privatwohnungen noch fern. Den Redner Crassus, einen Altersgenossen des Sulla, traf böse Nachrede, weil er sechs kleine Säulen von hymettischem Marmor in seinem Hause hatte, und ein Augur, Aemilius Lepidus, wurde von den Censoren zur Rede gestellt, weil er ein Haus für 6000 Sesterzien gemiethet hatte. Aber unmittelbar nach Sullas Tod stieg der Luxus der Privatwohnungen mit reißender Schnelligkeit zu einer niegesehenen Pracht. Im Jahre 78 v. Chr. war das palastähnliche Haus des damaligen Consuls M. Aemilus Lepidus das schönste und kostbarste in Rom, es war das erste, an welchem numidischer Marmor angebracht war; aber 35 Jahre nachher nahm es nicht mehr die hundertste Stelle unter den Palästen Roms ein. In dieser Zeit wurde das Angebot der Kaufsumme von 330,000 Thalern, welches Ahenobarbus dem Crassus für sein Haus that, als zu gering abgelehnt.

Diese Paläste der Reichen zeigten zum Theil eine grenzen-

lose Verschwendung; denn der materielle Römer hatte mehr seinen Gefallen an einer überladenen Pracht als an eigentlicher Schönheit und liebte in seinem Hause eine raffinirte Ueppigkeit in Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten aller Art. Alle Länder des Reichs lieferten für sie ihr luxuriöses Baumaterial, namentlich für Säulen und zur Bekleidung der Wände, der Fußböden, die kostbarsten Marmorarten der verschiedensten Farben; der weiße Marmor kam noch zumeist aus Attika und Paros und aus den jüngst entdeckten Steinbrüchen von Luna, aus Numidien kam goldgelber mit röthlichen Adern, aus Phrygien der weiße mit blutrothen Streifen, aus Chios der buntgefleckte. Zahlreiche Bildsäulen, aus den unterworfenen Ländern mit Recht und Unrecht zusammengeschafft, schmückten die Hallen, Gemälde die mit Gold überzogenen Wände, zierliche Mosaik die Böden. Die Decken bestanden aus dem Getäfel (lacunaria) kostbarer Holzarbeit, das mit Gold und Elfenbein ausgelegt war. Die Häuser hatten zum Theil außerordentliche Dimensionen, wie die 38 Fuß hohen schwarzen Marmorsäulen in dem Vorhofe des Hauses beweisen, welches der uns wegen seines Luxus schon bekannte Aemilius Scaurus auf dem Palatin mit ungeheurem Aufwande hatte bauen lassen.

Auch die Häuser der weniger reichen Leute, der gewöhnlichen Bürger von Rom, werden um das Ende der Republik und in der Kaiserzeit immerhin schön und luxuriös genug eingerichtet gewesen sein, wie man aus den Häusern Pompejis, einer unbedeutenden Provinzialstadt, schließen kann. Die kleinen einstöckigen Häuser der ersten Jahrhunderte, deren dünnes Fachwerk aus Holz mit an der Sonne getrockneten Lehmziegeln ausgefüllt war, deren Dächer aus hölzernen Schindeln oder Stroh bestanden, mögen längst verschwunden sein. Die wachsende Bevölkerung hatte dazu gezwungen, ein oder mehrere Stockwerke den Wohnhäusern aufzusetzen, und um einem solchen Bau die nöthige Festigkeit zu geben, mußte man die Wände des unteren Stockwerks wenigstens mit Hausteinen oder fester gebrannten Ziegeln con-

struiren. In dem unteren Geschoß wohnte gewöhnlich der Hausbesitzer selbst, die oberen Stockwerke wurden vermiethet. Es wurden aber auch viele mehrstöckige Häuser zu dem einzigen Zweck, vermiethet zu werden, gebaut, und in solcher Weise legten die reichen Römer gerne ihre Capitalien an; denn der Miethzins war in Rom so hoch, daß man die Gefahr, durch einen der so häufig eintretenden Brände das Besitzthum zu verlieren, wenig achtete. Der reiche Crassus verdankte hauptsächlich dieser Speculation seinen kolossalen Reichthum, er konnte zuletzt die Hälfte Roms sein eigen nennen.

Diese zu Miethwohnungen bestimmten Häuser heißen Insulae, Inseln, weil sie gesetzlich mit den benachbarten Häusern nicht zusammenhängen, sondern durch einen Umgang von wenigstens $2\frac{1}{2}$ Fuß nach allen Seiten hin abgesondert sein sollten, eine Verordnung übrigens, die nicht immer beobachtet worden ist. Bei den Domus, den palastähnlichen Häusern der Reichen, welche, wie die Palazzi der neueren Zeit, zwischen den übrigen Häusermassen an freieren und den angenehmsten Stellen der Stadt zerstreut lagen, war eine Verordnung über solche Absonderung nicht nöthig; sie verstand sich von selbst. Die Insulä nun waren ungeheure Gebäulichkeiten mit mehreren Stockwerken, so daß eine Menge von Familien und einzelnen Personen darin abgesonderte Wohnungen fand. Sie waren fast alle nach einem und demselben Plane gebaut, hatten ihre verschiedenen inneren Abtheilungen, mehrere Ein- und Durchgänge und innere Höfe, aus denen man auf besonderen Treppen zu den einzelnen Stockwerken emporstieg. Die oberen Stockwerke bestanden aus leichtem Fachwerk und waren gemeiniglich so luftig gebaut, daß das Einstürzen derselben gerade nichts Seltenes war; deshalb bestimmte Augustus, daß die Häuser da, wo sie an eine Straße stießen, nicht über 70 Fuß Höhe haben sollten. Die innere Einrichtung solcher Wohnungen wird sehr einfach und compendiarisch zu denken sein, da nicht einmal für die Vorräthe hinlängliche Räume geschaffen waren, sondern für dieselben eigene Horrea oder Vorrathskammern

außerhalb angelegt zu werden pflegten. Die Insulä waren gewöhnlich nach ihren Besitzern benannt. Diese vermietheten die einzelnen Wohnstätten entweder selbst oder durch einen Aftermiether oder durch ihren Insularius, der, ähnlich einem Portier der heutigen Zeit, die Beaufsichtigung des ganzen Gebäudes, das Eintreiben des Miethzinses und andre derartige Geschäfte hatte. An den Außenseiten der Insulä sowie auch der größeren Einzelwohnungen befanden sich häufig im untersten Stock nach den Straßen zu Räume für Kaufläden, welche ebenfalls vermiethet wurden. Die Zahl der Insulä mehrte sich mit der Zeit; unter der Regierung des Theodosius befanden sich in Rom 46,602 Insulä neben 1780 größeren und kleineren Domus. Doch ist wohl bei dieser Angabe das Wort Insula nicht in der gewöhnlichen Bedeutung zu nehmen, sondern als einzelne Miethwohnung.

Wenn in der Zeit von Sulla bis August die römischen Großen in egoistischem Sinne ihre Reichthümer nur für den Luxus ihrer Privatbauten verschwendeten, so wandte sich auf Anregung des Augustus, welcher darauf bedacht war, Rom mit dem einer Hauptstadt der Welt würdigen Glanze auszustatten, die Baulust wieder mehr den öffentlichen Anlagen zu; aber daneben veranlaßte August die reichen Capitalisten auch zu glänzenden Privatbauten, so daß unter ihm eine Menge schöner Paläste entstand und er sich rühmen konnte, er habe die Backsteinstadt in eine Marmorstadt verwandelt. Er selbst baute sich ein Haus auf dem Palatinus, wo er geboren war und in der letzten Zeit der Republik viele vornehme Römer gewohnt hatten, wie Cicero, Crassus, Scaurus, Antonius, auch Catilina. Gewiß hatte Augustus diese Wahl nicht ohne tiefere politische Absicht getroffen. Er, der sich als den zweiten Gründer des Reichs, als den zweiten Romulus betrachtet wissen wollte, verlegte seine Residenz, die Burg des Kaiserreichs, auf den Hügel, wo die Wiege des Reiches gewesen, wo Romulus gewohnt hatte. Zuerst hatte August das Haus des Hortensius auf dem Palatin bezogen, das sich weder durch Geräumigkeit noch durch Pracht

auszeichnete, und als der Blitz in dasselbe eingeschlagen hatte, kaufte er mehrere angrenzende Häuser und erbaute sich auf dem erweiterten Areal ein eigenes Haus, das Palatium, nach welchem seitdem jedes Fürstenhaus den Namen Palast hat. Es war mit der Fronte nach dem Forum gerichtet. Augustus war in seinem Privatleben kein Freund von Prunk und Pracht und vermied es, äußerlich in irgend einer Weise Andere zu überragen; darum mag auch in seinem Wohnhause nicht mehr Luxus zu sehen gewesen sein als in dem der übrigen Großen. Prachtvoller war der mit dem Palast verbundene Tempel des palatinischen Apollo, der nach der Schlacht bei Actium begonnen und im Jahre 28 v. Chr. geweiht wurde. Er war mit Säulenhallen umgeben, in welchen sich die berühmte griechische und lateinische Bibliothek befand. Zwischen den Säulen von afrikanischem Marmor standen die Statuen des Danaus und seiner fünfzig Töchter, und auf dem freien Platze angeblich eben so viele Reiterstatuen der Söhne des Aegyptus. Im Tempel selbst, der aus Marmor von Luna erbaut war, stand die Statue des Apollo Citharödus zwischen Latona und Diana und wahrscheinlich auch die Statuen der Musen; auf dem Akroterium des Giebels sah man den Sol auf einer Quadriga. Der freie Platz vor dem Tempel war die Area Apollinis, auf der sich der Mundus der romulischen Stadt befand (S. 1 f.).

Während der Palast des Augustus nach dem Forum hingewandt war, stand das ebenfalls auf dem Palatin befindliche Haus des Tiberius, über dessen Erbauung uns nichts bekannt ist, auf der Seite des Circus und Velabrums. Beide Häuser aber waren ohne Zweifel durch Flügelgebäude und Hallen miteinander verbunden, und zwar so, daß der Tempel des Apollo in der Mitte zwischen beiden lag, und bildeten die beiden Hauptmassen des kaiserlichen Palastes, die im Wesentlichen trotz aller Veränderungen in der Folge dieselben geblieben sind. Am meisten wichen von der alten Grundlage des Baues Caligula und Nero ab; doch wurden ihre unsinnigen Anlagen sehr bald

wieder zerstört. Caligula schob einen Anbau am Forum vor bis zum Tempel des Castor und schlug sogar eine Brücke nach dem Capitol hinüber, um auf diesem sich ein mit dem Palatium zusammenhängendes Haus zu bauen. Nero erweiterte die Kaiserwohnung so, daß er allen Privatbesitz, der noch auf dem Palatinus übrig war, in Anspruch nahm und die Anlage vom Palatin auf den Esquilin hinüberreichte, wo sie sich an die kaiserlichen Gärten des Mäcenas anschloß. Dies war die Domus transitoria des Nero, so genannt von den Durchgängen, welche der Straßen wegen durch das Gebäude nöthig waren. Die Anlage bestand nicht lange; sie wurde durch den großen neronischen Brand vernichtet, um hernach von demselben Nero als Domus aurea, als goldenes Haus, um so prächtiger wieder hergestellt zu werden.

Es war am 17. Juli 64 n. Chr., an demselben Tage, wo vor mehreren Jahrhunderten Rom von den Galliern in Brand gesteckt worden war, als plötzlich in dem südöstlichen Ende des Circus Maximus, das an den Palatinus und den Cälius stieß, Feuer ausbrach. Da die Buden, in denen der Brand begann, viele feuerfangende Waaren enthielten, so griffen die Flammen in reißender Schnelle um sich und verbreiteten sich, vom Winde getrieben, den ganzen Circus hinunter. Denn es waren da, sagt Tacitus, der den Brand am ausführlichsten beschreibt (Ann. 15, 38 ff.), keine Häuser mit Geländern oder Tempel mit Ringmauern oder sonst Etwas, das die Gewalt des Feuers hätte aufhalten können. Der Brand durchstrich mit Heftigkeit zuerst die Tiefen, dann stieg er in die höher gelegenen Theile der Stadt und tobte wieder in die Niederungen, indem seine Schnelligkeit wegen der engen und unregelmäßig gewundenen Straßen und der ungeheuren Quartiere allen Gegenanstalten zuvorkam. Die Flammen fanden in den dichten Häusermassen, in dem dürren Holz und Gebälke der oberen Stockwerke eine furchtbare Nahrung und sprangen leicht über die engen Straßen von einem Hause zum andern. Schreiend und heulend, unter

Fluchen und Toben stürzten die Menschen, Männer und Greise, Frauen und Kinder, aus den Häusern, eilten händeringend in dichten Schaaren durch die Straßen, ringsum von Tod und Verderben umgeben. Viele wurden in den Häusern von dem Feuer überrascht und fanden kein Entrinnen mehr; sie riefen verzweifelnd von den Dächern, aus den Fenstern um Hülfe, bis der Rauch sie erstickte, die Flamme verschlang. Hier stürzte eine Mauer, dort die Stockwerke eines Hauses krachend in die Straße und überdeckten mit Schutt und brennenden Balken die wogende kreischende Menge; wallender Dampf, mit Asche und sprühenden Funken durchmischt, erfüllte die Gassen, so daß die Flüchtenden nicht wußten, wohin die Schritte wenden. Die Verwirrung war allgemein und ungeheuer. Die Einen stehen starr und rathlos da und sehen schweigend zu, wie das Feuer ihre Wohnung und ihre Habe verschlingt, bis ein fallender Balken sie erschlägt; Andre flüchten aus ihrem brennenden Hause nach dem nächsten, das Sicherheit verspricht, auch hier bricht schon die Flamme hervor und treibt sie weiter, und immer weiter geht die Flucht in die Irre. Einer stürzt über den Andern, viele werden zu Boden getreten und stehen nicht mehr auf. Die Meisten sind froh, mit dem nackten Leben davonzukommen. Dieser und Jener hat seine werthvollste Habe in ein Bündel zusammengebunden und schleppt sie keuchend fort; die Last wird sein Tod, er stürzt erschöpft zusammen, oder ein Fremder haut ihn nieder und raubt die Last. Tausende kamen so in dem Gewühle um, durch die stürzenden Trümmer, durch das Gedränge der Menschen oder durch Räubers Hand; Manche auch warfen sich, an allem verzweifelnd, in die Flammen. Zuletzt sucht Alles das Freie, denn in der Stadt sieht man nirgends mehr Sicherheit; aber wie Manchem ist der Ausweg durch die Trümmer verbaut! Er hat zu lange gezögert, er wollte seine Lieben retten und vermochte es nicht.

Draußen auf den Landstraßen lagerte man sich und auf den Feldern und sah von fern dem wüthenden Feuer zu, das

wie von vielen brennenden Inseln und Städten emporloderte. Gar Mancher büßte hier noch durch Hunger und Noth sein Leben ein. An ein Löschen dachte von diesen Unglücklichen Niemand mehr. Anfangs hatte man zu löschen versucht; aber nicht blos die Wuth des Elementes war ihnen entgegen gewesen, viele Menschen, unter ihnen auch Soldaten und Wachmannschaften, trieben sich in der Stadt umher, welche durch Drohungen die Löschenden abhielten und selbst Brände in die Häuser warfen, um das Feuer weiter zu verbreiten, indem sie riefen, man habe es sie geheißen. Thaten sie es, um desto freier stehlen zu können, oder war es ihnen wirklich von oben befohlen? Das Letztere wurde allgemein geglaubt. Einem Wütherich, wie der Kaiser Nero war, konnte man Solches schon zutrauen. Man erzählte sich, als Jemand bei dem Kaiser in einem Gespräche geäußert habe: „Nach meinem Tode mag die Welt in Feuer lodern," habe dieser erwiedert: „O nein, schon bei meinem Leben!" Die Ungestalt der alten Gebäude und das Unschöne der ganzen Stadt, sagte man, habe ihm so sehr mißfallen, daß er ganz Rom zu vertilgen beschlossen habe, um es in schönerer Gestalt wieder aufzubauen. Seine Diener hätten auf sein Geheiß das Feuer angelegt und verbreitet. „Er ließ," sagt Sueton (Nero 38), „die Stadt so öffentlich in Brand stecken, daß viele Consulare seine Kammerdiener mit Werg und Fackeln in ihren Häusern antrafen, ohne jedoch Hand an diese Menschen zu legen, und daß verschiedene Fruchtmagazine an seinem goldenen Palast, deren Platz er zu haben wünschte, mit Kriegsmaschinen eingestürzt und angezündet wurden."

Beim Ausbruch des Brandes befand sich Nero zu Antium, und er kam nicht eher zur Stadt, als bis das Feuer sich seinem Hause, der Domus transitoria, näherte; doch war es nicht zu hemmen, bis das Palatium, das Haus und Alles umher verzehrt war. Aber zum Trost des vertriebenen und flüchtigen Volkes ließ er das Marsfeld und die Monumente des Agrippa, ja selbst seine eigenen Gärten öffnen und in Eile Baraken aufschlagen,

wo das arme Volk unterkommen konnte. Lebensmittel wurden von Ostia und den nahegelegenen Städten zugefahren und der Getreidepreis bis auf 3 Sesterzien für den Scheffel heruntergesetzt. Doch that dies, so sehr es dem Volke behagte, keine erwünschte Wirkung, weil das Gerücht ging, der Kaiser habe, während die Flammen weithin durch die Stadt wogten, im Ornate eines Zitherspielers von dem Palaste des Mäcenas aus, der in den Gärten des Mäcenas auf den Höhen des Esquilinus lag, dem Brande zugeschaut und ein von ihm selbst verfertigtes Gedicht, das den Untergang Trojas schilderte, zur Zither gesungen.

Erst am sechsten Tage hörte das Feuer am Fuße des Esquilinus auf, nachdem man die Gebäude weit und breit umher niedergerissen, so daß seine Wuth keine Nahrung mehr fand. Und noch war der Schrecken nicht vorüber, als das Feuer von Neuem ausbrach, doch minder heftig und an Orten, die mehr frei lagen, weshalb auch weniger Menschen umkamen; aber um so häufiger stürzten Tempel und Säulenhallen ein. Da dieser zweite Brand in Gebäulichkeiten ausbrach, welche dem Tigellinus, einem vielvermögenden Günstling des Nero, gehörten, so wurden die Menschen in der Meinung bestärkt, daß Nero der Brandstifter sei.

Augustus hatte die Stadt in vierzehn Regionen eingetheilt; davon hatte das Feuer nach der Angabe des Tacitus drei vollständig vernichtet, und in sieben andern standen nur noch wenige Reste von Gebäuden, die übel zugerichtet und halb verbrannt waren; vier waren unversehrt geblieben. Die Zahl der eingeäscherten Häuser, Paläste und Tempel, sagt Tacitus, dürfte schwerlich genau anzugeben sein; indeß waren darunter die ältesten Heiligthümer, der von Servius Tullius geweihte Tempel der Luna (am Aventinus), die Ara Maxima mit dem Tempel, welche beide der Arkader Evander dem Hercules gestiftet hatte, der Tempel des Jupiter Stator, den Romulus gelobte, die Regia des Numa, der Tempel der Vesta mit den Penaten des römischen

Volkes. Ganz besonders war der Palatin verheert worden. Es gingen ferner zu Grunde die durch so viele Siege zusammengebrachten Schätze, die Meisterstücke der griechischen Kunst und in den öffentlichen und Privatbibliotheken die alten und ächten Reste vortrefflicher Schriftsteller, deren Verlust unersetzlich blieb.

Nero sorgte dafür, daß Rom aus seiner Asche schöner und gefälliger wieder erstand. „Der Raum wurde nicht, wie nach dem gallischen Brande, ohne Abtheilung bald da bald dort bebaut, sondern die Hauptquartiere wurden ordentlich abgemessen, breite Straßen gelassen, die Höhe der Häuser vorgeschrieben, die Vorplätze erweitert und Säulengänge angebracht, welche die Vorderseite der Insulä einfaßten. Diese Säulengänge oder Arkaden versprach Nero auf eigne Kosten anzulegen und die Bauplätze den Besitzern von Schutt gereinigt zu übergeben. Er setzte auch Prämien aus nach eines Jeden Rang und Vermögensumständen und bestimmte die Zeit, binnen welcher man Häuser und Quartiere fertig liefern mußte, wenn man jene erlangen wollte. Zur Wegbringung des Schuttes bestimmte er die Moräste bei Ostia, und die Schiffe, welche Getreide auf dem Tiber zufuhren, mußten den Schutt mit zurücknehmen. Die Gebäude selbst mußten bis auf eine gewisse Höhe ohne Balkenwerk von gabinischem und albanischem Stein massiv gebaut werden. So verordnete er auch, daß das Wasser, das sonst Jeder willkürlich auffing, damit es richtiger und an mehreren Orten für den allgemeinen Gebrauch flösse, unter Aufsicht stehe und daß Jeder in seinem Vorhause Löschwerkzeuge halte, endlich daß keine gemeinschaftlichen Schiedsmauern sein, sondern jedes Haus innerhalb seiner eigenen Mauern stehen solle. Dies Alles war nützlich und gab der Stadt zugleich neue Verschönerung. Doch glaubten Einige, die alte Einrichtung wäre der Gesundheit zuträglicher gewesen, weil die Sonnenhitze durch die engen Straßen und hohen Häuser nicht so hätte durchdringen können, dagegen nun auf den offenen und schattenlosen Straßenbreiten eine desto drückendere Hitze liege.“

„Dies waren menschliche Anstalten. Allein man suchte auch

die Götter zu begütigen und schlug die sibyllinischen Bücher auf, nach deren Vorschrift dem Vulcanus, der Ceres und der Proserpina Bußfeste angeordnet und sonstige religiöse Feierlichkeiten veranstaltet wurden. Aber weder durch menschliche Bemühungen noch durch Geschenke oder Göttersühnungen entging der Fürst der Schmach, daß der Brand für eine Folge seines Befehls gehalten wurde. Um also dieses Gerücht zu vernichten, schob er die Schuld auf die Christen — so nannte diese wegen ihrer Schandthaten verhaßten Menschen der gemeine Mann — und belegte sie mit den ausgesuchtesten Strafen. Der Urheber dieses Namens ist Christus, welcher unter der Regierung des Tiberius vom Landpfleger (Procurator) Pontius Pilatus hingerichtet worden war. Der eine Zeitlang gedämpfte verderbliche Aberglaube dieser Leute hatte von Neuem nicht nur in Judäa, wo das Uebel entstand, sondern auch in Rom überhand genommen, wo alles Unnatürliche und Schändliche zusammenfließt und Beifall findet. Es wurden daher zuerst die ergriffen, welche bekannten, daß sie Christen wären, und hernach auf deren Anzeige eine ungeheure Menge der Uebrigen, die nicht sowohl der Mordbrennerei als vielmehr des Hasses der Menschheit überwiesen wurden. Mit den Verurtheilten trieb man noch Kurzweil, indem einige, in Thierfelle gesteckt, von den Hunden zerrissen, einige gekreuzigt, andere (durch getheerte Kleider, die tunica molesta oder picata) brennbar gemacht und, wenns Abend ward, zu nächtlicher Erleuchtung angesteckt wurden. Zu diesem Schauspiel gab Nero seine Gärten (jenseits des Tiber zwischen dem Janiculus und Vaticanus) und stellte Circusspiele an, wo er bald als Wettfahrer gekleidet unter das Volk sich mischte, bald selbst fuhr. So schuldig also diese Leute waren und die härtesten Strafen verdienten, so regte sich doch Mitleid gegen sie als Leute, die nicht fürs gemeine Wohl, sondern der Grausamkeit eines Einzigen aufgeopfert wurden." Tacitus.

Dies war die erste grausame Christenverfolgung, von der wir wissen; denn der Kaiser Claudius hatte sie nur einfach aus

der Stadt vertrieben. Uebrigens hatten die Römer von dem Unterschiede der Christen und Juden keine Vorstellung und hielten sie in Verachtung und im Argwohn ihrer Gefährlichkeit gleich.

Auch die Domus transitoria des Nero war durch den großen Brand zu Grunde gegangen, und er unternahm es jetzt, auf demselben Grund und Boden sein „goldnes Haus“, Domus aurea, zu errichten, eine Vereinigung der mannigfachsten Bauten von der Ausdehnung einer ganzen Stadt und dem unerhörtesten, alle Begriffe übersteigenden Luxus, ein Denkmal wahnsinniger Laune eines Tyrannen, wie es die Welt vielleicht nie gesehen. Die Anlage umfaßte den ganzen Palatin und die Velia, das Thal des Colosseums und die Höhe der Titusthermen bis in die Nähe des esquilinischen Thores und wurde nicht blos von der Sacra Via, sondern ohne Zweifel von mehreren Straßen durchschnitten. Sueton (Nero 31) hat uns über diese den Residenzpalästen der alten assyrischen und persischen Herrscher vergleichbaren Baulichkeiten eine ausführlichere Skizze geliefert, doch reicht sie nicht aus, um uns eine klare Einsicht in die Vertheilung der verschiedenartigen Räume zu geben; aber es läßt sich doch immer eine Vorstellung von der Pracht im Ganzen und von der Decoration im Einzelnen aus derselben gewinnen. Der Vorhof, welcher auf der Velia lag, in der Gegend, wo später Hadrian den Tempel der Venus und Roma erbaute, war in einer Länge von 1000 Schritten von einer dreifachen Säulenhalle umgeben und umschloß den 120 Fuß hohen Bronzekoloß des Kaisers selbst. In dem Thale des Colosseums befand sich ein See (Stagna Neronis), „einem Meere gleich“ und von Gebäuden gleich einer Stadt umgeben. Daran schloß sich auf der Höhe der Titusthermen und weiterhin eine großartige ländliche Scenerie: Auen, Weingärten, Wiesen und Wälder mit zahmen und wilden Thieren, ein Nachbild der asiatischen Paradiese. In den bewohnten Räumen, namentlich in den Zimmern des Kaisers und seiner Gemahlin, war Alles mit Gold überzogen, mit Edelsteinen und Perlmutter besetzt. Die Decken der Speisesäle waren kunstvoll

mit beweglichem Getäfel aus Elfenbein geschmückt und so eingerichtet, daß während des Gastmahls Blumen herabgestreut und duftende Wohlgerüche auf die Gäste gespritzt werden konnten. Der ausgezeichnetste unter den Speisesälen war eine Rotunde, welche sich wie eine Weltkugel Tag und Nacht herumdrehte. Außerdem war der Palast mit Bädern verschiedener Art versehen; die einen hatten Meerwasser, die andern Fluß-, andere Quellwasser. Als der Kaiser das Gebäude einweihte, war er insoweit damit zufrieden, daß er sagte: „Endlich fange ich doch an, wie ein Mensch zu wohnen!"

Die Mittel für diesen verschwenderischen Bau waren in allen Theilen des Reiches zusammengepreßt worden. „Italien," sagt Tacitus, „wurde durch Geldbeitreibungen verwüstet, die Provinzen mit den verbündeten Völkerschaften sowie die freien Städte wurden zu Grunde gerichtet. Und selbst die Götter mußten sich diese Plünderungen gefallen lassen, da man in Rom die Tempel beraubte und das Gold wegschleppte, das bei Triumphen, bei Gelübden in allen glücklichen und angstvollen Epochen des römischen Volkes war geopfert worden." Aus allen Theilen Griechenlands und Asiens war eine ungeheure Menge von Statuen und Gemälden gewaltsam herbeigeführt worden. Für 300,000 Thaler wurden kostbare babylonische Teppiche zusammengekauft.

Als Vespasian im Jahre 69 n. Chr. zur Regierung kam, ließ er den größten Theil der wahrhaft frevelhaften Anlage, zu deren weiterer Ausführung der Kaiser Otho noch eine große Summe verwilligt hatte, wieder vernichten. Er beschränkte den kaiserlichen Palast wieder auf den Palatin und verwandelte alles Uebrige in große gemeinnützige Anlagen. Die Kolossalstatue des Nero ließ er zum Sonnengott umgestalten und weihte sie an der Sacra Via.

Die Stadt Rom in der Kaiserzeit.

Zur Zeit des Augustus war Rom schon nach allen Seiten hin über die Grenzen der servianischen Stadt hinausgedrungen, so daß die alte Mauer ihre Bedeutung durchaus verloren hatte. „Auch außerhalb der Altstadt,“ sagt Dionysius von Halikarnaß, ein Zeitgenosse des Augustus, „ist Alles bewohnt und angebaut, und nach keiner Seite hin hat die Stadt eine eigentliche Grenze, es ist kein Merkmal zu finden, wonach man das Ende derselben bestimmen könnte.“ Von den Bauten, welche seit den letzten Zeiten der Republik und unter den Kaisern auf dem Marsfeld entstanden waren, haben wir schon früher gesprochen; aber diese Vorstadt dehnte sich in der Folge noch immer weiter aus, bis zu der mulvischen Brücke, so daß man jenseits derselben die Begräbnißplätze anzulegen begann. In derselben Weise wuchs die Stadt auch an anderen Stellen, namentlich an solchen Thoren und an solchen Straßen, wo ein lebhafter Verkehr herrschte, z. B. vor der Porta Capena längs der Via Appia und der davon sich abzweigenden Via Latina. Auf dieser Seite schob sich der Anbau immer weiter vor, die zahlreichen Flecken der Nachbarschaft einen nach dem andern verschlingend, und dahinter erhoben sich in der jetzt verödeten Landschaft, so weit das Auge reichte, fernhin glänzende Villen, Tempel und Monumente.

In den Vorstädten Roms befanden sich anfangs zwischen den neuen Gebäuden noch viele freie Plätze, die erst allmählich so ausgebaut wurden, daß das Ganze das Aussehen einer zusammenhängenden Stadt erhielt. Das mag besonders seit dem neronischen Brande geschehen sein, als bei der Wiederherstellung der inneren Stadt die Straßen erweitert und die Häuser minder hoch als zuvor gebaut wurden; und zudem wuchs ja die Einwohnerzahl der Weltstadt durch Zuströmung von außen mit jedem Jahre. Man weiß, daß zu Rom unter Augustus das Stadtvolk ohne die Ritter und Senatoren, ohne die Weiber und Mädchen 320,000 Köpfe betrug, und hat danach berechnet, daß die Zahl sämmtlicher

freien Einwohner damals mindestens 650,000 betragen haben müsse; nimmt man dazu die Sclaven, welche jedenfalls viel zahlreicher waren als die Freien, so wird die Einwohnerzahl der Stadt nicht viel hinter 2 Millionen zurückbleiben. Aber von Augustus an war die Zahl der Bevölkerung Roms noch immer im Steigen bis zu der Zeit des Trajanus (98—117 n. Chr.), unter welchem sie ihre höchste Höhe scheint erreicht zu haben.

Diese sich nach allen Seiten hin frei ausdehnende Stadt hatte in den ersten Jahrhunderten des Kaiserreichs keine schützenden Ringmauern nöthig; denn weder von Italien noch von den weiter entlegenen Ländern war ein Angriff auf dieselbe zu befürchten. Erst gegen Ende des dritten Jahrhunderts nach Christus, als die Macht des Reiches zu verfallen begonnen und die Hauptstadt unter der Regierung des elenden Gallienus schon vor einem Ueberfall der germanischen Völker gezittert hatte, beschloß der Kaiser Aurelianus (270—275), die Stadt durch eine neue Ringmauer zu sichern. Das große Werk wurde erst von dem Kaiser Probus (276—282) vollendet, war aber mit solcher Schnelligkeit ausgeführt worden, daß schon 125 Jahre nach Aurelian unter Honorius eine allgemeine Wiederherstellung der in Trümmern liegenden Mauern nöthig wurde. Diese aurelianische Mauer mit ihren Thoren entspricht im Wesentlichen der des heutigen Roms und hatte ungefähr einen Umfang von elf Miglien. Sie war natürlich viel umfassender als die des Servius und umschloß außer der Altstadt auch den Haupttheil der Vorstädte, im Ganzen die vierzehn Regionen, in welche Augustus zum Behufe der Verwaltung und Polizei die Stadt getheilt hatte, oder die Urbs (sacra) regionum XIV. So pflegte nämlich das erweiterte Rom im Gegensatz zu der von der servianischen Mauer umschlossenen Altstadt genannt zu werden.

Durch die aurelianische Mauer wurden der Altstadt hinzugefügt im Norden der ganze Campus Martius bis über das Mauso-

leum des Augustus hinaus und der Collis Hortorum oder Pincius, im Osten ein großer Theil der Hochfläche hinter dem Quirinalis, Viminalis und Esquilinus, nach Süden hin bog die Mauer besonders weit hinaus vor der alten Porta Capena und in der Gegend des Emporiums, wo auch heute noch der römische Hafen ist. Jenseits des Tiber war, wie es scheint, die von Ancus Martius angelegte Befestigung des Janiculums von Servius nicht durch Schenkelmauern mit dem Flusse verbunden worden; Aurelianus aber zog das Janiculum mit den jetzt stark bevölkerten Niederungen am Flusse durch seine Mauer zur Stadt. Der Berg Vaticanus dagegen blieb ausgeschlossen. Die Thore der aurelianischen Mauer, gewöhnlich nach den durch sie hindurchführenden Landstraßen benannt, waren in der Regel so angelegt, daß mehrere derselben Einem Thor der servianischen Mauer entsprachen und von diesem die nach außen führenden Straßen strahlenförmig nach jenen hinliefen. So lagen z. B. vor der alten Porta Capena die Porta Appia, die P. Latina und P. Ardeatina; von der servianischen Porta Esquilina gingen Straßen aus nach der P. Tiburtina, Pränestina, Labicana, Asinaria; der alten P. Collina entsprachen die P. Nomentana und Salaria. Im Norden führte die Via Flaminia durch das gleichnamige Thor (jetzt Porta del Popolo) aus dem Marsfelde nach der mulvischen Brücke, von wo sich verschiedene Heerstraßen nach Hetrurien und Umbrien verzweigten. In der Stadt jenseits des Tiber war das Hauptthor die P. Aurelia auf der Höhe des Janiculums; in der Nähe des Flusses lief südlich die Via Portuensis durch die Porta Portuensis nach dem Hafen (portus) Ostia hinab. Dasselbe Ziel hatte auf der linken Seite des Tiber die Via Ostiensis, ausgehend von der P. Ostiensis bei dem noch heute bestehenden pyramidenförmigen Grabmal des Sestius, das der aurelianischen Mauer als Stützpunkt diente und dadurch erhalten blieb.

Eine größere Anzahl von steinernen Brücken, welche im Laufe der Zeit zu der alten heiligen Holzbrücke hinzugekommen, verbanden in der Kaiserzeit die beiden Ufer des Flusses. Die

vorhin genannte mulvische Brücke gehörte eigentlich nicht mehr zu dem städtischen Gebiete. Weiter abwärts war die erste Brücke innerhalb der eigentlichen Stadt der schon früher erwähnte (S. 53) Pons Aelius, welcher vom Marsfeld zum Mausoleum des Hadrian hinüberführt. Die Brücke war von Hadrian gebaut. Vorher aber hatte nicht weit unterhalb dieser Stelle schon Nero eine Brücke hergestellt, welche seine zwischen dem Janiculus und Vaticanus gelegenen Anlagen mit der Stadt verbinden sollte. Sie hieß Pons Neronianus oder Vaticanus und scheint früh verfallen zu sein, indem der Verkehr sich von dieser Brücke nach der älischen hinzog. Heute sieht man noch einige Trümmer derselben. Es folgt der Pons Aurelius (jetzt P. Sisto), welcher etwas oberhalb der Insel vom Campus Martius nach dem Janiculus führte. Die fabricische und die cestische Brücke verbanden die Tiberinsel auf beiden Seiten mit dem Festlande; sie heißen heute P. quattro capi und P. di S. Bartolommeo. Unterhalb der Insel standen noch drei Brücken in folgender Ordnung: P. Aemilius (jetzt Ponte rotto), P. Sublicius (die Holzbrücke) und P. Probi, welche im Mittelalter Pons marmoreus Theodosii hieß. Ihre noch jetzt existirenden Trümmer sind lange Zeit für die Reste des P. Sublicius gehalten worden.

Unter den zu der Altstadt hinzugekommenen neuen Theilen Roms ist früher schon der Campus Martius ausführlicher besprochen worden. Nordöstlich von demselben erhebt sich der durch die aurelianische Mauer auch zu der Stadt hinzugezogene Hügel Pincius, welcher noch heute den Namen Monte Pincio trägt. Er hieß auch Collis Hortorum, der Gartenhügel, da er schon in früherer Zeit zu gewöhnlichen Nutzgärten mag verwendet worden sein. Am Ende der Republik aber begannen reiche Bürger hier, da der Hügel eine gesunde Luft und eine herrliche Aussicht hatte, prachtvolle Luxus- und Ziergärten von außerordentlicher Ausdehnung anzulegen, welche später sämmtlich, oder doch zum größten Theil, in kaiserlichen Besitz übergingen. Die erste und bei weitem berühmteste Anlage der Art waren die Gärten des durch seinen Reich-

thum und seinen Luxus bekannten Lucullus (Horti Luculli*), von welchen Plutarch sagt, daß sie auch in seiner Zeit, wo die Prachtliebe bedeutend zugenommen habe, unter die prächtigsten der kaiserlichen Gärten gerechnet würden. Sie lagen auf dem südlichsten Vorsprung des Berges, zunächst dem Campus Martius. Neben ihnen gegen Osten dehnten sich die Gärten des Pompejus aus, an welche sich weiter die Gärten des Sallustius anschlossen. Diese, von dem bekannten Geschichtschreiber Sallustius von dem in Afrika erpreßten Gelde großartig angelegt, reichten bis zur Porta Salaria und über das zwischen dem Pincius und Quirinalis gelegene Thal bis etwa zur servischen Mauer. In derartigen Gärten herrschte ein außerordentlicher Luxus; sie enthielten palastähnliche Villen, Thermen, Säulenhallen, und mit Hallen umgebene Fora, Bahnen zum Reiten und Fahren (Hippodrome), Springbrunnen und Seen, umpflanzt mit duftenden Beeten der mannigfaltigsten Blumen, mit schattigen Gebüschen aus Lorbeer und Myrten. Statuen und Bildwerke jeglicher Art waren überall, im Freien und im Innern der Gebäulichkeiten, in Menge zu sehen. Breite, sorgfältig geebnete Gänge, bald alleenmäßig und gradlinig, beschattet von hohen Platanen, dem beliebtesten Zierbaum der römischen Gärten, bald durch die künstlichen Waldpartien sich hinwendend, dienten zum Lustwandeln, nicht blos für den Herrn und seine Familie, sondern auch für alle Bewohner der Stadt; denn solche Anlagen waren allgemein dem Volke geöffnet und wurden auch wegen ihrer großen Ausdehnung hier und da von öffentlichen Straßen durchschnitten.

In dem untern Theile des schmalen Thales, welches sich zwischen dem Pincius und dem Quirinalis hinzieht und in die Ebene des Campus Martius ausläuft, lag das Forum Suarium, der Saumarkt, ein oft erwähnter und in der Kaiserzeit für das niedere Volk sehr wichtiger Platz. Denn hier kaufte der gemeine

---

*) Größere Luxusgärten wurden gewöhnlich in der Mehrzahl horti genannt.

Mann seine Lebensmittel am billigsten oder erhielt sie sogar geschenkt. Wegen der starken Schweinezucht in Italien war das Schweinefleisch zu Rom das wohlfeilste, und zudem wurde seit dem Kaiser Aurelian hier dem ärmeren Volke das Schweinefleisch umsonst ausgetheilt. Auch Gratisvertheilungen von Brot waren von diesem Kaiser eingeführt worden.

Wenden wir uns von den sallustianischen Gärten auf die Höhe des Quirinal, Viminal und Esquilin hinter dem servianischen Wall, so fällt uns auf der Karte sogleich das große Viereck in der Mauer des Aurelianus auf, das als Castra Praetoria bezeichnet ist. Es ist das Lager oder die Kaserne der Prätorianer, der kaiserlichen Leibwache, zuerst angelegt von Tiberius, der die bis dahin in der Stadt zerstreut liegenden Abtheilungen der Prätorianer in demselben vereinigte. Später lehnte sich die aurelianische Mauer auf beiden Seiten so an dieses Lager an, daß drei Seiten desselben weit über die Linie der übrigen Mauer hinaustraten. Als Constantin der Große das Corps der Prätorianer auflöste, ließ er die der Stadtseite zugekehrte Befestigung des Lagers niederreißen. Man sieht noch heute, wiewohl vermauert, die Porta Decumana und an beiden Seiten die Portae Principales.

Gehen wir von dem Lager der Prätorianer auf der Höhe zwischen dem servianischen Wall und der aurelianischen Mauer südlich, so kommen wir zu dem uns von früher her (S. 24) schon bekannten Campus Esquilinus, auf dem sich bis zum Ende der Republik das schauerliche Leichenfeld der armen Leute und der Verbrecher befand. Doch waren auch Gräber von wohlhabenden Bürgern da. Zur Zeit des Augustus wurde diese Gegend von Mäcenas in einen reizenden Park und Garten umgewandelt, in die berühmten Horti Maecenatis, welche durch Erbschaft an Augustus und die Kaiserfamilie übergingen und wegen ihrer gesunden Luft von dieser öfter bewohnt wurden. In späterer Zeit, unter den Antoninen, finden wir sie im Besitz des Rhetors Fronto. Sie lagen zum Theil noch innerhalb des servianischen Walls,

der von nun an ein beliebter sonniger Spaziergang ward, und erstreckten sich weit in den Campus Esquilinus hinein, so daß der Begräbnißplatz jetzt weiter hinaus gedrängt war. Mäcenas baute sich auf Veranlassung des Augustus, der diese Gegend zu bevölkern wünschte, in seinen Anlagen auf der höchsten Stelle des Esquilin, noch innerhalb des Walls und fern von dem Leichenfelde, einen prachtvollen und geräumigen Palast, der mehrere Stockwerke hoch war und oben einen Altan hatte (die turris Maecenatiana), von welchem man nach Westen die Stadt zu Füßen, nach Osten hin weitaus die ganze Umgegend bis Tibur, Präneste, Tusculum überschaute. Nero, der durch seine weitläufigen Bauten das Palatium mit diesem Palaste verbunden hatte, betrachtete von hier aus den Brand von Rom. In diesen Gärten, aber jedenfalls außerhalb des servianischen Walles, wurden Mäcenas und sein treuer Freund Horatius, der bekannte Dichter, begraben. — In der Nähe der Gärten des Mäcenas waren die des Lamia, wahrscheinlich angelegt von des Horatius Freund Aelius Lamia, und die Gärten des Pallas, des mächtigen Freigelassenen des Kaisers Claudius. Ferner sieht man auf der Karte in der südöstlichen Ecke des Campus Esquilinus hinter dem Cölius in der aurelianischen Mauer ein Rundgebäude, dessen Ruinen noch heute stehen. Es ist dies wahrscheinlich das Amphitheatrum castrense, in welchem die Ludi castrenses abgehalten wurden, eine besondere Art von Spielen, in denen statt der Gladiatoren Legionssoldaten auftraten.

Die Ebene jenseits des Tiber zwischen dem Fluß und den Abhängen des Janiculus wurde erst gegen das Ende der Republik ansehnlich bebaut und zahlreich bewohnt und von Augustus als Regio Transtiberina zu der Stadt hinzugefügt. Dieser Theil der Stadt war wie auch heute ein Wohnsitz der niedersten Volksklasse. Hier wohnten Fischer und Schiffer, Leute der gemeinsten Gewerbe und armes Gesindel, „das", wie Martial sagt, „für Schwefelhölzchen zerbrochene Gläser eintauscht". Namentlich waren hierher auch die Gerber verwiesen, wegen des

üblen Geruchs ihres Handwerkes, sowie der Nachrichter, dessen Amt als unehrlich galt. Augustus hatte den zahlreich in der Stadt sich aufhaltenden Juden, einem von jeher in Rom verachteten Volke, ebenfalls ihr Quartier in der Transtiberina angewiesen. In dem südlichsten Theile der Ebene befanden sich die Gärten des Julius Cäsar, die durch sein Vermächtniß an das Volk kamen. In denselben legte Augustus eine große Naumachie an, ein 1800 Fuß langes und 1200 Fuß breites Wasserbecken, in welchem zur Belustigung des Volkes Schiffskämpfe aufgeführt wurden.

Auch auf dem ziemlich langgestreckten Bergrücken des Janiculus lag manches anmuthige Landgut und freundliche Haus. Der Dichter Martial preist die herrliche Lage der Villa, welche sein Freund und Verwandter Julius Martialis dort oben hatte. Sie war lieblicher als die Gärten der Hesperiden. In der reinen gesunden Luft der Höhe streckt das Landhaus in der Morgenfrühe die Spitzen seiner schönen Thürme empor zu dem wolkenlosen sonnigen Aether, während noch drunten Nebel die krummen Thäler deckt. Von dort sieht man die ganze Stadt der sieben Hügel ausgebreitet vor sich liegen, man sieht die Hügel von Alba und von Tusculum und jeden schattigen Wohnsitz um die Stadt. Am Tiber aufwärts zeigt sich in der Nähe der obstreiche Hain der Anna Perenna und weiter hinauf das alte Fidenä und das der Cremera benachbarte Saxa Rubra. Das geräuschvolle Treiben der Welt sieht man in der Ferne, aber der Lärm dringt nicht bis herauf zu dieser Höhe. Auf der flaminischen Straße und auf dem Salzweg*) laufen die Räder der Wagen für uns still dahin, ohne uns den Schlaf zu stören, und das Geschrei der Schiffer und der laute Ruf der Männer, welche die Schiffe den Tiber heraufziehen, belästigt uns nicht, so nah auch die mulvische Brücke liegt, so viele Kähne auch über den Rücken des Tiber fliegen.

*) Via Salaria, auf welcher das Salz ins Sabinische hinaufgefahren ward.

Der nördlich vom Janiculum gelegene Berg Vaticanus mit dem bis zum Flusse sich erstreckenden vaticanischen Felde hat nie zur eigentlichen Stadt gehört. Die Gegend blieb außerhalb der aurelianischen Mauer und war nicht städtisch bewohnt; man mied sie wegen ihrer ungesunden Luft. Erst unter den Kaisern wurde hier gebaut, aber nur für Privatzwecke derselben, bis endlich die Gründung der Peterskirche, wahrscheinlich seit dem vierten Jahrhundert, Veranlassung ward, daß auch hier zahlreichere Wohnungen entstanden. In dem Thal zwischen Janiculus und Vaticanus hatte Caligula einen Circus erbaut, um daselbst seine Leidenschaft im Rosselenken zu befriedigen; es ist derselbe berüchtigte Circus, in welchem Nero derselben Leidenschaft fröhnte und bei nächtlichen Spielen die der Brandstiftung beschuldigten Christen in Pechjacken zur Erleuchtung verbrennen ließ (S. 67).

Nero hatte nach dem großen Brande Sorge getragen, daß die Stadt Rom schöner und gefälliger wieder aufgebaut wurde; die Straßen wurden regelmäßiger und breiter gemacht, die Höhe der Häuser wurde gemindert, die Vorplätze erweitert, die Vorderseiten der Insulä mit Arkaden eingefaßt. Aber trotzdem wird später wieder über mancherlei Mißstände, welche Nero hatte beseitigen wollen, geklagt. An den Häusern waren wegen der ungeheuren Masse der Stadtbevölkerung und wegen des theuren Areals wieder Stockwerke auf Stockwerke gesetzt worden, so daß Aristides in seiner Lobrede auf Rom (160 n. Chr.) sagt: „Wie ein starker Mann andre über sich in die Höhe hebt und trägt, so trägt Rom Städte auf Städten, die es über sich in die Höhe erhoben hat; könnte man sie auf dem Boden ausbreiten, so würde die ganze Breite Italiens bis zum adriatischen Meere davon wie von einer zusammenhängenden Stadt ausgefüllt werden.“ Die Häuser waren drei- und vierstöckig, und die armen Leute mußten sich da unter dem Dache in der Nähe der Taubenschläge behelfen. Und diese oberen Stockwerke waren mit dem in den südlichen Ländern von Alters her heimischen Leichtsinn gar schlecht und unsolide aufgebaut und dürftig in Stand gehalten; der Haus-

meier verklebte, wie Juvenal klagt, nur oberflächlich die Ritze und Spalten der baufällig gewordenen Stellen. So legte man sich denn des Abends mit Angst und Sorge zu Bett; wie leicht konnte das Haus einstürzen, und wenn Feuer ausbrach, wie sollte man sich aus diesen hohen Kammern retten? Denn Feuersbrünste waren etwas Gewöhnliches. Steckte doch mancher Hausbesitzer mit Fleiß sein Haus mit allem, was darin war, in Brand, aus Speculation, um durch die Beisteuern seiner Freunde mehr zu gewinnen, als er verloren.

Ferner machten die eigenthümlichen Ortsverhältnisse sehr lange und gerade Straßen zu Rom unmöglich, und eine bedeutende Breite hatte ihnen auch Nero nicht geben können. Dazu kam dann noch, daß mit der Zeit wieder von den Häusern aus die Buden und Läden, Werkstätten und Schenkstuben in die Straßen hinausgebaut wurden und diese verengten, ein Uebelstand, der bei dem auf den Straßen herrschenden Gewühl doppelt empfindlich war. Dieses Unwesen beseitigte endlich der Kaiser Domitian, bis auf wie lange, wissen wir nicht. Martial sagt darüber: „Ganz Rom war von dem täppischen Krämer in Beschlag genommen, jedes Haus sprang über seine Schwelle hervor. Du hast jetzt, o Germanicus, die schmalen Gassen wachsen lassen, und was vordem nur ein Steig war, ist jetzt eine Straße. Kein vorgerückter Pfeiler ist mehr mit angeketteten Weinflaschen des Schenkwirthes behangen, noch wird der Prätor gezwungen, mitten im Kothe zu gehen. Nicht mehr wird jetzt vom Bader das Scheermesser blind im Gedränge des Volkes geschwungen, noch versperrt die rußige Garküche die ganze Gasse. Barbier und Schenkwirth, Koch und Metzger halten sich jetzt schön innerhalb ihrer Schwellen; jetzt ist Rom wieder Rom, jüngst war es eine große Taberne.“ Auch machte die Abweichung der Häuserfronten von der geraden Linie, sowie die Unregelmäßigkeit der sparsamen Fenster in den oberen Stockwerken und die ungleiche Höhe der verschiedenen Theile derselben Häuser an vielen Orten die Straßen unschön.

Aber trotz dieser vielen Mißstände und Unschönheiten in

den Straßen war Rom doch die schönste Stadt der Welt. Wir kennen schon aus dem Früheren eine große Zahl der herrlichsten Anlagen, die Bauten auf dem Palatium und dem Capitol, an dem Markt und auf dem Campus Martius, die kaiserlichen Fora, Werke, wie sie auf gleichem Raume in dieser Menge und Großartigkeit sonst nirgends mehr zu sehen waren. Was daran durch den neronischen Brand und den großen Brand unter Titus zu Grunde gegangen war, hatte man wieder hergestellt, oder es war durch andere Bauten ersetzt worden. Die lange Reihe der Kaiser hatte zu dem, was sie Großes und Schönes in der Stadt vorfanden, noch immer Neues hinzugefügt. Sie schufen großartige Anlagen, welche dazu bestimmt waren, die Bevölkerung der Weltstadt mit den zu Leben und Gesundheit nothwendigen Bedürfnissen zu versorgen oder der Zerstreuung und Unterhaltung des Volkes und der Bildung zu dienen; und wenn diese Anstalten neben ihrer Gemeinnützigkeit zum Theil auch zur Verschönerung der Stadt beitrugen, so entstanden auch noch außerdem gar viele Bauten und Monumente und Kunstwerke aller Art, welche lediglich oder vorzugsweise auf Ausschmückung der Stadt berechnet waren.

Als der Kaiser Constantius im Jahre 357 zum erstenmal nach Rom kam, machte die Pracht und Großartigkeit der verschiedenartigen Bauwerke einen überwältigenden Eindruck auf ihn. „Als er“ — so erzählt Ammian — „auf das Forum kam, die berühmte Stätte der alten Macht, war er stumm vor Bewunderung. Wohin auch seine Augen sich wandten, sah er sich von dem dichten Gedränge der Wunderwerke geblendet. Indem er sodann allmählich die einzelnen Theile der Stadt musterte, auf den Höhen der sieben Hügel, auf deren Abhängen und in der Ebene, meinte er immer, das, was er zuerst gesehen, werde unter allem übrigen das Größte sein. Der Jupitertempel auf dem tarpejischen Felsen strahlt wie Göttliches vor Menschlichem. Die Thermen sind in der Ausdehnung von Provinzen angelegt; die Masse des flavischen Amphitheaters, ein mächtiger Bau aus tiburtinischem Stein, ragt so hoch, daß der Blick kaum bis zur

äußersten Höhe hinaufreicht. Der herrliche Rundbau des Pantheon mit prachtvoller hoher Ueberwölbung, die riesenhaften Ehrensäulen, zu deren Spitzen im Innern Treppen hinaufführen und welche die Bildsäulen früherer Fürsten tragen, der Tempel der Göttin Roma, das Forum des Friedens, das Theater des Pompejus, das Odeum, das Stadium, alle diese Zierden der Stadt wetteifern an Schönheit, Pracht und Großartigkeit mit einander. Als er aber zum Forum Trajans gekommen war und diesen Bau erblickte, der unter dem ganzen Himmel nicht seines Gleichen hat und wohl auch von den Göttern als wundervoll anerkannt werden würde, stand er wie betäubt, indem er seinen Geist durch die gigantischen Wölbungen hinschweifen ließ, die weder mit Worten beschrieben werden können, noch für Sterbliche zum zweitenmal erreichbar sind."

Die größere Zahl der von Ammian genannten Bauwerke haben wir schon früher aufgesucht und betrachtet. Von den „in der Ausdehnung von Provinzen angelegten" Thermen, sowie von der innern Einrichtung der Theater und Circi, die uns wenigstens ihrer Lage nach schon bekannt sind, wollen wir später besonders handeln. Dagegen verweilen wir jetzt eine Zeitlang bei dem flavischen Amphitheater, dessen großartige Ruine, bekannt unter dem Namen des Colosseums, in der Niederung östlich von der Velia liegt.

Die Idee eines Amphitheaters entsprang zuerst in dem genialen Kopfe des C. Scribonius Curio, der als ein thätiger Anhänger des Julius Cäsar bekannt ist. Als dieser während seines Tribunats im Jahre 50 zu Ehren seines verstorbenen Vaters mit Cäsars Gelde prächtige Spiele veranstaltete, suchte er, da das bisher von Andern Geleistete in Bezug auf Pracht und Aufwand nicht mehr zu überbieten war, dem Volke, um dessen Gunst er buhlte, durch die Kühnheit einer neuen Erfindung zu imponiren. „Er baute," sagt Plinius, „zwei sehr große Theater aus Holz nebeneinander, deren jedes durch bewegliche Zapfen im Gleichgewicht schwebend erhalten wurde. Er ließ am Vormittage Schauspiele darin aufführen, und aus diesem Grunde

den Straßen war Rom doch die schönste Stadt der Welt. Wir kennen schon aus dem Früheren eine große Zahl der herrlichsten Anlagen, die Bauten auf dem Palatium und dem Capitol, an dem Markt und auf dem Campus Martius, die kaiserlichen Fora, Werke, wie sie auf gleichem Raume in dieser Menge und Großartigkeit sonst nirgends mehr zu sehen waren. Was daran durch den neronischen Brand und den großen Brand unter Titus zu Grunde gegangen war, hatte man wieder hergestellt, oder es war durch andere Bauten ersetzt worden. Die lange Reihe der Kaiser hatte zu dem, was sie Großes und Schönes in der Stadt vorfanden, noch immer Neues hinzugefügt. Sie schufen großartige Anlagen, welche dazu bestimmt waren, die Bevölkerung der Weltstadt mit den zu Leben und Gesundheit nothwendigen Bedürfnissen zu versorgen oder der Zerstreuung und Unterhaltung des Volkes und der Bildung zu dienen; und wenn diese Anstalten neben ihrer Gemeinnützigkeit zum Theil auch zur Verschönerung der Stadt beitrugen, so entstanden auch noch außerdem gar viele Bauten und Monumente und Kunstwerke aller Art, welche lediglich oder vorzugsweise auf Ausschmückung der Stadt berechnet waren.

Als der Kaiser Constantius im Jahre 357 zum erstenmal nach Rom kam, machte die Pracht und Großartigkeit der verschiedenartigen Bauwerke einen überwältigenden Eindruck auf ihn. „Als er“ — so erzählt Ammian — „auf das Forum kam, die berühmte Stätte der alten Macht, war er stumm vor Bewunderung. Wohin auch seine Augen sich wandten, sah er sich von dem dichten Gedränge der Wunderwerke geblendet. Indem er sodann allmählich die einzelnen Theile der Stadt musterte, auf den Höhen der sieben Hügel, auf deren Abhängen und in der Ebene, meinte er immer, das, was er zuerst gesehen, werde unter allem übrigen das Größte sein. Der Jupitertempel auf dem tarpejischen Felsen strahlt wie Göttliches vor Menschlichem. Die Thermen sind in der Ausdehnung von Provinzen angelegt; die Masse des flavischen Amphitheaters, ein mächtiger Bau aus tiburtinischem Stein, ragt so hoch, daß der Blick kaum bis zur

äußersten Höhe hinaufreicht. Der herrliche Rundbau des Pantheon mit prachtvoller hoher Ueberwölbung, die riesenhaften Ehrensäulen, zu deren Spitzen im Innern Treppen hinaufführen und welche die Bildsäulen früherer Fürsten tragen, der Tempel der Göttin Roma, das Forum des Friedens, das Theater des Pompejus, das Odeum, das Stadium, alle diese Zierden der Stadt wetteifern an Schönheit, Pracht und Großartigkeit mit einander. Als er aber zum Forum Trajans gekommen war und diesen Bau erblickte, der unter dem ganzen Himmel nicht seines Gleichen hat und wohl auch von den Göttern als wundervoll anerkannt werden würde, stand er wie betäubt, indem er seinen Geist durch die gigantischen Wölbungen hinschweifen ließ, die weder mit Worten beschrieben werden können, noch für Sterbliche zum zweitenmal erreichbar sind."

Die größere Zahl der von Ammian genannten Bauwerke haben wir schon früher aufgesucht und betrachtet. Von den „in der Ausdehnung von Provinzen angelegten" Thermen, sowie von der innern Einrichtung der Theater und Circi, die uns wenigstens ihrer Lage nach schon bekannt sind, wollen wir später besonders handeln. Dagegen verweilen wir jetzt eine Zeitlang bei dem flavischen Amphitheater, dessen großartige Ruine, bekannt unter dem Namen des Colosseums, in der Niederung östlich von der Velia liegt.

Die Idee eines Amphitheaters entsprang zuerst in dem genialen Kopfe des C. Scribonius Curio, der als ein thätiger Anhänger des Julius Cäsar bekannt ist. Als dieser während seines Tribunats im Jahre 50 zu Ehren seines verstorbenen Vaters mit Cäsars Gelde prächtige Spiele veranstaltete, suchte er, da das bisher von Andern Geleistete in Bezug auf Pracht und Aufwand nicht mehr zu überbieten war, dem Volke, um dessen Gunst er buhlte, durch die Kühnheit einer neuen Erfindung zu imponiren. „Er baute," sagt Plinius, „zwei sehr große Theater aus Holz nebeneinander, deren jedes durch bewegliche Zapfen im Gleichgewicht schwebend erhalten wurde. Er ließ am Vormittage Schauspiele darin aufführen, und aus diesem Grunde

waren die beiden Theater von einander ab- und mit den gebogenen Rückwänden der Sitzreihen gegen einander gewendet, damit die Bühnen sich nicht gegenseitig durch ihr Geräusch störten. Plötzlich aber wurden sie, während das Volk auf seinen Sitzen verblieb, herumgedreht, so daß die beiden Halbrunde mit ihrer inneren Seite einander gegenüberstanden, und als nun gegen Abend die aus Brettern bestehenden Bühnenwände entfernt wurden und die Enden der Sitzreihen (cornua, die Hörner) sich berührten, entstand daraus ein Amphitheater, in welchem er Gladiatorenkämpfe aufführen ließ." Seitdem kam diese amphitheatralische Form bei den Gebäuden auf, welche man für die Fechterspiele und Thierkämpfe bestimmte; früher hatten dieselben auf dem Forum und in dem Circus stattgefunden. Vier Jahre nach den Spielen des Curio ließ Julius Cäsar für Gladiatoren- und Thierkämpfe einen Bau, der den beiden zusammengefügten Theatern des Curio entsprach, auf kurze Zeit aus Holz aufführen; das erste steinerne Gebäude der Art aber wurde unter Augustus von dessen Freund Statilius Taurus im Campus Martius erbaut. Nachdem dies durch den neronischen Brand zu Grunde gegangen war, errichtete Vespasian das große Amphitheatrum Flavium auf der Stelle, wo sich innerhalb des von ihm zerstörten goldenen Hauses des Nero (S. 69) ein großer See befunden hatte. Es ward erst durch Titus vollendet und geweiht. Dieses riesenhafte, 85,000 Sitzplätze umfassende Gebäude, das „in der Großartigkeit seiner Massen, in der Strenge seiner Conception und in dem organischen Zusammenschluß aller seiner Theile zu einem großen harmonischen Ganzen uns ein treues Abbild des römischen Staates selbst gewährt," war das Musterbild für die zahlreichen Amphitheater, welche in der Folge in Italien und in den Provinzen des Reiches gebaut wurden. In der Beschreibung desselben halten wir uns meistens an die Worte von Guhl.*)

*) Das Leben der Griechen und Römer, von Guhl und Koner II. S. 166 ff.

Die Arena, der von dem Gebäude umschlossene Raum, auf welchem die Kämpfe stattfanden, hatte unter dem Boden gemauerte Räume, in welchen die zu den Kämpfen bestimmten wilden Thiere und die bei den Schauspielen nöthigen Vorrichtungen aufbewahrt wurden. Sie zeigt die Form einer Ellipse, deren größerer Durchmesser 264, der kleinere dagegen 156 Fuß beträgt. Das umschließende Gebäude hat überall eine gleichmäßige Tiefe von 155 Fuß, was einen Gesammtdurchmesser von 574, resp. 466 Fuß für die äußere Umfangsmauer ergibt. Diese war durch 80 Arkaden unterbrochen, welche die Zugänge zu den zahlreichen, nach einem wohlgeordneten Systeme sehr bequem angeordneten Gängen und Treppen gewährten, die nach innen zu den Sitzreihen führten. Die unterste Reihe dieser Arkaden (vomitoria) ist mit dorischen Halbsäulen verziert; darauf folgt ein zweites Stockwerk mit jonischen und ein drittes mit korinthischen Halbsäulen. Das vierte Stockwerk wird durch eine Mauer gebildet, die mit korinthischen Pilastern verziert und von Fenstern durchbrochen ist. Das Ganze erreicht eine Höhe von 156 Fuß. An der Mauer des obersten Stockwerkes zeigen sich gewisse consolenartige Vorsprünge, denen eben so viele Oeffnungen in dem Hauptgesims entsprechen. Dieselben waren dazu bestimmt, Masten zu befestigen, welche dazu dienten, vermittelst eines künstlichen Netzes von Schiffstauen die zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen über den gewaltigen Raum ausgespannten Teppiche zu tragen. Was den eigentlichen Zuschauerraum betrifft, so wurde das ziemlich hohe Podium, der erhöhte Unterbau zunächst an der Arena, noch durch besondere Vorrichtungen gegen die in der Arena kämpfenden wilden Thiere geschützt. Darauf folgen die Sitzreihen in drei den äußeren Arkaden entsprechenden Stockwerken (maeniana), wobei zu bemerken ist, daß die Gürtungsmauer, welche das zweite und dritte Stockwerk von einander trennt, höher als gewöhnlich geführt ist, wie auch die darüber folgenden Sitzreihen eine etwas steilere Anordnung haben. Es geschah dies, um den dort Sitzenden den Blick auf die Arena zu erleichtern. Diese hohe Präcinctionsmauer wurde balteus

genannt und war mit kostbaren Zierrathen nach der Weise, wie das Theater des Scaurus geschmückt war (S. 45), versehen. Das vierte Stockwerk endlich wird durch eine offene Halle gebildet, die ebenfalls reich geschmückt war und unter welcher sich die Sitze für die Frauen und, vielleicht an den beiden Enden des längeren Durchmessers, Plätze für das niedere Volk befunden zu haben scheinen.

Das Colosseum bestand fast ganz aus sorgfältig behauenen Travertinquadern; das Innere war zum Theil aus Backsteinen aufgemauert. Bis ins 6. Jahrhundert wurden Thiergefechte in demselben gehalten. Im Mittelalter diente es als Festung, und es mag schon durch die Stürme der damaligen Zeit viel gelitten haben; aber auch die römische Barbarei der neueren Zeit, welche von seinen Steinen neue Paläste gebaut hat, vermochte es nur zum Theil zu zerstören. Die gewaltige Ruine, welche auf der nordöstlichen Seite noch die vier Stockwerke zeigt, ist unter den Denkmälern römischer Größe noch jetzt der Gegenstand besonderer Bewunderung.

Eine eigenthümliche Zierde von Rom waren die Ehren- und Triumphbögen. Sie verdanken ihren Ursprung der Sitte, für festliche Aufzüge, welche zur Feier eines glücklichen Ereignisses stattfanden, namentlich bei Triumphzügen, Ehrenpforten, durch welche die Züge hindurchschritten, zur Begrüßung der gefeierten Personen zu errichten. Anfangs mochte man die Stadtthore für solche Zwecke ausgeschmückt und hölzerne, kostbar verzierte Pforten auf die Dauer der Festlichkeit aufgebaut haben; seit Augustus jedoch wurden Ehrenpforten aus Stein als dauernde Ehrendenkmäler gefeierter Personen errichtet, und zwar auf Veranlassung der verschiedensten Verdienste um das Wohl des Staates und der Bürgerschaft. Ein dem Augustus erbauter Bogen zu Rimini verherrlicht dessen Verdienste um den Bau der flaminischen Straße, ein Bogen zu Ancona feiert die Wiederherstellung des Hafens durch Trajan; als der verdienstvolle und beliebte Feldherr Germanicus, der Enkel des Augustus und Neffe des Tiberius, in



Carcer Mamertinus zu Rom.



Titusbogen zu Rom.

Syrien gestorben war, decretirte man ihm zu Rom die Errichtung von Bogenmonumenten in Rom, am Ufer des Rheins und auf dem syrischen Berge Amanus, mit der Aufschrift seiner Thaten und dem Zusatz: „starb für das Vaterland". Die beiden ersten Triumphbögen aus Stein, die in Rom entstanden, waren der Arcus Augusti, welcher zum Gedächtniß an die Wiedererlangung der von den Parthern eroberten Feldzeichen errichtet ward, und der Arcus Tiberii, erbaut zum Andenken der Wiedergewinnung der unter Varus in Deutschland verlorenen Feldzeichen. Beide standen in der Nähe des Forums. Zu diesen kam später noch eine größere Zahl in den verschiedenen Theilen der Stadt. Wir erwähnen davon nur den Bogen des Titus und den des Constantin, welche beide noch stehen.

Der Bogen des Titus ist erbaut auf dem höchsten Punkte der Sacra Via und bezog sich auf dessen Triumph über die Juden. Es ist eine sehr einfache Anlage. Zwei starke Pfeiler, jeder mit zwei vortretenden Halbsäulen geziert, tragen den mächtigen, weitgespannten Bogen. Zwischen den Halbsäulen ist auf jeder Seite ein reich umrahmtes blindes Fenster angebracht. Auf dem Fries sind in kleinen Reliefgestalten Scenen des Triumphzuges dargestellt. Darüber erhebt sich ein Oberbau (Attica), welcher dem untern Stockwerke entsprechend in drei Theile getheilt ist, von denen der mittlere die Inschrift trägt. Auf dem Oberbau stand in alter Zeit eine Quadriga mit der Statue des Kaisers. Außer vielen andern Sculpturen sind zwei größere Reliefs an den Wandflächen des Durchgangs, das eine den Kaiser auf seinem Triumphwagen, das andere eine Gruppe von Kriegern mit der Beute des jüdischen Krieges darstellend. In dem reich cassettirten Tonnengewölbe des Durchgangs enthält ein Relief die Apotheose des von einem Adler gen Himmel getragenen Kaisers. Das Denkmal war von Volk und Senat dem Kaiser Titus nach seinem Tode unter der Regierung des Domitian errichtet.

Der Triumphbogen des Kaisers Constantin, am Eingang

zu dem Thale zwischen Palatin und Cälius, ist von großer historischer Bedeutung, da er sich auf den Sieg bezieht, welcher im Jahre 312 von Constantin an der mulvischen Brücke über seinen Gegner Maxentius erfochten ward und die Erhebung des Christenthums zur römischen Staatsreligion zur Folge hatte. Diesem Umstand mag er auch seine Erhaltung zu verdanken haben. Der Triumphbogen hat auf beiden Seiten des Hauptdurchgangs noch zwei kleinere Nebendurchgänge und ist viel reicher mit Bildwerken verziert als der des Titus. Der größere Theil der Bildwerke sind treffliche Sculpturen aus der Zeit des Trajan; sie sind nämlich dem Triumphbogen entnommen, welcher einst dem Kaiser Trajan zur Feier seiner Thaten im dacischen und im parthischen Kriege, wie zur Verherrlichung seiner nicht minder ruhmvollen Friedenswerke errichtet worden war. Dagegen stechen die ungeschickt ausgeführten Reliefs, welche aus Constantins Zeit selbst stammen, seltsam ab. Sie stellen die Besiegung des Maxentius und die Besetzung Roms durch Constantin dar.

Den Ehrenbogen ähnlich, jedoch von einer andern Bedeutung, waren die sogenannten Jani, Durchgangsbogen mit einem Bildniß des Gottes Janus und mit Gemächern über den Durchgängen. Sie waren an verschiedenen Stellen der Stadt auf lebhaften Plätzen und Straßen errichtet. Früher sind schon die drei Jani an der Nordseite des Forums erwähnt worden; der Fornix Fabianus, bei der Regia auf der Sacra Via an der Grenze des Forums von dem Censor Fabius Maximus erbaut, war auch ein solcher Janus oder Durchgang; denn das bedeutet das Wort fornix. Man unterschied aber den Janus Geminus, einen einfachen Durchgang, und den Janus Quadrifrons, ein über einen Kreuzweg errichtetes Gebäude mit zwei sich schneidenden Durchgängen. Ein solcher Janus Quadrifrons, aus später Zeit stammend, steht jetzt noch auf dem Forum Boarium. Er ist aus Marmor erbaut und hat die Form eines großen Vierecks, an welchem auf jeder Seite zwischen zwei mächtigen Pfeilern hohe sich entgegenstehende Arkaden die Durchgänge bilden. Das

Gebäude hatte ein oberes Stockwerk, dessen Räume, wie man meint, den Kaufleuten zur Abschließung von Geschäften dienten. Ein diesem wohl ganz ähnlicher Bau war der Janus Quadrifrons auf dem Forum Transitorium.

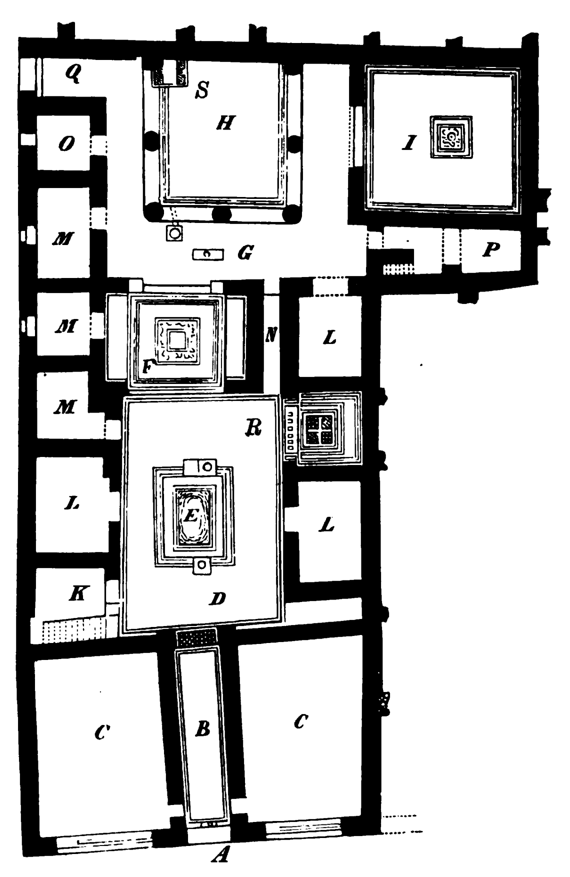
Zu den bisher genannten Bauten, die zum größten Theil der Stadt zur Zierde gereichten, kam dann noch eine Menge von Colonnaden, welche theils an die Häuser angebaut waren, theils selbständige Hallen bildeten und zuletzt sich durch die ganze Stadt als Umgebung der Straßen und Plätze hinzogen. Manchmal liefen mehrere Reihen nebeneinander. Sie dienten vielfach zur Betreibung von allerlei Gewerben, wonach sie auch theilweise benannt waren. So gab es eine Porticus Margaritaria, in der Perlen verkauft wurden, eine P. Frumentaria, eine Getreidehalle u. s. f. Denkt man sich hierzu noch die zahlreichen Kolosse, Ehrensäulen und Obelisken, welche durch die Stadt hin zerstreut standen, die ungeheure Masse von Statuen und sonstigen Bildwerken, die die freien Plätze, die Straßen, Säulenhallen und sonstige öffentlichen Gebäude erfüllten, das Grün der vielen Gärten und Parks, die auch im Innern der Stadt die Massen der Gebäude unterbrachen und einfaßten, so kann man sich von der ausnehmenden Pracht und Herrlichkeit des großen weltbeherrschenden Roms einigermaßen einen Begriff machen.

Aber eine eigenthümliche Schönheit Roms muß noch besonders besprochen werden. Dies sind die durch die ganze Stadt hin verbreiteten Wasserwerke. Im Innern von Rom befand sich allerdings eine bedeutende Zahl von lebendigen Quellen, welche in der ältern Zeit für die Bedürfnisse der Einwohner ausreichten; nachdem aber die Bevölkerung um ein beträchtliches gewachsen war, sah man sich genöthigt, von außen her Wasser hereinzuleiten. Und so entstanden denn die kolossalen Wasserleitungen, die schon im Alterthum ein Gegenstand der höchsten Bewunderung waren und deren lange mächtige Bogenreihen noch heute in ihren Trümmern von dem Fremden mit

wurden von den Kaisern bis zu 1352 vermehrt. Uebrigens war auch eine größere Zahl von natürlichen Quellen (fontes) zu Wasserbecken umgestaltet; andre dienten als Brunnen oder waren mit sogenannten Nymphäen, d. h. den Nymphen geweihten Quellgebäuden, überbaut. Solcher Nymphäen, die auch zum Theil von Wasserleitungen gespeist wurden, gab es in Rom viele; es existirt noch heute das Nymphäum des Almo vor Porta S. Sebastiano, ein grottenartiges Gebäude mit zierlichem Quellenbassin und ehemals auch mit Heiligthümern der Quellgottheiten. Ferner wurde das Wasser der Aquäducte auch vielfach in Privathäuser geleitet, sowie in die öffentlichen Balnea, die gewöhnlichen Badehäuser, und in die Thermen oder Luxusbäder. Auch die Piscinae, d. h. offene oder bedeckte Schwimmteiche wurden von den Wasserleitungen gespeist. Der größte Theil des reichen Wasserschatzes der Stadt floß zuletzt, wenn er zu verschiedenstem Gebrauche gedient hatte, in großen Canälen bachartig in die Cloaken, um diese zu reinigen.

Eine äußerst wichtige Aufgabe für die Verwaltung der Stadt während der Kaiserzeit war auch die Herbeischaffung der nöthigen Lebensmittel und besonders des Getreides, das namentlich den ärmeren Bürgern für einen geringen Preis abgelassen oder gar umsonst vertheilt wurde. Für die ungeheure Bevölkerung der Stadt mußten aus allen Ländern des Mittelmeers die Getreidevorräthe herzugeführt werden; hauptsächlich aber kam Korn aus Alexandrien und Carthago nach dem Seehafen Ostia, von wo es in kleineren Schiffen den Tiber herauf zur Stadt gebracht wurde. Der allgemeine Landungsplatz war hier das Emporium am Aventin. Daselbst lagen die großen Magazine (horrea), in welchen zunächst das Korn aufgespeichert ward. Aber auch durch die ganze Stadt hin waren Horrea zerstreut, große Gebäude von sehr massiver Bauart. Ein Grundriß von den Horrea Lolliana ist uns noch auf dem capitolinischen Plan erhalten: ein großes Atrium in der Mitte, umgeben von offenen Hallen, die in mehreren Reihen nebeneinander liegen. In dem

Plan des Hauses des „tragischen Dichters“ zu Pompeji.



A vestibulum. — *B* ostium. — *CC* 2 tabernae (Läden). — *D* atrium. — *E* impluvium mit zwei kleinen Cisternen. — *F* tablinum (mit Mosaikboden). — *G* peristylium mit zwei kleinen Wasserbehältern. — *H* viridarium (Garten). — *I* triclinium oder oecus (mit Mosaikboden). — *K* cella des Ostiarius oder des Atriensis. — *LLL* 4 Wohnzimmer oder kleine triclinia. — *MMM* 3 cubicula. — *N* fauces (Corridor). — *O* Studirzimmer. — *P* culina (Küche). — *Q* posticum (Hinterpforte). — *R* ala. — *S* Hauskapelle.

sogenannten Curiosum, einem topographischen Büchlein über Rom aus der Zeit des Kaisers Constantin, wird die Gesammtzahl der Horrea in der Stadt auf 209 angegeben; doch werden dieses nicht lauter Kornmagazine gewesen sein. Denn neben diesen gab es auch noch Horrea von anderer Bestimmung, Vorrathshäuser für Waaren der verschiedensten Art. So werden Horrea chartaria, ein Papierlager, erwähnt, die Horrea piperataria, für ägyptische und arabische Waaren, Horrea candelaria, ein Lichtermagazin. Ferner gab es Horrea, welche zur Aufbewahrung der Vorräthe oder werthvolleren Besitzthümer von Privaten dienten; es waren theils Privatanlagen, welche parzellenweise vermiethet wurden, theils aber waren sie auch von den Kaisern zur Nutznießung des gemeinen Mannes erbaut.

Das römische Wohnhaus.

Ueber das römische Wohnhaus (domus) war man bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts in gar manchen Punkten im Unklaren. Denn Ueberreste von Privatgebäuden sind zu Rom so gut wie nicht vorhanden, und kein alter Schriftsteller liefert uns eine genauere Beschreibung eines Hauses. Von dem Baumeister Vitruvius, einem Zeitgenossen des Julius Cäsar und des Augustus, haben wir zwar ein umfassendes Werk über die Baukunst; allein er lehrt blos, wie und in welchen Verhältnissen man bauen soll, bezieht sich auf Risse, die verloren gegangen sind, und konnte bei seinen altrömischen Lesern gar vieles als bekannt voraussetzen, was wir nicht wissen. Bei andern Schriftstellern aber finden sich blos gelegentliche Erwähnungen einzelner Räumlichkeiten des Hauses. Erst seitdem man die vom Vesuv verschüttete alte Stadt Pompeji wiedergefunden und zum großen Theil aufgedeckt hat, ist uns eine reiche und vielseitige Anschauung alter Privatbauten eröffnet, die es endlich möglich gemacht hat, ein römisches Haus im Allgemeinen sicher zu con-

struiren. Denn wenn Pompeji auch eine oscisch-samnitische Gründung und dann mehr eine Stadt von griechischem Character gewesen war, so hatte es doch zur Zeit seiner Verschüttung schon längst römische Art und Sitte angenommen, und seine Wohnhäuser waren römisch. Prachthäuser allerdings, wie die der vornehmen und reichen Familien in Rom, hatte die Provinzialstadt Pompeji nicht aufzuweisen; aber neben vielen kleineren und bescheidenen Wohnungen findet man doch in derselben eine nicht unbeträchtliche Zahl von größeren und luxuriösen Häusern, wie in den letzten Jahrhunderten der Republik und in der Kaiserzeit der mittlere Bürgerstand sie in Rom besessen haben mag. Und gerade von diesen, nicht von Palästen, wollen wir in diesem Abschnitt handeln.

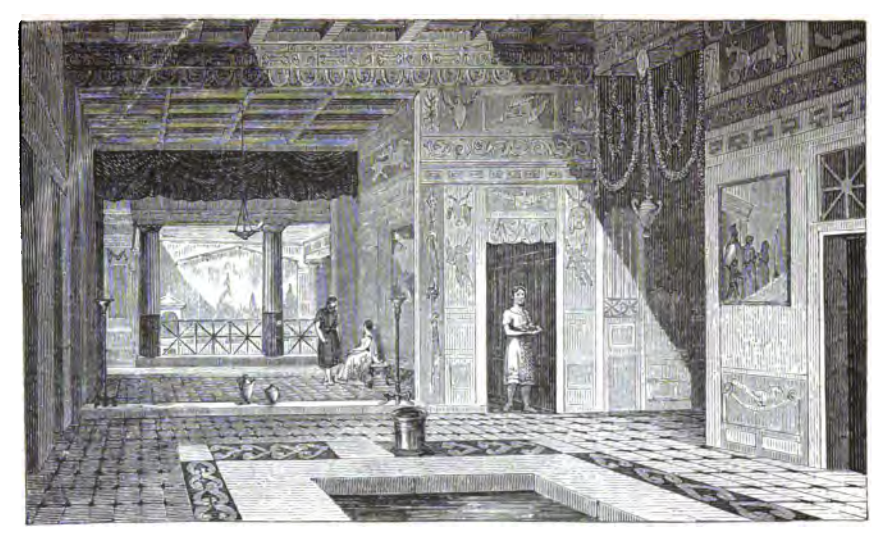
Der wichtigste und ursprünglichste Theil des römischen Hauses war das Atrium, das auch Cavaedium oder Cavum aedium hieß; es war eigentlich das altitalische Haus selbst, aus welchem sich im Laufe der Zeit das erweiterte römische Haus erst entwickelt hat. Dies Atrium bestand aus einem viereckigen Raume, dessen Dach von den vier Seiten aus weit nach innen vorsprang und in seiner Mitte eine Oeffnung ließ, durch welche der Raum sein Licht erhielt. Um diese viereckige Halle, in welche von außen ein schmaler Eingang führte, lagen die Schlafzimmer der Familie, die Vorrathskammern und Wirthschaftsräume so, daß deren Thüren sämmtlich sich in das Atrium öffneten. Das Atrium selbst war der Mittelpunkt des gesammten häuslichen Lebens, der gemeinsame Aufenthalt der Familienmitglieder. Hier stand der Herd, auf welchem die Speisen bereitet wurden, mit den Bildern der schützenden Laren und Penaten; der Rauch des Herdes fand seinen langsamen Abzug durch die Oeffnung im Dache und hatte genugsame Zeit, im Innern die Wände des Raumes und die darin befindlichen Gegenstände zu schwärzen. Davon hatte höchst wahrscheinlich auch das Atrium seinen Namen, von ater, d. h. schwarz. Im Atrium nahm die Familie die Mahlzeit ein, hier saß die waltende Hausfrau in der Mitte

ihrer Dienerinnen, beschäftigt mit Spinnen und Weben und ähnlicher Arbeit; hier wurden alle Besuche empfangen. Das Ehebett des Hausherrn (lectus genialis) befand sich in dem Atrium, gerade dem Eingang gegenüber; die Leichen der verstorbenen Familienglieder wurden in demselben zur Schau ausgestellt, bis der letzte Weg angetreten ward, und die theuren Bilder der Ahnen hingen der Reihe nach an den Wänden. Auch die Geldkiste wurde hier aufbewahrt.

So also war es in der ältesten Zeit. Als aber die einfache alte Sitte erlosch, als die Bedürfnisse des Lebens wuchsen und die Ansprüche an häusliches Behagen größer wurden, erweiterte sich das Haus, und man fügte, dem Beispiel der Griechen folgend, deren Sitten und Einrichtungen in Italien immer mehr bekannt wurden, an das Atrium mit seiner Umgebung noch einen zweiten Theil als Hinterhaus. Dies war das mit griechischem Namen benannte Peristylium und die es umgebenden Räume. So bestand das römische Haus seit den letzten Jahrhunderten der Republik in der Regel aus einem Vorder- und einem Hinterhaus, denen theilweise noch ein zweites Stockwerk aufgesetzt war. Die vordere Hälfte wurde für die Oeffentlichkeit bestimmt; hier wurden die Besuche empfangen, hier versammelten sich die Clienten, um dem Herrn des Hauses aufzuwarten, hier befanden sich die Gemächer und Gegenstände, welche den Rang und Reichthum des Besitzers dem Fremden vor Augen stellen sollten. Das Hinterhaus dagegen bildete die für die Familie reservirte eigentliche Wohnung. Dorthin verlegte man jetzt den Herd als Küche; die Laren aber erhielten im Hinterhause ein besonderes Heiligthum, ein Sacrarium oder Lararium, obgleich noch im 4. Jahrhundert n. Chr. in den meisten Häusern ein Bild des Laren, des Schutzgottes des Hauses, unmittelbar am Eingange des Atriums oder auch in der Flur hinter der Hausthüre stand. Auch die arbeitenden Sclavinnen mußten nach den hintern Theilen des Hauses überziehen, und für die Mahlzeiten waren besondere Speisezimmer eingerichtet. Im Vorderhause jedoch verblieben die Ahnenbilder, und die

Leichen wurden hier nach wie vor ausgestellt. Auch das Ehebett behielt seine ursprüngliche Stelle, aber es war jetzt nur ein symbolisches Lager; die wirkliche Schlafstätte des Herrn befand sich jetzt ebenfalls im Hinterhaus.

Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir nun das gesammte römische Haus der späteren Zeit vom Eingange aus in seinen einzelnen Theilen betrachten. Die Hausthür befand sich nicht unmittelbar in der Linie der Vorderwand des Hauses an der Straße, sondern innerhalb der Wände des Einganges in dem Flur, so daß ein Theil des Flurs unverschlossen außerhalb der Hausthüre lag. Dieser äußere Theil vor der Thüre, der eigentlich nicht zum Hause gerechnet ward, aber doch im Bereiche der Umfassungsmauern lag, hieß Vestibulum, war bei geringeren Häusern sehr klein oder fehlte ganz, wovon sich an den Häusern von Pompeji manches Beispiel findet. Gegen die Straße wurde es entweder durch eine einfache Schwelle oder durch eine oder mehrere flache Stufen abgegrenzt. Bei größeren Häusern erhielt das Vestibulum eine stärkere Tiefe und zugleich dehnte es sich auch in die Breite bis zum Umfang eines Gemaches aus, das zwischen den beiden Seitenflügeln des Hauses in der Mitte lag. Ein solcher Raum war nach oben entweder ganz offen oder ganz oder theilweise überdeckt, an den Seiten mit Säulenhallen umgeben und mit Spolien, mit Statuen und Quadrigen geschmückt. Bei den Häusern der höhern Magistrate standen in ihm die Fasces der Lictoren. In manchen Fällen ist das Vestibulum durch Gemächer an der Seite begrenzt, deren Ausgänge ins Vestibulum führen, in anderen geht eine Treppe aus demselben in den obern Stock zu einer Miethwohnung; diese Räume sind also selbständig für sich und durch die Hausthüre von dem inneren Hause abgeschlossen. Das Vestibulum diente, außer gewerblichen Zwecken, zum Aufenthalt für die Besuchenden, namentlich für die Clienten, welche hier warteten, bis das Haus zur Begrüßung geöffnet ward. Große palastähnliche Gebäude hatten auch oft noch vor ihrer Fronte einen großen freien Platz (area, area privata), auf welchem die Clienten sich



Restaurirte Ansicht des Hauses des tragischen Dichters.



RK
ARY

versammeln konnten. Dieser war mit einer Porticus umgeben oder hatte eine Säulenhalle, war mit Wasserbassins, Statuen, Bäumen und Buschwerk geschmückt.

Die Hausthüre, welche sich hinter dem mehr oder minder tiefen Vestibulum in dem Flur, dem Ostium, befand, war meistens zweiflügelig und öffnete sich fast durchgängig nach innen. Nur einzelnen verdienstvollen Männern, wie z. B. dem Valerius Poplicola und seinem Bruder Marcus, war es als eine Auszeichnung gestattet, Thüren an ihrem Hause zu haben, welche sich, wie die der Tempel und der öffentlichen Gebäude, nach außen öffneten. Die Thüre war befestigt zwischen zwei aus den Wänden des Flurs vorspringenden Mauerpfeilern oder Anten und hing nicht, wie bei uns, in Angeln, sondern ihre Flügel drehten sich um metallene Zapfen, mit denen sie in der Nähe der Anten in die obere und die untere Schwelle eingefügt waren. Ihr Verschluß geschah am gewöhnlichsten durch eiserne Riegel, die sich in die Schwelle und in den obern Sturz einsenkten, oder durch einen im Innern vorgeschobenen Querbalken, oder auch durch eine schräge Stange, welche, von der Mitte der Thüre hinterwärts hinabgehend, wider einen viereckigen, aus dem Fußboden des Hausganges hervorstehenden Stein gestützt wurde. Auch gab es hölzerne und metallene Schlösser an den Thüren von verschiedener Construction. Die Pfosten auf beiden Seiten der Thür bestanden entweder aus Stein oder aus Holz und waren in reichen Häusern oft, sowie auch die Thürflügel, mit bronzenen Platten, auch mit Schildplatt belegt und mit Gold und Elfenbein verziert. Die Thüre war den Tag über geschlossen, aber nicht verschlossen; wünschte ein Fremder einzutreten, so klopfte er wider die Thür mit einem an derselben befindlichen metallenen Klopfer oder Ring, damit der Janitor oder Ostiarius ihm öffnete. Dieser war ein mit der Hütung der Thür betrauter Sclave, der hinter derselben in ihrer Nähe sein Gemach hatte und häufig an eine Kette angeschlossen war. Es war ihm ein Stab zur Hand, mit dem er einen lästigen Eindringling zurückweisen konnte.

Neben dem Kämmerchen des Ostiarius zur Seite des Flurs oder Ostiums war öfter ein Wache haltender Hund angekettet; eine Inschrift: Cave canem! „Nimm dich vor dem Hund in Acht!" warnte den Eintretenden vor allzugroßer Annäherung. Statt des wirklichen Hundes fand sich auch öfter, wie dies z. B. zu Pompeji in dem homerischen Hause der Fall ist, das Bild eines Hundes von Mosaik in den Fußboden eingelegt oder, wie bei Petron in dem Hause des Trimalchio, an die Wand gemalt. Bei dem pompejanischen Hunde fehlt auch das Cave canem! nicht. Auf der Thürschwelle war häufig ein freundliches SALVE, „Sei gegrüßt!" in Mosaik ausgeführt; über die Thüre hängte man wohl gar einen Vogel, der dieses Begrüßungswort oder auch das griechische gleichbedeutende *Χαῖρε* dem Eintretenden zurief, eine Elster, einen Papagey.

Das Ostium, der Gang oder Flur, welcher von der Hausthüre zu dem Atrium hineinführte, war nach diesem hin etwas ansteigend, um nöthigenfalls dem Regenwasser aus dem Atrium Abfluß zu verschaffen, weshalb auch in dem Boden des Flurs oder in der Schwelle Abzugslöcher angebracht waren.

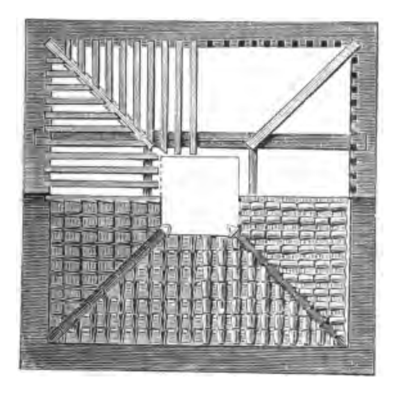
Das Atrium ist uns aus dem Vorhergehenden schon im Allgemeinen bekannt. Es bildete einen viereckigen, nur an den Seiten überdachten Hof mit dem Compluvium, einer ziemlich großen viereckigen Oeffnung in der Mitte des nach innen abfallenden Daches, durch welche aus den Dachrinnen das Regenwasser in eine im Boden unter derselben angebrachte, ausgemauerte Vertiefung (Impluvium, manchmal auch Compluvium genannt) hinabfloß. Nach Vitruv gab es fünf Arten von Atrien, das tuscanicum, tetrastylon, corinthicum, displuviatum und das testudinatum. Davon war das letzte allein ganz überdacht; die vier andern aber hatten ein Compluvium. Das toscanische Atrium war das älteste und einfachste und hatte diesen Namen bekommen, weil man alles Alterthümliche in Rom aus Tuscien abzuleiten gewohnt war. Die Construction seines Daches war folgende: Ueber die Mitte des Hofes liefen in einiger Ent-



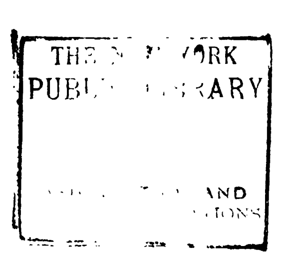
Korinthisches Atrium.



Tuscanisches Atrium.



Plan eines tuscanischen Atrium.



fernung von einander zwei Hauptbalken parallel von einer Wand zur andern. In der Mitte derselben waren zwischen ihnen zwei kurze Querbalken eingefügt, gewöhnlich in derselben Entfernung von einander wie die Entfernung der Hauptbalken war, so daß zwischen ihnen und den Hauptbalken ein offenes Quadrat eingeschlossen ward, das die Oeffnung des Compluviums bilden sollte. Nach den vier Ecken des Balkenquadrats nun liefen vier Balken, schräg abfallend, von den vier Ecken der Hofmauer. Auf diese schrägen Balken, deren Enden also von den zuerst genannten vier horizontalen Balken gestützt und getragen wurden, waren die querlaufenden Latten des von den vier Seiten nach der Mitte hin geneigten Daches befestigt. Das Dach selbst war mit Plattziegeln und über den Fugen derselben mit Hohlziegeln bedeckt. Das Wasser, welches vom Dache ins Impluvium fiel, wurde durch Röhren in eine Cisterne geleitet, die sich oft unter einem großen Theil des Atriums hinzog. Aus der Cisterne holte man es zum häuslichen Gebrauch.

Das Atrium tetrastylon (das viersäulige) war von dem toscanischen nur dadurch verschieden, daß die Hauptbalken an den vier Ecken des Compluviums oder an den vier Punkten, wo die Nebenbalken auflagen, von vier Säulen gestützt waren. Dadurch war es einer größeren Ausdehnung fähig, doch scheint es eben nur einem gewöhnlichen bürgerlichen Hause eigen gewesen zu sein. Stattlicher war das korinthische Atrium, nach den korinthischen Säulen benannt, die das Impluvium in größerer Zahl auf allen Seiten umgaben und von dem übrigen Raume gleichsam abschlossen. Das Compluvium hatte hier einen größeren Umfang, wie überhaupt das ganze Atrium. Die vierte Art, das Atrium displuviatum, ist zwar auch mit einer inneren Oeffnung des Daches versehen, unterscheidet sich aber von den vorhergehenden dadurch, daß das Dach nicht nach innen, sondern nach außen abfällt, so daß der Regen nicht in ein Impluvium zusammenfloß, sondern aus den an den äußeren Dachkanten befindlichen Rinnen in Röhren zur Cisterne herabgeführt wurde. Diese Art von

Atrium hatte den Vortheil größere Helle für die angrenzenden Gemächer; allein bei starkem Regen konnten die Rinnen und Röhren das Wasser nicht immer schnell genug aufnehmen und abführen, es strömte leicht über und brachte den umgebenden Wänden Schaden. Die fünfte Art, das testudinatum oder „schildkrötenartige" Atrium, hatte mit der vorigen das gemein, daß das Dach auch nach außen sich neigte, unterschied sich aber von allen andern Atrien dadurch, daß es ganz überdacht war, also kein Compluvium hatte. Das Dach war übrigens nicht gewölbt, wie der Rücken der Schildkröte, sondern ebenfalls vierseitig geneigt und ließ wahrscheinlich das Licht durch kleine Glasfenster in das Innere fallen. Solche Atrien konnten nur kleine sein. Ueberhaupt richtete sich die Ausdehnung der Atrien nach der Größe des ganzen Hauses.

Bei den ersten drei Arten des Atriums, welche ein nach der Mitte abfallendes Dach hatten, war der Rand des Compluviums mit aufrecht stehenden verzierten Schlußziegeln eingefaßt; hinter ihnen liefen die Regenrinnen her, deren Wasser häufig durch Löwenköpfe, die in den Ecken angebracht waren, oder ein ähnliches Ornament in das Impluvium abfloß. Die Oeffnung des Compluviums wurde nach Bedürfniß zum Schutz gegen Sonne, Regen und Wind durch Bretter oder durch ein Zeltdach aus gefärbten oder bunt gewirkten Teppichen geschlossen. In den Häusern der Wohlhabenden hatte ein besonderer Sclave, der Atriensis, für die Reinlichkeit und den Schmuck des Atriums zu sorgen. Er hatte einen höheren Rang als die übrigen Sclaven und war immer sauber gekleidet; er mußte den Fremden die Kunstschätze des Hauses zeigen und die nöthige Auskunft ertheilen. Sein Aufenthaltsort war eine Cella in der Nähe des Atriums.

Um das Atrium lag je nach der Ausdehnung desselben eine größere oder geringere Zahl von Gemächern, welche ihre Ausgänge nach demselben hatten und von ihm aus das Licht erhielten. Es waren Räume von verschiedener, nicht stets genau zu ermittelnder Bestimmung, Schlafzimmer für Gäste, Sclaven-

zimmer, Vorrathskammern u. s. w. Einen bestimmten Platz hatten immer die Alae, „Flügel", und das Tablinum. Dies letztere befand sich stets an der Breitseite, welche dem Eingang ins Atrium gegenüberlag, und in dessen Nähe rechts und links am Ende der beiden Längenseiten sah man die Alae, Gemächer, welche sich von den übrigen dadurch unterschieden, daß sie nicht durch eine Thür nach dem Atrium hin geschlossen, sondern in ihrer ganzen Breite offen gelassen waren, so daß sie also als das Atrium erweiternde Seitenflügel angesehen werden konnten. In prächtigeren Wohnungen waren sie oft an der vorderen Seite mit Säulen eingefaßt und hatten in der Regel eine sorgfältige und schöne Bedeckung des Fußbodens. In geringeren Häusern war öfter nur ein einziges Gemach der Art, oder es fehlte auch ganz. Die Alae waren die Audienzzimmer des Patrons für seine Clienten.

Das Tablinum an der hinteren Wand des Atriums hatte seinen Namen von tabula oder tabella; denn hier wurden die wichtigen Urkunden der Familie aufbewahrt, sowie auch die Geldkiste. In dem Tablinum fand der Geschäftsverkehr des Hausherrn statt; es war das Comptoirzimmer des Herrn, wenn derselbe sich mit Schreiberei beschäftigte, und er konnte von da aus, von dem Mittelpunkte des ganzen Hauses, die Haupträume überschauen, nach vorn das Atrium, nach hinten das Peristyl. Denn es war nach diesen beiden Seiten hin offenstehend und wurde, wenn man es für nöthig hielt, nur durch Teppiche und Vorhänge oder auch durch vorschiebbare Thürtafeln abgeschlossen. In den Häusern der vornehmen Familien waren ein stolzer Schmuck des Tablinums — nach Andern der Alä — die Bilder der Ahnen (imagines). Es waren dies Porträtmasken aus Wachs, welche in einer von dem Gesicht des Verstorbenen genommenen Form gegossen, bemalt und an eine Büste so angesetzt waren, daß sie abgenommen werden konnten. Die Büsten waren an den Wänden in kleinen tempelartigen Schränken angebracht und so geordnet und durch gemalte Linien verbunden, daß sie den

Stammbaum der Familie darstellten. Unter jedem Bilde waren der Name der betreffenden Person, sowie seine Würden und Thaten angeschrieben. An festlichen Tagen öffnete man die Schränke und bekränzte die Bilder mit Lorbeer. In der Kaiserzeit, wo nur noch wenige alte Familien existirten, welche mit ihren Ahnen prunken konnten, entstand die Sitte, statt der Imagines bronzene und silberne Porträtmedaillons, besonders die Bilder der Kaiser und anderer berühmter Personen, an den Wänden anzubringen.

Obgleich das Tablinum auf der vorderen und hinteren Seite offen war, so wurde es doch von den Sclaven und sonstigen Untergebenen des Herrn in Ehren gehalten, so daß sich keiner einen Durchgang durch dasselbe erlaubte. Deshalb befanden sich auch zur Verbindung des Vorder- und des Hinterhauses zu beiden Seiten des Tablinums besondere schmale Durchgänge zum Peristylium, die sogenannten Fauces. In manchen Häusern aber hatte man nur einen einzigen derartigen Gang, während der Raum auf der andern Seite des Tablinums noch für ein Gemach benutzt wurde. Hinter dem Tablinum lag das Peristylium, ein zweiter, dem Atrium entsprechender offener hofähnlicher Raum, der, wie schon der Name besagt, mit Säulen umgeben war, heiter und luftig und nach oben weit mehr offen als das Atrium. Nach Vitruv sollte das Peristyl die Gestalt eines Oblongums haben, ein Drittel länger als breit sein, und die Säulen sollten eben so hoch sein, als die Säulengänge breit. Die Säulenreihen, meist von korinthischer Ordnung, umschlossen in ihrer Mitte im Viereck einen ziemlich großen freien Raum, der häufig zu einem Garten hergerichtet, mit Buschwerk und anmuthigen Plätzen, Blumenbeeten, Brunnen und Wasserbassins, Statuen u. s. w. geschmückt war. In großen Häusern hatten die Säulengänge des Peristyls häufig ein oberes Stockwerk mit größeren Zimmern für den Sommer- und Winteraufenthalt. In der Regel aber lag zur ebenen Erde um das Peristyl herum eine größere Zahl von Gemächern, welche theils für den täglichen

Gebrauch bestimmt waren, theils dem Luxus dienten. Hier befanden sich die Zimmer der Hausfrau, der Kinder, der Dienerinnen, Küche, Keller, Waschhaus, Baderäume, Vorrathskammern verschiedener Art, aber auch große Luxuszimmer und Speisesäle, Bibliothekzimmer, Pinakotheken oder Gemäldezimmer u. s. w. In Häusern von weniger bemittelten Leuten fehlte öfter das Peristyl, oder es nahm im Verhältniß zum Atrium eine untergeordnete Stellung ein, es war öfter nicht ringsum mit Säulen geziert. Zu Pompeji im Hause des Hermaphroditen, das ein schönes geräumiges und regelmäßiges Atrium hat, ist der offene Theil des Peristyls nicht größer als das Atrium und nur auf zwei Seiten mit Säulen versehen; die beiden andern Seiten sind durch Mauern eingenommen, welche die Ecke des Hauses nach zwei sich kreuzenden Straßen bilden. Aehnlich verhält sich das Peristyl im Hause della caccia, dessen Begrenzung obendrein nicht rechtwinklig ist. Das größte Peristyl zu Pompeji ist in dem Hause des Faun, das von 44 dorischen Säulen getragen wird.

Von den das Peristyl umgebenden Gemächern dienten die meist kleinen Cubicula theils zu Wohn-, theils zu Schlafzimmern (cubicula diurna und nocturna). Die Schlafzimmer waren in den Häusern der Reichen durch vorspringende Mauerpfeiler abgetheilt in ein Vorzimmer, ein Ankleidezimmer und einen Alkoven, der entweder ganz oder größtentheils von der meistens gemauerten oder auch bronzenen, hölzernen und elfenbeinernen Bettstelle eingenommen ward. Wie man für die verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Cubicula hatte, so gab es auch Sommer- und Winterspeisesäle oder Triclinia. Die Sommertriclinien wurden an den kühleren, am wenigsten sonnigen Stellen angebracht und waren gegen das Peristyl ganz offen, damit sie möglichst viel frische Luft einließen und die Aussicht auf das Peristyl mit seinen freundlichen Decorationen boten; die Wintertriclinien dagegen, an den sonnigsten Orten gelegen, waren weniger weit geöffnet, um den Zutritt der Luft

abzuhalten. In Prachthäusern gab es Speisezimmer in größerer Zahl, nach deren verschiedener Ausdehnung und Ausschmückung auch der Aufwand des Gastmahls sich richtete. Im Apollosaal des Lucullus z. B. kostete die Zurichtung einer Mahlzeit 50,000 Drachmen, ungefähr 1100 Thaler.

Die Triclinien, deren Länge nach der Vorschrift Vitruvs das Doppelte ihrer Breite haben sollte, hatten ihre Namen von den Speisesophas, welche triclinia heißen, weil jedesmal die Sophas für die lagernden Gäste an einem viereckigen Tische angebracht waren, während die vierte Seite desselben frei blieb. Man sieht in Pompeji, daß öfter die drei Gestelle (lecti), auf welche die Polster für die Gäste gebreitet wurden, aus Stein aufgemauert waren. Ein gewöhnliches Speisezimmer enthielt ein einziges Triclinium, größere jedoch konnten auch zwei und mehrere Gruppen der Art aufnehmen. Ganz große Gastmähler gab man im Atrium oder auch im Oecus. Diese letzteren (oeci) sind die größten Prachtgemächer in einem Privathause, es sind die eigentlichen Gesellschaftszimmer. Sie lagen in der Regel an der hintern Seite des Peristyls und waren nach diesem hin völlig offen. Vitruv erwähnt verschiedene Arten des Oecus. Der Tetrastylos hatte vier Säulen zum Tragen der Decke, der korinthische hatte auf allen vier Seiten von der Wand abstehende Säulenreihen, so daß zwischen ihnen und der Wand ein Gang blieb. Eine noch glänzendere Bauart zeigte der ägyptische Oecus; er hatte auch auf allen vier Seiten Säulen wie der korinthische, über ihrem Gebälke aber war ein äußerer Umgang angebracht, eine Art von Balkon, von welchem man die Aussicht genießen konnte, und nach innen eine zweite Reihe von Säulen, deren Höhe um $1/4$ geringer war als die der unteren. Ueber dem Gebälke dieser Säulen wölbte sich die prächtige Felderdecke des Saales. Der kyzikenische Oecus war zu Vitruvs Zeit noch wenig in Gebrauch und speciell für den Sommer bestimmt. Seine Eigenthümlichkeit bestand darin, daß er auf drei Seiten Fensterthüren oder den Thüren gleiche, bis auf den

Boden herabreichende Fenster hatte, so daß die Gäste nach allen Seiten ins Grüne schauen konnten. Um diese Aussicht ins Freie zu haben, mußten sie über den Umfang des übrigen Hauses hinausgebaut sein. — Mit den Oeci waren die Exedrae verwandt, kleinere, zur Conversation bestimmte, prächtig ausgeschmückte Räume, welche nach dem Peristyl hin ganz oder doch zum größten Theil offen waren.

Eine kleine Hauscapelle (sacellum) fand sich gewöhnlich im innersten Winkel des Hinterhauses, doch versah deren Stelle in vielen Häusern auch ein bloser kleiner Altar vor einer Nische mit dem Bilde der Hausgötter in Sculptur oder Malerei. Die Küche, die sich auch in dem Hinterhause befand, war in vornehmen Häusern sehr geräumig und nicht selten gewölbt, ja sie hatte bisweilen, wie man in Pompeji sieht, Wandgemälde. Die gemauerten Herde und Gußsteine der Küchen haben sich in Pompeji vielfach erhalten; von den kurzen Rauchfängen jedoch, welche die Küchen hatten, sind keine mehr vorhanden. Sehr unpassend waren gewöhnlich die Latrinen neben den Küchen angebracht, wahrscheinlich deswegen, weil das schmutzige Wasser der Küche zugleich durch den hier befindlichen Abzugskanal in die öffentliche Cloake abgeführt werden sollte. Manche Häuser hatten hinter der Wohnung einen Garten mit Brunnen und Springbrunnen, einem Fischteich oder Wasserbehälter (piscina), mit Bäumen, Gebüsch und Blumen, oder auch einen Gemüsegarten. Wo der Gartenraum sehr klein war, malte man auch Bäume, Sträucher und Blumen auf die Hinterwand; und zudem hatte man auch in der Mitte des Peristyls einen Raum, der als Gärtchen dienen konnte. Aus dem Hinterhause führten, den Bewohnern zum bequemeren Verkehr, eigene Ausgänge (posticum) auf die benachbarten Straßen.

Eine Erweiterung des bis jetzt beschriebenen Hauses war dadurch möglich, daß man hinter dem Peristyl, wo wir eben den Garten erwähnt haben, ein zweites größeres Peristyl anlegte, in welchem Falle das erste Peristyl mit Gesellschaftszimmern

umgeben, um das zweite aber die Wirthschaftsräume und Sclavenzimmer verlegt wurden. Eine andere Erweiterung des Hauses, dessen Hauptheile immer den unteren Stock ausfüllten, waren Gemächer im zweiten Stockwerke, das aber nicht über das ganze Haus sich ausdehnte. Das Dach des unteren Stockwerkes war in der Regel flach und hieß Solarium, d. h. im Allgemeinen ein Ort, wo man sich sonnt; denn man suchte dort in kühlerer Jahreszeit den Sonnenschein auf. Durch theilweise Bedachung der Solarien entstanden dann luftige obere Gemächer als Erholungsplätze und auch als Speisezimmer, weshalb sämmtliche im Obergeschoß liegenden Gemächer auch den Namen Coenacula erhielten. Ueber diesen Coenaculis und auch auf dem Dache des unteren Stockwerkes legte man gerne Terrassen an, die mit Blumen und Bäumen geschmückt waren. Außerdem waren in dem Oberstock auch häufig Sclavenzimmer erbaut und besonders Wohnungen zum Vermiethen, die für sich abgeschlossen waren, zu denen man auf besonderen von der Hauptwohnung abgeschiedenen Treppen emporstieg. Die Treppen, welche in das obere Stockwerk führten, waren eng und steil und bestanden theils aus Holz, theils aus Stein. Manche Häuser hatten, wie zu Pompeji das Haus del balcone pensile, im Oberstock söllerartige Vorbaue, ähnlich unsern Erkern und Balconen, Maeniana und Pergulae genannt. Doch verstand man unter Pergula jeden Vorbau an einem Hause, mochte er im zweiten oder im ersten Stock liegen. Er konnte als Veranda und Laube oder auch im Unterstock als Laden und Werkstätte benutzt werden und war zwar überdeckt, aber ohne Seitenwände. Maler stellten in einer solchen Pergula ihre Gemälde zum Verkaufe aus.

An den Häusern in der Stadt waren sehr häufig zu beiden Seiten des Eingangs, sowie auch an den Seiten in den Nebenstraßen, innerhalb der Umfassungswände des Hauses Läden oder Tabernen angebracht, die nicht selten ganze Reihen bildeten. Wenn solche Tabernen von dem Hausherrn selbst zu Verkaufsläden benutzt wurden, so standen sie durch Thüren und Gänge mit dem

inneren Hause in Verbindung; wurden sie aber vermiethet, was meistentheils der Fall war, so hatten sie mit dem Innern des Hauses gar keinen Zusammenhang. Entweder war die Taberne nur ein einziger Raum, oder hatte im Hintergrund oder zur Seite noch ein oder auch mehrere kleine Gemächer zum Wohnen und Schlafen, oder die Wohn- und Schlafzimmer des Miethers lagen im zweiten Stock und waren durch eine Treppe mit dem Laden verbunden.

Wenn wir das römische Haus mit dem modernen vergleichen, so erkennen wir einen Hauptunterschied darin, daß das römische Haus bei weitem seine meisten und seine wichtigsten Räume in dem einen unteren Stockwerke zusammen hat, daß es sich mehr in die Länge und Breite als in die Höhe ausdehnt und das Areal des Erdgeschosses in eine viel größere Menge von Räumlichkeiten als bei uns zertheilt ist. Da indeß diese Räumlichkeiten größtentheils eine geringe Ausdehnung haben, so ist das Areal des römischen Hauses doch gewöhnlich nicht so groß, als wir es uns bei der Zahl der einzelnen Räume denken möchten. Overbeck in seiner Beschreibung von Pompeji führt in dieser Hinsicht das Haus des Pansa in Pompeji als Beispiel an. „Dieses Haus," sagt er, „eins der größten in Pompeji, enthält im Erdgeschoß, Alles in Allem gerechnet, etwa 60 verschiedene Räumlichkeiten. Um diese Zahl von Zimmern, Kammern, Gängen u. s. w. anzulegen, gebrauchte aber der antike Baumeister nicht mehr als 100 Fuß Front und gegen 200 Fuß Tiefe des Areals. Fragen wir uns, wie viele Höfe, Säle, Zimmer, Kammern, Gänge, Vorplätze und andre Räumlichkeiten des wohnlichen Bedürfnisses wir auf dies Areal bauen würden, so werden wir etwa den vierten bis höchstens den dritten Theil nennen müssen." Der hauptsächlichste Unterschied der beiderseitigen Häuser aber liegt darin, daß das moderne Haus der Straße eine schöne, imponirende Front zu bieten bestrebt ist und durch eine Menge von Fenstern mit der Außenwelt in Zusammenhang steht, während das antike Haus durch seine vier einfachen Wände, die nicht einmal immer gerad-

linig und rechtwinklig sind, gegen die Außenwelt abgeschieden ist und alle Schönheit und Pracht in seinem Innern verschließt. „Namentlich mußte es ein wahrhaft bezaubernder Effect sein, wenn man bei geöffneten Thüren und Vorhängen von dem Ostium aus die beiden Höfe mit ihren marmornen Säulen, plätschernden Wassern, schattigen Bäumen und strahlenden Wänden in der schönsten Perspective auf einmal überblickte, Alles überspannt von dem tiefen Blau des italischen Himmels" (Becker). Die äußere Façade des Hauses ist sehr wenig decorirt, und Fenster sind nur spärlich und unregelmäßig angebracht, mehr im Ober- als im Unterstock. Sie waren klein und wurden entweder mit hölzernen Läden oder mit durchlöcherten Steinplatten verschlossen; auch wird ein Fensterverschluß durch dünne Platten eines durchscheinenden Steines (lapis specularis) erwähnt, und in Pompeji aufgefundene Glasscheiben beweisen, daß es auch schon Glasfenster gab.

Im Innern des Hauses wurde auf die Herrichtung und Ausschmückung der verschiedenen Räumlichkeiten, auch der unbedeutenden, große Sorgfalt verwendet. Der Fußboden war in keinem einzigen Raume gedielt; er bestand in älterer einfacher Zeit gewöhnlich aus festgestampftem Lehm, oder wurde mit Backsteinen belegt. Als das den Ansprüchen des Luxus nicht mehr genügte, gebrauchte man Steinplatten von weißem oder farbigem Marmor, und zwar verschiedene Sorten Marmors für einen und denselben Raum in der Weise, daß man sie zu geometrischen Figuren künstlich zusammensetzte. Aus dieser Art von Steingetäfel (pavimentum sectile), welche schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. in Italien sehr verbreitet war, entstand die eigentliche Mosaik (pavimentum tessellatum), aus kleinen bunten viereckigen Steinchen von theils sehr kostbarer Art und Glasstiften zu geometrischen Figuren und besonders zu kleineren oder größeren Bildern zusammengesetzt. Diese letztere Art der feineren künstlicheren Mosaik, welche die Malerei nachahmte, hieß vorzugsweise pavimentum musivum. Die Manipulation bei der Anlegung der Mosaik beschreibt Guhl folgendermaßen: „Der zur Aufnahme derselben

bestimmte Grund wurde festgestampft oder mit einer Unterlage von Steinplatten belegt, und auf diese ein langsam trocknender, festbindender Kitt aufgetragen, in welchen die erwähnten buntfarbigen, vierkantigen Stifte nach einem vorgezeichneten Muster eingelassen wurden. Sobald die Bindemasse getrocknet war, wurde die Oberfläche geglättet, und bildete das Estrich somit eine compacte, dem Eindringen des Staubes und der Feuchtigkeit gleich unzugängliche Masse." Wie mühsam diese Arbeit war, ersieht man daraus, daß bei einem pompejanischen Fußboden auf dem Raum eines Quadratfußes 2000 farbige Marmorstückchen gezählt worden sind, daß in der viel bewunderten, im Jahre 1831 zu Pompeji im Hause des Faun aufgefundenen „Alexanderschlacht", dem ausgezeichnetsten Mosaikbilde, das auf uns gekommen ist, 150 Stückchen auf einen einzigen Quadratzoll kommen. In der römischen Kaiserzeit gehörte ein künstlich angelegter Fußboden zur nothwendigen Vervollständigung des Zimmerschmuckes; ja man verwendete die Mosaik damals auch zum Schmuck der Wände und der Deckengewölbe.

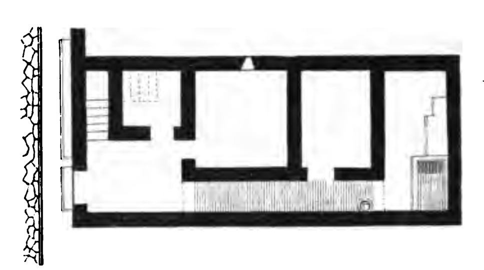
Die inneren Wände der Zimmer, Säle und Säulengänge wurden in den Zeiten des gesteigerten Luxus in den reichen Häusern oft mit kostbaren Marmorplatten belegt. Wo dies nicht stattfand, wußte man den Bewurf der Wände so herzustellen, daß sie ein marmorähnliches Ansehen erhielten. Die Wände wurden zuerst mit einem dreifachen Bewurf von Kalkmörtel, dann mit einem ebenso oft wiederholten Ueberzug von feinerem Mörtel versehen und endlich mit einer dreifachen Lage von Marmorstuck bekleidet, von denen die letzte sorgsam geglättet und abgeschliffen wurde. Durch diese Herrichtung waren die Wände von solcher Festigkeit, daß weder Risse noch sonstige Beschädigungen der Oberfläche zu befürchten waren. Dabei aber blieb es nicht. Solche Wände wurden fast allgemein mit sinnigen, freundlichen Malereien versehen, deren selbst die unbedeutenderen Häuser in Pompeji und Herculanum selten entbehren. Nachdem Sockel und Fries abgeschieden waren, theilten die Maler die Wände

höchst geschmackvoll in größere und kleinere Felder, umgaben diese mit prächtigen und phantasiereichen Arabesken und füllten das Innere mit mannigfaltigen reizenden Bildern aus, mit Tänzerinnen, Nymphen und andern Götterfiguren, mythologischen und historischen Scenen, Scenen häuslichen und ländlichen Stilllebens, Jagden, landschaftlichen und architektonischen Darstellungen u. s. w. Solcher heiteren Bilder in den lebhaftesten Farben und zum Theil von hohem künstlerischen Werthe ist eine überaus große Menge in Pompeji und Herculanum ans Licht gezogen worden.

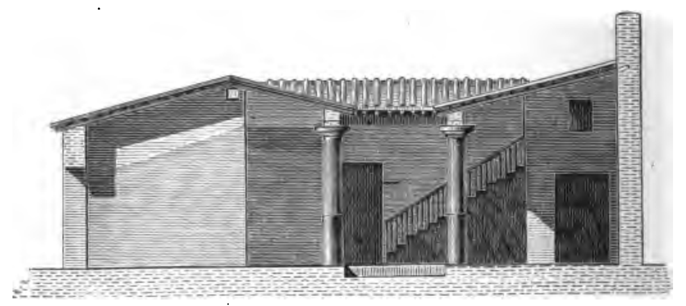
Die Decken der Zimmer wurden anfänglich durch Bretter gebildet, welche über die Balken gelegt waren. Dadurch entstanden viereckige Vertiefungen, Cassetten (lacunaria), welche in der späteren Zeit sehr zierlich ausgeführt wurden. Man bemalte das Holzwerk und belegte es mit kostbaren Stoffen, mit Gold und Elfenbein. Auch wenn die Decken aus Stein oder Stuck hergestellt wurden, ahmten sie gewöhnlich jene getäfelten Holzdecken nach.

Thüren waren nicht durchgängig an allen Gemächern des Hauses. Natürlich verschloß man die Schlafzimmer, die Vorrathskammern und dergl. Räume, bei andern aber wurden die Eingänge blos mit Teppichen verhängt. Auch wurden die Thüren oft noch mit Teppichen überkleidet. — Die Heizung der Zimmer während des Winters war nicht allgemein nöthig, da man zu Aufenthaltsorten im Winter die wärmsten und sonnigsten Räume des Hauses zu wählen pflegte. Sollte jedoch ein Zimmer künstlich erwärmt werden, so geschah dies theils durch Kamine, theils durch warme Luft, welche in Röhren aus einem Hypokaustum, einem in der Tiefe liegenden eigenen Heizlokal hereingeleitet wurde. Auch bediente man sich eherner Kohlenbecken und tragbarer Oefen, die außerdem zum Wasserkochen und Warmhalten der Speisen benutzt wurden.

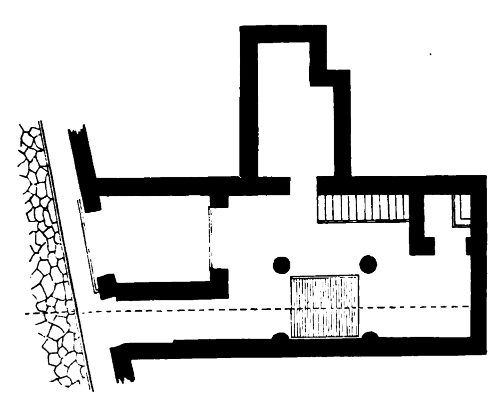
Der Hauptschmuck des alten Hauses bestand nicht, wie zum großen Theil bei uns, in dem Hausgeräthe, sondern in der



Plan eines kleinen Hauses zu Pompeji.



Durchschnitt desselben.



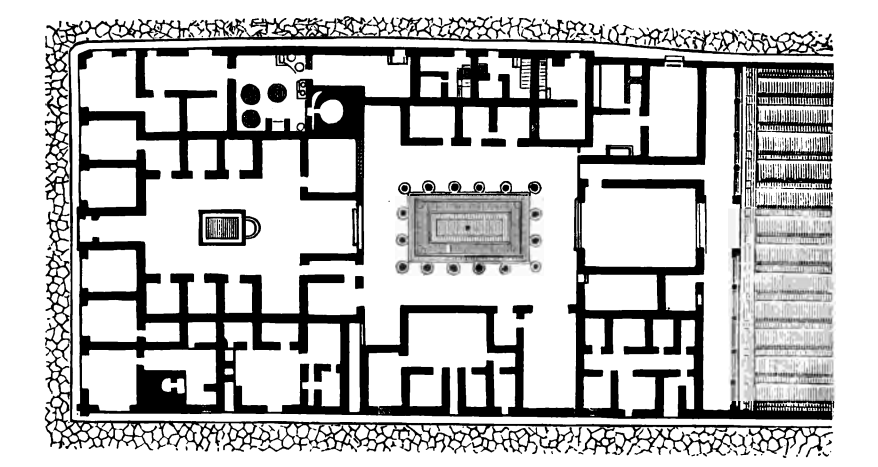
Plan eines zweiten kleinen Hauses zu Pompeji.

Schönheit der einzelnen Theile des Hauses selbst, in der Verzierung der Wände und Decken und des Fußbodens, den prächtigen Säulen, den grünen ausgezierten Gärten und Gärtchen und den Statuen, welche oft in großer Zahl in den freien Räumen aufgestellt wurden. In Bezug auf den Hausrath erscheinen uns im Vergleich zu der Jetztzeit die Zimmer des alten Hauses ziemlich leer. Da gab es keine Schreibtische, keine Glasschränke und Commoden und dergl., keine Spiegel an den Wänden, sondern die ganze Einrichtung bestand in Betten und Sophas, Tischen, Stühlen und Bänken, Candelabern. Höchstens kam dazu eine Wasseruhr und für den Winter ein Kohlenbecken oder tragbarer Ofen.

Die zu Pompeji aufgedeckten Häuser tragen zwar alle den römischen Charakter, weichen aber im Einzelnen sowohl in der Größe als in ihrer Gestaltung sehr von einander ab, je nachdem es die Verhältnisse und die Bedürfnisse der Besitzer und die jedesmalige Eigenthümlichkeit des Terrains mit sich brachten. Zu den kleinsten Häusern in Pompeji gehört Fig. 166 bei Overbeck („Pompeji" S. 251. 2. Aufl.). Es beträgt in der Länge etwa 40 Fuß, in der Breite an 20 Fuß und hat weder ein Atrium noch ein Peristyl. Die Familie genoß die freie Luft auf einer Bank, die sich vor dem Hause befindet. Durch die Hausthüre gelangt man auf einen breiten gedeckten Hausflur, aus welchem man unmittelbar in zwei von einander gesonderte Zimmer treten kann; das zur linken Seite war für den Sclaven bestimmt, das andere, größere, dessen Thüre schräg dem Eingang des Hauses gegenüber liegt, diente wahrscheinlich dem Besitzer als Werkstatt. Neben dieser Werkstatt vorbei führt ein größtentheils unter freiem Himmel liegender Gang nach dem hintern Theil des Hauses, wo sich ein Eßzimmer befindet und die Küche mit einem gemauerten Behälter für die Wäsche. Nicht weit hiervon war der Brunnen für das Regenwasser. Von der Hausflur führte eine Treppe nach dem Oberstocke, wo die Schlafzimmer werden gewesen sein. — Das Haus

Fig. 167 bei Overbeck, ein nicht ganz regelmäßiges Oblongum, etwa 18 Fuß breit und noch einmal so lang, besteht außer einem nach der Straße gekehrten Laden und schmalen Eingangsflur lediglich aus einem Atrium mit einem an die eine Seitenwand sich anlehnenden Compluvium. In der einen Ecke des Atriums war ein kleines Gemach als Küche abgesondert. Links vom Atrium liegt, über die Linie des Oblongums weit vorspringend, noch das Schlafgemach des Hausherrn mit einem Alkoven für das Bett. Eine Treppe führt vom Atrium hinauf zu einem für den Sclaven bestimmten Schlafgemach, das über der Küche lag.

Das schon früher einmal erwähnte sogenannte Haus des Pansa zu Pompeji (Overbeck, Fig. 191), das einem großen vornehmen Hause zu Rom nicht viel nachzustehen scheint, stellt am meisten die Regel des römischen Häuserbaues dar und enthält die charakteristischen Räume am vollständigsten. Wir wollen aus der Beschreibung desselben bei Overbeck herausheben, was unseren Zwecken entsprechend scheint. Dieses Haus bildet ein großes regelmäßiges Oblongum und wird auf allen vier Seiten von Straßen begrenzt, ist also eine sogenannte Insula. Auf das Vestibulum in der Mitte der Front, dessen innere Schwelle mit einem SALVE in Mosaik geschmückt gewesen, folgt ziemlich rasch ansteigend das Ostium. In das geräumige Atrium mündeten von der rechten wie von der linken Seite je drei Cubicula mit ihren Thüren und hinter diesen auf jeder Seite eine ganz offene Ala, durch Mosaikfußböden vor den andern Zimmern ausgezeichnet. Das Tablinum, dem Ostium gerade gegenüber, hat einen weißen, schwarzgerandeten Mosaikboden und ist nach beiden Seiten ganz offen, nur daß der Boden nach hinten um zwei Stufen erhöht ist. Zur Rechten desselben führt ein schmaler Gang (fauces) nach dem Peristyl, während auf der linken Seite des Tablinums ein mit weißem Mosaikboden geschmücktes, nach hinten gegen das Peristyl nur durch eine niedere Brüstungsmauer geschlossenes Zimmer liegt, das von Einigen nach den angeblich vorgefundenen Resten von Manuscripten die Bibliothek oder das Archiv des



Plan des Hauses des Pansa zu Pompeji.

angesehenen und reichen Bewohners gewesen sein soll, welches aber viel mehr den Eindruck einer Exedra, kurz eines behaglichen, zum Peristyl in Beziehung stehenden großen Wohnzimmers macht. Das Peristyl ist eins der geräumigeren in Pompeji, 20,15 Meter lang und 13,10 Meter breit, von sechszehn Säulen umgeben. Aus demselben führt auf der rechten Seite ein Posticum, das mit eigenem Verschluß versehen war, auf die Nebengasse. Das Innere des Peristyls bildet eine Piscina von 2 Meter Tiefe, deren Wände mit Wasserpflanzen und Fischen bemalt gewesen, aber jetzt ziemlich ruinirt sind. Von den Gemächern, welche das Peristyl umgeben, bilden die ersten beiden rechts und links eine Art von Exedren, schattige offene Räume mit Ruhebänken, welche beim Promeniren im Peristyl benutzt worden sein mögen. Auf der linken Seite liegen drei Cubicula, von denen die beiden letzten ausnahmsweise durch eine Zwischenthür verbunden sind. Rechts finden wir nur ein Triclinium von ganz normaler Gestalt mit einem Nebenzimmer, in welchem wahrscheinlich die Tischgeräthe und sonstiger Hausrath aufbewahrt wurden, wenn dies nicht das Zimmer war, in welchem sich die Musikanten, Tänzerinnen, Gaukler und dergleichen Leute versammelten und vorbereiteten, welche man gegen das Ende der Mahlzeit ihre Künste produciren zu lassen liebte. Der übrige Theil dieser Seite wird durch Miethwohnungen eingenommen, welche mit dem inneren Hause in keiner Verbindung stehen. Im Hintergrunde des Peristyls liegt das Hauptgemach des Hauses, ein prachtvoller Oecus von 5 Meter Breite und 7,40 Meter Länge, mit breitem thorartigen Eingang vom Peristyl und mit Ausgang nach dem Säulengang und Garten hinter dem Hause, jedoch ohne Säulen. Zur Rechten des Oecus sind zwei kleinere Zimmer, zur Linken der Durchgang, welcher zum Garten führt, und von dem Gange weiter zur Linken die Küche mit einem Vorgemach zum Anrichten der Speisen und einem größeren Nebenraum, der als Ergastulum, als Arbeitszimmer der Sclaven, angesprochen worden ist, viel eher aber als Stall betrachtet werden

mag und einen breiten, auch für Pferde und Wagen hinreichenden Ausgang auf die zweite Nebengasse hat. In der Küche sind viele Geschirre von Thon außer den gemauerten Herden gefunden worden, auf denen noch die Holzkohlen lagen. Die ortsbeschützenden heiligen Schlangen sind auch hier, wie so oft, auf die Wand gemalt, über ihnen ein Larenbild, zur Seite rechts ein aufgehängter Schinken, während das entsprechende Bild links zerstört ist. An der hinteren Fronte des Gebäudes erstreckt sich ein Säulengang und hinter diesem ein Garten, der jetzt wieder mit allerlei Obstbäumen und Sträuchern angepflanzt, aber ziemlich verwildert ist. Man hat seine alten Beete bei vorsichtiger Ausgrabung noch unter der Asche gefunden. Aus ihrer Anordnung geht deutlich hervor, daß der Garten nicht als Zier- und Blumen-, sondern als Nutz- und Küchengarten gedient hat. Interessant ist es, daß man in demselben noch die Bleiröhren ausgegraben hat, durch welche die Gemüsebeete mit Wasser versehen wurden.

Von der Einrichtung des oberen Geschosses, von welchem sichere Spuren vorhanden sind, kann nichts Bestimmtes mitgetheilt werden; nur in einigen wenigen Zimmern der oberen Etage fand man den Fußboden bei der Ausgrabung noch nicht eingestürzt, und der Umstand, daß man in diesen Räumen namentlich sehr viel Gegenstände der Toilette und des weiblichen Putzes auf dem Boden liegen fand, beweist, was ohnehin anzunehmen war, daß hier Schlafzimmer, besonders solche für den weiblichen Theil der Familie waren.

Dieses Haus hat das Eigenthümliche, daß es mit Ausnahme der hinteren Seite, wo der Garten ist, ringsum eine große Zahl von Läden und Miethwohnungen in seinen Umfassungswänden umschließt, welche dem Hausherrn einen beträchtlichen Miethzins müssen eingetragen haben. Auf der vorderen Fronte des Hauses sind sechs Läden, je drei auf einer Seite des Eingangs. Davon gehört einer zu dem Hause, in welches er sich durch ein am Atrium gelegenes Zimmer öffnet. Dies Zimmer war für

den Sclaven, der in dem Laden für seinen Herrn feilbot. Drei von den genannten Läden bildeten einzelne Zimmer ohne Zusammenhang unter sich oder mit dem Hause und hatten keine Treppen nach dem zweiten Stock, das eine jedoch ein kleines Hinterzimmer. Der Eckladen rechts hat noch ein größeres, durch ein breites Fenster erleuchtetes Gemach, in welchem ein großer gemauerter uud überwölbter Herd nebst einem Brunnen steht und an welches ein Hinterzimmer anstößt. Wahrscheinlich war der Meister dieser Räume ein Töpfer. Außerdem liegen an der rechten Längenseite des Hauses noch drei Complexe von Gemächern, welche Miethwohnungen für weniger Wohlhabende (inquilini, Miethswohner ohne Eigenthumsrecht) gewesen sind. In der einen dieser Wohnungen hat man vier Frauengerippe gefunden, welche goldene Ohr- und Fingerringe mit geschnittenen Steinen trugen, etliche 30 Stück Silbergeld und noch sonst allerlei Gegenstände bei sich hatten, und die also, falls es, wie zu vermuthen, Bewohnerinnen dieser Abtheilung waren, beweisen, daß dergleichen zur Miethe Wohnende nicht als arme Leute zu denken sind, wenn sie auch keinen Grundbesitz hatten. An der andern Längenseite befand sich außer mehreren Läden, die durch Treppen mit dem Oberstock verbunden waren, ein Complex von sieben Räumen, welche einer Bäckerei und Mühle angehörten. Man erkennt noch das Mühlenhaus mit drei Mühlen, dem Backtisch, dem Wasserreservoir und den Behältern für das Mehl; daran stößt der Raum mit dem Backofen. Der Laden zum Verkauf des Brotes lag auf der Ecke dieser Längenseite und der Fronte des Hauses.

Die Villa.

Wenn in den früheren Jahrhunderten der römischen Republik von Villen (villae) die Rede ist, so hat man darunter einen Bauernhof zu verstehen, eine einfache ländliche Wohnung mit den nöthigen Wirthschaftsgebäuden, wie sie in großer Zahl in der römischen Gemarkung umherlagen. Die Hauptbeschäftigung der Römer älterer Zeit war der Ackerbau, und sie hatten eine besondere Vorliebe für das Landleben, weshalb sie auch, soviel wie möglich, auf dem Lande zubrachten und gewöhnlich nur alle neun Tage, an den Markttagen (nundinae), in die Stadt kamen. Auch die Vornehmen und Reichen beschäftigten sich — theils eigenhändig — mit der Bebauung ihres Ackers und weilten gern auf dem Lande. Ihre Wohnungen daselbst aber waren einfach und rauh und unterschieden sich wohl nur wenig von denen der geringen Leute, wenn auch die daneben befindlichen Wirthschaftsgebäude im Verhältniß zu ihrem größeren Ackerbesitz umfänglicher waren. Mit der Zeit dehnten sich die Besitzungen der Reichen immer mehr aus und verdrängten zum Schaden der volkswirthschaftlichen Interessen den kleinen Bauer, die kleine Villa — „die Latifundien, die großen Landgüter, richteten Italien zu Grunde"*) — und als einmal in Folge der Eroberungen der Reichthum der Einzelnen unverhältnißmäßig gestiegen war und der Hang nach Pracht und Glanz sich eingestellt hatte, da begann man, noch immer eingenommen für das Landleben, Prachtvillen zu bauen und sie mit weit ausgedehnten Parks und Lustgärten zu umgeben. So entstand, ungefähr mit dem Anfang des letzten Jahrhunderts v. Chr., der Unterschied von Villa rustica und Villa urbana; jene waren landwirthschaftliche Höfe, Bauernhäuser, diese dagegen luxuriöse Landsitze, große Herrenhäuser. Uebrigens darf man sich beide Arten von Villen nicht immer streng von einander geschieden denken; gar manche Villa urbana war auch

*) Latifundia perdidere Italiam. Plin. H. N. 18, 6.

mit einer rustica zu einem Ganzen vereinigt, so daß sie auch öconomischen Zwecken diente und neben den Luxusgebäuden und Luxusgärten auch einen Complex von Wirthschaftsgebäuden hatte.

Die älteste Villa, von der wir einige Kenntniß haben, ist die des Scipio Africanus Major zu Liternum bei Cumä, in welche er sich in den letzten Jahren seines Lebens grollend zurückgezogen hatte. Seneca (Ep. 86) liefert uns eine Beschreibung davon. Sie scheint den alten Ritterschlössern ähnlich gewesen zu sein. Das Wohnhaus war aus Quadern erbaut, der dazu gehörige Hain mit Mauern und Thürmen umgeben. In der Nähe des Hauses war im Schatten der Bäume eine große wasserreiche Cisterne. Das Badezimmer war klein und dunkel und hatte Fenster, welche kleinen Mauerritzen glichen. Diese Villa mochte ihre ländlichen Annehmlichkeiten haben, war aber, wie auch die rohen und ungeschmückten Landhäuser des älteren Cato, deren Wände nicht einmal übertüncht waren, weit von aller Pracht der folgenden Zeit entfernt. Diese begann erst so recht zur Zeit des Cicero durch den reichen, wegen seiner Verschwendung berüchtigten Lucullus. Jetzt bekamen die Villen, wie Sallust sagt, das Aussehen und den Umfang von kleinen Städten; sie umfaßten eine unendliche Zahl von baulichen Räumen, welche größtentheils mit der glänzendsten Pracht ausgeschmückt waren, große Höfe und Säulenhallen, prächtige Gemächer und Säle mit herrlichen Aussichten, je nach den Bedüfnissen der Jahreszeiten gelegen und eingerichtet, weitläufige Badeanstalten, Bibliotheken, Museen und fast alle die Anstalten, welche die Griechen in ihren Gymnasien hatten. Sie glänzten von einer Menge der werthvollsten Kunstwerke. „Alle Statuen, alle Gemälde," klagt Cicero in einer der verrinischen Reden, „in den schönsten nnd herrlichsten Städten Griechenlands, Asiens und Siciliens sind eine Beute des siegenden Roms geworden, zieren jetzt die wenigen Landhäuser der römischen Großen." Um die Gebäulichkeiten der Villa lagen in anmuthiger Mannigfaltigkeit Gärten verschiedener Art, frische Wiesen, Obstpflanzungen, Parks und Thiergärten mit Bächen, Canälen und

Wasserfällen, Fischteichen und Springbrunnen. Lucullus hatte eine größere Anzahl von Villen, unter denen sein Tusculanum die prachtvollste gewesen sein soll. A. Gabinius zeigte sie zu Rom dem Volk im Bilde, um es von der Ueppigkeit des Consularen zu überzeugen; die Gebäude und Anlagen nahmen einen so großen Raum ein, daß Plinius sie zu den Landgütern zählt, bei welchen man das Land vermisse. Eine andere Villa bei Misenum und Bäjä in Campanien, welche früher C. Marius und dann Cornelia, die Mutter der Gracchen, besessen hatte, kaufte Lucullus für eine ungeheure Summe. Cornelia hatte sie um 75,000 Drachmen gekauft, und nicht lange nachher bezahlte Lucullus 2,500,000 Drachmen dafür. „So schnell," sagt Plutarch, „wuchsen die Preise, und so ungeheuere Fortschritte machte die Ueppigkeit." In dieser Villa fand später der Kaiser Tiberius seinen Tod. Man erzählte sich, Lucullus habe sein ganzes Vermögen den Architekten zur Verfügung gestellt, um die unterirdischen Stollen von den Fischteichen nach dem Meere so zu führen, daß bei der Fluth das Seewasser sich in dieselben ergießen und sie so erfrischen könnte. Noch mehr bot Lucullus für die Fischteiche auf seinem Landgute bei Neapel auf. Er ließ Berge untergraben und aushöhlen, um den Fischen durch den Zufluß des Seewassers einen kühlen Aufenthalt gegen die Sonnenhitze zu verschaffen. Weil er bei seinen Anlagen Land zu Wasser und Wasser zu Land machte, nannte ihn Pompejus den römischen Xerxes (Xerxes togatus).

Neben der großartigen Pracht des Lucullus hielten viele römische Große, wie Cicero und später auch Augustus, bei Einrichtung ihrer Villen sich in mäßigeren Grenzen, während Andere sich beeiferten, es ihm gleich zu thun. Indeß stieg die Verschwendung dieser Art noch in der Kaiserzeit. Das uns schon bekannte goldene Haus des Nero in Rom kann unter die Gattung der Villen gerechnet werden. Caligula strebte nach dem Zeugniß des Sueton bei Erbauung seiner Landhäuser nichts so sehr auszuführen, als was für unausführbar gehalten ward; wo das Meer

am tiefsten und gefährlichsten war, ließ er Gebäude aufrichten, er ließ die härtesten Felsen aushauen, Thäler auffüllen und den Höhen gleich machen, Berge abtragen und ebnen, und alles dies mit unglaublicher Schnelligkeit, weil die Schuld des Verzugs mit dem Kopfe gebüßt ward. So kam es denn, daß er durch diese und anderweitige sinnlose Verschwendung in einem Jahre den ganzen Schatz, welchen Tiberius hinterlassen, durchbrachte, 2700 Millionen Sesterzien.

Bei der Wahl des Ortes für die Anlage einer Villa sah man besonders auf Fruchtbarkeit des Bodens, Anmuth der Gegend, gesunde Luft, Reichthum an gutem Wasser; man liebte die Nähe des Meeres oder eines schiffbaren Flusses, nicht bloß um der Annehmlichkeit willen, die das Wasser gewährt, sondern auch, weil durch das Meer oder den Fluß die Zufuhr der nothwendigen Dinge und die Fortschaffung der zu verkaufenden Feldfrüchte erleichtert wurde. Auch nahm man besonders auf eine gute Nachbarschaft Rücksicht, und wer das Stadtleben gern mit dem Landleben verband, der wählte ein Landgut in der Nähe der Hauptstadt, das in kurzer Zeit zu erreichen war, oder erwarb sich auch eine Villa in einer der Vorstädte Roms. In Latium war vor allem die Umgebung von Tusculum und Tibur beliebt, von den ferneren Landschaften aber war keine mehr gesucht, als das liebliche milde Campanien mit seiner anmuthigen Küste. Plinius der Jüngere hat eine besondere Vorliebe für seine Villa in Tuscien, sein Tuscum, er preist in behaglicher Ausführlichkeit ihre gesunde Lage, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Schönheit der Landschaft. „Du bist in Sorgen," schreibt er einem seiner Freunde (Ep. 5, 6), „daß ich im Sommer meine Tusker besuchen will, und räthst mir ab, weil dies Land ungesund sei. Die Küste von Tuscien allerdings ist ungesund, aber dieser Ort, wo mein Landgut liegt, ist weit vom Meere, ja er liegt am Fuß des Apennin, des gesundesten der Berge. Der Himmel ist dort im Winter eiskalt; Myrte und Olive und was sonst eine anhaltende milde Wärme liebt, läßt er nicht zu, Lorbeer dagegen gedeiht

herrlich und erfriert nicht öfter, als auch in der Nähe unsrer Stadt. Der Sommer ist außerordentlich mild; immer ist die Luft in Bewegung, häufiger jedoch hat man leise Lüftchen als starke Winde. Daher gibt es hier viele Greise; man sieht Großväter und Urgroßväter von schon erwachsenen Leuten, man hört Fabeln und Geschichten aus längst vergangenen Zeiten, und wenn du dorthin kämest, du könntest glauben, du seist in einem andern Jahrhundert geboren. Die Formation der Landschaft ist äußerst schön. Denke dir ein ungeheuer großes Amphitheater, wie es nur die Natur erschaffen kann: eine weite ausgedehnte Ebene wird von Bergen rings umschlossen, die Berge tragen auf ihren Höhen hochwipfelige Urwälder mit vielem und mannigfaltigem Wild. Von da aus ziehen sich an den Bergen haubare Wälder herab, zwischen diesen liegen fette Hügel, in deren Grund man nicht leicht einen Stein findet, von einer Fruchtbarkeit, welche der der ebensten Gefilde nichts nachgibt, ihre reiche Ernte reift nur später. Unter diesen Feldern ziehen sich an allen Seiten zusammenhängende Weinberge hin, deren untersten Rand Baumweinpflanzungen umsäumen. Darauf folgen Wiesen und flache Felder, welche nur von gewaltigen Stieren und sehr starken Pflügen durchbrochen werden können; der fette Boden ist so zäh, die Schollen sind beim ersten Durchpflügen so dicht und groß, daß erst mit der neunten Pflügung der Boden hinlänglich zubereitet ist. Die blumenreichen schimmernden Wiesen nähren Klee und andere Kräuter, die beständig so zart und weich sind, als wären sie eben erst dem Boden entsproßt. Denn alles wird von nie versiegenden Bächlein getränkt; aber trotzdem, daß eine Menge Wassers vorhanden ist, findet sich doch nirgends ein Sumpf, weil die Oberfläche abhängig ist und keine Feuchtigkeit zurückhält, sondern alles dem Tiber zuschickt. Dieser Fluß geht mitten durch die Gefilde, und seine Schiffe tragen im Winter und Frühling alle Früchte nach der Stadt hinab; im Sommer allerdings wird er zu seicht. Es ist eine große Lust, von einem Berge aus diese Gegend zu überschauen; man glaubt nicht ein wirkliches Land,

sondern ein von einem Künstler geschaffenes herrliches Landschaftsgemälde vor sich zu sehen; eine solche Mannigfaltigkeit und schöne Vertheilung bietet sich dem Auge dar, wohin es nur schaut. Die Villa selbst liegt am Fuße eines Hügels, blickt aber doch wie von einer bedeutenden Höhe ins Land herab; denn dieses steigt allmählich nach der Villa an, doch so langsam nnd unmerklich, daß man beim Herannahen des Steigens nicht inne wird und erst oben sieht, daß man gestiegen ist. In ihrem Rücken liegt der Apennin, doch in ziemlicher Entfernung; von ihm wehen auch am heitersten und ruhigsten Tage die Lüfte hernieder, doch nicht scharf und übermäßig, sondern durch den weiten Weg gleichsam ermüdet und gebrochen. Ihre Front ist größtentheils gen Süden gekehrt, so daß die Sonne in ihre breite und verhältnißmäßig lange Säulenhalle im Sommer von der sechsten Stunde des Tages an einfällt, im Winter bedeutend früher."

Ueber die Einrichtung einer Villa rustica findet man Belehrung bei dem Baumeister Vitruv und den alten Schriftstellern über die Landwirthschaft (Varro, Zeitgenosse des Cicero, Columella c. 50 n. Chr., Palladius, im vierten Jahrhundert n. Chr.), die jedoch in Manchem von einander abweichen. Im Allgemeinen ist die Anlage folgende: Am Eingang zu dem großen Hofe, um welchen die Oeconomiegebäude herumlagen, befand sich die Wohnung des Villicus, des Verwalters, eines der angesehensten Sclaven, unter welchem sämmtliche Sclaven der Villa (die familia rustica) standen. Er hat diese Stelle zur Wohnung, damit er weiß, was ein- und ausgeht. Die Wohnung des Rechnungsführers, der sich nur auf größeren Gütern findet und auch ein Sclave ist, lag im zweiten Geschoß über der Hausthüre, damit er den Verwalter beobachten und auf Alles Acht haben könne, was in und außer dem Hause vorginge. Nahe bei dem Verwalter wohnte das Gesinde und befanden sich die Geräthe für den Ackerbau, ferner die große gemeinschaftliche Küche, wo sich die Sclavenfamilie versammelte und speiste und im Winter bei dem Herdfeuer verschiedene Arbeiten vorgenommen wurden. Nicht fern

davon waren die Badestuben und, nach Vitruv wenigstens, auch die Wein- und Oelpresse. Auch sollten dort die Aufbewahrungsorte des Oels und des Weines sein, die ersteren gegen Mittag, damit das Oel durch gelinde Wärme verdünnt werde, die Weinzellen aber gegen Norden, denn die Sonnenwärme trübt und schwächt den Wein. Beide lagen zu ebener Erde, dagegen wurden die trockenen Früchte und das Futter auf Böden aufbewahrt, welche, fern von feuchten Orten, von Ställen und Düngerstätten, mit ihren kleinen Zuglöchern gegen Mitternacht gerichtet waren; denn der Nordwind ist wegen seiner Trockenheit dem Getreide nützlich und bringt keine Insecten mit sich, wie die andern Winde. Auch die Vorrathskammern für das Obst befanden sich an einem trockenen Orte mit verschließbaren Fenstern gegen Mitternacht. Columella nimmt eine besondere Villa zum Aufbewahren der Früchte (V. frumentaria) an und verlegt dorthin auch die Oel- und Weinvorräthe. Vitruv dagegen will blos die feuergefährlichen Sachen außerhalb der Villa aufbewahrt wissen; bei Varro sind alle Vorräthe in der Villa selbst.

Die Ställe für das Vieh, Rinder, Pferde, Schafe, wurden dahin verlegt, wo die Thiere weder von der Hitze noch von der Kälte zu leiden hatten. Die Rinderställe will Vitruv in der Nähe der Küche haben; wenn nämlich die Rinder Feuer und Licht sähen, würden sie nicht struppig. Die Pferdeställe aber sollen fern von der Küche sein, weil das Feuer die Pferde leicht scheu mache. Die Hirten bekamen ihre Wohnungen in der Nähe ihres Viehs. An dem Wirthschaftshof lagen auch die Hühnerställe und die Taubenhäuser. Die ersteren sollten neben der Küche liegen, damit der Rauch hineinschlagen könne, da dieser den Hühnern für zuträglich gehalten wurde, die Taubenhäuser befanden sich in besonders hohen, thurmähnlichen Gebäuden; beide wurden innen und außen glatt abgeputzt und in sorgfältigem Verschluß gehalten, damit weder Katzen noch andere schädliche Thiere hinankriechen und sich einschleichen konnten. Mitten in dem Hofe war ein großer Wasserbehälter, aus dem das Vieh

getränkt wurde, auf dem die Enten und andere Wasservögel sich tummelten. An dem zweiten Hofe der Villa rustica lag das Wohnhaus des Herrn und außer manchen sonstigen Räumlichkeiten der Oekonomie wohl auch noch Wohnungen für Sclaven, besonders für solche, welche zur Bedienung des Herrn und seiner Familie gehörten. Auch dieser Hof hatte ein Wasserbassin. Falls bei diesen Wohngebäuden eine stattlichere Einrichtung erstrebt wurde, so sollten sie nach dem Maßstabe der städtischen Häuser angelegt werden, ohne jedoch dem wirthschaftlichen Zwecke und Vortheil Eintrag zu thun. Vitruv verlangt, daß abweichend von den städtischen Wohnungen in einem solchen ländlichen Hause das Peristyl mit seiner Umgebung das Vorderhaus, dagegen das Atrium das Hinterhaus bilden solle.

Wir wenden uns zu der Villa urbana. Statt aber hier uns in allgemeinen Angaben zu bewegen, wollen wir eine ausführliche Beschreibung von dem Laurentinum des jüngeren Plinius folgen lassen, welche dieser in einem seiner Briefe (2, 17) liefert. Obgleich diese Villa nur einen verhältnißmäßig geringen Umfang hatte und sich an Pracht und Luxus mit den Villen eines Lucullus, Crassus, Pompejus u. A. durchaus nicht messen konnte, so war sie doch ein mit allen Bequemlichkeiten ausgestatteter reizender Landsitz. Sie lag am Meere bei Laurentum, 17,000 Schritte südlich von Rom entfernt, so daß der Besitzer nach Vollendung wichtiger Berufsgeschäfte in der Stadt noch Abends in seiner Villa eintreffen und daselbst übernachten konnte. Zwei Straßen, die Via Laurentina und die Via Ostiensis, führten dahin, jedoch nicht an Ort und Stelle, die erstere nur 14,000 Schritte, die andre nur 11,000. Hierauf gelangte man anfangs auf sandigen Boden, bald auf einen von Wald umgebenen Weg, bald auf weite Wiesen, auf welchen man Heerden weidender Schafe, Pferde und Rinder erblickte. Die Villa erfüllte alle Bedingungen einer guten Landwirthschaft und war nicht kostspielig zu erhalten.

Der vordere Theil des Wohngebäudes enthielt zunächst ein

Atrium von mäßigem Umfange, einfach, jedoch anständig, worauf rundherum angelegte Säulenhallen in Form eines D folgten, von welchen ein kleiner, jedoch anmuthiger freier Platz eingeschlossen wurde, ein sicherer Zufluchtsort gegen jeden Wechsel des Wetters. Denn die Säulenhallen waren durch geschlossene Glasfenster und noch mehr durch die überragende Bedachung gesichert. Der Mitte der Porticus gegenüber befindet sich ein freundliches Cavädium (also hier nicht mit dem Atrium identisch, sondern ein besonderer Raum), woran ein recht schönes Speisezimmer (triclinium) stößt, welches an die Meeresküste ausläuft. Wenn das Meer vom Südwinde bewegt wird, so wird es von den gebrochenen letzten Wellen leicht bespült. Es hat ringsherum Thüren und Fenster, nicht kleiner als die Thüren, und so hat man von der Front und von zwei Seiten aus die Aussicht auf drei Meere. Von der vierten Seite blickt man auf das Cavädium, die Porticus und den freien Platz (area), dann noch einmal auf die Porticus (auf die zweite Hälfte), auf das Atrium, auf die Waldung und im Hintergrunde auf die fernen Berge. Von der linken Seite des Tricliniums etwas rückwärts ausgebogen, liegt ein geräumiges Zimmer (cubiculum), woran ein kleineres stößt, welches auf der einen Seite durch ein Fenster die aufgehende, von der andern die untergehende Sonne zuläßt. Von diesem Zimmer aus erblickt man das Meer weiter und sicherer als im bezeichneten Triclinium. Von diesem und dem letztgenannten Cubiculum wird ein Winkelraum (angulus) eingeschlossen, der die reinste Sonne aufnimmt und von ihr durchwärmt wird. Hier ist der Winterspeisesaal (hibernaculum) und das Gymnasium. Hier schweigen alle Winde, außer denen, welche Wolken bringen und eher die Heiterkeit des Himmels wegnehmen, als den Gebrauch des Platzes stören. An diesen Winkelraum stößt ein bogen- oder mondförmiges Zimmer, welches in seiner halbrunden Gestalt mit seinen Fenstern dem Laufe der Sonne folgt, also Morgen-, Mittag- und Abendsonne aufnimmt. Der Wand desselben ist ein Schrank in Gestalt einer Bibliothek ein-

gefügt, welcher Bücher enthält, die man nicht einmal, sondern immer wieder lesen muß. Hiermit hängt ein Schlafzimmer zusammen, so jedoch, daß ein Durchgang dazwischen liegt, welcher aus einem Hypokaustum die Wärme durch Röhren in angenehmer und heilsamer Temperatur hierhin und dorthin verbreitet. Der übrige Theil dieser Seite ist dem Gebrauche der Sclaven und der Freigelassenen überlassen, welche Räume aber dennoch so sauber sind, daß man Gäste darin aufnehmen könnte. Von der andern Seite kommt man zunächst in ein sehr feines Zimmer und dann in ein Speisezimmer, welches reichliches Licht von Sonne und Meer hat. Hierauf folgt ein Zimmer mit einem Vorgemach, für den Sommer sehr hoch, für den Winter durch seine Umgebung geschützt, da es jedem Winde entzogen ist. Mit diesem steht wiederum ein andres Zimmer mit einem Vorflur durch eine gemeinschaftliche Wand in Verbindung. Hier reiht sich das Bad an, und zwar zunächst das Abkühlungsbad (frigidarium), eine geräumige Cella. An den ihr entgegenstehenden Wänden befinden sich zwei große Badebehälter (baptisteria), geräumig genug, um in ihnen zu schwimmen. Diesen benachbart ist das Salbezimmer (unctorium), das Heizzimmer (hypocaustum), mit dem Einheizeplatz (propnigeon), dem Local für die Feuerherde. Dann folgen zwei Cellen, elegant, doch ohne Aufwand eingerichtet. Mit dieser steht der warme Schwimmbehälter (calida piscina) in Verbindung, von welchem aus die Schwimmenden das Meer erblicken können. Nicht fern davon befindet sich das Local zum Ballspiel (sphaeristerium), welches der warmen Sonne, wenn sich der Tag schon neigt, ausgesetzt ist. Hieran reiht sich ein Thurm an, unter welchem zwei Zimmer angebracht sind, und eben so viele sind in ihm selbst. Auch befindet sich in demselben Thurme ein Speisezimmer (coenatio), von welchem aus man die weiteste Aussicht aufs Meer, auf die Ufer und auf anmuthige Villen hat. Nicht fern davon ist ein anderer Thurm mit einem Zimmer, in welchem man die aufgehende und untergehende Sonne erblickt. Dann folgt eine geräumige Vorrathskammer und ein

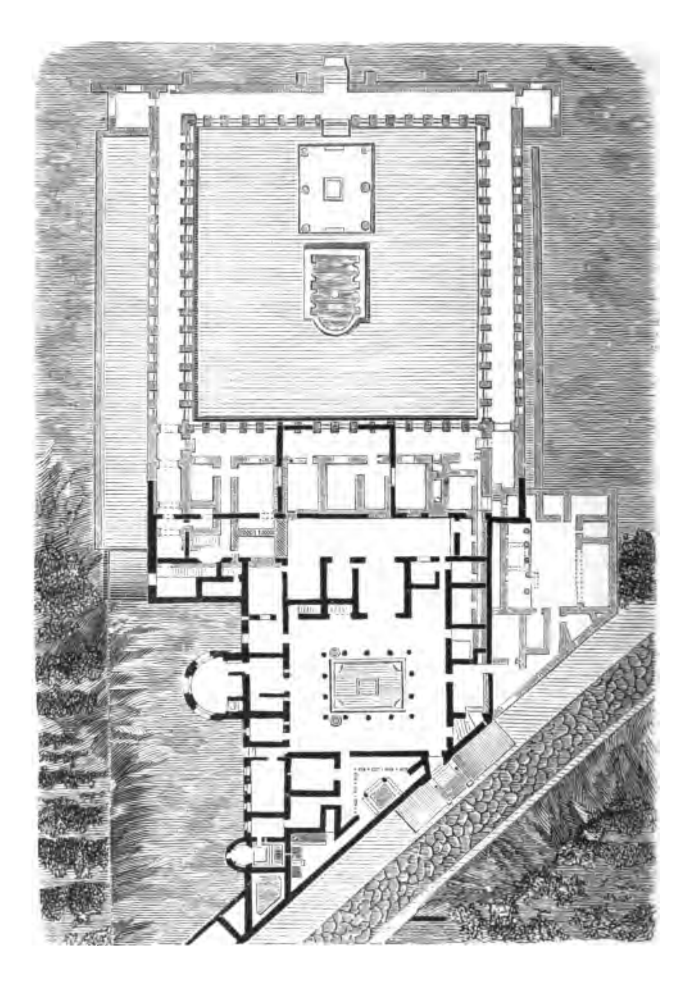
Magazin für die Feldfrüchte (horreum). Darunter befindet sich ein Triclinium, worin man von dem stürmischen Meere nur das Geräusch vernimmt, und zwar nur gedämpft, ohne das Meer selbst zu sehen. Es hat die Aussicht auf den Garten und den diesen einschließenden Rundgang, welcher mit Buchsbaum und, wo der Buchsbaum nicht gedeiht, mit Rosmarin eingefaßt ist. Denn der Buchsbaum grünt üppig, soweit er von Gebäuden geschützt ist; der Sonne und dem Winde ausgesetzt, vertrocknet er, selbst wenn er aus einiger Entfernung vom Schaume des Meeres benetzt wird. An dem bezeichneten Gange zieht sich innerhalb ein schattiger Rebengang hin, der auch für den nackten Fuß weich und nachgiebig genug ist. Der Garten ist bepflanzt mit zahlreichen Maulbeer- und Feigenbäumen; für die ersteren ist das Erdreich vortrefflich geeignet, für die letzteren ist es ungünstiger. Die Aussicht auf dieses Grün hat ein andres, vom Meer entferntes Speisezimmer, welche Aussicht aber nicht weniger schön ist, als die auf das Meer. Im Rücken hat das bezeichnete Speisezimmer noch zwei andere Räume, unter deren Fenstern das Vestibulum der Villa liegt, sowie ein andrer Garten mit festerem Erdreich und ländlicher Einrichtung.

„Von hier ab beginnt ein sehr großer geschlossener Säulengang (cryptoporticus), welcher beiderseits mit Fenstern versehen ist. Von der Mauerseite hat er mehrere, von der Gartenseite nur einzelne. Bei heiterem, stillem Wetter sind sie sämmtlich geöffnet, bei stürmischem, windigem Wetter nur da, wo der Wind keinen Zugang hat. Vor der Cryptoporticus befindet sich ein von Veilchen duftender freier Platz (xystus) oder eine Promenade. Am Ende des Xystus, im Garten, liegt ein Complex von Räumen (diaeta), der mein Lieblingsaufenthalt ist. In demselben befindet sich ein gegen die Sonne zu liegendes Zimmer (heliocaminus), von dem man auf den Xystus und auf das Meer schaut, von einem andern Zimmer aus sieht man durch die Thüre den Säulengang, durch das Fenster das Meer. An die Mitte der Wand stößt eine gar anmuthige Zotheca, ein Gemach, in dem man des

Tages ruht und schläft; es ist mit Fenstern und mit Vorhängen versehen, durch deren Wegnahme oder Zuziehen es mit dem vorigen Zimmer verbunden oder von ihm abgetrennt wird. Seine Ausstattung bildet ein Ruhebett oder Sopha (lectus) und zwei hohe Stühle (cathedrae). Zu den Füßen hat man das Meer, im Rücken Landhäuser, vorn Wälder zur Ansicht, welche durch eben so viele Fenster vermittelt wird. Hieran reiht sich ein Schlafzimmer für die Nacht (cubiculum noctis et somni), in welches kein Geräusch, weder von Menschen noch von dem Meere oder von den Winden zu dringen vermag. Tageslicht erhält es nur, wenn die Fenster geöffnet werden. An dieses Cubiculum schließt sich ein sehr kleines Hypocaustum an, welches durch ein enges Fenster Wärme ausströmen läßt, je nachdem man dieselbe zu erhalten wünscht. Dann folgt wieder eine Vorflur (procoeton) und ein der Sonne bis nach Mittag hin ausgesetztes Zimmer. Wenn ich mich in diese Diäta zurückgezogen habe, so glaube ich sogar von meiner Villa fern zu sein, und ganz besonders habe ich hier mein Vergnügen an den Saturnalien, wenn der übrige Theil der Villa von dem festlichen Geschrei und Lärm und freier Ungebundenheit erfüllt ist; denn dann störe weder ich das Spielen und Scherzen meiner Leute, noch diese meine Studien. Dieser nützliche und anmuthige Bau entbehrt zwar eines Springbrunnens, hat aber in seiner Nähe Brunnen und Quellen. Ueberhaupt hat die Meeresküste überall, wo man nachgräbt, Wasser, und zwar reines, wohlschmeckendes, ohne die geringste Beimischung von Salzgehalt. Die nahen Wälder liefern Feuerungsmaterial in Menge, und das nahe Dorf, Colonia Ostiensis, vermag alle übrigen Bedürfnisse zu befriedigen. In einem andern nahen Dorfe befinden sich drei Bäder, in welchen man für Geld baden kann, eine große Bequemlichkeit, wenn man sich in der eignen Villa nicht lange aufhalten will. An der Küste des Meeres hin ziehen sich viele Gebäude von Villen, welche den Anblick von Städten gewähren, mag man sie vom Meere oder vom Lande aus betrachten. Das Meer liefert auch Fische, wenn auch nicht

gerade die kostbarsten, Schollen jedoch und Krabben in vorzüglicher Güte. Milch gewähren die Rinderheerden im Ueberfluß."

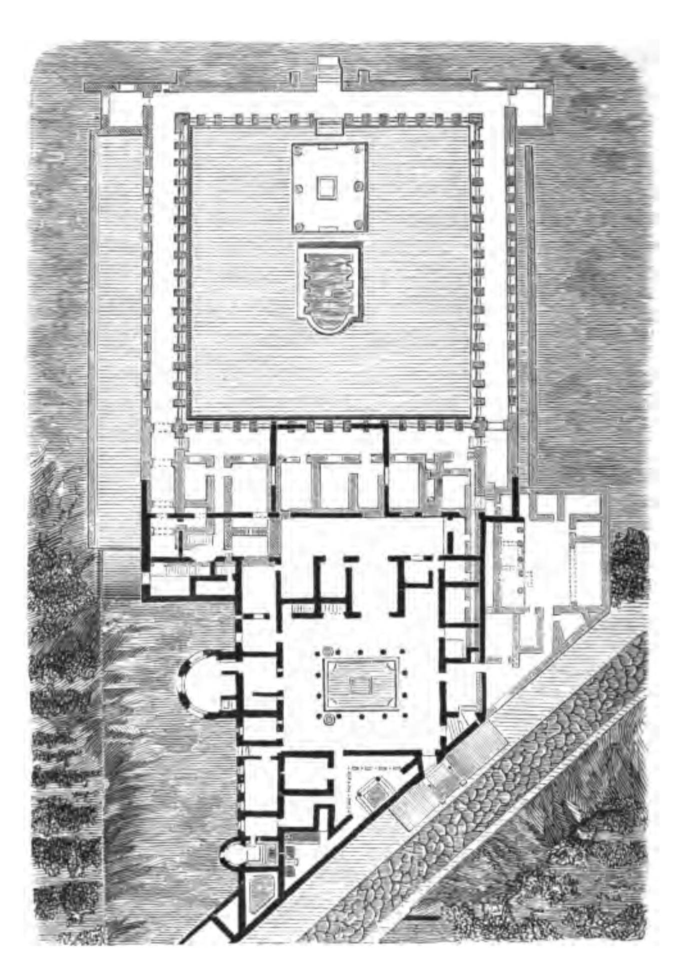
Von einer außerordentlich ausgedehnten, von Spartian kurz beschriebenen Villa, welche der Kaiser Hadrian bei Tibur angelegt hatte, sind bei dem heutigen Tivoli noch zahlreiche Reste vorhanden. Sie lag auf einer hohen Ebene, von der man eine entzückende Aussicht genoß, und hatte einen Umfang von etwa sieben römischen Miglien. Zu den gewöhnlichen Anlagen einer großen Villa gesellten sich hier auch noch mannigfaltige andere, die auf die Benutzung einer größeren Zahl von Menschen berechnet waren. „Es lassen sich noch jetzt zwei größere Theater und ein kleineres, wahrscheinlich für Musikaufführungen bestimmtes Odeum erkennen; in einer großen Zahl von Gemächern glaubt man die Ueberreste von Wohnungen zu erblicken, welche für Wallfahrer zu einem daselbst befindlichen Tempel und Orakel bestimmt waren; andre ähnliche sehr wohl erhaltene Ueberreste, gewöhnlich „le cento camarelle" genannt, mögen zu Wohnungen der Leibgarde des Kaisers gedient haben; in ihrer Nähe befinden sich die Ruinen, die man für die Reste der kaiserlichen Wohnung selbst zu halten pflegt." In diesem Landgute waren nach Spartians Angabe die berühmtesten Gegenden und Orte Griechenlands und auch andrer Provinzen nachgeahmt und die Anlagen darnach benannt. „Den von Spartian genannten „Canopus" glaubt man in einem runden Tempel zu erkennen, der sich in einem ringsum architektonisch umgrenzten Thale befindet und, eine Nachbildung des Serapistempel zu Canopus, einst mit zahlreichen Statuen in ägyptischem Styl verziert war, deren Reste noch heute im capitolinischen Tempel aufbewahrt werden. Dem „Lyceum" und der „Akademie" scheinen einige Partien mit Badeanlagen zu entsprechen; auf die „Pöcile" scheint ein weiter, mit Säulenhallen umgebener Platz hinzudeuten; ihm schließt sich eine „Basilica" an, sowie ein Rundgebäude, auf welches man den Namen des von Spartian angeführten „Prytaneum" anwenden könnte. Alles Dinge, in denen sich eine Rich-



Plan der Villa des Diomedes zu Pompeji.

tung des Geschmackes ausspricht, die in manchen Parkanlagen der neueren Zeit ihre Analogien findet, und zu welcher jener Kaiser vor Allen berechtigt sein mochte, der auch keinen Theil seines weiten Reiches mit dem Schmuck monumentaler Bauten unbedacht gelassen hatte. Ja diese Gestaltungslust ging so weit, daß man durch landschaftliche Composition und Modificirung der natürlichen Schönheiten der Lage selbst ein „Tempe" geschaffen hat, welches von Einigen in einem reizenden, von einem Bache durchschlängelten Thal an der Grenze der Villa erkannt wird, während zur Darstellung des „Hades" ein noch jetzt erhaltenes Labyrinth unterirdischer Gemächer bestimmt gewesen sein mag. Die Bauten waren von meisterhafter Technik, wie die erhaltenen Backsteinmauern und Gewölbe noch heute bekunden; einzelne Reste deuten darauf hin, daß die Wände mit Marmortafeln, die Gewölbe mit Stuckwerk bekleidet waren. Zahlreiche architektonische Fragmente, wie von Säulen, Gebälken, kostbaren Fußböden, sind mit nicht minder zahlreichen Ueberresten von Sculpturen aus jenem Labyrinth von malerischen Trümmern zu Tage gebracht, und trotz einer fast drei Jahrhunderte langen systematischen Ausbeutung hat dasselbe noch heut zu Tage nicht aufgehört, eine reiche Fundgrube werthvoller Reste jener glänzenden Zeit des römischen Alterthums zu sein." Guhl.

Eine einfache vorstädtische Villa ist in den Jahren 1771—74 ganz in der Nähe von Pompeji an der Gräberstraße ausgegraben worden. Es ist die sogenannte Villa suburbana des M. Arrius Diomedes. Der Haupteingang der Villa, deren größte Tiefe etwas mehr als 200 Fuß betragen mag, geht von der Gräberstraße aus, und da das Areal der Villa sich von der Straße aus nach hinten absenkt, so ist, dieser Senkung folgend, die Villa terrassenförmig gebaut, in der Weise, daß die vordere Hälfte ein Stockwerk höher liegt als die hintere. Tritt man nun von der Straße aus in den vorderen Theil, so gelangt man sogleich in ein großes Peristyl mit einer Art Teich (piscina) in der Mitte. Zur Linken des Eintretenden, zwischen dem Peristyl und der



Plan der Villa des Diomedes zu Pompeji.

tung des Geschmackes ausspricht, die in manchen Parkanlagen der neueren Zeit ihre Analogien findet, und zu welcher jener Kaiser vor Allen berechtigt sein mochte, der auch keinen Theil seines weiten Reiches mit dem Schmuck monumentaler Bauten unbedacht gelassen hatte. Ja diese Gestaltungslust ging so weit, daß man durch landschaftliche Composition und Modificirung der natürlichen Schönheiten der Lage selbst ein „Tempe" geschaffen hat, welches von Einigen in einem reizenden, von einem Bache durchschlängelten Thal an der Grenze der Villa erkannt wird, während zur Darstellung des „Hades" ein noch jetzt erhaltenes Labyrinth unterirdischer Gemächer bestimmt gewesen sein mag. Die Bauten waren von meisterhafter Technik, wie die erhaltenen Backsteinmauern und Gewölbe noch heute bekunden; einzelne Reste deuten darauf hin, daß die Wände mit Marmortafeln, die Gewölbe mit Stuckwerk bekleidet waren. Zahlreiche architektonische Fragmente, wie von Säulen, Gebälken, kostbaren Fußböden, sind mit nicht minder zahlreichen Ueberresten von Sculpturen aus jenem Labyrinth von malerischen Trümmern zu Tage gebracht, und trotz einer fast drei Jahrhunderte langen systematischen Ausbeutung hat dasselbe noch heut zu Tage nicht aufgehört, eine reiche Fundgrube werthvoller Reste jener glänzenden Zeit des römischen Alterthums zu sein." Guhl.

Eine einfache vorstädtische Villa ist in den Jahren 1771—74 ganz in der Nähe von Pompeji an der Gräberstraße ausgegraben worden. Es ist die sogenannte Villa suburbana des M. Arrius Diomedes. Der Haupteingang der Villa, deren größte Tiefe etwas mehr als 200 Fuß betragen mag, geht von der Gräberstraße aus, und da das Areal der Villa sich von der Straße aus nach hinten absenkt, so ist, dieser Senkung folgend, die Villa terrassenförmig gebaut, in der Weise, daß die vordere Hälfte ein Stockwerk höher liegt als die hintere. Tritt man nun von der Straße aus in den vorderen Theil, so gelangt man sogleich in ein großes Peristyl mit einer Art Teich (piscina) in der Mitte. Zur Linken des Eintretenden, zwischen dem Peristyl und der

Straße, liegen die Baderäume, zur Rechten kommt man vom Peristyl aus zu einem tiefer gelegenen Seitenflügel, der auch einen Eingang von der Sraße hat und in verschiedene Abtheilungen zerfällt. Dies war die Wirthschafts- und Haushaltungsabtheilung, wie man aus den zahlreich hier gefundenen Acker- und Küchengeräthschaften erkennen kann. Auf der entgegengesetzten Seite ist unter den das Peristyl umgebenden Gemächern von besonderem Interesse ein sehr schönes Schlafzimmer, dessen halbkreisförmiger Ausbau durch drei große Fenster die Aussicht auf den unten liegenden Garten und die Umgegend gestattet. An dem Peristyl, der Eingangsseite gegenüber, befindet sich ein Tablinum, welches sich nach hinten in eine Art Quergemach oder Gallerie öffnet, und aus dieser tritt man weiter nach hinten in den großen Prachtsaal des Hauses (oecus), in dessen hinterer Wand ein weites, fast bis auf den Fußboden herabreichendes Fenster dem Auge eine Aussicht in die Ferne bietet, über die eine Terrasse tiefer liegende Hälfte des Gebäudes hinaus. Diese hintere Hälfte besteht aus einem fast quadraten Hof von mehr als 100 Fuß Länge, welcher in seiner ganzen Ausdehnung von einem bedeckten pfeilergetragenen Gange (cryptoporticus) rings umgeben ist. In der Mitte des Hofes ist ein ausgemauertes größeres Wasserbassin, das einen Springbrunnen hatte und hinter welchem sich ein offener tempelartiger und wahrscheinlich zu einem Sommertriclinium dienender Bau mit sechs Säulen befand. Auf der Seite des Hofes, welche sich an die vordere Hälfte des Hofes anschließt, öffnet sich die Cryptoporticus in eine Anzahl von Gemächern, welche zum Theil unter dem Oecus des Obergeschosses liegen. Zwischen diesen Gemächern führte ein Gang zu einer Treppe, welche die untere Terrasse mit der oberen verband. — In den Räumen dieser Villa ist eine Menge der verschiedenartigsten, zum Theil sehr werthvoller Gegenstände aufgefunden worden und nicht weniger als 33 menschliche Skelette. Im Weinkeller allein fanden sich 18 Gerippe. An der Hinterthür, die aus der Cryptoporticus in die Felder führte, lagen zwei Skelette, vielleicht die des Herrn

und eines Sclaven; das erstere hatte einen Goldring am Finger, einen großen Schlüssel in der Hand, und neben ihm lagen 10 goldene und 88 silberne Münzen.

Unter den Anlagen, welche die Luxusvillen umgaben, hingen manche mit Landwirthschaft zusammen, andre, wie die Parks und Lustgärten, dienten nur dem Vergnügen, bei andern wieder hatte man beide Zwecke, den Nutzen und das Vergnügen, im Auge; dahin gehörten z. B. die Ställe für das Federvieh und die Vogelhäuser, die Thiergärten und Fischteiche. Die Zucht des Federviehs gehörte eigentlich der Villa rustica an; die verschiedenen Arten desselben aber waren größtentheils auch Luxusartikel, ihre Zucht eine besondere Liebhaberei, ihr Fleisch eine Delicatesse für die Tafel, und darum entbehrten die großen Prachtvillen selten eines stattlichen Hühnerhofes und andrer dem Federvieh gewidmeten Anlagen. Außer mannigfaltigen Hühnerarten züchteten die Reichen mit Vorliebe den Pfau, nicht blos wegen seiner Schönheit, sondern auch wegen seines Fleisches; denn obgleich dieses sich durchaus nicht durch Wohlgeschmack auszeichnet, so diente es doch, seit Q. Hortensius es auf die Tafel gebracht, zur besonderen Verherrlichung eines schwelgerischen Mahles. Zu Varros Zeit kostete ein Pfauenei 5 Denare, ein Pfau 50 Denare. Für die Pfauenzucht machte man auch besondere Anlagen; die beste war nach Columella auf einer mit Holz bewachsenen Insel, wo die Thiere, sicher vor Dieben und allen schädlichen Thieren, frei sich aufhalten und ihr Futter selbst suchen konnten; in Ermangelung einer solchen Gelegenheit umschloß man einen mit Holz und Wiesen versehenen Platz mit einer hohen Mauer, die an drei Seiten bedeckte Gänge, an der vierten zwei Cellen hatte; von diesen diente eine zur Wohnung des Wärters, die andre als Aufenthalt für die Thiere. Der Entenbehälter (nessotrophion) wurde auf einem ebenen Platze hergerichtet, der mit einer 15 Fuß hohen, innen und außen glatt getünchten Mauer umgeben und mit Netzen überspannt war, damit die Enten nicht herausfliegen und keine Raubthiere hineinkriechen konnten. In der Mitte war ein Wasser-

becken ausgegraben, welches mit Wasserpflanzen besetzt und rings-um auf eine Strecke von 20 Fuß mit Rasen umsäumt war. Fürs Nisten der Vögel baute man an der Umfassungsmauer kleine viereckige bedeckte Cellen von Stein, die weiß angestrichen und mit Strauchwerk umpflanzt wurden. Taubenhäuser erbaute man nicht blos in der Wirthschaftsvilla, sondern auch über dem Herrnhause thurmähnlich auf den höchsten Gebäuden. Die Wände wurden innen und außen glänzend weiß angestrichen, weil die Tauben diese Farbe liebten. Die Nester waren in kleinen Nischen der Wand oder ruhten auf Brettern, welche von in die Wand geschlagenen Pflöcken getragen wurden. Viele Römer hatten ein leidenschaftliches Gefallen an schönen Tauben. Zu Varros Zeit verkaufte ein römischer Ritter, Names Axius, ein Paar Tauben für 400 Denare, ja zu Columellas Zeit wurde dafür mehr als das Doppelte gegeben. Die Menge der Tauben, die man hielt, war oft ungeheuer; in einem Taubenschlag waren bisweilen 5000 Stück. Eine besondere Delikatesse waren die Ringel- und Turteltauben; da sie aber in der Gefangenschaft nicht nisteten, so wurden sie, sobald man sie eingefangen, in einem dunklen Behältnisse unter dem Taubenhause sofort gemästet.

Das Vogelhaus (ornithon) diente entweder zum Hegen der für die Tafel bestimmten Vögel, oder es umschloß eine große Schaar von Singvögeln, die man zum Vergnügen hielt. Varro hatte auf seinem Landgute einen sehr zierlichen und prachtvollen Ornithon, den er selbst ausführlich beschreibt. Hirt giebt das Wesentliche des Baues in folgendem an: „Er bestand erstlich aus zwei Säulengängen, worin die Vögel zum Mästen ein-geschlossen waren und zwischen welchen zwei längliche Fischteiche lagen; zweitens in einem Rundgebäude, welches sich auf zwei Reihen Säulen stützte. Zwischen dieser doppelten Säulenstellung waren die Singvögel eingeschlossen, und in der Mitte unter der Runddecke lief ein Lager für die Gäste um einen drehbaren Tisch her. Unter dem Tische, der auf einer Säule ruhte, war ein Wasserteich, in welchem Enten schwammen, die ihre Ställe unter

der Lagerbank hatten und den Abfall vom Essen von den Gästen zugeworfen bekamen. Im Mittelpunkt der Runddecke war die Einrichtung, daß bei dem Umdrehen eines Triton, der außen über der Kuppel in der Mitte angebracht war, ein Zeiger im Innern um den Nabel der Runddecke denjenigen der acht Winde anzeigte, welcher eben blies. Ferner lief an dem unteren Rande der Decke ein Stern umher, welcher die Stunden anzeigte. Dies geschah jedenfalls mittelst eines Wassertriebwerks nach der Erfindung des Ktesibios, des durch manche Erfindungen berühmten, um 150 v. Chr. lebenden Mechanikers. Um diesen Rundbau herum lief ein künstlich gepflanztes Gehölze, das wieder ganz von Mauern umschlossen war."

Ein nicht geringerer Luxus fand bei der Fischzucht statt. Man hatte gewöhnlich auf den Landgütern mehrere Teiche mit allen Arten von Fischen; wenn es möglich war, so legte man Teiche mit Meerwasser an; denn die Seefische wurden weit höher geschätzt als die Fische des süßen Wassers. Welche kostspieligen Anlagen in dieser Beziehung Lucullus machte, haben wir schon gesehen. Cicero nannte ihn und den Hortensius und andre hochgestellte Männer, die an ihren Muränen und Mullen und sonstigen kostbaren Fischen ein solches Vergnügen fanden, daß sie darüber alle Gedanken an die Republik vergessen zu haben schienen, „Fischteichler", „Fischteichgötter" (Piscinarii, Piscinarum Tritones). Die Verschwendung in diesen Dingen ging so weit, daß ein reicher üppiger Römer jährlich für die Fütterung und Wartung seiner Fische eine Summe von fünf Millionen Sesterzen aufwendete. Dem Hortensius sagt man nach, er sei weniger für den Unterhalt und die Gesundheit seiner Sclaven besorgt gewesen, als für seine Fische, und ein gewisser Vedius Pollio, ein Zeitgenosse des Augustus, warf sogar Sclaven in seine Fischteiche, um seine Muränen mit Menschenfleisch zu füttern.

Die Thiergärten (vivaria), welche man wegen der Jagd bei den Villen anlegte, waren anfangs klein und enthielten blos Hasen, weshalb sie Leporaria hießen. Die erste Erwähnung

eines solchen Wildparks geschieht in einer Rede des Scipio Africanus Minor. Zur Zeit des Cicero hatten sie einen großen Umfang und waren gefüllt mit Hirschen, Rehen, Wildschweinen u. s. w. Sie umschlossen Wald und Wiesen, Flüsse und Bäche und Teiche, und waren durch eine Mauer oder eine Lehmwand oder eine dichte Holzumzäunung umfriedigt. Da ein solcher Zaun gewöhnlich aus Eichenholz gemacht wurde, so hießen die Thiergärten auch Roboraria. Hortensius hatte auf seinem Landgut zu Laurentum einen Wildpark von mehr als 50 Morgen. Auf einer Anhöhe in demselben war ein Speisesaal angelegt, und während er die Gäste bewirthete, ließ er einen verkleideten Orpheus auftreten, der durch sein Horn wilde Schweine, Hirsche und Thiere jeder Art herbeirief und um den Saal versammelte. — Zu den Leckereien der römischen Großen gehörten auch Schnecken und Spitzmäuse oder Haselmäuse; diese wurden daher auch auf den Landgütern gezogen und gemästet. Die Schneckengehege befanden sich an einem freien, aber schattigen Platz, der mit Wasser umgeben war und mit einem künstlichen Thau von Wasser befeuchtet wurde. Der Platz für die Spitzmäuse dagegen mußte trocken sein und war mit einer Mauer eingefaßt.

Bei jeder Villa fanden sich wenigstens Obst- und Küchengärten, die meisten aber hatten auch luxuriöse Lustgärten in großer Ausdehnung mit duftenden Blumenbeeten von Rosen und Veilchen, Narcissen, Hyacinthen und Crocus und dergleichen, mit schattigen Boskets und künstlichen Waldpartien, Lauben und bedeckten Rebengängen, Baumalleen zum Reiten und Fahren und Spazieren, Springbrunnen und Wasserbassins, zierlichen Gartenhäusern u. s. w. Ein Theil dieser Gartenanlagen that der Natur geringen Zwang an, meistens aber waren sie in einem barocken Geschmack, der die Lustgärten des Morgenlandes nachahmte und an den steifen französischen Zopfstyl unter Ludwig XIV. erinnert, angelegt, indem Gesträucher und Bäume zu steifen Hecken, Thierfiguren, Pyramiden und Kegeln und sonstigen unnatürlichen Schnörkeleien geformt und zugestutzt und die Blumenbeete dem

entsprechend in mancherlei künstliche Formen abgetheilt und mit beschnittenem Buchsbaum eingefaßt waren. Wir wollen hier aus der Beschreibung des jüngeren Plinius von den Gärten seines Tuscums Einiges ausheben. „Vor der Halle des Landhauses befindet sich eine Terrasse, in allerlei Figuren abgetheilt und mit Buchsbaum eingefaßt, daran ein schräg abfallender Rasenplatz, an dessen Seite der Buchsbaum in Form von allerlei sich einander ansehenden Thieren geschnitten ist. Auf der Ebene darunter steht eine Partie zarten Akanthus, um welchen ein Spazierweg läuft; dieser ist mit einer Hecke von grünem Gesträuch, welche in verschiedene Figuren geschnitten ist und immer unter der Scheere gehalten wird, eingeschlossen. Daneben windet sich eine Allee in Gestalt einer Rennbahn um mannigfach geschnittenen Buchsbaum und niedrig gehaltene Bäume herum. Das Ganze ist mit einer Wand eingefaßt, welche sich durch terrassenweise gesetzten Buchsbaum dem Auge entzieht. Darauf folgt eine Wiese, die durch ihre natürliche Schönheit nicht weniger gefällt, als jenes andre durch die Kunst Erzeugte. Weiterhin liegen Felder und viele andre Wiesen und Boskets. — In einem andern Theile der Gärten liegt eine sehr geräumige Reitbahn (hippodromus); in der Mitte offen, stellt sie sich dem Auge des Hineintretenden in ihrer ganzen Ausdehnung dar. Von Platanen ist sie umpflanzt, an denen Epheu hinaufrankt, so daß die Bäume oben in ihrem eigenen, unten aber in fremdem Laube grünen. Der Epheu windet sich um Stamm und Aeste und schlingt sich von einem Baum zum andern fort. Zwischen den Platanen steht Buchsbaum, der nach außen von Lorbeer überschattet ist. An seinem Ende wendet sich der Hippodrom in einem Halbzirkel um und läuft in gleicher Länge mit der ersten Allee zurück. An jener Krümmung stehen dunkle schattige Cypressen, aber auch freundlich sonnige Rosenpflanzungen. Nicht weit davon liegt hier eine kleine Wiese, da steht Buchsbaum in tausend Gestalten, mitunter in Form von Buchstaben geschnitten, die bald den Namen des Herrn, bald den des Gärtners bezeichnen. Hier wieder sieht man zu

seiner Ueberraschung eine nett gehaltene Pflanzung von Obstbäumen und Gemüsen, die mitten in der Eitelkeit des Parks das Bild eines kleinen bescheidenen Landgutes darbietet. Anderwärts wieder ist ein Bosket mit einer Ruhebank von weißem Marmor, über die ein Weinstock sich wölbt, den vier kleine von karystischem Marmor angefertigte Säulen stützen. Durch kleine Röhren fließt ein Wasserstrahl, gleich als ob er durch den Druck der Sitzenden herausgepreßt würde, aus der Ruhebank und fällt in einen ausgehölten Stein, aus dem er unvermerkt wieder in ein anderes Marmorbecken abfließt. Will man hier speisen, so setzt man die schweren Schüsseln auf den Rand des Beckens, die leichteren Gerichte aber läßt man in Gefäßen, welche in Gestalt kleiner Schiffe oder Vögel geformt sind, auf dem Bassin herumschwimmen. Gegenüber ist ein Springbrunnen u. s. w."

Wir wollen hier noch erwähnen, daß es wenigstens zu Martials Zeit, im ersten Jahrhundert nach Chr., bei den Römern auch Gewächs- und Treibhäuser gab. In einem Epigramm spricht er von einem Treibhaus, in welchem Reben mit purpurnen Trauben mit durchsichtigem Krystall überdeckt sind, so daß hier der unfruchtbare Winter reichen Herbst tragen müsse, in einem andern von einem Obstgarten mit asiatischen Früchten, von welchem die winterlichen Winde abgehalten werden und wo die Sonne Einlaß findet durch mit Scheiben besetzte Fenster.

Zum Schlusse setzen wir noch zwei Gedichte des Martial her, von denen das eine (3, 47), an einen Faustinus gerichtet, den Bassus wegen seines in der Nähe der Stadt gelegenen sterilen Landgutes verspottet. Es heißt nach der Uebersetzung von Ramler:

„Durch das capenische Thor, die Wasserpforte,
Fuhr in reichlich beladner Kutsche Bassus,
Führte mit sich des Landes ganzen Segen.
Stauden sah man des schönsten Blumenkohles,
Knoblauch, Schnittlauch, gefüllte Lattichköpfe,
Braune Beete, den trocknen Därmen heilsam;
Sah zusammengereihte fette Drosseln,
Einen Hasen, gerahmt vom Zahn des Windspiels,

Ein noch nicht in die Mast gegebnes Milchschwein.
Auch der Läufer, nicht müßig vor dem Wagen,
Trug in schützendes Heu gepackte Eier.
Ging der Weg denn nach Rom? — Ach nein! aufs Landgut."

In dem andern Gedichte (3, 58) beschreibt er demselben Bassus das gesegnete und gut bewirthschaftete Landgut jenes Faustinus:

„Faustins bajanisch Landgut, Bassus, prangt nicht
Mit müßigen verschraubten Myrtengängen,
Mit unvermähltem Platanus*), geschornem Buxus,
Enthält nicht undankbare Morgen Landes:
Natürlich ist sein Landgut bauernmäßig.
Hier ist kein Winkel, den nicht Ceres anfüllt,
Hier duftet aus den Eimern alter Bacchus.
Der gelbe Winzer bringt ihm späte Trauben,
Gereift am Stock, wenn schon der Winter einbricht.
Im tiefen Thale brüllen trotz'ge Stiere,
Das Kalb mit unbewehrter Stirn sucht Gegner.
Hier schwärmen aller Arten Hausgeflügel,
Die lauten Gänse, die beaugten Pfauen,
Der purpurfarbne zahme Flammenreiher,
Das bunte Rebhuhn, die beperlten Hühner
Numidiens, die kolchischen Fasanen,
Der stolze Hahn, umringt von Rhodos' Hennen.
Die Tauben ziehn laut klatschend aus dem Thurme,
Feldtäuber girren dort, hier Turteltäuber.
Das Mastschwein folgt, wohin die Bäurin locket,
Das Milchlamm sucht der Mutter vollen Euter
Den heitren Herd umzingeln braune Knechte,
Hochaufgethürmtes Holz erhellt den Festschmaus.
Der Schenkwirth**) dunstet hier nicht auf vor Faulheit,
Der glatte Palästrit verliert kein Oel hier;
Er legt naschhaften Drosseln schlaue Netze,
Zieht an der Schnur den räuberischen Hecht auf,
Trägt auf der Schulter ein bestricktes Reh heim.
Den Gartenbau besorgen muntre Mägde.

*) Platanus ohne daran gezogenen Weinstock.

**) Schenkwirthe (Sclaven) für die Reisenden wurden bei den Villen gehalten.

Die ungeschorne Jugend*) folgt dem Meier,
Auch ohne den Befehl des Pädagogen.
Verschnittne selbst arbeiten unverzärtelt.
Nicht leer begrüßt der Landmann seinen Gutsherrn:
Der bringt ihm weißen Honig, noch in Waben,
Und süßen Käse, jener aus dem Busche
Der Nachbarschaft schlafsüchtige Murmelthiere,
Ein bleckend Zicklein dieser, der Kapaunen.
Die großen Töchter wackrer Wirthe tragen
In Weidenkörben frisch gelegte Eier.
Man ladet nach der Arbeit frohe Nachbarn
Und spart nicht auf bis morgen, was der Tisch trug;
Ein Jeder speiset hier, der satte Diener
Kann ohne Neid dem Gast die Becher füllen. —
Du aber prangst, unweit der Stadt, mit Hunger,
Siehst von dem hohen Thurme nichts als Lorbeern,
Vor Dieben sicher, die Priap**) nicht fürchtet,
Bezahlst den Winzer mit gekauftem Stadtkorn,
Bringst, geht's aufs Land, zur aufgeputzten Villa
Kohl, Eier, Hühner, Käse, Most und Aepfel.
Ist dies ein Landgut? — Nein, ein Haus der Vorstadt.

Die Verschüttung von Pompeji.

In Campanien lag am südlichen Fuße des Berges Vesuv auf einer niedern Anhöhe in dem weiten Thale des Sarnus (Sarno) die Stadt Pompeji, etwa ½ Stunde von dem Meere, dem Busen von Cumä (von Neapel) entfernt, eine oscisch-samnitische Gründung, die aber mit der Zeit griechische Elemente in sich aufnahm und zuletzt völlig römisch geworden war. Die Stadt war nicht groß — ihre größte Länge betrug 3300 Fuß, ihre größte Breite 2300 Fuß — aber sie war wohlhabend und voll frischen Lebens. Obgleich sie nicht unmittelbar an dem

*) Die jungen, feineren Sclaven durften sich das Haar wachsen lassen, die andern wurden geschoren.

**) In den Gärten stand das Bild des Priapus, des Hüters der Gärten.

Meere lag, so war sie doch die Hafenstadt für Nola, Nuceria, Acerra und andere Städte des Hinterlandes. Der Sarnus diente als Wasserstraße. Und außerdem war die ganze Umgebung des Vesuv von außerordentlicher Fruchtbarkeit, sie war reich an Getreide, an Oel und Wein — Gaben, die die zahlreich sich herandrängenden Umwohner, ohne es zu wissen, dem Vesuvius selbst zu verdanken hatten. In unvordenklicher Zeit hatten die Ausbrüche seines unterirdischen Feuers das Land umher mit vulkanischen Massen überstreut, die sich im Laufe der Zeit in den fruchtbarsten Humus umgewandelt hatten. Davon wußten die Bewohner nichts; sie erfreuten sich an dem großartigen und doch anmuthigen schönen Bergkegel, der bis zu seinem Gipfel urbares Feld, Weinberge und Oelgärten trug und eine Zierde der Landschaft war, ohne Ahnung dessen, was er tückisch in seinem Innern barg. Höchstens kam ein forschender, nachdenkender Mann durch die Beschaffenheit seines Gipfels auf den Gedanken, daß dieser Berg ein ausgebrannter Vulkan sein möchte; aber eine Erneuerung früherer Schrecken fürchtete Niemand. So sagt Strabo, ein Zeitgenosse des Augustus: „Ueber diesen Orten (Pompeji u. a.) erhebt sich der Berg Vesuvius, bis an seinen Gipfel von herrlich angebauten Feldern umgeben. Der Gipfel aber ist größtentheils flach und ganz unfruchtbar, dem Ansehn nach aschig, und man sieht daselbst Höhlungen in den porösen Steinen von rußiger Farbe, als wären sie von Feuer zerfressen, so daß man schließen möchte, der ganze Ort habe einmal gebrannt und enthalte Feuerkrater, sei aber erloschen, nachdem ihm der Stoff ausgegangen. Vielleicht ist dies gerade der Grund der ihn umgebenden Fruchtbarkeit, wie man sagt, daß bei Katana die Gegend so vorzüglichen Wein hervorbringe, seitdem ein Theil derselben mit der vom Aetna ausgeworfenen Asche bedeckt ist."

Die Einwohner Pompejis genossen ihr Glück in behaglicher Ruhe bis in die Kaiserzeit, und mancher reiche Römer, der dem Treiben der Hauptstadt sich entziehen wollte, verlebte seine Tage in diesem anmuthigen Thale in stiller Zurückgezogenheit. Zum

erstenmal schreckte der nahe Berg, doch ohne daß man ihn für den Urheber hielt, die Bevölkerung am 5. Februar des Jahres 63 n. Chr. durch ein furchtbares Erdbeben, das in den benachbarten Städten große Verheerungen anrichtete, ganz besonders aber in Pompeji wüthete und zahlreiche Gebäude niederwarf oder beschädigte. Dadurch ging manches Monument der älteren Zeit zu Grunde, und bei dem Wiederaufbau der Stadt wurde ein neuer Styl, wie er der neronischen Zeit eigenthümlich war, der vorherrschende. Schon war die Stadt mit geringen Ausnahmen wieder hergestellt, wieder blühten Handel und mannigfaltige Gewerbe, und die Bewohner lebten in behaglichem Luxus dahin, da — es war am 24. August 79 n. Chr. — brach auf einmal, während die Masse des Volkes in dem Amphitheater zu heitrer Lust, zur Schau von Kampfspielen versammelt war, eine erschreckliche Katastrophe über die Stadt herein; der Vesuv öffnete unter gewaltigem langandauernden Erdbeben seine so viele Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende verschlossenen Feuerschlünde und überdeckte das zum Theil zusammenstürzende Pompeji mit einer hohen Decke seiner ausgeworfenen Feuerproducte, daß es vom Erdboden verschwand. Das benachbarte Herculaneum oder Herculanum, eine noch größere Stadt, wurde von einem Lavastrom überfluthet, und auch die Reste von Stabiä, das in dem sullanischen Bürgerkrieg zerstört worden war, wurden gänzlich verschüttet.

Wir haben ausführlichere Beschreibungen dieses ersten historischen Ausbruchs des Vesuv von dem damals lebenden jüngeren Plinius und von dem Historiker Cassius Dio, der um 200 n. Chr. schrieb, aber die besten Quellen früherer Zeit benutzt hat. Der jüngere Plinius befand sich während des Ausbruchs als junger Mensch von siebzehn Jahren bei seinem Oheim und Adoptivvater, dem als Schriftsteller bekannten älteren Plinius, zu Misenum, das in der Nähe des Vesuv an der nördlichen Spitze des Golfs von Neapel lag, und hat die Katastrophe persönlich mit durchgemacht. Sein Oheim war nämlich Oberbefehlshaber der im Hafen von Misenum stationirten Flotte. Er fand in der furcht-

baren Revolution der Elemente den Untergang, und deshalb wandte sich später der Geschichtschreiber Tacitus an den Neffen, mit der Bitte, er möge ihm das Detail über seines Oheims Tod mittheilen, damit er in seinem Geschichtswerk ihn der Wahrheit gemäß darstellen könne. Plinius kommt dem Verlangen des Tacitus nach in dem Briefe 6, 16 und beschreibt dann auf desselben Wunsch in Brief 6, 20 auch seine eigenen Erlebnisse von damals. Wir theilen hier den Inhalt beider Briefe der Hauptsache nach mit.

„Am 24. August," heißt es in dem ersten Briefe, „ungefähr um die siebente Stunde des Tages (1 Uhr Nachmittags) meldete meine Mutter dem mit Studien beschäftigten Oheim, es zeige sich eine Wolke von ungewöhnlicher Größe und Aussehen. Der Oheim erhob sich, forderte seine Sohlen und stieg auf eine Anhöhe, von der man die Wundererscheinung genauer übersehen konnte. Man sah die Wolke, aber aus der Ferne war es nicht möglich zu erkennen, von welchem Berge sie aufsteige; später fand es sich, daß sie vom Vesuv komme. Ich kann keine genauere Beschreibung ihrer Gestalt geben, als indem ich sie mit der eines Pinienbaumes vergleiche; denn sie schoß wie mit einem sehr hohen Stamme in die Höhe und breitete dann gleichsam ihre Zweige aus. Ich glaube, die Wolke wurde durch einen plötzlichen Windstoß emporgetrieben, der nach oben hin abnahm, oder das Gewicht der Wolke selbst drückte sie wieder abwärts, so daß sie sich in der angegebenen Weise ausbreitete. Bald war sie hell und weiß, bald dunkel und gefleckt, je nachdem sie mit Erde oder mit Asche erfüllt war. Der Oheim, ein wißbegieriger Mann, beschloß die Sache genauer zu untersuchen und gab den Befehl, ein leichtes liburnisches Schiff zur Fahrt zurecht zu machen. Mir gab er die Erlaubniß, ihn zu begleiten, aber ich antwortete, ich wolle studiren. Als er eben hinausging, empfing er einen Brief von Rectina, einer vornehmen Dame, die, durch die drohende Gefahr erschreckt, ihn um Hülfe bat, da ihre Villa nahe unter dem Vesuv lag und nur zu Schiffe verlassen werden konnte. Plinius ließ jetzt einen Vierruderer in die See ziehen und bestieg denselben,

um nicht blos der Rectina, sondern auch noch vielen andern Freunden Rettung zu bringen. Denn an dieser anmuthigen Küste wohnten viele vornehme Leute. Er steuerte gerades Wegs in die Gefahr hinein, so furchtlos, daß er alle Wechsel und Veränderungen des Phänomens dictirte und abzeichnete. In die Schiffe regnete es Asche, immer heißer und dichter, je näher sie herankamen, und nun fielen auch Bimssteinstücke und schwarze, angebrannte und vom Feuer zersprengte Steine; die See sprang plötzlich vom Ufer zurück, mächtige Felsblöcke rollten vom Vesuv herab, so daß man sich dem Lande nicht nähern konnte. Plinius hielt ein wenig an und überlegte, ob er umbiegen sollte; bald jedoch rief er dem zum Rückzug mahnenden Steuermann zu: „Die Muthigen unterstützt das Geschick, fahre zu dem Pomponianus!" Dieser wohnte zu Stabiä und hatte schon sein Gepäck in Schiffe gebracht, um zu fliehen, sobald der entgegenstürmende Wind sich gelegt hätte. Plinius tröstete und ermuthigte den Geängsteten. Unterdessen flammte der Ausbruch des Vesuv an verschiedenen Orten mit vermehrter Heftigkeit empor, und die eingetretene nachtgleiche Finsterniß trug dazu bei, alle Schrecken sichtbar zu machen und zu erhöhen. Plinius ging in der Villa des Pomponianus für eine Zeitlang zur Ruhe und versank in einen tiefen Schlaf. Als aber die Area, der freie unbedachte Raum vor der Schlafstätte, schon so hoch mit Asche und Bimsstein bedeckt war, daß er bei längerem Verweilen in dem Gemache nicht mehr hätte herauskommen können, weckte man ihn, und er kam zu den Andern zurück, welche unterdessen gewacht hatten. Man berieth nun, ob man in dem Hause bleiben oder im Freien umherschweifen sollte; denn das Haus wankte durch die gewaltigen häufigen Erdstöße, daß es, wie aus dem Grunde herausgerissen, hin und hergeschoben zu werden schien, dagegen fürchtete man aber auch unter freiem Himmel den Regen der Bimssteinstücke, wenn sie auch leicht und porös waren. Doch sie entschieden sich für das letztere, für das Auswandern. Zum Schutze gegen die niederfallenden Steine banden sie sich mit

leinenen Tüchern Kopfkissen auf das Haupt und machten sich auf den Weg. Anderwärts war es schon Tag, aber hier war die allerdichteste finsterste Nacht, die jedoch durch häufiges Wetterleuchten unterbrochen ward. Man wollte zum Meeresufer hinausgehen, um aus nächster Nähe zu sehen, ob man sich jetzt einschiffen könne. Aber die See war noch schrecklich und gestattete die Fahrt nicht. Plinius legte sich auf das abgeworfene Leintuch nieder, forderte wiederholentlich kaltes Wasser und trank. Dann blitzten Flammen, und vor den Flammen ging ein erstickender Schwefelgeruch einher, so daß die Andern sich zur Flucht wandten und Plinius aufschrak. Auf zwei Sclaven gestützt, erhob sich der dicke, schwere Mann, aber er fiel sogleich wieder zusammen — er war erstickt. Als es Tag ward — es war der dritte seit dem, den er zuletzt gesehen — fand man seinen Körper unverletzt und in den Kleidern, die er angehabt hatte; er sah mehr einem Schlafenden als einem Todten ähnlich."

In dem zweiten Briefe erzählt der jüngere Plinius, er selbst sei bei der Abfahrt seines Oheims zu Misenum zurückgeblieben und habe weiter stüdirt, dann gebadet, gespeist und sich zu einem kurzen und unruhigen Schlafe niedergelegt. „Schon mehrere Tage vor dem Ausbruch hatten Erdstöße stattgefunden; aber man beachtete sie wenig, da man dergleichen in Campanien gewöhnt ist. In jener Nacht aber nach dem Ausbruche wurden sie so stark, daß man glauben mußte, Alles umher werde nicht blos erschüttert, sondern um und um gekehrt. Meine Mutter stürzte in mein Schlafgemach, und ich erhob mich. Wir setzten uns in der Area des Hauses nieder, in der Nähe des Meeres, und ich ließ mir den T. Livius bringen und las in Ruhe und machte mir auch Excerpte. Siehe, da kam ein Freund meines Oheims, der neulich aus Spanien zu ihm gekommen war, und wie er mich und meine Mutter so dasitzen sah, machte er uns wegen unserer Sorglosigkeit Vorwürfe; aber ich las mit Eifer und ruhig weiter. (!) Es war bereits die erste Stunde des Tages, aber das Licht war äußerst matt und unbestimmt; die Gebäulichkeiten um uns her zitterten und schwankten, und wir mußten,

wenn wir auch auf einem freien Platze saßen, doch wegen der Nähe der Gebäude befürchten, zerschmettert zu werden. Wir beschlossen also jetzt endlich, die Stadt zu verlassen. Es folgte uns in langem Zuge hastig und drängend eine erschreckte und verwirrte Menge. Als wir vor der Stadt waren, blieben wir stehen und sahen da viele wunderbare und viele schreckhafte Dinge. Die Wagen z. B., in denen wir die Stadt verließen, wurden auf ganz ebener Straße von den Erdstößen vorwärts und rückwärts geworfen und konnten nicht einmal durch Unterschiebung von Steinen still gestellt werden. Das Meer schien sich in sich selbst zurückzuziehen und durch die Erdstöße vom Lande weggestoßen zu werden; an dem vom Meer verlassenen Ufer lagen viele Seethiere auf trockenem Sand. Auf der andern Seite, von dem Lande her, kam eine schwarze schreckliche Wolke, aus welcher lange Flammen zuckend hervorbrachen; sie waren wie Blitze, aber größer. Da sprach jener Freund aus Spanien hastiger und dringender zu meiner Mutter und mir: „Wenn dein Bruder, wenn dein Oheim lebt, so wünscht er auch euch am Leben; wenn er umkam, so war sein Wunsch, daß ihr ihn überlebet; was zögert ihr also zu fliehen?" Wir antworteten, wir würden nicht für unsere Rettung sorgen, so lange wir über seine Rettung im Ungewissen seien. Da stürzte er allein davon und entzog sich in schnellstem Laufe der Gefahr. Und es dauerte nicht lange, so senkte sich jene Wolke auf die Erde und bedeckte das ganze Meer; sie verhüllte uns Caprä und das Vorgebirg Misenum. Da bat meine Mutter und drang heftig in mich, ich sollte fliehen und, wie auch immer, mich retten, als Jüngling vermöchte ich das; sie, die alte schwache Frau, werde zufrieden sterben, wenn sie mir nicht die Ursache des Todes gewesen. Ich antwortete, ich würde mich nur retten mit ihr zusammen. Darauf ergriff ich ihre Hand und zwang sie zu eilen; sie that es ungern und mühsam und machte sich Vorwürfe, daß sie mich aufhielte. Jetzt fiel Asche auf uns nieder, doch noch spärlich; ich schaute mich um, da bedrohte uns im Rücken dichte Finsterniß, die wie ein Strom

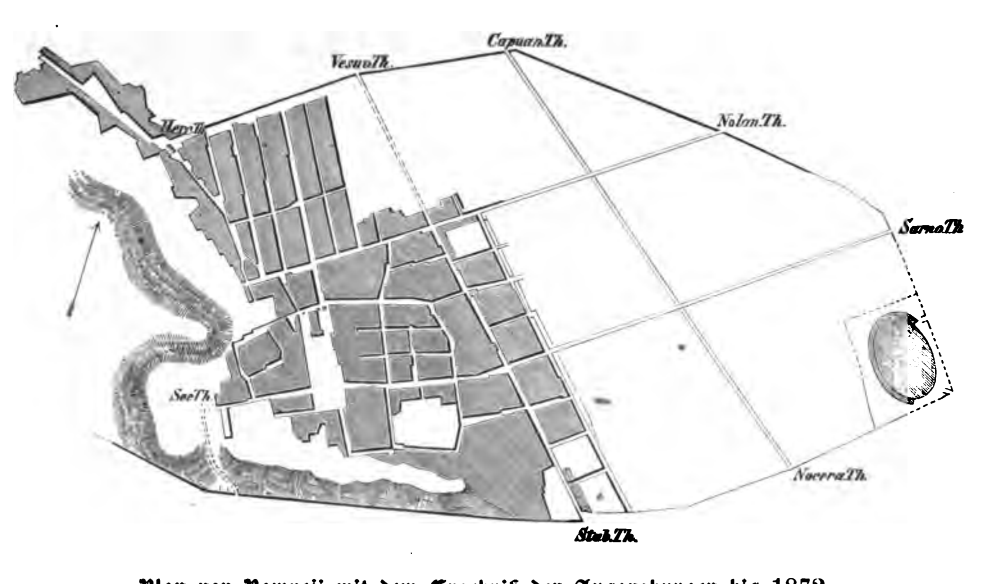
über die Erde hin uns nachrollte. „Laß uns auf die Seite biegen," sagte ich zu meiner Mutter, „so lange wir noch sehen, damit wir nicht, auf der Straße liegend, von dem Gewühle der uns Folgenden in der Dunkelheit zertreten werden." Kaum hatten wir uns niedergesetzt, so umgab uns eine Finsterniß, die nicht mit einer mondlosen Wolkennacht im Freien, sondern nur mit der in einem verschlossenen Zimmer ohne Licht verglichen werden kann. Man hörte nichts als das Geheul von Weibern, das Geschrei von Kindern und die Rufe von Männern; die Einen riefen nach ihren Eltern, die Andern nach den Kindern, Andere nach ihren Weibern; der bejammerte sein eigenes Unglück, jener das der Seinen; Manche wünschten sich den Tod aus Furcht vor dem Tode. Viele erhoben ihre Hände zu den Göttern, die Meisten riefen, es gebe keine Götter mehr, das sei für die Welt die ewige, letzte Nacht. Nicht Wenige vermehrten noch die wirkliche Gefahr durch erdichtete und erlogne Schrecken, sie sagten, ein Theil von Misenum sei zusammengestürzt, ein andrer stehe in Brand. Das war nicht wahr; aber man glaubte es. Jetzt wurde es ein wenig hell; aber wir hielten das nicht für den Tag, sondern für ein Zeichen herannahenden Feuers. Aber das Feuer blieb uns fern, und es ward wiederum Nacht, und wiederum fiel eine Masse schwerer Asche. Wir standen öfter auf und schüttelten sie ab, sonst wären wir davon begraben und erdrückt worden. Endlich lichtete sich jene Finsterniß und zerfloß gleichsam zu Rauch und Wolken. Bald kam der wirkliche Tag, auch erschien die Sonne wieder am Himmel, aber nur sehr blaß, wie wenn eine Sonnenfinsterniß beginnt. Jeder Gegenstand, der unsern furchtsamen Blicken sich darbot, war verödet und mit tiefer Asche wie mit Schnee bedeckt. Wir gingen nach Misenum zurück und brachten dort eine unheimliche Nacht zu, schwankend zwischen Hoffnung und Furcht, zumal da das Erdbeben noch immer fortdauerte; doch konnten wir uns nicht zur Abreise entschließen, ehe wir eine Nachricht von dem Geschicke des Oheims hatten."

Der Bericht des Cassius Dio (66, 21 f.) ist allgemeiner gehalten, ohne Bezug auf einzelne Persönlichkeiten, und lautet

„Dies ist Vesuvius, einst mit Rebenlauben umpflanzet,
Dessen Kelter vom Saft edeler Trauben geschäumt.
Dies sind die Hügel, die Bacchus mehr als die nysäischen liebte;
Hier hat der Faunen Chor festliche Tänze getanzt.
Dies war der Venus Sitz, ihr angenehmer als Sparta,
Ihn hat herlicher noch Hercules*) Name gemacht.
Nun liegt alles von Flammen verheert und in Asche begraben.
Daß ihr so vieles vermocht, Götter, bedauert ihr selbst."

Die verschütteten Städte lagen mehr als 1½ Jahrtausende unter ihren Decken begraben, ein kostbarer Schatz, welchen zu heben und zu reichster Belehrung auszubeuten unserer Zeit von einem gütigen Geschicke vorbehalten war. Zuerst fand man im vorigen Jahrhundert Herculaneum, über welchem eine 68—100 Fuß tiefe Lavadecke liegt und der Ort Portici und ein Theil von Resina erbaut worden sind. Als nämlich der Prinz Emanuel von Elbeuf aus Lothringen im Jahre 1720 zu Portici eine Villa zu bauen begann, traf man beim Graben eines Brunnens auf die Scene des Theaters von Herculaneum; geregelte Ausgrabungen erfolgten jedoch erst mit dem Jahre 1738 unter der Herrschaft Karls von Bourbon. Im Ganzen aber sind die Ausgrabungen in Herculaneum eine Art von rohem Raubbau gewesen, welcher auf die Auffindung von Kunstschätzen ausging. Da eine zu Stein verhärtete, sehr tiefe Decke auf der Stadt ruht und sie auch wegen der Orte Portici und Resina, die darauf stehen, nicht bloß gelegt werden kann, so drang man nach Art der Bergleute in unterirdischen Gängen nach den einzelnen Räumen vor, und war ein Haus durchsucht und ausgeräumt, so füllte man es hernach wieder mit dem Schutt eines andern, welches eben ausgegraben wurde. Nur ein sehr kleiner Theil konnte aufgedeckt werden. So bekommt man zu Herculaneum keine rechte Uebersicht über die Stadt und auch keine rechte Einsicht in die einzelnen Bauten. Ganz anders verhält es sich mit Pompeji, das mit einer verhältnißmäßig nicht tiefen Erdschichte bedeckt ist und ohne große Schwierigkeit bloß gelegt werden kann.

*) Venus und Hercules hatten Tempel am Vesuv.



Plan von Pompeji mit dem Ergebniß der Ausgrabungen bis 1872.

Die Decke, die auf Pompeji liegt und nun bereits von ungefähr einem Drittheil der Stadt weggeräumt worden ist, hat*) im Ganzen eine Tiefe von 21—25 Fuß und besteht zu $^5/_6$ aus sogenannten Rapilli, d. h. unregelmäßigen, aber abgeschliffenen Bimssteinbröckchen von der Größe einer Erbse bis zu 2 auch 3 Zoll Durchmesser. Die lockere und durch das durchsickernde Wasser feuchte Masse von Rapilli liegt zunächst auf dem Pflaster der Straßen und den Fußböden der Zimmer, und über sie hin zieht sich eine im Mittel 2 Fuß dicke fest zusammengeklebte und mit reichlichem Puzzolanstaube gemischte Aschenschicht, welche augenscheinlich mit gewaltigen Wassermassen zusammenfiel und im breiartig flüssigen Zustande ausgebreitet und in die obere Rapillischicht eingesickert ist. Nach außen zu ist die Asche nach und nach in fruchtbaren Boden übergegangen, und seine dünne Humusschicht ist mit flachwurzelnden Pappeln und Maulbeerbäumen sowie mit Korn- und Lupinfeldern bestellt. Die Art der Verschüttung, zusammengehalten mit den Notizen des Plinius, läßt uns nicht zweifeln, daß die Katastrophe über Pompeji nicht mit solcher Heftigkeit ausgebrochen sei, daß es den Bewohnern nicht möglich gewesen wäre, das nackte Leben zu retten, wenn sie es hierauf angelegt und dazu die rechten Mittel ergriffen hätten. So scheinen aus dem gefüllten Amphitheater die Meisten, vielleicht auch Alle entkommen zu sein; die wenigen Gerippe, welche man daselbst gefunden hat, können vor der Katastrophe getödteten Gladiatoren gehören. Die meisten Bewohner Pompejis sind durch Ausweis der Fundorte ihrer Gerippe und sonstiger Umstände dadurch umgekommen, daß sie sich Schutz suchend in das Innere ihrer Gebäude, nicht selten in die Keller geflüchtet haben, aus denen sie dann wegen der herabgefallenen Massen nicht wieder herauskommen konnten. Andere haben von ihren Habseligkeiten, zum Theil, wie das zu gehen pflegt, Schnurrpfeifereien zu retten

*) Wir liefern hier einen Auszug aus der Beschreibung von Overbeck.

versucht und fanden dann, zu spät fliehend und durch die lockeren Rapillimassen in der Flucht gehemmt, den Tod.

Ueber das Schicksal der überlebenden Bevölkerung der verschütteten Stadt sind wir nicht genau unterrichtet. Sichere Spuren an mehr als einem Orte weisen darauf hin, daß, vielleicht bald nach der Verschüttung beginnend und wer kann sagen wie lange fortgesetzt, nicht unbeträchtliche Nachgrabungen gemacht worden sind, um dem Grabe der Stadt an Schätzen und an kostbaren Werkstücken zu entziehen, was etwa noch zu erlangen war, und die verhältnißmäßig immerhin geringe Zahl nicht allein von Werken der Sculptur, sondern auch von Kostbarkeiten, sowie das wenige Geld, welches in Pompeji gefunden ist, zeigt, daß die Ausbeute dieser früheren Grabungen nicht gering war. Nach und nach aber ist die Existenz der verschütteten Stadt in gänzliche Vergessenheit gerathen, welche dauerte bis zum Jahre 1748, wo unter Karl von Bourbon Bauern bei der Bearbeitung eines Weinberges auf etwas Gemäuer und weitergrabend auf eine Anzahl werthvoller Gegenstände stießen, welche die durch die Auffindung des herculanischen Theaters erregte Aufmerksamkeit auf diese Entdeckung wendete. Die Ausgrabungen wurden aber bis gegen unsere Zeit mit geringen Ausnahmen nur langsam, nachlässig und meist ungeschickt betrieben und erlitten auch öfter Unterbrechungen. In der neuesten Zeit jedoch wird mit Eifer, Besonnenheit und Geschick gegraben unter der Leitung des ausgezeichneten Gelehrten Fiorelli, der namentlich bemüht ist, bei der Bloßlegung der Stadt die Gebäulichkeiten, deren Obergeschosse allerdings meistens zerstört sind, möglichst zu erhalten und herzustellen, wodurch unsere Kenntniß des alten Häuserbaus wesentlich gefördert wird. Die vielen sonstigen Gegenstände der mannigfaltigsten Art aber, die im Laufe der Zeit in Pompeji aufgefunden worden sind, liefern uns zusammengehalten mit den Bauresten der Stadt, mehr als irgend ein andrer Fleck der Erde eine klare lebendige Anschauung des antiken Lebens und über die verschiedensten Richtungen desselben belehrenden Aufschluß.

Zweites Buch.

Römische Gottesdienste und Priesterthümer.

Der gesammte Gottesdienst in Rom zerfiel in Privatcult und Staatsgottesdienst (Sacra privata und S. publica). Der Privatcult war entweder die Gottesverehrung eines Einzelnen oder einer Familie oder einer Gens (Sacra singulorum, familiarum, gentium). Zu der ersten Art, den Sacra singulorum, gehörten alle die religiösen Handlungen, die sich auf besondere Ereignisse einzelner Menschen oder auch der Familie bezogen, z. B. Todten- und Hochzeitsfeier, die religiöse Feier des Geburtstags. Dieser wurde nämlich nicht blos durch Bekränzung des Hauses, durch ein freudiges Mahl mit den Freunden, sondern auch durch Rauchopfer und Spende gefeiert, die man unter Gebet seinem Genius, dem Schutzgeiste seines Lebens, darbrachte.

Der Gottesdienst der Familie drehte sich ganz besonders um den Cult der Laren und der ihnen verwandten Penaten. Beide sind die wohlwollenden Schutzgeister und Schutzgötter des Hauses — die Penaten eigentlich die Schützer des Penus, der im Innern des Hauses neben dem Atrium befindlichen Vorrathskammer, eines heilig gehaltenen Raumes, aus dem nur reine und keusche Hände die Vorräthe holen durften, die Laren dagegen die verklärten, seligen Geister der Vorfahren der Familie. Beide walteten über dem Segen des Hauses und nahmen Antheil an allen Geschicken der Familie. Der Ort ihrer Verehrung war der Herd mit seiner immerwährenden Flamme, auf welchem die von dem Penus gelieferten Vorräthe bereitet wurden, an dem als dem Mittelpunkte des Hauses die Familie gewöhnlich versammelt war.

Dort standen ihre alterthümlichen Bilder, einfach aus Holz geschnitzt, in den späteren Zeiten des Luxus aus Marmor, aus Silber oder sonstigem Metall. Die Familie verehrte sie in größter Gewissenhaftigkeit mit einfachen Gaben, Opferkuchen, Trauben und Aehrenkränzen und sonstigen Früchten. Bei den verschiedensten Gelegenheiten wurden die Larenbilder mit großen schweren Kränzen geschmückt, bei jeder Mahlzeit erhielten sie ihren Antheil als Opfer; wenn die erste Schüssel abgegessen war, setzte man ihnen unter andachtsvollem Schweigen in kleinen Schüsselchen (patellae) die Speisen auf den Herd und spendete in die Flamme, bis nach dem Rufe: Dii propitii! die Mahlzeit fortgesetzt ward. Ebenso erhielten auch die Penaten nach altem Herkommen ihren Antheil an dem Mahle; namentlich stellte man Salz und einige Speisen vor ihre Bilder hin, weshalb auch in den Zeiten der größten Einfachheit jedes Haus wenigstens ein Salzfaß und eine kleine Speiseschüssel von Silber besitzen mußte. Auch ließen Manche ihnen nach jedem Mahle einige Speisen auf dem Tische liegen und die Lampe dabei brennen.

Den regelmäßigen Dienst der Laren besorgten die Sclaven, die auch den Herrn des Hauses bei seinen Lebzeiten zu bedienen hatten, und namentlich die Hausfrau als die Schaffnerin des Herdes. Nach Catos Vorschrift sollte sie vor allen Dingen den Herd rein halten und täglich, ehe sie zu Bette ging, abkehren. An den Kalenden, d. h. dem ersten Tage jeden Monats, sowie an den Nonen und Iden, Tagen, die einen bestimmten Abschnitt des Monats bezeichnen, sollte sie einen Kranz auf den Herd legen, spenden und beten. Die Oberaufsicht über den gesammten Hausdienst aber hatte der Herr des Hauses, der Pater familias, der auch zuweilen den Penaten ein größeres Opfer für das ganze Haus darbrachte. Das Hauptfest der Penaten feierte man in der Mitte des Winters, wo die Familie zurückgezogen in stiller Häuslichkeit um den Herd versammelt ist und die von den Penaten geschenkten Vorräthe verbraucht; die Laren aber hatten ihr höchstes, in allen Familien zugleich gefeiertes Fest wahrscheinlich

am 1. Mai. Der gemüthvolle Cult der Hausgötter hat sich erhalten bis in die letzten Zeiten des Heidenthums.

Auch die einzelnen Gentes oder Geschlechter hatten ihren gemeinsamen Privatcultus. Jede Gens hatte ihren Schutzgott, dessen Verehrung an eine Kapelle (Sacellum) geknüpft war. Die das Geschlecht bildenden Familien bestellten jährlich aus ihrer Mitte einen Flamen, einen Opferpriester, der in dem Sacellum den Opferdienst besorgte, und versammelten sich bei dieser Gelegenheit zu einem gemeinsamen Opferschmaus. Oefter geschah es, daß der Privatcultus einer Gens von dem Staate unter die öffentlichen Culte aufgenommen wurde, wobei dann in der Regel der Gottesdienst dieser Gens verblieb, oder daß der Staat den öffentlichen Cult irgend einer Gottheit einer Gens übertrug. So besorgte die Gens Aurelia den öffentlichen Dienst des Sol, die Gens Julia den des Apollo. Der Gens Horatia wurden die Sühnopfer der Juno Sororia an dem sogenannten Schwesterbalken (sororium tigillum) übertragen (Liv. 1, 26); die Potitii und Pinarii hatten den Dienst des Hercules an der Ara maxima (Liv. 1, 7). Als aber im Jahre 310 v. Christus der Censor Appius Claudius die Besorgung dieses Cultus den Potitiern abnahm und an Staatssclaven übergehen ließ, da sollen, wie Livius erzählt (9, 29), von den zwölf damals lebenden Familien der Potitier, unter denen 23 Erwachsene waren, die sämmtlichen Mitglieder innerhalb eines Jahres mit ihren Kindern gestorben sein, so daß der Name Potitier erlosch, und Appius Caudius ward durch den Zorn der Götter nach einer Reihe von Jahren blind.

Wenn bei dem Uebergang eines Gentilcultus in einen Staatscult die Zahl der Gentilen nicht genügte, so vermehrte man dieselbe gewöhnlich noch durch Zuziehung andrer außer der Gens stehender Personen, so daß aus dem blosen Gentilverband eine sogenannte Sodalitas (Brüderschaft) oder ein Collegium (eine Genossenschaft) entstand, die nun den Gottesdienst versah. Solcher Genossen- und Brüderschaften, deren Zweck die gemein-

same Feier von Opfern und Festmahlzeiten an einem bestimmten Heiligthum war, gab es seit alter Zeit in Rom viele, private sowohl als öffentliche, und wenn eine solche auch nicht aus einem Gentilculte erwachsen war, so war sie doch ganz nach dem Muster der Gentilsacra organisirt. Die Mitglieder waren wie Verwandte zu innigster Befreundung unter einander verbunden, und Keiner durfte gegen seinen Sodalis in einer Criminalsache als Kläger oder als Richter auftreten oder Patronus des Anklägers werden. Gewöhnlich scheint ein solcher Verein aus 12 Personen bestanden und sich durch gemeinschaftliche Wahl neuer Mitglieder (Cooptation) ergänzt zu haben. Ihr religiöser Dienst unterscheidet sich von dem des gewöhnlichen Priesters dadurch, daß sie nur bei gewissen festlichen Veranlassungen als Corporation thätig sind und also für den laufenden Gottesdienst in dem Heiligthum ein besonderer Priester nöthig ist. So treten z. B. die Luperci, eine uralte Sodalitas, zum Dienste des Heerdengottes Lupercus oder Faunus, öffentlich nur am 15. Februar hervor. Sie versammelten sich an diesem Tage am Lupercal zu Opfer und Opferschmaus und verrichteten gewisse sinnbildliche, auf Sühnung und Befruchtung bezügliche Gebräuche. Bei dem Opfer, das in Ziegen oder Böcken bestand, führte man zwei Jünglinge herzu und berührte ihre Stirne mit dem blutigen Opfermesser; sogleich aber wurden die Blutflecken wieder mit Wolle, die in Milch getaucht war, abgewischt, worauf die Jünglinge laut auflachten. Nach dem Opferschmaus schnitten sich die Luperci aus den Fellen der geschlachteten Ziegen Riemen und liefen alsdann, nur mit einem aus denselben Fellen geschnittenen Schurz bekleidet, umher, um die ihnen Begegnenden zum Scherz mit den Riemen zu schlagen. Besonders gingen ihnen verheirathete Frauen entgegen, in dem Glauben, daß die Streiche sie reinigten und ihnen den Segen der Ehe herbeiführten. Dieses Fest des Lupercus bestand bis zum Jahre 494 n. Chr., in welchem der Tag desselben von dem Bischof Gelasius I. in das Fest Maria Reinigung umgewandelt ward. Auch die von Numa

eingesetzten zwölf palatinischen Salier, wie die Luperci immer aus den vornehmsten Familien erwählt, bildeten eine Sodalitas. Sie hielten vom 1. März an mehrere Tage dem Mars zu Ehren feierliche Umzüge durch die Stadt und führten an bestimmten Plätzen unter Absingung alterthümlicher Lieder einen Waffentanz auf, in dem sie mit einem ehernen Stab oder einer kleinen Lanze wider die heiligen, vom Himmel stammenden Schilde des Mars, die Ancilia, schlugen, welche an ihrem linken Arme hingen. Ihr halb kriegerisches, halb priesterliches Costüm bestand in einer bunten Tunika, über welche ein breiter eherner Gurt geschnallt war, einer darüber geworfenen Trabea mit purpurnem Saum und einer helmförmigen Priestermütze, an deren Spitze ein heiliger Zweig befestigt war. An der Seite trugen sie ein Schwert. — Ueber die Arvalbrüder, welche uns ein anschauliches Bild von den sacralen Handlungen der Sodalitates liefern, wollen wir später in einem besonderen Abschnitt handeln.

Die Gottesdienste der Sodales sowie viele religiöse Handlungen der andern Priester wurden für das Volk veranstaltet, ohne daß dasselbe sich dabei betheiligte oder daß seine Gegenwart nöthig gewesen wäre; es gab aber auch Feste, die von dem ganzen Volke in und außer dem Hause gefeiert wurden (Sacra popularia), und zwar so, daß es nach bestimmten Eintheilungen sich zu dem Gottesdienste versammelte. Ein derartiges Fest waren z. B. die Compitalia. Unter Compitum verstand man nämlich einen Ort in der Stadt oder auch auf dem Lande, wo mehrere Straßen oder Wege zusammentrafen, sowie das über einer solchen Wegscheide errichtete Gebäude mit Durchgängen und Capellen. An solchen Stellen der Stadt war immer viel Leben und Bewegung; denn sie bildeten den Mittelpunkt des Verkehrs für die gesammte Nachbarschaft. Sie waren auch der religiöse Mittelpunkt für das anstoßende Straßenquartier; in dem Sacellum eines jeden Compitums standen die beiden schützenden Laren des Stadtviertels (Lares compitales), denn wie jedes Haus, so hatte auch jedes Stadtviertel seine Laren. Ihnen

wurden jährlich nach den Saturnalien an den Compitis in allen Vierteln der Stadt an einem von dem Prätor Urbanus angesetzten Tage — denn das Fest war ein bewegliches, das nicht jedesmal auf denselben Tag fiel — unter Leitung der Viertelsmeister (Magistri vicorum) die Compitalia gefeiert mit einem gemeinschaftlichen Opfer, zu welchem jedes zu dem Viertel gehörige Haus einen Opferkuchen steuerte. Das Fest hatte durch seine Todten- und Sühnopfer auch seine düstere Seite; aber im Allgemeinen war es von heiterem Character, das Volk ergötzte sich an den Compitis durch mancherlei Spiele und Lustbarkeiten. Seit Augustus wurde an den Compitalien neben den zwei Laren auch noch der Genius des Kaisers verehrt.

Eine von dem ganzen Volke begangene Feier waren auch die großen Supplicationen, welche außerordentlicher Weise theils in schlimmen Zeiten wegen Unglück verkündender Prodigien, bei Kriegsnoth oder schweren Seuchen oder bei kriegerischen Unternehmungen als Sühn- und Bittfeste, theils nach glücklichen Siegen als Dankfeste oft viele Tage lang begangen wurden. Damit waren dann in der Regel seit 399 v. Chr. auch Lectisternien verbunden, welche darin bestanden, daß man einem oder mehreren Göttern wie zu einem heiligen Mahle Polster (pulvinaria) ausbreitete, auf diese ihre Bilder legte und darauf ihnen Speise vom Opfer oder von den Mahlzeiten mittheilte, welche gleichzeitig durch die ganze Stadt begangen wurden. Wenn auch die Supplicationen sowohl wie die Lectisternien in dem italischen Cult ihren ersten Ursprung mögen gehabt haben, so haben sie doch schon früh den Character griechischen Gottesdienstes angenommen. Gleich z. B. das erste Lectisternium vom Jahre 399 v. Chr. wurde in Folge eines Ausspruches der sibyllinischen Bücher abgehalten, welche, von den Griechen stammend, griechisches Wesen in der römischen Religion verbreiteten, und die Götter, denen das Lectisternium gebreitet wurde, waren zum Theil ursprünglich griechische Gottheiten, zum Theil wenigstens in griechischer Weise gedacht: Apollo, Latona und Diana, Hercules, Mercurius und

Neptun. Livius erzählt (5, 13) von jenem Jahr: „Da von einer unabwendbaren Seuche weder Ursache noch Ende zu sehen war, so mußten auf Befehl des Senats die sibyllinischen Bücher zu Rathe gezogen werden. Die mit der Aufbewahrung und Inspicirung der heiligen Bücher betrauten Zweiherrn (Duumviri) bewarben sich durch ein Lectisternium acht Tage lang um die Gnade der eben genannten Götter, welche auf drei für die damalige Zeit auf das prachtvollste gepolsterten Speisebetten gelegt wurden. Auch in Privathäusern beging man diese heilige Feier. Wie es heißt, nahm man in der ganzen Stadt bei offen stehenden Hausthüren, vor denen man Bedürfnisse aller Art zu Jedermanns Gebrauch öffentlich ausgelegt hatte, bekannte und unbekannte Fremde ohne Unterschied als Gäste auf; man ließ sich mit seinen Feinden gütig und freundlich ins Gespräch ein, vermied jeden Zank und Rechtsstreit, nahm auch den Gefangenen für diese Tage die Bande ab und machte sich nachher ein Gewissen daraus, diejenigen wieder zu fesseln, deren sich die Götter selbst angenommen hätten." Seit dieser Zeit kamen Lectisternien öfter vor; nach der Schlacht am trasimenischen See erhielten sechs Götterpaare, und zwar dieselben, welche das griechische Zwölfgöttersystem bildeten, auf sechs Polstern drei Tage lang hintereinander ein festliches Mahl. Bei den mit diesen Lectisternien gewöhnlich verbundenen Supplicationen zog das Volk ohne Unterschied, Männer, Frauen und Kinder, Bürger und Freigelassene, Städter und Landleute, bekränzt und mit Lorbeerzweigen in den Händen, an allen Stätten, wo Lectisternien gebracht wurden, umher, um Weihrauch und Wein, die der Staat lieferte, zu opfern und zu beten, während gleichzeitig von Staatswegen große Opfer dargebracht wurden. Bei dieser Gelegenheit waren alle Tempel außer denen, welche, wie der des Quirinus, überhaupt nicht zugänglich waren, zu Opfer und Gebet geöffnet; doch durfte nicht Jedermann jedes beliebige Heiligthum besuchen; denn an den patricischen Culten durfte sich der Plebejer nicht betheiligen, der Ara Maxima nahten keine Frauen, die Freigelassenen waren von

den meisten Opfern ausgeschlossen. Nur zu den Pulvinarien der Lectisternien war Jedem der Zugang frei.

Die Anordnung und Leitung der Lectisternien und der damit verbundenen Supplicationen stand der Priesterschaft zu, welche die sibyllinischen Bücher aufbewahrte und nöthigen Falles inspicirte. Nachdem Tarquinius Superbus die sibyllinischen Bücher als Orakelbücher für den römischen Staat erworben und in einem Gewölbe des Jupitertempels auf dem Capitol niedergelegt hatte, etzte er für den bezeichneten Zweck zwei patricische Männer ein, die oben in der livianischen Stelle genannten Duumviri; seit 367 v. Chr., wo Patricier und Plebejer in gleicher Zahl zugelassen wurden, bestand das Collegium aus zehn, seit Sulla aus fünfzehn Personen (Decemviri, Quindecimviri). Sie hatten die Bezeichnung Decemviri sacris faciundis, weil ihnen die Besorgung der Sacra, welche die sibyllinischen Bücher zu begehen befahlen, oblag. Diese Sacra waren meist griechischer Art, und da durch den großen Einfluß der sibyllinischen Bücher die griechischen Gottesdienste immer weiter um sich griffen und zu außerordentlicher Bedeutung gelangten, so wurde mit der Zeit das Collegium der Decemvirn eine der ersten priesterlichen Behörden, welche mit gleichem Range neben die Pontifices trat. Sie hatten die Oberaufsicht über alle Gottesdienste mit griechischem Ritus (Graeco ritu), während dem schon von Numa eingesetzten Collegium der Pontifices die Oberaufsicht über alle Gottesdienste von römischem Ritus, die privaten sowohl wie die öffentlichen, zukam.

Diese beiden Collegien waren die beaufsichtigenden Priesterthümer des römischen Staates, und ihnen stand mit gleicher Würde das zugleich mit den Pontifices gestiftete Collegium der Augures zur Seite, welche im Namen des Staates die Divination besorgten. Die Pontifices, Decemvirn und die Augures bildeten mit den Saliern und den Fetialen die sogenannten großen Collegien, d. h. die Priesterthümer des gesammten Staates, und behaupteten unter allen Priesterthümern den ersten Rang. Die Salier jedoch und die Fetialen verloren im Laufe der Zeit an Bedeutung, wogegen

die Epulones, die Speiseherrn (Anfangs Triumviri, dann Septemviri), welche bei Götterfesten seit 196 v. Chr. anstatt des Pontifex Maximus die feierlichen öffentlichen Mahlzeiten des Senats und auch des Volkes zu besorgen hatten, wegen der überhandnehmenden Sitte solcher Speisungen gegen die Kaiserzeit hin dermaßen an Bedeutung wuchsen, daß sie im Range den großen Collegien gleich geachtet wurden. Die übrigen öffentlichen Priesterthümer hatten die Besorgung des eigentlichen Gottesdienstes und waren theils Einzelpriester besonderer Gottheiten, Flamines (d. h. „Anzünder“ des Opfers), theils Sodalitates, immer aber waren sie an einen bestimmten Cultus gebunden und gehörten einer einzelnen Gottheit an.

Von allen Priestern verlangte man, daß sie fehlerlosen Leibes und von unbescholtenem Lebenswandel seien. Nach einem Gesetze des Romulus, d. h. also nach ältester Vorschrift, sollte ein Priester nicht unter 50 Jahre alt sein; doch ist man später davon abgegangen und wählte oft ganz junge Leute. Am längsten galt das alte Gesetz wohl bei dem Pontifex Maximus. Die öffentlichen Priester des Staates mußten vor der Lex Ogulnia (300 v. Chr.) von patricischer Abkunft sein, und auch als durch dieses Gesetz die Priesterthümer den Plebejern zugänglich wurden, blieben doch die großen Flamines, der Rex und die Salier immer patricisch. Vom Militärdienst sowie von außerordentlichen Staatslasten blieben die Priester in der Regel frei, obgleich ihnen dies Privilegium öfter bestritten wurde; politische und kriegerische Aemter durften sie Anfangs nicht bekleiden, in späterer Zeit jedoch finden sich hiervon häufige Ausnahmen. So war z. B. Julius Cäsar Pontifex Maximus und zugleich Prätor, dann Consul, Dictator. In der Regel konnte ein Priester nicht leicht abgesetzt werden. Der Character des Rex wenigstens und wohl auch der der Augurn und der Arvalbrüder war indelebilis, so daß sie auch in der Verbannung ihre Würde nicht verloren und selbst wegen eines Verbrechens nicht abgesetzt werden konnten. Bei den Flamines indeß war die Absetzung wegen eines Versehens im Amte möglich.

Wenn ein Priester gewählt und durch die Pontifices und Augurn inaugurirt war, gab er einen Antrittsschmaus, bei dem es sehr luxuriös herging; denn die Priesterschmäuse waren wegen ihrer Ueppigkeit und Verschwendung sprichwörtlich und verrufen. Wir haben noch bei Macrobius den Küchenzettel eines Schmauses, den der zum Flamen Martialis erwählte Lentulus Niger bei seinem Amtsantritt gab und der Pontifex Maximus Q. Metellus Pius, der Schwiegervater Pompejus des Großen, eingehend beschrieben hat. Das Haus war aufs festlichste geschmückt, und die Gäste lagen in drei Reihen auf Tischsophas mit elfenbeinernen Gestellen. Zwei Sophas nahmen die männlichen Gäste ein, welche außer dem Gastgeber und dem Erzähler aus neun Personen bestanden, unter denen drei Pontifices und der Rex Sacrificulus waren; auf dem dritten Triclinium lagen vier Vestalinnen und die Gemahlin und die Schwiegermutter des Gastgebers. Als Vorkost, zur Reizung der Eßlust, wurden gereicht: Seeigel, frische Austern, „soviel man essen wollte“, pelorische Gienmuscheln, Lazarusklappen, Weindrossel, Spargel mit einer Poularde oder fetten Henne, eine Schüssel mit zugerichteten Austern und Gienmuscheln untereinander, schwarze und weiße Meertulpen; dann noch einmal als zweiter Gang: Lazarusklappen, süße Gienmuscheln, Meernesseln, Feigenschnepfen, Coteletten von Reh- und Schweinswildpret, eine Hühnerpastete, noch einmal Feigenschnepfen, Stachel- und Purpurschnecken. Hierauf folgte die Hauptmahlzeit, bestehend aus folgenden Gerichten: Schweineeuter, ein wilder Schweinskopf, Fischpastete, Ragout aus Schweineeuter, gebratene Entenbrüste, wilde Enten fricasirt, Hasenbraten, gebratene Hühner, Crême aus Kraftmehl. Zum Ganzen genoß man picentische Zwiebacke, in Milch getaucht. — Von Nachkost, die gewöhnlich auf die Hauptmahlzeit folgte, ist nichts berichtet; doch mag sie auch nicht gefehlt haben.

Zur Unterstützung in ihren Berufsgeschäften hatten die Priester vom Staate eine Anzahl von Dienern, theils Freie, theils Staatssclaven. Sie waren ferner mit Grundbesitz vom Gemeindeland dotirt, namentlich die höheren Priesterschaften;

anderen wurden die Kosten ihres Gottesdienstes aus der Staatskasse gezahlt. Die meisten hatten eine Dienstwohnung. Für die höheren Priester waren besondere Auszeichnungen die Toga mit dem Purpurstreif (toga praetexta), die Sella curulis und Lictoren, ein Ehrensitz im Theater, bei den Spielen und im Senat, bei feierlichen Aufzügen (pompae) das Wagenrecht; ja sie konnten bei dieser Gelegenheit sogar bis auf das Capitol fahren, welches Andre wegen seiner Heiligkeit nur zu Fuß betreten durften. Die heilige Kleidung sämmtlicher Priester war weiß, und sie trugen den Apex, eine eigenthümliche wollene Mütze, an deren Spitze ein mit Wolle umwundener Oelzweig steckte. Der Pontifex Maximus und der Flamen Dialis hatten als Kopfbedeckung den Galerus, einen Hut, der aus dem zottigen Fell eines dem Jupiter geopferten Schafes gefertigt war.

Unter den Flamines waren drei von besonders hohem Rang, der des Jupiter, des Mars und des Quirinus (Fl. Dialis, Martialis, Quirinalis); sie hießen maiores im Gegensatz zu den minores, und waren nebst dem Rex und den Vestalinnen ganz speciell dem Pontifex Maximus untergeben.

Wir wollen von hier an nur noch speciell von den Pontifices und den ihnen zugetheilten höheren Flamines und den Vestalinnen sprechen. Der Name Pontifex wurde im Alterthum zumeist von pontem facere abgeleitet, so daß sie also „Brückenbauer" hießen, und zwar mit Beziehung auf den pons sublicius, die hölzerne Tiberbrücke, die, ganz von Holz und ohne Eisen gebaut, eine heilige Brücke war. Die Pontifices sollten sie erbaut und unterhalten haben, um gewisse heilige Opfer auf derselben zu vollziehen und damit ein Weg sei zu den Heiligthümern jenseits des Tiber. Die Aufsicht über die heilige Brücke gehörte nun allerdings in den Wirkungskreis der Pontifices, und sie verrichteten auch heilige Handlungen auf derselben; aber man ist denn doch in Verlegenheit, von dem Bau der Brücke einen Weg zu finden zu der späteren so hohen Würde und Bedeutung dieser Priesterschaft. Die Einsetzung der Pontifices schreibt man dem König Numa zu,

dem mythischen Begründer des römischen Sacralwesens. Er ernannte vier Pontifices, zwei aus den Ramnes und zwei aus den Tities oder Sabinern. Ob ein fünfter als Pontifex Maximus, als Vorsteher des Collegiums, in der Königszeit existirt habe, oder ob der König, welcher das geistliche wie das weltliche Haupt des Staates war und außer der Verrichtung mancher Opfer auch die Oberaufsicht über das gesammte Religionswesen hatte, diese Stelle versah, ist zweifelhaft, wie wir denn über die Geschichte der Pontifices vor der Republik sehr im Dunkeln sind. Das aber wissen wir gewiß, daß man nach der Vertreibung der Könige an die Stelle des Königs einen Opferkönig, Rex sacrificulus, für die früher von dem König verrichteten Opferhandlungen wählte und die ganze geistliche Verwaltung des Königs dem Pontifex Maximus übertrug. Seitdem also gab es sicher fünf Pontifices, die Anfangs noch sämmtlich dem patricischen Stande angehörten, durch die Lex Ogulnia aber vom Jahre 300 v. Chr. kamen noch vier plebejische Pontifices hinzu, und Sulla erhöhte die Zahl des Collegiums auf fünfzehn. Später haben die Kaiser, die das Amt des Pontifex Max. für sich übernahmen, das Collegium beliebig erweitert. Bei wichtigen Berathungen wurden zu dem Collegium noch der Rex und die drei höheren Flamines zugezogen. Bei dem Gutachten z. B. über das von Clodius niedergerissene Haus des Cicero, dessen Platz dieser gewaltthätige Tribun für ein Sacellum der Libertas hatte weihen lassen, im Jahre 57 v. Chr., waren in dem Collegium anwesend die fünfzehn Pontifices (sieben Patricier und acht Plebejer), der Rex sacr. und zwei Flamines, da die Stelle des Flamen Dialis seit dem Jahre 87 nicht besetzt war, und drei Pontifices Minores. Unter diesen letzten sind Gehülfen des Collegiums zu verstehen, welche als Schreiber fungirten und zugleich an der Berathung Theil nahmen.

Während die Priester, die kein Collegium bildeten, Anfangs von dem König, dann von dem Pontifex M. ernannt wurden, ergänzten sich die Collegien durch Cooptation (s. S. 152). Das

geschah auch von den Pontifices; die Wahl des Pontifex M. aber ward schon früh durch das Volk in den Tributcomitien vorgenommen, in der Weise, daß nach dem Tode eines Pontifex M. zuerst ein neuer Pontifex in das Collegium cooptirt und dann aus diesem Einer von den Comitien zum Pontifex M. ernannt wurde. Seit dem Jahre 104 v. Chr. stand auch die Wahl aller Pontifices sowie der übrigen höheren Priester den Tributcomitien zu, durch die Lex Domitia. Das Amt der Pontifices und des Pontifex M. war lebenslänglich, und man nahm dazu in der Regel Männer aus vornehmen Familien. Der Pontifex M. war in früherer Zeit gewöhnlich ein älterer Mann, der schon die höchsten curulischen Würden innegehabt hatte; später jedoch wurden auch jüngere Männer zu diesem Amte gewählt. Cäsar z. B., der im 27. Lebensjahr das Pontificat erlangt hatte, wurde Pontifex M., bevor er Prätor war, und besiegte bei der Wahl zwei in größtem Ansehen stehende verdiente Männer von höherem Alter, den Q. Lutatius Catulus und den P. Servilius Isauricus.

Die Pontifices mit dem Pontifex M. an der Spitze waren das höchste Priesterthum in Rom und hatten die Oberaufsicht über den gesammten Staats- und Privatcult von römischem Ritus. Indeß scheint sich doch dieses Priesterthum ursprünglich an einen besonderen Cult angeschlossen zu haben, an den des Vestaheiligthums und der darin verehrten geheimen Schutzgötter Roms, doch so, daß sie nicht wie die Einzelpriester den täglichen Dienst in dem Heiligthum zu vollziehen hatten. Diesen besorgten die vestalischen Jungfrauen. Der Pontifex M., der in mancher Beziehung den früheren König vertrat als das geistliche Haupt des Staates, als der Pater familias der ganzen Staatsfamilie, wohnte in der Regia, dem alten Königshause, an welches der Vestatempel angebaut war, er wohnte also an dem heiligen Herde und religiösen Mittelpunkte des Staats. Die Vestalinnen waren gewissermaßen seine Töchter, welche unter seiner speciellen Aufsicht an dem Familienherde des Staates den Cul-

tus der Herdgöttin, der Laren und Penaten der Staatsgemeinde versahen; das Collegium der Pontifices aber, das sich in der Wohnung des Pontifex M. versammelte, war gleichsam der männliche Theil der Familie, welche in dem Hause des Pontifex M. um diesen Pater familias des Staates sich zusammenschloß. Von diesem Mittelpunkte des Staates aus übte der Pontifex M. mit seinem Collegium nach allen Seiten hin die Aufsicht über die Gottesdienste des Staates, und dadurch, daß er selbst oder seine Pontifices bei allen sacralen Handlungen, welche die Magistrate im Namen des Staates verrichteten, assistirten, oder theils selbst, theils gemeinsam mit andern Priestern besondere Opfer für den Staat vollzogen, wurden diese Sacra mit eben jenem Centralpunkt des römischen Gottesdienstes in Zusammenhang erhalten.

Die Hauptthätigkeit der Pontifices nun bestand in Folgendem. Sie wachten darüber, daß die einmal angenommenen und bestätigten Ritualhandlungen nicht untergingen, die Rechte der Götter weder durch Vernachlässigung der vaterländischen noch durch Aufnahme fremder Gebräuche gestört würden, sie bestimmten nach den von ihnen bewahrten und lange Zeit geheim gehaltenen Pontificalbüchern, welche angeblich von Numa stammten, mit was für Opferthieren, an welchen Tagen, in welchen Tempeln Opfer gebracht und woher die dazu erforderlichen Kosten genommen werden sollten. Ferner beaufsichtigten sie alle Priester und deren Diener und übten über sie die höchste Gewalt. So verbot zur Zeit des ersten punischen Krieges der Pontifex Max. Cäcilius Metellus dem Consul Postumius Albinus, der zugleich Flamen Martialis war, als er mit seinem Collegen C. Lutatius nach Sicilien zur Flotte abgehen wollte, die Entfernung von seinen priesterlichen Verrichtungen, und ein Menschenalter später untersagte der Pontifex Max. P. Licinius dem Flamen Quirinalis Q. Fabius Pictor, der damals Prätor war, die Abreise nach Sardinien. „Im Senate und vor dem Volke boten sie in ihrem Streite Alles auf, auf beiden Seiten gebot der Eine dem Andern

von Amtswegen, ließ ihn pfänden, verurtheilte ihn zur Geldstrafe; es kam zum Aufrufe der Volkstribunen, zur Ansprache bei dem Gesammtvolke. Zuletzt behielt die Rücksicht auf die Götter die Oberhand, so daß der Flamen dem Pontifex Max. Folge leisten mußte; die Geldstrafen aber wurden durch Ausspruch des Volkes erlassen" (Liv. 37, 51). Die Pontifices besorgten wegen des Gottesdienstes auch die Anordnung des Kalenders und insbesondere des Festkalenders, damit die Sacra immer an dem richtigen Tage vollzogen und weltliche Geschäfte nicht an heiligen Tagen vorgenommen würden. Wer den Festtag verletzte, ward von den Pontifices mit einer Geldstrafe belegt. Außerdem gaben die Pontifices auf Veranlassung des Senats oder auch auf Befragen einzelner Privatpersonen nach den Bestimmungen ihrer heiligen Bücher Bescheide und Gutachten (decreta) über die verschiedensten sacralen Verhältnisse, z. B. über die Gültigkeit eines dargebrachten Opfers, über Weihung eines Tempels, über Eheangelegenheiten, Erbschaften und dergleichen. „Alles, was auf öffentlichen oder Privatgottesdienst Bezug hatte, unterwarf Numa dem Gutachten des Pontifex Max.; aber er sollte nicht blos über die Verehrung der Himmlischen Auskunft geben, sondern auch über die den Verstorbenen zu erweisenden letzten Ehren und über die Sühnung der Manen; auch was für Wunderzeichen, sie mochten durch einen Wetterstrahl oder sonst durch eine Erscheinung offenbart sein, als gültig angesehen und gesühnt werden sollten" (Liv. 1, 20). Da bei den Römern das Civilrecht von alter Zeit her mit dem heiligen Rechte eng zusammenhing, so hatten die Pontifices in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens durch ihre Rechtskunde einen bedeutenden Einfluß. Das Recht selbst war allerdings in den Zwölftafelgesetzen zu allgemeiner Kenntniß gebracht, aber bei der Anwendung des Rechts auf den einzelnen Fall waren ganz bestimmte und genaue Formeln nöthig, über welche in der älteren Zeit besonders die Pontifices Rath ertheilten.

Von den mannigfaltigen sacralen Handlungen, die die Pon-

tifices verrichteten, wollen wir nur Einiges anführen. Sie zogen den Lapis manalis, den „Regenstein". Dieser wahrscheinlich walzenförmige heilige Stein wurde außerhalb der Porta Capena neben dem Tempel des Mars aufbewahrt, und wenn große Trockenheit und Dürre herrschte, zogen ihn die Pontifices, um Regen gewissermaßen herbeizuzaubern, von jener Stelle aus in die Stadt. Den Pontifices folgten, den Jupiter um Regen anflehend, in Procession die Matronen, baarfuß und mit aufgelöstem Haar, und die Magistrate ohne ihre Insignien. — Die Pontifices besorgten das Argeeropfer. Jährlich am 13. Mai zogen die Pontifices mit den Vestalinnen, unter Anwesenheit eines Prätors, begleitet von vielem Volke, zu der Holzbrücke, und nachdem sie ein Opfer vollbracht, warfen sie 24 Binsenmänner von der Brücke in den Fluß. Diese aus Binsen gefertigten Puppen hießen Argei, und ebenso hießen 24 durch die Stadt vertheilte Kapellen, bei welchen alljährlich am 16. und 17. März ein sühnender Umzug stattfand. Auch das Argeeropfer an dem Pons sublicius war ein Sühnact des Manen- und Larencultus; die Binsenmänner, die ins Wasser geworfen wurden, waren ein Ersatz für einstige Menschenopfer, wie man auch an dem Feste der compitalischen Laren vor jeder Hausthüre wollene Puppen (oscilla) aufhängte, und zwar so viele, als man Personen in der Familie zählte. Dadurch sollten die Laren bewogen werden, der Lebenden im Hause zu schonen und sich mit den Symbolen zu begnügen. Das Hinabwerfen der Binsenmänner von der Brücke war, wie die Alten erzählen, an die Stelle der uralten Sitte getreten, die 60jährigen nicht mehr wehr- und waffenfähigen Greise von der Tiberbrücke hinabzustürzen, den unterweltlichen Göttern ein Sühnopfer für das ganze Volk, und ihre Geister wurden als Laren der Stadtdistricte in den Argeerkapellen verehrt.

Bei den wichtigen sacralen Handlungen der Magistrate hatten die Pontifices zugegen zu sein und mitzuwirken, z. B. bei der Weihung eines öffentlichen Heiligthums. Diese geschah gewöhnlich durch einen Consul oder eine andere höhere Magistratsperson

und hieß, insofern sie von einem Magistrat vorgenommen ward, Dedication; insoweit sie aber den Pontifices zukam, hieß sie Consecration. Der dedicirende Magistrat nämlich mußte zu dieser Handlung das Collegium der Pontifices zur Assistenz einladen, damit der Pontifex Max. oder an seiner Statt Einer aus dem Collegium ihm die Weiheformel vorsage. Denn bei der scrupulösen Gewissenhaftigkeit der Römer machte jede kleine Abweichung von der Formel und jedes Stocken im Sprechen die Handlung ungültig, so daß sie wiederholt werden mußte. Die Dedication fand so statt, daß der Pontifex verhüllten Hauptes und den Thürpfosten des neuen Tempels mit der Hand fassend, die Formel ohne Stocken vorsprach, während der dedicirende Magistrat, ebenfalls den Thürpfosten fassend, sie nachsprach. Auch bei Gelübden (votis), die ein Magistrat im Namen des Volkes that, mußte der Pontifex die Formel vorsagen. Beim Beginn des Kriegs gegen Antiochus von Syrien sollte auf Senatsbeschluß der Consul Manius Acilius dem Jupiter große Spiele geloben und eine Darlegung von Geschenken auf allen Altären. Dies Gelübde legte der Consul nach folgender Formel ab, wie sie ihm der Pontifex Max. P. Licinius vorsprach: „Wenn der Krieg, den das Gesammtvolk gegen den König Antiochus zu eröffnen beschlossen hat, des Senats und des römischen Volkes Wünschen gemäß geendet sein wird, dann wird dir, Jupiter, das römische Volk 10 Tage dauernde große Spiele feiern, und auf alle Altäre sollen Geschenke niedergelegt werden, wozu der Senat die Geldsummen anweisen wird. Wenn nur eine obrigkeitliche Person diese Spiele anstellt, wann und wo es auch sein mag, so soll die Feier der Spiele gültig sein und die Darbringung der Geschenke gültig sein." Liv. 36, 2. Eine feierliche Verkündigung von Gelübden für das Heil des Staates (solemnis votorum nuncupatio pro salute reipublicae) fand alljährlich am 1. Januar durch die neuen Consuln statt, und dazu fügte man seit Cäsar noch Gelübde für das Heil des Fürsten, des Kaisers.

Es war eine alte Sitte der italischen Völker, in schwerer Kriegszeit, bei Seuchen und andern Nöthen im Voraus die sämmt-

lichen Erzeugnisse des nächsten Frühjahres, d. h. der Monate März und April, Menschen, Vieh und Feldfrüchte den Göttern zu geloben und das Vieh und die Früchte auch wirklich im nächsten Jahre zu opfern, während man die in jenen Monaten gebornen Menschen heranwachsen ließ, um sie alsdann als Geweihte, den Göttern Verfallene, über die Grenze zu schicken und ihrem Schicksal zu überlassen. Man nannte dies einen heiligen Frühling, Ver sacrum. Die ausgeschickte junge Mannschaft erkämpfte sich gewöhnlich neue Wohnsitze, und so ist durch die Einrichtung des Ver sacrum manche Colonie gegründet worden; namentlich hat das sabellische Volk unter dieser Form der Auswanderung seine weite Verbreitung in Italien gefunden. Auch bei den Römern kommt in der Zeit der Republik öfter die Gelobung und Opferung eines Ver sacrum vor, doch wird eine Aussendung der Menschen sowie eine Opferung von Feldfrüchten nicht erwähnt. Die Ausführung geschah nach dem Gutachten und unter der Leitung der Pontifices. Als nach der schweren Niederlage am trasimenischen See die sibyllinischen Bücher ein Ver sacrum verlangten, mußte ein Gutachten des Collegiums der Pontifices eingeholt werden, und der Pontifex Max. erklärte, daß über die heilige Frühlingsspende bei dem Volke angefragt werden müsse. Dies geschah in folgender Formel, die jedenfalls von den Pontifices abgefaßt war: „Ist es euer Wille und Gebot, daß es also geschehe, daß, wenn der Staat des römischen Volkes der Quiriten auf die nächsten fünf Jahre, wie ichs ihm wünsche, in diesen Kriegen unbeschadet erhalten wird — ich meine den Krieg, der dem römischen Volke gegen das karthagische obwaltet, und die Kriege, die mit den Galliern obwalten, welche diesseits der Alpen wohnen — das römische Volk der Quiriten eine geschenkte Gabe daraus mache, daß Alles, was an Heerdenvieh, an Schweinen, Schafen, Ziegen, Rindern der Frühling bringen wird, und was noch keinem geweiht ist, dem Jupiter von dem Tage an geweihet sei, den der Senat und das Volk bestimmen wird? Wer dann opfern wird, der opfere, wann er will und nach welcher Vor-

schrift er will; auf welche Weise er opfern mag, soll er recht geopfert haben. Stirbt das, was hätte geopfert werden müssen, so soll es ungeweiht gewesen und keine Sünde sein. Verderbet oder tödtet es Jemand unvorsätzlich, so soll daraus kein Nachtheil erwachsen. Stiehlt es Jemand, so soll es weder dem Volke noch dem, dem es gestohlen wird, zur Sünde werden. Opfert es Jemand ohne Wissen an einem Unglückstage, so soll er recht geopfert haben. Mag es bei Tage oder bei Nacht, mag es ein Sclave oder ein Freier opfern, so soll er recht geopfert haben. Wenn Senat und Volk früher zu opfern verordnet haben, als Jemand opfert, so soll das Volk ohne Verantwortung und frei sein." Liv. 22, 10.

Zuletzt wollen wir noch des Begrabens der Blitze Erwähnung thun, das in alter Zeit auch nach Anweisung der Pontifices, später mit Hinzuziehung der Haruspices geschah. Wenn nämlich ein Blitz eingeschlagen hatte und in der Erde gleichsam erstorben war, so erforderte er ein Grab und eine Sühnung wie ein Todesfall. Zuerst wurde die vom himmlischen Feuer berührte Erde sorgfältig gesammelt und an derselben Stelle zugleich mit einem Kieselstein und einem Stahl, den Werkzeugen der Feuerbereitung als Symbolen des Blitzes, eingescharrt; dann schlachtete man darüber ein Lamm zum Opfer und umgab das ganze, wie ein Grab, mit einer viereckigen Mauer. Da solche Blitzgräber, mit der Aufschrift: fulgur conditum (begrabener Blitz), deren es auch in Rom selbst gab*), die Gestalt eines Brunnens hatten, so hießen sie Puteal, oder man nannte sie Bidental nach dem dabei geschlachteten Opferthier. Bei der Sühnung der Blitze wurden nach altrömischem, von Numa eingeführtem Brauch Zwiebeln, Haare und Sardellen geopfert. Numa hatte, wie Ovid erzählt, den Jupiter vom Himmel

*) Außer dem Lacus Curtius gab es auf dem Forum noch zwei Puteal, das des Augurs Attus Navius (Puteal Navianum) und das des Scribonius Libo, wahrscheinlich dessen, der 204 v. Chr. Prätor war. Dies letztere ist auf einer Münze der Gens Scribonia abgebildet, welche die Umschrift Puteal Scribon. trägt; es hat die Gestalt eines mit Lyren, Lorbeerzweig und Zange geschmückten Altars.

herabgezaubert, um ihn zu befragen, wie er seine Blitze sühnen solle. Der Gott sprach: „Einen Kopf haue ab," und der König antwortete: „Ich will gehorchen; ein Zwiebelkopf, aus meinen Gärten gegraben, soll abgehauen werden." Jener setzte hinzu: „Von einem Menschen," und Numa erwiederte: „Das oberste Haupthaar." Der Gott forderte dann eine Seele, und der König antwortete: „Die eines Fisches". Jupiter lachte ob der Schlauheit des Mannes und sprach: „Damit sühne denn meine Geschosse."

Der Pontifex Max. war gewissermaßen der geistliche Vater der Vestalinnen, der jungfräulichen Priesterinnen der Vesta. Numa hatte zuerst deren vier eingesetzt, und Tarquinius Priscus oder Servius Tullius noch zwei hinzugefügt, und diese Sechszahl ist die normale geblieben. Sie wurden von dem Pontifex Max. gewählt, und zwar nach einer Lex Papia in der Art, daß er zwanzig Jungfrauen aus vornehmen Familien vorschlug und diese in einer Volksversammlung, wahrscheinlich in Comitiis calatis, um die erledigte Stelle loosten. Die Erloosete wurde von dem Pontifex Max. unter einer bestimmten Formel, die mit den Worten schloß: ita te, Amata, capio, gleichsam in Besitz genommen, inaugurirt und in das Atrium der Vesta geführt, wo sie hinfort wohnen sollte. Hier wurde ihr das Haar abgeschnitten und an einen Lotus aufgehängt; doch wurde danach das Abschneiden der Haare bei den Vestalinnen nicht fortgesetzt. Die zu wählende Vestalin durfte nicht unter sechs und nicht über zehn Jahre sein, mußte ihre beiden Eltern noch besitzen und ohne körperliche Fehler sein, namentlich durfte sie nicht taub sein und nicht stottern. Sie mußte dreißig Jahre im Amt bleiben; in den ersten zehn Jahren lernte sie den Dienst, im zweiten Decennium übte sie ihn aus, im dritten lehrte sie ihn. Nach Ablauf der dreißig Jahre durfte sie austreten und sich vermählen; allein dies geschah gewöhnlich nicht, man glaubte, sie brächte kein Glück ins Haus.

Der Dienst der Vesta, der reinen Herdgöttin, war der heiligste des ganzen Staates; in ihrem Tempel herrschte die größte Einfachheit und Reinheit, und ihre Dienerinnen mußten

in ihrer Person die erhabene Reinheit der Göttin selbst darstellen und ihres Dienstes mit der größten Gewissenhaftigkeit warten. Die heiligen Gefäße waren einfache Thongeschirre; täglich mußte der Tempel mit frischem Wasser gewaschen und besprengt werden, und außerdem fanden bei besonderen Gelegenheiten noch viele reinigende und sühnende Ceremonien statt. Diese Geschäfte gehörten zu dem Dienste der Vestalinnen. Das Schöpfen, Tragen und Anwenden des Wassers im Tempel nahm einen großen Theil ihrer Zeit in Anspruch. Sie holten es aus dem Quell der Egeria im Hain der Camenen — denn das Wasser der Vesta mußte lebendiges Wasser einer Quelle oder eines Flusses sein — und trugen es auf dem Kopfe in unten spitz zulaufenden Gefäßen, die man nicht auf den verunreinigenden Boden stellen konnte, ohne das Wasser zu verschütten. Der Hauptdienst der Vestalinnen aber war die Unterhaltung des Feuers auf dem Herde der Vesta. Das Erlöschen desselben galt für ein Unglück des Staates, und wenn es einmal geschah, so wurde die Vestalin, durch deren Verschuldung die Flamme erloschen war, von dem Pontifex Max., der die Aufsicht über den ganzen Dienst und die väterliche Gewalt über die Vestalinnen hatte, hinter einem Vorhang stehend blutig gepeitscht, die Flamme aber wurde nicht an gewöhnlichem, durch den Gebrauch der Menschen verunreinigtem Feuer wieder entzündet, sondern durch Brennspiegel vom Himmel herabgeholt oder durch Bohren oder Reiben eines Holzes erneuert. Ferner hatten die Vestalinnen, gewissermaßen als die Töchter des Hauses, täglich, wie dies in jedem Hause geschah, das Speiseopfer in einfachen Geschirren auf den Herd zu setzen; sie bereiteten die einfachsten Nahrungsmittel und bewahrten sie zum Zwecke des Opfers in dem Penus der Vesta, bereiteten Salzlacke und gesalzenes Opferschrot aus gedörrtem und gestampftem Spelt; sie beteten täglich und außerdem besonders in Zeiten großer Noth für das Heil des Volkes und nahmen an mancherlei Opferfeierlichkeiten Theil.

Die Vestalinnen standen unter strenger Aufsicht und Zucht,

und hatten einen schweren Dienst voller Entbehrungen. Sie mußten stets in der Nähe der Vesta verweilen und das Feuer Tag und Nacht hüten, sich selbst vor jeder Verunreinigung bewahren. Sie gingen in höchst einfacher Kleidung, einem langen, ganz weißen Gewande, und mußten sich des Blumenschmucks und aller Salben enthalten; um den Kopf trugen sie eine diademförmige Stirnbinde (infula) mit herabhängenden Bändern, und beim Opfer ein weißes Kopftuch. Schon die geringste Abweichung von dieser vorgeschriebenen Tracht, ein freieres Benehmen und eine ungewöhnliche Bildung erweckte gegen sie den schlimmsten Verdacht. Brach eine Vestalin das Gelübde der Keuschheit, so mußte sie sterben. Man trug sie auf einer Bahre nach dem Campus sceleratus am collinischen Thor, wo sie mit Ruthen geschlagen und dann lebendig begraben ward; denn man durfte die Gottgeweihte nicht gewaltsam tödten. Der Verführer der Unglücklichen aber wurde entblößt in einen Block gespannt und in diesem auf öffentlichem Markt zu Tode gepeitscht.

Einen Ersatz für die vielen Entbehrungen und einen Lohn für ihren mühevollen strengen Dienst konnte die Vestalin in der hohen Auszeichnung finden, die ihr bei dem Volke zu Theil ward. Wie eine heilige Person wurde sie überall mit Ehrfurcht begrüßt. Ein Lictor schritt auf der Straße vor ihr her, und selbst die höchsten Magistratspersonen gingen ihr ehrfurchtsvoll aus dem Wege; eine Beleidigung ihrer Person wurde mit dem Tode bestraft. Bei öffentlichen Spielen erhielten sie einen Ehrenplatz, und zudem hatten sie noch das schöne Recht der Gnade. Wenn ein zur Strafe geführter Verbrecher der Vestalin begegnete, so war er frei, ihre Begleitung schützte vor jedem Angriff, ihre Fürbitte war für den Verklagten eine mächtige Hülfe.

Auch die höhern Flamines standen, wie wir schon gesehen, mit dem Collegium der Pontifices in enger Beziehung. Sie waren alle drei einem strengen Ceremoniell unterworfen, am meisten aber der höchste unter ihnen, der Flamen des Jupiter (Fl. Dialis), der uns ganz besonders ein anschauliches Bild des

altrömischen Priesterthums gibt. Er war gleichsam ein lebendiger Repräsentant des höchsten Gottes in seiner Reinheit und Heiligkeit und diente, frei von allen bürgerlichen Pflichten und Aemtern und abgeschieden von dem weltlichen Leben, mit seinem ganzen Hause allein dem Gotte, dem er geweiht war. Er durfte nie ein Pferd besteigen, keine bewaffnete Mannschaft außerhalb des geweihten Pomöriums sehen, keinen Eid schwören. Jeder Tag war für ihn ein Feiertag. Deshalb war er immer, auch in seinem Hause, in Amtstracht, in einer dicken wollenen Toga prätexta, welche von seiner Frau gewebt sein mußte, den Galerus (S. 159) auf dem Haupte, den er unter freiem Himmel nie abnehmen durfte; ihn zu Hause abzulegen, war ihm erst später durch einen besonderen Beschluß der Pontifices erlaubt worden. Unter freiem Himmel durfte er sich nie entkleiden, damit der Himmelsgott Jupiter seinen Priester nicht entblößt sähe. Wenn er zum Opfer ausging, trug er eine Ruthe in der Hand, um die Leute fern von sich zu halten, und der ihm vorangehende Lictor mahnte Jedermann, die Arbeit bei Seite zu legen, denn der Flamen Dialis durfte keine Arbeit sehen. Auch darf er nichts Unreines berühren, keinen Todten und kein Grab, nicht Bohnen, die den Unterirdischen geweiht sind, nicht die Ziege, weil sie mit der fallenden Sucht behaftet ist, nicht ein Pferd, dessen Galle giftig ist, nicht einen Hund, nicht rohes Fleisch, keinen in der Gährung begriffenen Teig. Eine Fessel durfte er weder an sich haben noch sehen. Darum trug er keinen Knoten an seiner Kleidung, sondern nur Spangen, und selbst sein Ring mußte zerbrochen sein; darum berührte er keinen Epheu und ging in keine Rebenlaube mit langen Schößlingen. Flüchtete ein Gefesselter in sein Haus, so wurden ihm die Fesseln gelöst und durch den Hof auf das Dach und von da auf die Straße geschafft. Die Füße seines Bettes mußten mit einem leichten Anstrich von Lehm versehen sein, und er durfte nicht drei Nächte hinter einander außerhalb desselben zubringen, auch kein Andrer in demselben schlafen. Am Fußende des Bettes stand beständig

eine Lade mit den gewöhnlichen Opfergaben. Haar und Bart des Dialis durften blos von einem freien Manne und mit einem kupfernen Messer geschoren werden; die Abschnitte seiner Haare und Nägel wurden unter einem fruchttragenden Baume (arbor felix) verscharrt. Ließ der Dialis sich ein Versehen beim Opferdienst zu Schulden kommen oder fiel ihm der Hut vom Kopf, so mußte er sein Amt niederlegen.

Der Flamen Dialis durfte nur einmal heirathen, und zwar unter der alten religiösen Form der Confarreatio. Diese Ehe konnte nicht geschieden werden, und starb seine Frau, so legte er sein Amt nieder. Die Gemahlin des Flamen, die Flaminica Dialis, hatte auch priesterlichen Charakter und priesterliche Functionen mit ihrem Manne. Sie trug nach alter Sitte ihr mit purpurnen Wollenbinden durchflochtenes Haar in einer pyramidalischen Form (tutulus), ein großes Kopftuch von dunkelrother oder blauer Farbe (rica), und bei jeder feierlichen Handlung auf dem Kopfe den Zweig eines Granatbaumes, der zusammengebogen und an den Enden mit einem Faden von weißer Wolle zusammengebunden war. Ihr langes wollenes Kleid mußte mit Wolle genäht, ihre Schuhe und Sohlen immer von dem Leder eines geopferten oder getödteten, nicht von dem eines gefallenen Thieres sein u. s. w. Außer der Flaminica waren auch die Söhne des Flamen bei seinen Opferhandlungen zugegen und behülflich, und wenn er keine Söhne hatte, so nahm er Knaben von edler Geburt, deren Vater und Mutter noch lebten, als Opfergehülfen, als Camilli, an. Solche Camilli und Camillä, Opferknaben und Opfermädchen, hatten auch andre Priester.

Wegen der großen Beschränkungen und der Fernhaltung von aller politischen Thätigkeit blieb in der letzten Zeit der Republik, wo der politische Ehrgeiz eine große Rolle spielte, seit 87 v. Chr., die Stelle des Flamen Dialis 75 Jahre lang unbesetzt. Aber Augustus, der überhaupt den zerfallenden römischen Gottesdienst zu restauriren strebte, stellte im Jahre 11 v. Chr. diese Würde wieder her.

Die Arvalbrüderschaft.

Die Entstehung der Arvalbrüder, der Fratres Arvales, verlegen die Römer in die Zeit des Romulus. Acca Larentia, die Pflegemutter des Romulus, hatte, wie es heißt, zwölf Söhne, mit denen sie alljährlich einmal für den Segen der Felder opferte. Als einer der Brüder starb, sei Romulus an seine Stelle getreten, und dieser habe darauf mit seinen Adoptivbrüdern das Collegium der Arvalbrüder gestiftet, deren priesterliches Abzeichen eine weiße Binde war und ein Aehrenkranz. Ihr Cultus drehte sich hauptsächlich um die Göttin Dea Dia, welche eine besondere Form der Ops war, eine Göttin der Fruchtbarkeit der römischen Flur. Auch Acca Larentia, die „Larenmutter", hatte ursprünglich dieselbe Bedeutung und war daher von dieser Dea Dia wenig verschieden.

Die Cultusstätte der Dea Dia war ein Hain auf der rechten Seite des Tiber an der Via Campana, auf einer Anhöhe fünf Miglien von dem Thor der Stadt, mit verschiedenen Gebäuden und Anlagen, einem Tempel, einem großen Altar und mehreren andern Altären und Opferherden, einem sogenannten Tetrastylum und Circus. Hiervon waren im 16. Jahrhundert noch manche Reste vorhanden. Im Jahre 1573 wurden dort neunzehn Steintafeln mit amtlichen Protokollen über den Dienst der Göttin aufgefunden, und seitdem sind zu verschiedenen Zeiten noch andere Tafeln derselben Art daselbst ausgegraben worden. Obgleich diese Tafeln sämmtlich einer späteren Zeit angehören, der Zeit von Augustus bis Gordian (c. 240 n. Chr.), so sind sie doch für die Kenntniß des römischen Sacralwesens von außerordentlicher Wichtigkeit; denn sie geben uns eine specielle Einsicht in den Dienst der Arvalbrüder, wodurch es möglich wird, uns überhaupt eine genaue Vorstellung von einem römischen Priesterthum zu verschaffen.

Aus jenen Tafeln ersehen wir, daß das Collegium der Fratres Arvales aus 12 Mitgliedern bestand, und sich durch

Cooptation aus den vornehmsten Familien ergänzte. Selbst viele Kaiser gehörten dem Collegium an, wie Caligula, Titus, Hadrian, Antoninus Pius, Marc Aurel u. a. An der Spitze desselben stand ein jährlich neu erwählter Magister und hatte neben sich als Stellvertreter einen Promagister. Gleichzeitig mit dem Magister wurde jährlich auch ein Flamen erwählt, für welchen nöthigenfalls ein Proflamen fungirte. Bei ihren religiösen Verrichtungen wurden die Arvales unterstützt von vier Camilli aus vornehmen Familien, welche, wie immer die Opferknaben, noch Vater und Mutter besitzen mußten. Außerdem hatten sie noch eine zahlreiche Dienerschaft von Schließern, Ausrufern, Schreibern, Aufwärtern u. s. w.

Das Hauptfest, das die Arvales feierten, war das Opferfest der Dea Dia, von welchem wir, wie es nach den erwähnten Tafeln zusammengestellt worden ist, eine Uebersicht geben wollen. Es fiel auf drei Tage des Mai, in die Zeit, wo die ersten Feldfrüchte reif waren und die Ernte herannahte, entweder auf den 17. 19. und 20. oder auf den 27. 29. und 30. Mai. Die Ankündigung für die eine oder die andre Zeit geschah durch den Magister am Tempel der Concordia auf dem Capitol, nachdem er vorher die Hände gewaschen, das Haupt bedeckt und, gen Osten gewendet, ein Gebet und Gelübde gesprochen. Der erste Festtag wurde in der Stadt begangen, in dem Hause des Magister oder Promagister, und seine Feier zerfiel in einen Morgengottesdienst und ein des Nachmittags abzuhaltendes Gastmahl. Nachdem die Brüder am frühen Morgen mit Sonnenaufgang in der Toga prätexta sich im Hause des Magisters versammelt, salbten sie das Bild der Dea Dia, reichten mit Lorbeer bekränzte Brote herum, opferten mit Weihrauch und Wein und berührten darauf trockene Früchte, d. h. Feldfrüchte des vorigen Jahres, und grüne, d. h. frische Früchte des neuen Jahres. Dann salbten sie nochmals das Bild der Göttin und gingen, nachdem sie eine kurze Sitzung gehalten, auseinander.

Des Nachmittags badeten die Brüder und gingen dann in

einer Synthesis, einem weißen Feierkleide, wiederum in das Festhaus. Nachdem sie die Hände gewaschen, setzten sie sich an Triclinien, um ein heiteres Mahl einzunehmen, an welchem auch die vier Opferknaben theilnahmen, jedoch abgesondert auf Stühlen sitzend. Das Couvert bei einem solchen Mahle kostete einmal 100 Denare.*) In der Mitte der Mahlzeit erhoben sie sich von den Tischen, lagerten sich auf weißen Ruhebetten und opferten zum zweitenmal Wein und Weihrauch; die vier Knaben aber setzten, wie dies der tägliche Gebrauch bei den Mahlzeiten in jedem Hause war, mit den Dienern einige von den Speisen, namentlich von den neuen Früchten des Jahres, in Schüsseln der Göttin auf den Herd. Nachdem die Arvales hierauf Salben und Kränze genommen, berührten si noch einmal die neuen Früchte und schritten dann zum Nachtisch, dessen Abhub zugleich mit den Salben und den Rosen der Kränze zuletzt vertheilt und durch die Diener in die Häuser der Einzelnen getragen wurde. Mit dem Rufe: feliciter, „Glück auf!" gingen die Gäste auseinander und nach Hause.

Der nächste Tag war ohne Feier, an dem darauf folgenden Tage aber war das Hauptfest in dem Haine der Göttin. Sobald die Brüder am frühen Morgen sich in dem Haine versammelt hatten, sühnte der Magister den Hain durch ein Opfer von zwei Ferkeln und schlachtete dann an einer andern Stelle eine weiße Kuh. Darnach versammelten sich alle Brüder in dem Tetrastylum, wo Jeder sich auf einen steinernen Sitz niederließ, während der Magister Schüsseln mit den gekochten, vorher untersuchten und gut befundenen Eingeweiden der Ferkel auf den Altar setzte und die Eingeweide der Kuh auf den Opferherd in dem Circus niederlegte. Dann faßte der Magister in dem Tetrastylum ein Protokoll über die Handlung ab, zog die Toga prätexta aus und begab sich in ein Zelt. Auch die andern Arvalen mögen ein solches Zelt zum Schutz gegen Regen und Sonnenschein gehabt

*) Ein Denar = 1 Drachme = 24 Kreuzer = 6 Gr. 10 Pf.

haben. Um die Mittagszeit kamen wieder Alle im Tetrastylum zusammen, und nachdem ein zweites Protokoll in Aller Gegenwart abgefaßt worden war, legten sie die Prätexta ab und verzehrten zum Frühstück die beiden Ferkel. Dann wurde die Prätexta wieder angelegt, und man zog, nachdem das Publikum entfernt worden war, mit verhülltem Haupte, geschmückt mit dem Aehrenkranz und der weißen Binde, in Procession in das Innere des Hains, wo der Magister mit dem Flamen ein fettes Schaf opferte, dessen Eingeweide der Zeichen wegen genau untersucht wurden. Nachdem dies Opfer mit einer Spende von Wein und Weihrauch, welche Alle darbrachten, beschlossen worden war, kehrten die Brüder in den Tempel zurück, wo sie eine Gabe in Töpfen darbrachten, während der Magister und der Flamen ein andres Opfer vor dem Tempel auf grünem Rasen vollzogen. Dann wurde wahrscheinlich bei dem versammelten Publikum eine Collecte veranstaltet, deren Ertrag auf dem Altar, an welchem die Ferkel geopfert worden waren, niedergelegt wurde. Nun stellten sich die Brüder, ein Gefäß mit Wein und das Gefäß mit Weihrauch in den Händen, an dem Tempel in eine Reihe auf und ließen durch zwei ihrer Mitglieder und einige Diener die Feldfrüchte, welche das erschienene Publikum mitgebracht hatte, in Empfang nehmen. Der einsammelnde Priester reichte die Früchte mit der rechten Hand dem ersten in der Reihe der Brüder, der nahm sie mit der Linken und reichte sie weiter, bis sie zuletzt wieder in die Hände der Diener kamen. Diese Ceremonie ist wahrscheinlich dieselbe, welche auch am ersten Tage unter dem Ausdruck „der Berührung der Früchte“ vorkam.

Jetzt gingen die Priester wieder in den Tempel, wo sie ein Gebet sprachen, öffneten dann die Thüre und lagerten sich vor dem Tempel an einem Abhang. Nachdem hierauf mit Lorbeer bekränzte Brote und die Reste der geopferten Thiere unter das versammelte Volk vertheilt und die Statuen im Haine gesalbt worden waren, schlossen sich die Brüder nach Entfernung aller Diener in dem Tempel ein, um einen alterthümlichen Tanz um

den Altar aufzuführen und das Arvalenlied zu singen. Das Lied war uralt, und seine Worte waren der späteren Zeit unverständlich; deshalb hatte jeder der Arvalen einen geschriebenen Text zur Hand, damit in den Worten nichts versehen würde. Es lautet:

Enos, Lases, iuvate!
Ne veluerve, Marmar, sins incurrere in pleores!
Satur fu, fere Mars, limen sali, sta berber!
Semunis alternei advocapit conctos!
Enos, Marmar, iuvato!
Triumpe, triumpe, triumpe, triumpe, triumpe!

Jede der fünf ersten Reihen wurde dreimal gesungen, und die Worte heißen nach Mommsens Erklärung in neuerem Latein: Nos, Lares, iuvate! Ne malam luem, Mamers, sinas incurrere in plures! Satur esto, fere Mars! In limen insili! Desiste verberare (limen)! Semones alterni advocate cunctos! Nos, Mamers, iuvato! Tripudia! Das heißt auf Deutsch: „Uns, Lasen, helfet! Nicht die böse Seuche, Mars, Mars, laß einstürzen auf mehrere! Sei satt, grauser Mars! Auf die Schwelle springe! Steh ab vom Hüpfen! Den Semonen*), erst ihr, dann ihr, rufet zu, allen! Uns, Mars, Mars, hilf! Springe, springe u. s. w.“

Das Lied war also ein Gebet an die Laren, Semonen und den Mars um Segen und Frieden und Schutz vor aller Beschädigung.

Nach diesem Tanze schritten die Brüder zur Wahl des Magister und Flamen für das folgende Jahr und hielten dann in dem Zelte des Magister ein gemeinschaftliches Mahl, das mit der Vertheilung von Rosen und sonstigen Blumen und des Nachtisches endete. Den Schluß des Tages machte ein Wettrennen in dem Circus des Hains, zu dessen Beginn einer der Camilli das Zeichen gab. Den Vorsitz bei den Spielen führte einer der Arvalen, die Preise waren Palmen und silberne Kränze.

---

*) Semo, zusammenhängend mit sero, semen, ist gleich Genius.

Wenn mit dem Ende des Tages die Spiele geschlossen waren, kehrten die Brüder in die Stadt zurück zu dem Hause des Magister, wo wiederum ein gemeinschaftliches Mahl abgehalten wurde. Geschah dies letztere nicht, so erhielt jedes Mitglied eine Sportula von 100 Denaren. — Der dritte und letzte Feiertag wurde ganz in derselben Weise gefeiert wie der erste.

Außer der Abhaltung des beschriebenen Festes hatten die Arvalbrüder noch verschiedene außerordentliche Functionen zu erfüllen, namentlich waren in dem Hain häufige Sühngebräuche nöthig. Denn wenn in dem Hain ein Baum vor Alter umgefallen oder durch den Blitz beschädigt worden war, so mußte er hinausgeschafft und dabei ein Sühnopfer gebracht werden; ein Sühnopfer von einem Lamm und einem Schwein war nöthig, wenn Etwas an den Gebäuden zu repariren war oder die Protokolle in dem Hain in die Steintafeln eingehauen wurden, wobei man eherne Werkzeuge brauchte; denn so oft Eisen in den Hain kam, wurde derselbe verunreinigt. Bei besonders feierlichen Veranlassungen mußten zu solchen Sühnungen alle Arvalen in dem Hain erscheinen, z. B. als einst ein Feigenbaum, der aus dem Giebel des Tempels der Dea Dia hervorgewachsen war, entfernt werden mußte, und als bei einem starken Gewitter mehrere Bäume des Hains vom Blitze getroffen worden waren, so daß statt ihrer neue Bäume zu pflanzen waren. Damals wurde sowohl vor als nach der Arbeit ein großes Opfer aus einem Schweine, Schaf und Stier (Suovetaurilia) dargebracht, und an verschiedenen Stellen des Hains opferte man den verschiedenen zu dem Religionskreis des Hains der Dea Dia gehörigen Göttern, unter welchen Jupiter, Mars, die Laren und die Larenmutter Acca Larentia, Flora, Vesta u. A. genannt werden.

Auch in der Stadt, besonders an verschiedenen Orten des Capitols, kam das Collegium der Arvalen öfter zu Besprechungen und amtlichen Handlungen zusammen, am meisten zur Verkündigung von Gelübden und zu Dankgebeten für das Wohl des Kaisers und des kaiserlichen Hauses.

Augurn und Auspicien.

Die Auspicien waren den Römern die älteste Art der Divination. Sie war den Völkern des mittleren Italiens, den Latinern, Sabinern u. s. f. eigenthümlich, und ist nach Rom nicht erst aus Hetrurien gekommen, wenn auch von hier aus die Römer im Laufe der Zeit sich Manches angeeignet haben. Diese Erkundung des göttlichen Willens geschah nicht, wie gemeiniglich bei den Griechen, durch enthusiastische Begeisterung einer gottes-erfüllten Persönlichkeit, sondern war, dem practischen und verständigen Sinn der Italiker gemäß, eine nüchtern geübte Kunst, welche bei wichtigen Unternehmungen nach bestimmten Veranstaltungen aus sich darbietenden Zeichen zu erforschen suchte, ob die Götter mit einem solchen Unternehmen einverstanden seien oder nicht. Man verlangte von den Göttern nur ein Ja oder Nein. Die Römer waren der Ueberzeugung, daß von Anfang an alle ihre politischen Einrichtungen nach angestellten Auspicien (auspicato), nach Einholung der göttlichen Genehmigung, ins Leben eingeführt seien, daß ihre Stadt und ihre ganze Staatsverfassung auf göttlicher Sanction beruhe. Romulus, der die Auguralwissenschaft zu Gabii gelernt haben sollte, war der erste und beste Augur; er hat durch Befragung der Götter im Vogelflug die ewige Stadt gegründet, sein Königthum beruhte auf derselben Götterbotschaft, nach Anstellung von Auspicien setzte er den Senat ein, schuf er die Rittercenturien u. s. w. Und ebenso wurden von der ältesten Zeit an bei allen wichtigen Angelegenheiten des Staates politischer wie religiöser Natur im Namen des Staats Auspicien angestellt.

Auspicien konnte in seinen eigenen Angelegenheiten jeder Privatmann anstellen; da jedoch das Auguralwesen sich zu einer Wissenschaft ausgebildet hatte, so bedurfte diese besonderer Träger und Vertreter, der Augurn, welche theils als Privatpersonen ihr Geschäft betrieben, theils ein in Diensten des Staates stehendes Priestercollegium bildeten. So soll jener sabinische Augur Attus

Navius, der im Vertrauen auf die von ihm angestellten Auspicien vor dem König Tarquinius Priscus mit dem Scheermesser einen Kieselstein durchschnitt, nicht zu dem Collegium der öffentlichen Augurn gehört haben. Dieses Collegium, das dem Staate diente, leitete seinen Ursprung von Romulus ab, dem ersten Augur, dessen Augurstab noch in späteren Jahrhunderten als eine heilige Reliquie auf dem Palatin in der Curia der Salier aufbewahrt wurde; aber als der eigentliche Stifter derselben galt doch mit gutem Grunde erst Numa. Doch ist man über die von ihm eingesetzte Zahl der Mitglieder im Unklaren. Sicherlich bestand das Collegium bis zu dem Jahr 300 v. Chr. aus fünf oder sechs Personen; in diesem Jahre aber wurde es durch das Gesetz des Ogulnius auf neun erhöht; durch Sulla stieg es auf fünfzehn, durch Cäsar auf sechszehn. In der Kaiserzeit hing die Zahl des Collegiums von der Willkür des Herrschers ab.

Bis zu dem ogulnischen Gesetze bestand das Collegium blos aus Patriciern; denn die Patricier behaupteten, allein die Inhaber der geistlichen Wissenschaft zu sein und allein das Recht zu haben, mit den Göttern zu verkehren, und sie haben dieses Recht, wozu auch das Recht der Auspicien gehörte, mit Zähigkeit festgehalten, weil es ihnen in allen politischen Angelegenheiten ein bedeutendes Uebergewicht über die Plebejer gewährte. Das ogulnische Gesetz aber entwand den Patriciern dies Vorrecht; in Betreff der Augurn bestimmte es, daß unter den neun Mitgliedern des Collegiums fünf Plebejer sein könnten. Immer blieben die Augurn ein hochangesehenes und einflußreiches Collegium, und wir finden auch in der späteren Zeit, wo das Auguralwesen zu einer blosen Formalität geworden war und wenig Glauben mehr fand, unter ihnen die vornehmsten Namen. Anfangs ergänzte sich das Collegium durch Cooptation, seit der Lex Domitia aber (104 v. Chr.) geschah die Wahl in der Weise, daß einer oder höchstens zwei aus dem Collegium mehrere Candidaten vorschlugen (nominatio) und das Volk in Tributcomitien einen aus diesen wählte; der Gewählte wurde alsdann von dem Collegium cooptirt und zuletzt inaugurirt, d. h. er

trat nach vorhergegangenem Augurium in sein Amt ein, was zuweilen lange verzögert wurde. Ein glänzendes Inaugurationsmahl durfte nicht fehlen. Die Wahl geschah auf Lebenszeit. Cicero war 54 Jahre alt, als er Augur ward, auch Fabius Cunctator gelangte erst „in kräftigem Alter" zu dieser Würde, die er 62 Jahre inne hatte; dagegen wurde T. Sempronius Gracchus Augur als ganz junger Mensch, „was damals (gegen das Ende des zweiten punischen Kriegs) bei der Uebertragung von Priesterthümern sehr selten war". (Liv. 29, 38.) In dem Collegium mußte Freundschaft und Eintracht herrschen, und es durfte keiner zum Augur gewählt werden, der auch nur Einem in dem Collegium feind war. Dem Alter kam eine besondere Würde zu; der Aeltere stimmte immer vor dem Jüngern, selbst wenn dieser ein hohes Staatsamt bekleidete, und derjenige Augur, welcher einen jüngeren inaugurirt hatte, wurde wie ein Vater von diesem geehrt. Als Insignien trugen die Augurn die alterthümliche purpurgestreifte Trabea und einen knotenlosen Krummstab (lituus). Ihre Einkünfte bezogen sie von Grundstücken am Capitol und bei Veji.

Die Wirksamkeit der Augurn für den Staat bestand nicht in dem selbständigen Beobachten der Augurien. Das Recht, im Namen des Staates Auspicien oder Augurien anzustellen, hatten nämlich blos die höheren Magistrate, die Consuln, Prätoren, Censoren, Dictatoren, und in einer geringeren Art von Auspicien auch die curulischen Aedilen und die Quästoren, außerdem der Pontifex Maximus; die Augurn aber, welche die Wissenschaft der Auspicien aus den alten Auguralbüchern genau kannten, leisteten ihnen nur sachverständigen Beistand. Der Magistrat, der eine wichtige Handlung vorhatte, einen Auszug mit dem Heer, die Abhaltung einer Volksversammlung zur Wahl von Beamten, zur Abstimmung über ein Gesetz u. s. w., konnte, wenn er die Sache richtig verstand, für sich allein die Auspicien vornehmen, wie dies auch von den älteren Magistraten der Republik berichtet wird; allein da sehr leicht ein Versehen dabei vorkommen konnte, welches die Auspicien und damit die beabsichtigte Handlung ungültig machte,

so wurde in der Regel ein Augur zu der Beobachtung zugezogen. Der Magistrat forderte den Augur zum Beistand auf mit der Formel: Q. Fabi, te mihi in auspicio esse volo, worauf dieser antwortete: audivi.

Die gewöhnlichste Art der Auspicien waren Beobachtungen am Himmel, und worauf man dabei achtete, das waren theils Blitz und Donner (Zeichen de coelo), theils Vögel (ex avibus). Solche Auspicien, welche den inneren Angelegenheiten der Stadt galten, mußten innerhalb des Pomöriums vorgenommen werden, in dem sogenannten Auguraculum auf der Höhe der Burg, und das Collegium der Augurn hatte darüber zu wachen, daß die Aussicht dieser Stelle nicht verbaut werde; dagegen mußten Auspicien, welche sich auf auswärtige Angelegenheiten, wie z. B. die Führung eines Krieges, bezogen, außerhalb des Pomöriums gesucht werden, an einem bestimmten, für die Auspicien geweihten Orte innerhalb der römischen Gemarkung (des ager Romanus). Wenn ein Magistrat ein Auspicium vornehmen wollte, so erhob er sich nach Mitternacht und ging mit dem Augur, der eine Laterne ohne Deckel trug, zu der für die Schau bestimmten Stelle. Nachdem hier der Augur seinen Standpunkt gewählt und zu den Göttern um günstige Zeichen gebetet hatte, theilte er sich den ihm sichtbaren Himmel in vier Felder, indem er, das Gesicht nach Süden gewendet, mit seinem Krummstab eine Linie von Norden nach Süden (Cardo) beschrieb und eine zweite, den Cardo in rechtem Winkel schneidende Linie von Osten nach Westen (Decumanus). Der Schnittpunkt der beiden Linien war der Standpunkt des Augurs selbst. Um diesen Punkt mußte dann auf der Erde ein kleines Quadrat gezogen werden, dessen Seiten mit dem Cardo und mit dem Decumanus parallel liefen. Das Quadrat, sowie auch der ganze für die Schau eingetheilte Himmelsraum, hieß templum, ein Wort, welches einen abgeschnittenen, abgegrenzten Raum bedeutet, abgeleitet von einem im griechischen τέμνω enthaltenen Stammwort. In dem Mittelpunkt des durch gewisse Formeln geweihten Templums wählte der Augur den Platz für sein Zelt, Tabernaculum, das aus Pfählen,

Spießen und Leintüchern oder Brettern erbaut ward. Auch dieses Zelt hieß Templum und durfte nur einen Eingang haben, in der Regel wohl gen Süden; denn der Ritus bei den Augurien war nicht immer derselbe. In den Eingang setzte sich der Augur nieder, um zu beobachten und, nachdem er die Götter um bestimmte Zeichen gebeten hatte, diese zu erwarten. Während der Beobachtung mußte die Natur vollkommen ruhig, der Himmel heiter und die Luft windstill sein; jedes Geräusch, wie das Knarren des Sessels, das Nagen einer Maus, das Fallen irgend eines Gegenstandes, jeder unbekannte Ton sowie jeder sonstige ominöse Zufall galt als eine Störung des Auguriums. Deshalb war der Sessel des Augurs aus einem einzigen Stück Holz gearbeitet, er verhüllte sich das Haupt, um störende Laute nicht zu vernehmen; indessen kam es auch blos auf den Willen an, ob er solche Störungen merken und berücksichtigen wollte oder nicht, ein Umstand, der zu manchen Mißbräuchen Anlaß gab. Der Augur verkündete zuletzt dem Magistrat, der ihm die Schau übertragen, auf dessen Frage, ob die Zeichen günstig seien, das Resultat seiner Beobachtung, und dieser Verkündigung (nuntiatio) mußte der Magistrat sich unbedingt unterwerfen; denn bei den Auspicien war die Verkündigung die Hauptsache, sie hatte nach altem Glauben nicht blos für die Menschen, sondern auch für die Götter etwas Bindendes und mußte, selbst wenn sie falsch und erlogen war, doch eintreffen. Die ungünstige Verkündigung, welche ein Unternehmen verwehrte, hieß obnuntiatio.

Oft geschah es, daß nachträglich über ein Auspicium ein Bedenken eintrat. In diesem Falle hatte auf Antrag des Senats das gesammte Collegium der Augurn einen Bescheid abzugeben, und wenn dieser in Betreff der Wahl eines Beamten oder seines Amtsantritts ungünstig ausfiel, so mußte der Beamte als fehlerhaft gewählt (vitio creatus) sein Amt niederlegen, und alle von ihm vollzogenen Verfügungen und unter seinem Vorsitz gegebenen Gesetze wurden für ungültig erklärt. Wie durch ihre Nuntiatio bei den Auspicien selbst, so hatten die Augurn auch durch diese

Entscheidungen in politischen Dingen eine große Macht in Händen, und sie haben dieselbe oft bei Parteistreitigkeiten geltend gemacht. Als z. B. für das Jahr 444 v. Chr. zum erstenmal statt der Consuln Militärtribunen mit consularischer Gewalt gewählt worden waren und unter den drei regelmäßig zu wählenden Militärtribunen sich zwei Plebejer befanden, brachten es die Patricier durch die Augurn dahin, daß die Militärtribunen im dritten Monat nach ihrem Amtsantritt als fehlerhaft Gewählte von ihrem Amte zurücktraten und wieder patricische Consuln gewählt wurden. Die Augurn erklärten nämlich, daß bei den Auspicien vor der Wahl jener Militärtribunen dem Tabernaculum nicht die gehörige Stellung gegeben worden sei. Zur Zeit des letzten Vejenterkriegs wurde behauptet, daß die fehlerhaft gewählten Militärtribunen die latinischen Feiertage und das Opfer auf dem Albanerberge nicht gehörig hätten ansetzen können; das einzige Sühnmittel für all dieses bestehe darin, daß die Kriegstribunen ihr Amt niederlegten, das Recht der Auspicien erneuert und eine Zwischenregierung eingesetzt werde. Und so geschah es. Als beim Beginn des zweiten samnitischen Kriegs zur Wahl der Consuln ein plebejischer Dictator, M. Claudius Marcellus, ernannt worden war, die Augurn diesen aber für fehlerhaft gewählt bezeichneten, da erklärten die Volkstribunen laut vor allem Volke, offenbar fänden die Augurn den ganzen Fehler darin, daß der Dictator bürgerlichen Standes sei. Auch Gesetze konnten durch ein Decretum der Augurn wieder beseitigt werden, wie das Agrargesetz des S. Titius im Jahre 99 v. Chr.

Kehren wir zu dem Tabernaculum zurück, wo der Augur nach Blitzen seine Schau hält. Er sitzt, mit dem Antlitz nach Süden gewendet, in der Richtung des Cardo, und die Blitze, die ihm von links her kommen, der Seite der aufgehenden Sonne und des Lichtes, sind glückliche, die von der Rechten dagegen vom Untergang der Sonne, sind schlechte Blitze. Diese Art zu beobachten scheint die altrömische zu sein; aber die Stellung des Augurs war manchmal auch eine andre, er beobachtete auch in

der Richtung des Decumanus, indem er nach Osten oder auch nach Westen schaute, eine Methode, die vielleicht aus Hetrurien stammte. Denn hier bestand in vielfacher Hinsicht eine von der römischen verschiedene und sehr ausgebildete Theorie von der Blitzschau. Während die Römer am Himmel nur vier Regionen beschrieben, hatten die Hetrusker deren sechszehn, und aus der Richtung eines jeden Blitzstrahls, aus seiner Farbe und Wirkung, sowie aus der Jahreszeit wußten sie vermittelst ihrer Geheimlehre eine Deutung zu geben. Die Hetrusker hatten elf Kategorien von Blitzen, die römischen Augurn theilten dieselben nur in solche, die am Tage, und solche, die zur Nachtzeit erschienen.

Bei der Beobachtung der Vögel saß der Augur in der Regel nach Süden gerichtet, von Osten her also kamen die linken Vögel (sinistrae aves). Blos größere Vögel wurden berücksichtigt; diese aber waren geschieden in solche, welche durch ihren Flug (alites), und solche, die durch ihre Stimme ein Augurium gaben (oscines). Als alites werden genannt: der Falk, der Geier, der Adler, der nicht genauer zu bestimmende Sanqualis; zu den oscines gehörten die Krähe, der Specht, die unbekannte Parra, der Rabe, und zwar brachte dieser, abweichend von den übrigen, ein günstiges Zeichen, wenn er von der Rechten erschien. Der Specht und die Parra gehörten auch zu den alites. Bei den oscines merkte man nicht blos auf den Ort und die Seite, von wo die Stimme kam, sondern auch ganz besonders auf die Art des Tones. Die Nachteule hatte nicht weniger als neun verschiedene Stimmen, der Ton des Raben war besonders unheilverkündend, wenn er wie mit zugeschnürtem Halse schrie. Ferner waren manche Vögel bedeutsam, weil sie diesem oder jenem Gotte heilig waren, der Adler dem Jupiter, der Specht dem Mars, die Parra der Vesta, der Sanqualis dem Sancus. Manche bedeuteten an sich schon Glück oder Unglück, wie namentlich der Uhu (bubo) ein Unglücksvogel war, andre wieder hatten nur für bestimmte Personen eine Bedeutung, die Taube für Könige, der Schwan für Schiffer; eine Art Habicht (aegithus) war nur bedeutsam für Hochzeiten und für Viehzucht.

Bei dem Fluge der alites kam es auf die Höhe oder Tiefe desselben, auf die Richtung und auf die Art des Fluges an, ob sie leise oder mit rauschenden Flügeln nahten, allein oder in größerer Schaar, friedlich oder in Zwietracht u. s. w.

Die hauptsächlichsten Fälle, in denen Magistrate unter Beihülfe der Augurn Auspicien anstellten, waren der Auszug in den Krieg, die Abhaltung von Volksversammlungen, der Antritt eines Amtes. Wenn ein Feldherr eben mit dem Heere in den Krieg ausziehen wollte, so stellte er zu Rom, doch außerhalb des Pomöriums an einem dazu geweihten Orte, die Auspicien an, um ihre Entscheidung mit in den Krieg zu nehmen. Sie bestanden in Beobachtung der Vögel. Am Tage der Schlacht erneuerte der Feldherr die Auspicien, und zwar in älterer Zeit, so lange die Kriege in Italien geführt wurden, unter Assistenz eines ihn begleitenden Augurs. Ging der Krieg schlecht, so mußte der Feldherr nach Rom zurückkehren und neue Auspicien anstellen (auspicia repetere); mit der Zeit aber wurde dies dahin abgeändert, daß man in Feindesland ein Stück eroberten Landes als römisches Gebiet inaugurirte, um auf diesem römischen Boden die Auspicien zu veranstalten. In der späteren Zeit nahm der Feldherr keinen Augur mehr mit ins Feld und stellte überhaupt keine Vogelschau mehr an in der bisher beschriebenen Art, sondern es folgten ihm die sogenannten Hühnerwärter (Pullarii) und die Haruspices.*) Diese letzteren untersuchten und deuteten vor den entscheidenden Stunden die Eingeweide der Opferthiere, die Pullarii aber, die recht eigentlich an die Stelle der Augurn getreten sind, beobachteten fressende

*) Die Haruspices waren in der Zeit der Republik immer nur Hetrusker, keine Römer. Da die Hetrusker im Besitz einer sehr ausgebildeten Divinationslehre waren, so wurden schon früh bei wichtigen Fällen, wo die römische Divination nicht ausreichte, Haruspices aus Hetrurien berufen, um Auskunft zu geben. Allmählich wurden sie in Rom heimisch und vielfach vom Staate verwendet, hauptsächlich zur Eingeweideschau, zur Sühnung von Prodigien, zum Sühnen und Begraben der Blitze. Erst der Kaiser Claudius hat sie zu einem den übrigen Priesterständen gleichen Collegium von 60 Mitgliedern erhoben.

Hühner, welche sie in einem Käfig mitführten. Dieses Auspicium pullarium ist neben der Beobachtung de coelo und ex avibus die dritte Art von Auspicien, ex tripudiis. Vor der Schlacht oder einer sonstigen kriegerischen Unternehmung ließ der Pullarius nach Mitternacht in einem geweihten Templum und nach Beobachtung der nothwendigen Stille seine jungen Hühner zum Fressen aus dem Käfig, und wenn diese über die vorgeworfenen Mehlklöße (offa pultis) mit solcher Gier herfielen, daß ihnen ein Stück wieder aus dem Schnabel auf den Boden fiel (tripudium), so galt dies als ein günstiges Zeichen; verließen dagegen die Hühner ihren Käfig gar nicht oder nur langsam, flogen sie davon oder wollten sie nicht fressen, so glaubte man, daß irgend eine Gefahr drohe. Diese Art von Auspicien war kurz und bequem, und man konnte auch leicht ein günstiges Resultat erzwingen, wenn man vorher die Hühner hungern ließ. Manchmal wurde auch von den Hühnerwärtern ein glückliches Auspicium erlogen. Ein Beispiel der Art erzählt Livius (10, 40) aus der Zeit des dritten Samniterkriegs. Die Samniter hatten für das Jahr 293 ein gewaltiges Heer aufgestellt, 40,000 Mann, und aus diesen waren 16,000 Mann auserlesen, welche mit glänzenden Waffen und hochbebuschten Helmen geschmückt, durch alterthümliche Zauberformeln gefeit und durch schwere Eide gebunden waren, zu siegen oder zu sterben. Aber der römische Consul, der ihnen gegenüberstand, L. Papirius Cursor der Sohn, wußte in seinen Soldaten eine brennende Kampfeslust zu erwecken, die sich auch den Pullarii mittheilte. In der dritten Nachtwache vor dem Tage der Schlacht hatte Papirius in aller Stille sich erhoben und den Hühnerwärter geheißen, die Zeichen des Götterwillens zu erkunden. Obgleich die Hühner nicht fressen wollten, so erlaubte sich doch der Hühnerwärter, eine Angabe des Götterwillens zu erlügen, und meldete dem Consul die erfreulichste Freßgier seiner Hühner. Dieser, in voller Freude, verkündigte den Soldaten den zugesicherten Beistand der Götter im Gefechte und ließ das Zeichen zur Schlacht aufstecken. Aber noch vor der

Schlacht erfuhr er die Unwahrheit jener Verkündigung; doch er sprach: „Wenn der, welcher des Götterwillens wahrzunehmen hat, mir einen solchen Bericht gibt, so fällt die Verantwortung auf ihn; für das römische Volk und unser Heer ist nun einmal die mir gemeldete erfreuliche Freßgier der Hühner zur herrlichsten Vorbedeutung geworden," — und befahl, die Hühnerwärter vorn in die Linie zu stellen. Noch ehe es zum Schlachtgeschrei und Angriff kam, sank der lügnerische Hühnerwärter, von einem Wurfspieß getroffen, zu Boden. „Die Götter walten in der Schlacht! Die Strafe hat das Haupt des Schuldigen getroffen!" rief der Consul, während ein Rabe hellkrächzend vorüberflog, und ließ zum Angriff blasen. Es gab eine furchtbare Schlacht, und die Römer siegten.

Da in den Centuriatcomitien das römische Volk als Heer erschien und der Campus Martius, wo diese Comitien abgehalten wurden, außerhalb des Pomöriums lag, so waren die vor denselben angestellten Auspicien gleich denen, welche vor dem Abzug eines Heeres veranstaltet wurden; sie waren Auspicien aus dem Vogelflug (ex avibus) und fanden außerhalb des Pomöriums statt. Dagegen erschienen die Auspicien de coelo, die Blitzbeobachtung, als ein Hinderniß der Comitien, und zwar so, daß nicht das Resultat der Beobachtung, sondern schon die Beobachtung an und für sich das Entscheidende war; ja schon die einfache Erklärung eines Magistrats, daß er den Himmel beobachten werde, verbot, an diesem Tage eine Volksversammlung zu halten. Als z. B. der Consul Julius Cäsar über sein von den Aristokraten bekämpftes Ackergesetz in der Volksversammlung abstimmen lassen wollte, erklärte sein Mitconsul Bibulus, um die Bestätigung des Gesetzes zu verhindern, daß er an allen Comitialtagen den Himmel beobachten werde; aber Cäsar kehrte sich nicht an diese Ankündigung und berief die Volksversammlung, und auch in der folgenden Zeit des Jahres halfen die beständigen Ankündigungen des Bibulus, daß er den Himmel beobachten werde, einem Cäsar gegenüber durchaus nichts. — Bei der Be-

obachtung des Vogelflugs war die erste Frage an den Augur: dicito, si silentium esse videbitur („sage mir, ob du glaubst, daß Stille sei"), worauf dieser antwortete: silentium esse videtur; die zweite Frage war: dicito, si addicunt („sage, ob die Vögel günstig sind"), und der Augur antwortete: aves addicunt. Im entgegengesetzten Falle sprach der Augur: alio die („ein andermal"), und die Volksversammlung mußte verschoben werden. Wenn der Magistrat, der die Centuriatcomitien abhalten wollte, die Auspicien erhalten hatte und in die Stadt zurückgekehrt war, so mußte er hernach auf seinem Gange nach dem Campus Martius, dem Ort der Comitien, die Auspicien, wenn sie nicht ungültig werden sollten, bei Ueberschreitung des Pomöriums durch eine bestimmte Ceremonie erneuern, und dasselbe mußte geschehen, wenn er, direct von dem Beobachtungsorte nach dem Campus Martius gehend, den Bach Petronia überschritt; denn ohne dies hob der Uebergang über ein Wasser die Auspicien auf. Wie bei der Kriegsführung, so traten auch bei den Centuriatcomitien wahrscheinlich in späterer Zeit an die Stelle der Auspicien des Vogelflugs die der Pullarii, welche bei den Tributcomitien vielleicht von Anfang an gebräuchlich waren. Ueberhaupt erleichterte und vereinfachte man sich die Sache im Laufe der Zeit immer mehr, so daß gegen Ende der Republik nur noch ein Schein der alten Gebräuche übrig war.

Wenn der Consul und andre höhere Magistrate ihr Amt antraten, so stellten sie vor Anbruch dieses Tages Auspicien an; doch war von diesem Act der Antritt des Amtes selbst nicht mehr abhängig, da die Comitien, in denen der Beamte erwählt worden, nach vorhergegangenen Auspicien abgehalten, die Wahl also von den Göttern im Voraus genehmigt worden war. Jene Auspicien beim Amtsantritt hatten blos die Absicht, von den Göttern günstige Zeichen für die beginnende Amtsführung zu erhalten, dieselbe gleichsam unter den Schutz der Götter zu stellen. Die Inauguration, das Abhalten von Auspicien in der Absicht, für die Wahl einer Person die nachträgliche Genehmigung der Götter zu erhalten

und dieselbe den Göttern zu weihen, fand nur bei Priestern statt, und wenn auch die Könige inaugurirt wurden, so bezog sich dies auf das Priesteramt derselben. Die Inauguration des von Senat und Volk erwählten Königs Numa wird uns von Livius (1, 18) und Plutarch (Numa 7) ausführlicher erzählt. Während das Volk in gespannter Erwartung auf dem Forum des Ausgangs harrte, wurde der König von den Augurn und den Priestern auf die Burg zum Auguraculum geführt. Hier setzte ihn der erste Augur mit verhülltem Haupte, gegen Mittag gewendet, auf einen Stein; dann setzte sich der Augur, ebenfalls mit verhülltem Haupte, ihm zur Linken, in der Rechten seinen Krummstab haltend. „Er nahm die Aussicht über die Stadt und über das Feld, und wie er nach Anrufung der Götter die Himmelsgegenden von Morgen bis Abend bezeichnet hatte, nannte er Mittag die rechte, Mitternacht die linke Seite. Als Grenze zwischen beiden steckte er in Gedanken ein Ziel sich gegenüber, soweit seine Augen reichten. Darauf nahm er den Seherstab aus der rechten in die linke Hand, legte die Rechte auf Numas Haupt und betete so: „Vater Jupiter, wenn es dein heiliger Wille ist, daß dieser Numa Pompilius, dessen Haupt ich jetzt berühre, König zu Rom werde, so wollest du uns untrügliche Zeichen innerhalb der Grenzen offenbaren, die ich bezeichnet habe." Dann bestimmte er wörtlich, welche Vögel und wie sie geflogen kommen sollten, und als sie erschienen waren, stieg Numa als erklärter König von der Schauhöhe herab."

Bei denjenigen Priestern, deren Dienst lebenslänglich war, galt auch die Weihe der Inauguration für Lebenszeit; wenn aber ein Priester wieder aus seinem Amte austrat, so mußte eine Exauguration jene Weihe wieder aufheben. Dasselbe war nöthig, wenn ein inaugurirter Ort dem profanen Gebrauche zurückgegeben wurde. Auch Gebäude und Oertlichkeiten nämlich wurden durch die Inauguration den Göttern geweiht und dadurch dem profanen Gebrauche entzogen und zu einem Templum gemacht, d. h. zu einem Orte, an welchem Auspicien angestellt und Handlungen, denen Auspicien vorhergehen mußten, vorgenommen werden konnten.

So waren alle Orte, an welchen öffentliche Verhandlungen stattfanden, inaugurirt: die Rostra auf dem Forum, die Curie, wo der Senat sich in der Regel versammelte, der Campus Martius, wo die Centuriatcomitien abgehalten wurden, ferner die meisten Tempel und Heiligthümer, sowie das Pomörium der Stadt, welches die Grenze der städtischen Auspicien bildete. Der Tempel der Vesta war nicht inaugurirt, weshalb in ihm keine Senatssitzungen gehalten werden konnten. Ueberhaupt war das Auguralwesen so sehr in alle Verhältnisse eingedrungen, daß auch die Anlagen der Städte, des Lagers, der Aecker, Weinberge und Obstgärten u. s. w. nach den Gesetzen des Templums, nach dem Cardo und Decumanus, stattfanden.

Wir haben bisher drei Arten von Auspicien kennen gelernt: de coelo, ex avibus, ex tripudiis. Die Alten fügten hierzu noch zwei andre: ex quadrupedibus (aus Vierfüßlern) und ex diris (aus Unglückserscheinungen). Diese beiden gehörten nicht zu denen, welche man bei der Anstellung von Auspicien sich von den Göttern erbat, sondern waren solche, die sich von selbst darboten und nicht blos bei den Auspicien eine Störung verursachten, sondern auch bei allen Unternehmungen und Vorkommnissen des gewöhnlichen Lebens eine üble Vorbedeutung hatten. Dies war z. B. der Fall, wenn eine trächtige Hündin, ein Wolf, ein Fuchs oder eine Schlange Jemandem begegnete oder über den Weg lief, ferner wenn man mit dem Fuße anstieß, wenn ein Schuhriemen riß und dergleichen.

Das Opfer.

Das Opfer mit dem es begleitenden Gebete war bei den Römern wie bei den Griechen der Haupbestandtheil des Cultus und wurde den Göttern zu jeder beliebigen Zeit, hauptsächlich aber an den Festtagen und bei allen bedeutenden Ereignissen des Lebens dargebracht zur Anerkennung der Abhängigkeit, zur Bezeugung der Ehrfurcht und Dankbarkeit und zur Erlangung ihrer

Verzeihung und Gnade. In den vorhergehenden Abschnitten sind mancherlei Arten von Opfern erwähnt worden, Opfer von einzelnen Personen, von Familien und Geschlechtern, von Sodalitates, Volks- und Staatsopfer, Sühn-, Bitt- und Dankopfer; es war die Rede von einfachen Rauchopfern und Spenden, wie sie z. B. am Geburtstag dem Genius dargebracht wurden, von der Opferung von Früchten und Speisen beim Culte der Laren und Penaten, sowie von Thieropfern. Das Rauchopfer, welches nicht blos für sich allein dargebracht wurde, sondern auch mit dem Thieropfer und den Spenden verbunden war, bestand in ältester Zeit aus einheimischem wohlriechendem Rauchwerk, später besonders aus Weihrauch, von welchem die Reicheren große Massen, die Aermeren nur einzelne Körner zu verbrennen pflegten; man warf ihn immer mit zwei oder drei Fingerspitzen ins Feuer. Die Spende oder das Trankopfer (libatio) war der den Göttern geweihte Ausguß von Flüssigkeiten, von Milch, Honig und besonders von lauterem, reinem Wein, der immer von beschnittenen Reben stammen mußte. Von den Speisen erhielten bei jeder Mahlzeit die Hausgötter ihr Theil, in ähnlicher Weise, wie bei Homer vor der Mahlzeit Opferstückchen den Göttern ins Feuer geworfen wurden. (Bilder aus dem altgriechischen Leben S. 49.) Neben den erwähnten gab es noch andre unblutige Gegenstände des Opfers, Erstlinge der Früchte, Blumen, Kuchen, die mola salsa, d. i. mit Salz gemischtes Schrot von gedörrtem und gestampftem Spelt; sie wurde nicht blos für sich geopfert, sondern durfte überhaupt bei keinem Thieropfer fehlen. In der Zeit des Numa, welche durch Einfachheit und Nüchternheit in religiösen Dingen sich auszeichnete, sollen diese unblutigen Opfer die einzigen gewesen sein. Wenn dies auch nicht völlig der Wahrheit entspricht, so waren doch in jener alten Zeit die unblutigen Opfer vorherrschend, und sie haben sich auch in der Folgezeit bei einigen Culten und besonders bei armen Leuten erhalten, während im Allgemeinen das Thieropfer, das blutige, die Ueberhand erhielt. Von diesem soll im Folgenden hauptsächlich die Rede sein.

Die Opferthiere wurden von den Römern im Allgemeinen unterschieden in victimae, d. h. Rinder, und hostiae, kleinere Thiere, welche je nach den heiligen Vorschriften der einen oder der andern Gottheit genehm waren. Ueberhaupt war die Wahl des Opferthiers durch bestimmte Rücksichten bedingt. So wurden den weiblichen Gottheiten nur weibliche, den männlichen männliche Thiere geopfert, den größeren Göttern größere Thiere und umgekehrt. Schwarze Opferthiere wurden den Manen und den unterirdischen Göttern dargebracht. Dem Jupiter Capitolinus opferte man weiße Rinder mit vergoldeten Hörnern; Stiere waren wohlgefällig dem Neptun und Apollo, Eber dem Mars und Liber; dem Liber opferte man auch den Bock, der die Rebe schädigt, der Venus die Taube, der keuschen Minerva ein Kalb. Ceres erhielt die erdaufwühlende Sau, Tellus eine trächtige Kuh, Proserpina eine unfruchtbare Kuh u. s. f. Die gewöhnlichsten Opferthiere waren Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine, überhaupt Zucht- und Hausthiere. Die Thiere, welche den Göttern dargebracht wurden, mußten gesund und fehlerlos sein, sanft und fett, sie durften nie das Joch getragen haben, weshalb der Priester sie aus der Heerde auswählte und mit Kalk zeichnete. Vor dem Opfer prüfte sie der Priester, ob sie gesund seien, indem er ihnen Wein oder Wasser auf den Kopf schüttete; machten sie dabei eine Bewegung, so galten sie für gesund und kräftig.

Bei außerordentlichen Staatsopfern wurde öfter eine große Anzahl von Thieren geschlachtet, bisweilen eine ganze Hekatombe, 100 Stück. Eine solche gelobte Marius im cimbrischen Kriege; ja nach der unglücklichen Schlacht am trasimenischen See wurden dem Jupiter 300 Stiere geopfert. Uebrigens wurden erst in der Kaiserzeit die Hekatomben häufiger. Bei bestimmten Gelegenheiten, namentlich bei dem großen Sühnopfer, welches am Schlusse des Lustrums angestellt wurde, sowie bei dem Opfer, das der Feldherr nach abgehaltenem Triumph dem Jupiter darbrachte, wurde ein Eber, ein Widder und ein Stier geschlachtet. Ein solches Opfer hieß Suovetaurilia, Schwein- Schaf- Stieropfer.

In Ermangelung wirklicher Opferthiere halfen sich die Römer sowohl wie die Griechen dadurch, daß sie von den Opferbäckern (fictores) aus Teig oder aus Wachs Thierfiguren formen ließen und diese opferten, in der Ueberzeugung, daß den Göttern der gute Wille ebenso genehm sei, als die That. Dies geschah hauptsächlich in dem Fall, wenn bei dem Opfer das Thier wegen irgend eines Makels verworfen worden war und ein zweites Opferthier (succidanea) nöthig wurde.

Wenn der Mensch mit Opfer und Gebet den Göttern nahte, so mußte er rein sein an Leib und Seele. Die Götter verlangen ein reines Gewissen und einen keuschen und frommen, aber heiteren Sinn, und dem entsprechend soll auch die äußere Erscheinung dessen sein, der vor sie tritt. Der Opfernde badete sich vorher in reinem Quellwasser und kleidete sich in frisch gewaschene weiße Kleider, unmittelbar aber vor der Opferhandlung netzte er noch einmal die Hände in dem Wasserbecken, das sich an dem Eingang des Heiligthums befand. Auch alle Gefäße und sonstigen Opfergeräthe mußten rein und sauber sein. Der Opfernde sowohl wie der assistirende Priester waren mit den Zweigen desjenigen Baumes bekränzt, der dem betreffenden Gotte besonders werth war. Der Priester trug auch heilige Binden, Infuln. Auch das Opferthier wurde öfter bekränzt und immer mit heiligen Binden geschmückt, die theils über seinen Rücken gehängt, theils um seinen Kopf geschlungen waren, so daß sie zu beiden Seiten über die Augen herabhingen, damit es das Beil nicht gewahr würde und scheue. Alles Profane, jegliche Störung, sei es durch Worte oder Handlungen, mußte fern gehalten werden; denn jede Unterbrechung wurde als ein böses Omen angesehen. Deshalb gebot der Opferherold beim Beginn der Opferhandlung durch den Zuruf: favete linguis! den Anwesenden andachtsvolles Schweigen, ein Flötenbläser spielte während des Opfers, damit man keinen störenden Laut vernehme, und aus demselben Grunde verhüllte der Opfernde, wenn er nach römischem Ritus opferte, sein Haupt, indem er die Toga schleierartig über den Hinterkopf in die Höhe zog. Nur

bei den Opfern, die nach griechischem Ritus vollzogen wurden, ließ man das Haupt unverhüllt, wie bei dem Opfer des Hercules, des Saturnus, des Honos.

Das Gebet wurde von dem Opfernden stehend verrichtet, indem er, gen Osten gewendet, die Hände zum Himmel erhob oder den Altar anfaßte. Bei Opfern für die unterirdischen Götter dagegen berührte man im Gebet mit den Händen die Erde, und bei den Supplicationen, den Buß- und Bittfesten, pflegte man knieend zu beten, die Frauen mit aufgelöstem Haar, ungegürtet und barfuß zum Altare rutschend und den Altar mit dem Haare kehrend. Auch betete man still, den Finger auf den Mund legend. Wenn man gebetet hatte, drehte man sich rechts um und setzte sich dann nieder.

Schauen wir einem Staatsopfer zu, wie es von einem Magistrat unter Assistenz eines Pontifex vollzogen wird. Am Tage des Opferfestes ziehen die Opfernden bekränzt, in weißen Feierkleidern, zu den im Freien errichteten Altären, die mit Binden und Kränzen aus Gras und Laub, aus Blumen und Zweigen geschmückt sind. Dem ihnen folgenden Pontifex schreitet ein Lictor voraus, der die Menge vor ihm wegtreibt. Wenn man an der Opferstätte angekommen ist, fordert der Herold den Pontifex und den Magistrat auf, die heilige Handlung mit aller Aufmerksamkeit zu verrichten, und ruft der versammelten Menge sein: favete linguis! zu. Jetzt führen die Opferdiener (popae), mit Lorbeer geschmückt, in hochgeschürztem Gewande, das die Brust und die Schultern bloß läßt, die bekränzten Opferthiere in die Nähe des Altars und weisen mit dem Rufe: procul este, profani! die Unreinen hinweg. Die Thiere durften nicht mit Gewalt herbeigezogen werden, sondern gingen wie freiwillig an schlaffem Stricke zum Altar, wo sie ungebunden stehen blieben; denn es war eine zu sühnende Verletzung, wenn bei dem Opfer etwas gebunden war. Nachdem hierauf die Opfernden, mit den Händen den Altar haltend, das ihnen vom Pontifex vorgesagte Gebet gesprochen, weihte der Pontifex das Opferthier. Er schüttete

ihm aus einer Schale Quellwasser und Wein und mit dem Opfermesser den Opferschrot (die mola salsa) und Weihrauch über den Kopf, kostete dann den Wein und gab ihn den Opfernden zu trinken, worauf er dem Thiere die am meisten hervorragenden Haare zwischen den Hörnern abschnitt und sie in das auf dem Altar brennende Feuer warf. Hell loderte von dem trockenen Holze die Flamme, deren freudiges Knistern noch durch hineingeworfenen Schwefel und Harz vermehret ward. Hierauf zog der Pontifex, gegen Osten gewandt, dem Thiere das Messer schräg von der Stirne bis zum Schweife und sprach dann: „Es ist geweiht“ (macta est = magis aucta). Nun fragte der Victimarius, einer von den Opferdienern, den Priester: agone? „thu' ich's?“ und nachdem dieser geantwortet: age oder hoc age: „thu's!“ so schlug er das Thier mit dem Beil oder mit einem Hammer oder Schlägel vor den Kopf, daß es niederstürzte, worauf der Cultrarius mit dem Messer (culter) ihm die Kehle durchschnitt. Es galt als ein böses Zeichen, wenn das Thier nicht an die rechte Stelle getroffen ward, nicht auf den ersten Schlag zusammensank, sondern wohl gar davonlief. Bei Schafen und Schweinen bedurfte es des Victimarius nicht, sondern blos des Cultrarius. Das strömende Blut wurde in Gefäßen aufgefangen und mit Weihrauch, Wein und Opferschrot theils auf, theils um den Altar gegossen.

Nach einer Weinspende wurde dann das Thier auf den Opfertisch gelegt, mit Wein und Weihrauch überschüttet und zerschnitten. Mit einem größeren Messer wurde der Leib des Thieres geöffnet, dann die Eingeweide (exta), besonders Leber, Herz und Lunge, mit kleineren Messern herausgenommen — mit den Händen durften sie nicht berührt werden — und von den Haruspices untersucht. Waren die Eingeweide nicht gesund und gut, so mußte ein zweites Opfer gebracht werden, und so oft mehrere. Wenn das Opfer unter günstigen Zeichen gebracht war (litatum), so folgte eine neue Spende und das Verbrennen von Opferfladen (ferctum, strues), die aus Weizenmehl, Oel und Honig bestanden. Nach der Unter-

suchung wurden die exta in einen Topf gelegt und gekocht, und dabei wieder beobachtet, ob die Leber während des Kochens zusammenfiel, was für eine schlimme Vorbedeutung galt, dann kunstgemäß vorgeschnitten, mit Opferschrot bestreut, dreimal um den Altar getragen und mit andern den Göttern gebührenden Fleischstücken auf dem Altar verbrannt, wobei die Götter eingeladen wurden, die Gaben freundlich anzunehmen. Hierauf folgte die Adoration. Unter Kußhänden drehte sich der Pontifex rechtswärts um den Altar, indem er mit erhobenen Händen zu den betreffenden Göttern flehte. Nach dem Gebete drehte er sich rechts herum, brachte die Rechte zum Munde, indem er den Zeigefinger auf den Daumen legte, und machte sitzend, während man bis dahin gestanden, die Veneration mit dem Volke. Nach nochmaliger Libation wurde das Volk mit den Worten: ilicet (ire licet) oder valete oder ex templo entlassen, und damit war die Opferhandlung zu Ende. Die Priester aber und die Magistrate blieben zusammen, um ein Festmahl zu halten, das von den Epulones (S. 157) prächtig hergerichtet ward. Bei Privatopfern veranstalteten die, welche das Opfer gebracht hatten, mit ihren Angehörigen und Freunden ein Opfermahl.

Eine unglückliche Opferschau erzählt Livius (41, 14 f.) aus dem Jahre 178 v. Chr. „Als die Consuln dieses Jahres, Cn. Cornelius und Q. Petillius, an ihrem ersten Amtstage dem Jupiter, wie gewöhnlich, jeder einen Stier opferten, fand sich in dem Opferthiere, welches Petillius darbrachte, der eine Lappen an der Leber nicht. Als er es dem Senate meldete, hieß er ihn das Opfer mit Stieren bis zum Gelingen fortsetzen. — Während der weiteren Verhandlungen im Senat hatte Cn. Cornelius, vom Gerichtsdiener herausgerufen, das Staatsgebäude verlassen. Jetzt kam er eiligst und mit verstörtem Blicke zurück und eröffnete den versammelten Vätern, die Leber eines von ihm geopferten 600pfündigen Stiers sei zergangen. Weil er dies dem Opferdiener auf dessen Anzeige nicht so geradezu habe glauben wollen, habe er selbst von dem Kessel, in welchem die Eingeweide ge-

kocht wurden, das Wasser abgießen lassen und gesehen, daß die übrigen Theile der Eingeweide unversehrt gewesen, die ganze Leber aber auf eine unerklärliche Weise verkocht sei. Die über dieses Schreckzeichen betroffenen Väter machte der andre Consul noch mehr besorgt. Er sagte, es habe ihm, weil immer an der Leber der eine Lappen gefehlt habe, mit drei Stieren kein Opfer gelingen wollen. Der Senat befahl, mit großen Thieren bis zum Gelingen fortzuopfern. Man sagt, bei den übrigen Gottheiten sei es gelungen; nur bei der Salus habe es dem Petillius nicht gelingen wollen." Beide Consuln fanden in diesem Jahre den Tod, Cornelius durch einen Schlagfluß, der ihn auf dem Rückweg von dem auf dem Albanerberge gefeierten latinischen Feste getroffen, Petillius im Krieg durch einen feindlichen Speer.

Menschenopfer, zur Sühne für die Sünden der ganzen Gemeinde den Göttern hingegeben, hatten sich aus den ältesten rohen Zeiten bei den Griechen und bei den Römern zum Theil lange erhalten. Die Griechen hatten in der Zeit einer humaneren Gesittung manche derselben ganz aufgehoben und durch stellvertretende Gegenstände, namentlich durch Opferthiere ersetzt. Darauf weisen z. B. die Sagen von der beabsichtigten Opferung der Iphigeneia nnd der des Phrixos hin. In Sparta führte Lykurg am Feste der Artemis Orthia statt des Opfers von Knaben die Geißelung derselben ein. Wenn ein Menschenopfer beibehalten worden war, so milderte man es auf irgend eine Weise. In Athen z. B. wurden dem Apollon an dem Feste der Thargelien zwei Verbrecher, die ohnedies sterben mußten, geopfert, indem man sie von einem Felsen hinabstürzte. Demselben Apollon wurden zu bestimmten Zeiten Verbrecher als Sühnopfer vom leukadischen Felsen gestürzt; aber um ihnen den Sturz zu erleichtern, band man ihnen Federn und ganze Vögel unter, man fing sie unten in Kähnen auf, um sie alsdann lebend über die Grenze zu bringen. An den Agrionien, die dem Dionysos zu Orchomenos in Böotien gefeiert wurden, verfolgte der Priester eine zum Opfer bestimmte Jungfrau mit dem Schwerte; holte

er sie ein, so durfte er sie tödten. Allein man setzte voraus, daß er sie entfliehen ließ. Ebenso haben die Römer, bei denen in ältester Zeit besonders die unterirdischen Götter Menschenblut heischten, schon früh, wahrscheinlich zumeist in dem Zeitalter des Numa, die Menschenopfer abgeschafft und durch sinnbildliche Gebräuche ersetzt oder wenigstens gemildert. Man erkennt eine solche Abschaffung der Menschenopfer in der Erzählung von der Unterredung, welche Numa mit dem vom Himmel herabgezauberten Jupiter über die Sühnung der Blitze hatte (S. 168), sowie in dem, was S. 164 von dem Argeeropfer gesagt ist. An den Compitalien waren in alter Zeit der Mania Kinder geopfert worden; dafür brachte man ihr seit Junius Brutus Mohn- und Knoblauchköpfe dar. Wenn ein Menschenopfer noch fortbestand, opferte man gewöhnlich zum Tode verurtheilte Verbrecher, wie an dem in Rom selbst gefeierten Feste des Jupiter Latiaris. Erst im Jahre 97 v. Chr. wurden durch einen Senatsbeschluß die Menschenopfer aufgehoben; doch kommen dergleichen auch später noch bisweilen vor. So ließ Octavian im Jahre 40 v. Chr. nach der Eroberung von Perusia 300 gefangene vornehme Römer an einem Altar des vergötterten Julius Cäsar an dessen Todestage, dem 15. März, wie Opferthiere abschlachten — der letzte große Act von Grausamkeit in dem Leben des Octavian.

Eine Art von Menschenopfer war auch die Devotio, durch welche ein Feldherr für sein Vaterland und sein Heer sich und zugleich das gegnerische Heer den unterirdischen Göttern, d. h. dem Tode weihete. Der bekannteste Fall der Art ist durch die Beschreibung des Livius (8, 9) die Todesweihe des P. Decius Mus in der Schlacht am Vesuv im Jahre 340 v. Chr. während des Kriegs gegen die Latiner. „Ehe die beiden Consuln," heißt es bei Livius, „in die Linie ausrückten, ließen sie Opferthiere schlachten. Da soll der Opferschauer dem Decius bemerklich gemacht haben, daß auf derjenigen Seite der Leber, welche die Römer anging, der in der Opfersprache mit dem Namen „Haupt" belegte Lappen wie abgehauen fehle, übrigens nähmen die Götter

das Opfer gnädig an, und sein College T. Manlius habe sehr erwünscht geopfert. „So steht Alles gut, sprach Decius, wenn nur mein Amtsgenosse glücklich geopfert hat.“ — Manlius führte den rechten Flügel, Decius den linken. Im Anfange des Gefechts waren auf beiden Seiten gleiche Kräfte, gleiches Feuer des Muths; dann aber zog sich auf dem römischen linken Flügel das erste Treffen, das den eindringenden Latinern nicht widerstehen konnte, auf das zweite zurück. In dieser Verlegenheit rief der Consul Decius dem M. Valerius mit lauter Stimme zu: „Valerius, hier müssen die Götter helfen. Auf! sage du mir als Pontifex des römischen Volkes die Gebetsformel vor, nach welcher ich mich für die Legionen darbringen muß.“ Der Pontifex hieß ihn einen verbrämten Friedensrock (die toga praetexta) anlegen und mit verhülltem Haupte, die Hand unter der Toga neben dem Kinne hervorgestreckt, mit beiden Füßen über einem Pfeile stehend, also sprechen:

„„Janus, Jupiter, Vater Mars, Quirinus, Bellona, ihr Laren, ihr Neungötter, ihr einheimischen Götter, ihr Götter, in deren Macht wir und die Feinde stehen, ihr göttlichen Manen, zu euch bete, flehe ich, erbitte mir die Gnade und versichere mich ihrer, daß ihr dem römischen Volke der Quiriten Uebermacht und Sieg angedeihen und über die Feinde des römischen Volkes der Quiriten Schrecken, Entsetzen und Tod kommen lassen wollet. Sowie ich euch dies hiermit ausdrücklich verheißen haben will, so weihe ich für den Staat der Quiriten, für ihr Heer, für ihre Legionen und für die Hülfsvölker des römischen Volkes der Quiriten jetzt die Legionen und Hülfsvölker der Feinde sammt mir den Göttern der Todten und der Tellus zum Opfer.““

„Nach diesem Gebet hieß er seine Lictoren sich zum T. Manlius begeben und seinem Amtsgenossen eiligst melden, daß er sich für das Heer dem Tode geweiht habe. Dann schwang er sich, in der gabinischen Weise gegürtet, bewaffnet auf sein Pferd und stürzte sich mitten in die Feinde. Beide Heere blickten auf ihn als eine über die Menschheit erhabene Gestalt, sahen in

ihm den als Sühnopfer alles göttlichen Zornes vom Himmel Herabgesandten, der alles von den Seinen abgewandte Verderben auf die Feinde hinüberträge; so sichtbar setzte gleich Anfangs jede Art des Schreckens und Entsetzens, mit ihm hereinbrechend, die Glieder der Latiner in Verwirrung und verbreitete sich dann über ihr ganzes Heer. Das Auffallendste war, daß sie allenthalben, wo er zu Pferde vordrang, nicht anders, als vom Ausflusse eines pestbringenden Gestirnes angeweht, verzagten; und wo er, überdeckt von Geschossen, niedersank, da nahmen die Cohorten der Latiner mit unverkennbarem Entsetzen die Flucht und ließen weite Strecken leer. Zugleich erhoben sich auch die Römer, der Furcht vor den Mächten des Himmels entledigt, als wäre ihnen jetzt erst das Zeichen gegeben, und fingen die Schlacht aufs neue an." Zuletzt gewann T. Manlius die Schlacht nach schwerem Kampfe.

Ein Menschenopfer war auch die allerdings sagenhafte Opferung des M. Curtius, der sich zur Rettung seiner Vaterstadt und zur Beschwichtigung der Unterirdischen in voller Rüstung auf seinem Streitroß in den plötzlich auf dem Forum entstandenen furchtbaren Schlund hinabgestürzt haben soll.

Die Volksversammlung.

Die höchste Gewalt im römischen Staate war getheilt unter das Volk, den Senat und die Magistrate. Das Volk war im Besitze der eigentlichen Hoheitsrechte, bei ihm ruhte über die wichtigsten Angelegenheiten des Staates die höchste und letzte Entscheidung; der Senat, ein Ausschuß aus der Volksgemeinde, hatte die oberste Leitung der Verwaltung, den Magistraten aber, zu denen auch der König zu zählen war, gehörte die ausübende Gewalt, sie vollzogen die Beschlüsse des Volks und des Senats kraft des ihnen vom Volke übertragenen Amts. Seine Hoheitsrechte übte das Volk in der Volksversammlung. Doch müssen wir von vornherein aufmerksam machen auf den Unterschied der eigentlichen Volksver-

sammlungen, der Comitien, und der Concionen. Die Concio nämlich war eine Versammlung des Volkes, die von einem Magistrat zusammenberufen ward, um die Bekanntmachung von Beschlüssen und sonstige den Staat betreffende Mittheilungen entgegenzunehmen oder um über ein vorzuschlagendes Gesetz, über Wahlen u. s. w. zu debattiren, ohne daß eine Abstimmung stattfand; die Comitia dagegen waren eine von einem Magistrate berufene Volksversammlung zum Zwecke einer Abstimmung und definitiven Beschlußfassung über eine ihr vorgelegte, den Staat betreffende Angelegenheit, über eine Rogatio, einen Antrag, welcher vom Volke angenommen oder verworfen ward. In diesen Comitien also übte das Volk seine Hoheitsrechte aus.

In der Königszeit bis auf Servius Tullius bildeten die Volksgemeinde oder die Bürgerschaft (populus) nur die Patricier, die Altbürger, welche in 30 Curien eingetheilt waren und nach diesen Abtheilungen sich in der Volksversammlung versammelten; denn die römischen Volksversammlungen unterscheiden sich von den griechischen dadurch, daß das Volk in ihnen immer nach seinen politischen Abtheilungen gegliedert war, während es in der griechischen Volksversammlung als eine ungeordnete Menge zusammenkam. Deshalb hieß die älteste Volksversammlung der Römer Comitia curiata, die Versammlung der Curien. Die Befugnisse derselben waren in der Königszeit nach dem Zeugniß des Dionysius folgende: 1) Die Wahl der Magistrate, besonders des Königs; denn das römische Königthum beruhte nicht, wie bei den Griechen, auf Erbfolge, sondern auf der Wahl des Volkes. Wenn ein König gestorben war, so fiel die Souveränität, welche für einen Ausfluß des souveränen Volkswillens galt, wieder an das Volk zurück, und die Stelle des Königs ward unterdessen von öfter wechselnden Zwischenkönigen (Interreges) vertreten. Der letzte Interrex schlug im Namen des Senats in der Volksversammlung den zu wählenden König vor, welchen das Volk anzunehmen oder zu verwerfen hatte. Das Wahlrecht des Volks war also ein beschränktes. Nachdem der Gewählte durch die Auspicien die Genehmigung der Götter

(Inauguratio, S. 189) empfangen hatte, übertrug ihm auf sein specielles Ansuchen das Volk in einer zweiten Versammlung durch die Lex curiata de imperio das Imperium, d. h. den militärischen Oberbefehl und die gesammte Straf- und Richtergewalt. Die übrigen höheren Beamten, deren Zahl im Ganzen gering war, wurden meistens vom König ernannt, zum Theil auch wohl vom Volke erwählt. — 2) Die Genehmigung neuer Gesetze. Uebrigens mochte hierin der Wirkungskreis der Volksversammlung in der Königszeit bis auf Servius Tullius sehr beschränkt gewesen sein; denn damals war die Gesetzgebung nur noch in ihren ersten Keimen vorhanden, da die meisten Gesetze mehr auf dem alten Gewohnheitsrechte der verschiedenen Stämme beruhten, als durch ausdrückliche Beschlüsse eingeführt wurden. Fand dies einmal statt, so geschah es in der Weise, daß der Senat oder der König den Gesetzesvorschlag machte und das Volk ihn einfach annahm oder ablehnte. — 3) Entscheidung über Krieg und Frieden. — 4) Die höchste Gerichtsbarkeit in Capitalsachen, indem die Bürger, d. h. die Patricier, das Recht der Provokation hatten, das Recht, von einer Verurtheilung durch die Magistrate an die Volksversammlung zu appelliren. Das erste bekannte Beispiel der Art war der Proceß des Schwestermörders Horatius unter Tullus Hostilius.

Außer diesen vier genannten Befugnissen standen den Curien oder Curiatcomitien noch manche Rechte zn, welche sich auf innere Angelegenheiten der Patricier, als einer geschlossenen Corporation von Geschlechtern, und namentlich auf das Familienleben bezogen. Wenn z. B. ein Fremder oder ein Plebejer in den Verband der Curien, unter die Patricier, aufgenommen werden sollte, so war dazu ein Beschluß der Curiatcomitien nöthig. Auch die Arrogation mußte vor den versammelten Curien vorgenommen werden. Diese war nämlich die Adoption eines erwachsenen selbständigen Bürgers in eine andre Gens, wobei die Interessen der Familien und Gentes, sowie der Gentilsacra im Spiele waren. Es konnte z. B. vorkommen, daß durch eine solche Adoption der Letzte einer Gens in eine andre überging und jene dadurch ganz erlosch. Dann wären auch die

Sacra der Gens, über deren Erhaltung die Pontifices zu wachen hatten, untergegangen. Deshalb mußte den Arrogationen die Zustimmung der aus den Geschlechtern zusammengesetzten Curien, sowie auch der in der Volksversammlung anwesenden Pontifices zu Theil werden.

Den Curiatcomitien stand, wie überhaupt den römischen Volksversammlungen, welcher Zusammensetzung sie auch sein mochten, nie die Initiative zu. Sie konnten nicht zusammentreten, ohne berufen zu sein, konnten selbst keinen Vorschlag thun; sie hatten weder ein Recht, einen gemachten Vorschlag umzuändern, noch darüber zu discutiren. Sie antworteten in ihrer Abstimmung blos mit Ja oder Nein. In der Königszeit berief die Volksversammlung der König selbst oder ein von ihm beauftragter Magistrat, wie der Tribunus Celerum, und der Berufende hatte in der Versammlung auch den Vorsitz. In der republikanischen Zeit ging das Präsidium auf die höheren patricischen Magistrate über, die Consuln, Prätoren, Dictatoren. Nach vorhergegangenem Beschlusse des Senats, der grundsätzlich jeder Volksversammlung vorausgehen mußte, und nach glücklich ausgefallenen Auspicien wurden die Patricier zur Versammlung berufen, und zwar einzeln durch Präcones (Herolde) oder Lictoren, welche von Haus zu Haus gingen und jedesmal den Namen des Berechtigten und — als Zeichen seiner edlen Geburt — den Namen seines Vaters nannten. Der Versammlungsort war das Comitium, der freie Platz vor der Curia, wo das Tribunal des Königs war. Die Eröffnung der Volksversammlung geschah ohne Zweifel mit Opfer und Gebet, worauf der Vorsitzende die zu entscheidende Sache vortrug und dann zur Abstimmung aufforderte. Die Curie, welche zuerst abstimmen sollte, wurde durch das Loos erwählt; sie hieß Principium, was dasselbe ist wie Praerogativa. Jeder Einzelne stimmte selbständig in seiner Curie, und wofür die Mehrzahl der Stimmen in derselben sich entschieden hatte, das galt als die Gesammtstimme der Curie. Da die Zahl der Curien im Ganzen dreißig war, so mußten für den Antrag, wenn er durchgehen sollte, wenigstens sechszehn Stimmen sein.

Als der König Servius die Patricier und Plebejer, die Alt- und Neubürger, zu einer einzigen Gemeinde vereint, nach dem Vermögensstande in Classen und Centurien theilte, schuf er auch eine neue Art von Volksversammlung, die Centuriatcomitien (Comitia centuriata), in welchen die Plebejer mit den Patriciern vereinigt waren und die Gemeinde nach Centurien abstimmte. Die Versammlung repräsentirte zugleich auch das römische Heer. Auf diese neue, das ganze Volk umfassende Versammlung übertrug Servius die Hoheitsrechte, welche bis dahin die einseitig die Aristokratie vertretenden Curiatcomitien gehabt hatten; doch diese blieben neben den Centuriatcomitien bestehen und behielten vor der Hand noch einigen Antheil an den Staatsgeschäften, verloren aber mit der Zeit immer mehr an politischer Bedeutung. Obgleich aber die Comitia centuriata das gesammte Volk umfaßten, so daß auch der niedrigste und ärmste Plebejer daran Antheil nahm, wenn er nur das 17. Lebensjahr zurückgelegt hatte, so war die Einrichtung derselben doch so, daß das Uebergewicht bei den Vornehmen und Reichen verblieb; sie hatten einen vorzugsweise aristokratischen conservativen Character. Denn es wurde nicht nach der Kopfzahl, sondern nach Centurien abgestimmt, und da nun die Vornehmen, die Patricier, die im Allgemeinen auch zu den Reichsten gehörten, besonders in den achtzehn Centurien der Ritter und den achtzig Centurien der 1. Classe enthalten waren, während die Gesammtzahl der Centurien 193 betrug,*) so hatten jene, wenn sie bei der Abstimmung zusammenhielten, schon durch ihre 98 Stimmen die Majorität, so daß alle andern Classen nicht mehr abzustimmen brauchten. Dazu kam, daß die Kopfzahl in den Centurien sehr verschieden war, daß nach Angabe des Cicero eine Centurie der unteren Classen, in denen die Aermeren stimmten, mehr Köpfe zählte, als die ganze erste Classe

*) Wir geben hier keine vollständige Uebersicht der servianischen Classen- und Centurieneintheilung, da diese in jedem Lehrbuch der Geschichte zu finden ist.

in ihren achtzig Centurien. Ferner hatten die achtzehn Rittercenturien das Recht, zuerst abzustimmen, sie waren die praerogativae, und auf sie folgten dann die Centurien der 1. Classe; auf die Entscheidung der zuerst abstimmenden Centurien aber wurde ein besonderes Gewicht gelegt, da die folgenden Centurien sich gerne dieser anschlossen. Durch diese innere Einrichtung der Centuriatcomitien hatte also der Reichthum und die edle Geburt vor der Menge einen überwiegenden Einfluß, der übrigens auch noch dadurch gesichert war, daß in den meisten Fällen der Senat, der Vertreter der aristokratischen Interessen, die Initiative in Händen hatte, indem den Centuriatcomitien nur das Recht zustand, die Rathschläge des Senats zu genehmigen oder zu verwerfen, und daß zweitens die Beschlüsse der Centuriatcomitien der Genehmigung der Curiatcomitien bedurften. Hierin besaßen die patricischen Curiatcomitien noch ein sehr wichtiges und einflußreiches Recht, das jedoch in der Gesetzgebung seine Bedeutung verlor, als im Jahre 339 v. Chr. durch die Lex Publilia bestimmt ward, daß die Bestätigung der Curien im Voraus gegeben werden müsse. Die Bestätigung der Wahlen durch die Curien wurde im Jahre 287 v. Chr. durch die Lex Mänia zu nichte gemacht, welche verfügte, daß schon vor der Wahl die Curien die Zusicherung geben mußten, dem Ergebniß derselben nicht hinderlich sein zu wollen, so daß die nach der Wahl erfolgende Beleihung mit dem Amte durch die den Curien zustehende Lex curiata de imperio jetzt eine bedeutungslose Förmlichkeit war. In den letzten Zeiten der Republik versammelte sich zu diesem Zweck nicht mehr die patricische Gemeinde, sondern es traten nur die dreißig Lictores curiati zusammen, welche bei dem Acte die dreißig Curien repräsentirten; und wie wenig man sich um eine solche Versammlung kümmerte, beweist der Umstand, daß man zu Ciceros Zeit damit umgehen konnte, drei Augurn zu bestechen, daß sie eidlich erklärten, in Curiatcomitien, die nie gehalten worden waren, zugegen gewesen zu sein. In diesen späten Zeiten waren die Curiatcomitien gänzlich aus ihrer politischen Stellung

herausgedrängt und hatten nur noch über solche Dinge zu berathen und zu beschließen, welche die Körperschaft der Patricier und namentlich Familienangelegenheiten betrafen, wie Aufnahme von Fremden und Plebejern in den Patricierstand und Arrogation.

Die Befugnisse, welche die Centuriatcomitien von den Curiatcomitien überkommen hatten, waren die Betheiligung an der Gesetzgebung, die Wahl der Obrigkeiten, Entscheidung über Krieg und Frieden und die höchste Gerichtsbarkeit in Capitalsachen. Bei der Gesetzgebung ging der Volksversammlung ein Senatusconsult voraus, welches der Vorsitzende der Versammlung vorzutragen hatte; wurde der Vorschlag angenommen, so war er zum Gesetz (Lex) erhoben. Dieser Vorbeschluß des Senates hat sich für die legislative Thätigkeit der Centuriatcomitien immer erhalten. Das erste Gesetz, welches in den Centuriatcomitien angenommen wurde, war die Lex Valeria de provocatione im Jahre 509 v. Chr., dem ersten Jahre der Republik; denn mit dem Beginn der Republik trat die Verfassung des Servius erst vollständig ins Leben, weil sein tyrannischer Nachfolger Tarquinius sie unterdrückt hatte. Die Wahlen, welche in den Centuriatcomitien vorkamen, waren die der höchsten Magistrate, der Consuln, Prätoren, Censoren, und sie wurden Anfangs vorgenommen, nachdem der Vorsitzende sich vorher über die vorzuschlagenden Candidaten mit dem Senate besprochen hatte. Eine eigentliche Vorwahl des Senates fand zwar nicht statt, aber das Volk durfte doch keinen Andern wählen, als Einen aus denen, welche der Vorsitzende im Namen des Senates vorgeschlagen hatte. Mit der Zeit wurden die Wahlen freier, indem der Vorsitzende die Candidaten, welche sich gemeldet hatten, vorschlagen mußte, wenn er nicht gerade eine gegründete Ursache hatte, den Einen oder den Andern zurückzuweisen. Die Kriege wurden seit den ältesten Zeiten nach vorhergegangenem Senatsbeschluß auf Befehl des Volkes (jussu populi) erklärt, und so ist es auch während der ganzen Zeit der Republik geblieben. Dagegen Frieden zu schließen, kam, wie die Abschließung aller Staatsverträge, ursprünglich dem

Senate zu, später, etwa seit den Samniterkriegen, den Tributcomitien, aber nie den Centuriatcomitien. In der Criminalgerichtsbarkeit hatten die Centuriatcomitien die Entscheidung bei der Provocation. Das Recht, an die Curiatcomitien zu appelliren, hatten in der Königszeit die Patricier gehabt; seit der oben erwähnten Lex Valeria de provocatione aber konnte jeder römische Bürger, Plebejer sowohl wie Patricier, gegen eine von dem Richtercollegium verhängte körperliche Strafe an die Centuriatcomitien appelliren, und dieses valerische Gesetz ist in der Folge noch mehrmals erneuert und auch erweitert worden, so daß man z. B. auch gegen Geldstrafen Berufung einlegen konnte. Es ist natürlich, daß in allen Fällen die Verurtheilten sich appellirend an das Volk wandten und dadurch die regelmäßige Strafgewalt in Capitalsachen an die Comitien kam, was durch die zwölf Tafeln gesetzlich ausgesprochen ward. Seitdem geschah die Ausübung dieser Strafgewalt entweder so, daß die Richtercollegien ihr Urtheil fällten und dem Verurtheilten die Provocation überließen, oder daß jene Collegien nach der Untersuchung sogleich die Sache als Kläger an die Volksversammlung brachten.

Als Servius Tullius seine Centuriatverfassung einführte und die Centuriatcomitien schuf, hatte er auch die Plebs, welche bisher eine ungeordnete Masse gebildet hatte, zunächst zum Zwecke der Verwaltung zu gliedern und zu organisiren unternommen. Er theilte nämlich das ganze römische Gebiet in 30 (?) Bezirke oder Tribus, ein Name, der auch die Bevölkerung des Bezirkes selbst bezeichnete. Diese bestand wahrscheinlich aus allen Einwohnern des Bezirks, den Patriciern, Clienten und Plebejern, aber die Plebejer erhielten durch diese Eintheilung auch für sich eine besondere Gliederung, so daß sie, wenn sie ihre eigenen Versammlungen, ihre Comitien hielten, sich nach Tribus ordneten und abstimmten. Dies waren die Comitia tributa, die aber vor der Hand noch keine politische Geltung hatten, sondern lediglich sich mit den besonderen Angelegenheiten der Plebs befaßten. In der Folge errangen sie sich eine wichtige Stellung in dem Or-

ganismus des Staates, hatten aber naturgemäß den Centuriatcomitien gegenüber einen mehr demokratischen Character. Wir werden später auf sie zurückkommen und haben hier nur deswegen ihrer schon Erwähnung gethan, weil die Centuriatcomitien nach mehreren Jahrhunderten ihres Bestandes, als die demokratischen Principien immer mehr in das römische Staatswesen eingedrungen waren, ihren aristokratischen Character durch eine Verschmelzung der Centuriatverfassung mit den Tribus zu beschränken suchten.

Wann diese Veränderung vor sich gegangen, läßt sich nicht genau bestimmen, wahrscheinlich fiel sie in die Zeit der punischen Kriege, jedenfalls in eine Zeit, in welcher die Grundlagen und die äußeren Bedingungen der servianischen Verfassung durch Umgestaltung des Heerwesens, die Veränderung der Vermögensverhältnisse und das gestiegene Ansehen der Plebs erschüttert waren. Die jetzt eintretende Veränderung der äußeren Organisation der Centuriatcomitien, die von nun an wohl auch ihren militärischen Character verloren, bestand darin, daß mit Aufhebung der für die Classen bestehenden ungleichen Centurienzahl eine gleiche Zahl für alle fünf Classen eingeführt wurde, und zwar in der Art, daß man in jeder Tribus, deren es jetzt 35 gab, die Classeneintheilung anwendete und dabei die frühere Eintheilung in Juniores und Seniores, die Centurien der Jüngeren und der Aelteren, beibehielt; auf jede Tribus kamen zehn Centurien (fünf der Juniores und fünf der Seniores), von denen je zwei immer aus einer der fünf Classen genommen wurden. So bestand nun jede der fünf Classen aus 70 Tribuscenturien, nämlich 35 der Jüngeren und 35 der Aelteren, so daß die Gesammtzahl der Centurien 350 betrug. Die in der servianischen Eintheilung vorkommenden Zusatzcenturien, d. h. die fünf Centurien außer den Classen (Proletarii, Fabri, Tubicines und Cornicines), scheinen ganz weggefallen zu sein, und die Ritter stimmten wahrscheinlich in der ersten Classe jeder Tribus. Das Recht zuerst zu stimmen, welches früher die Ritter gehabt, wurde von nun an jedesmal einer Centurie durch das Loos zuerkannt, und diese hieß Cen-

turia praerogativa oder kurzweg praerogativa. Das Aufhören der stehenden, dem höchsten Stande angehörigen Praerogativae war ein Zugeständniß an die Volkspartei, wofür auch die Vermehrung der Centurien überhaupt, welche eine Abstimmung von mindestens drei oder bei einiger Meinungsverschiedenheit von allen Classen zur Erlangung einer Majorität nöthig machte, und die gleiche Vertretung aller Classen durch die gleiche Zahl der Centurien anzusehen ist. Dadurch aber, daß die Centurien jetzt auf die Tribuseintheilung basirt sind, ist bei der Abstimmung ein Zusammenhalten der Tribus ermöglicht, ein Zusammenhalten der ersten Classe aber, welche früher mit den Rittern vereint schon allein eine Majorität im aristokratischen Interesse erzielen konnte, abgeschnitten.

Das Recht der Abstimmung hatten alle in den Classen befindlichen Bürger, Patricier und Plebejer, Clienten, solange sie einen besonderen Stand bildeten, und Freigelassene; ausgeschlossen waren nur die Sclaven und Peregrinen, zu denen auch die Bürger ohne Stimmrecht gehörten. Die Berechtigung und Verpflichtung, in der Volksversammlung zu erscheinen, begann mit dem 17. Lebensjahr, und die Verpflichtung dauerte wegen der militärischen Organisation der Centuriatcomitien fort bis zum 60. Jahre, so lange der Bürger noch militärpflichtig war; ältere Leute aber hatten wenigstens noch immer das Recht, an der Versammlung theilzunehmen. Die Berufung der Centuriatcomitien und der Vorsitz in demselben stand denjenigen Magistraten zu, die ein militärisches Imperium hatten, also dem Consul, dem Dictator, dem Interrex. Die letzteren wurden öfter blos für den besonderen Zweck gewählt, die Consuln in der Abhaltung der Comitien zu vertreten. Der Magistrat, welcher den Vorsitz führen sollte, sagte die Versammlung durch ein öffentlich angeschlagenes Edictum an, in älterer Zeit dreißig Tage, später drei Nundinä (Markttage) d. h. siebenzehn Tage vorher. Nur in dringenden Fällen wurden Comitien auch ohne weitere Bekanntmachung gehalten. Bei legislativen Comitien wurden die Gesetzesvorschläge in der Regel zu

gleicher Zeit mit dem Edictum bekannt gemacht und dann in Concionen discutirt, ebenso wurde bei Processen der Strafantrag an drei auf einander folgenden Markttagen öffentlich verlesen. Nur an bestimmten Tagen, den Dies comitiales, konnten Centuriatcomitien berufen werden; es gab deren gegen Ende der Republik im Jahre ungefähr 190, neben etwa 40 Gerichtstagen (dies fasti). Weder Gericht noch Volksversammlung aber konnten vorgenommen werden an den Dies nefasti, den geschäftslosen Tagen. Zu diesen gehörten unter andern die religiösen Festtage und die Kalenden und Iden eines jeden Monats, ferner die Dies religiosi, religiös bedenkliche Tage, z. B. der Tag, an welchem der Mundus geöffnet war (S. 2). Die Wahlcomitien wurden jährlich zu bestimmten Zeiten gehalten, konnten übrigens auch aus besonderen Gründen verschoben werden. Der Ort für die Centuriatcomitien war der Campus Martius, wo sich in einem inaugurirten Raume die Schranken für die Abstimmung, die Septa, später ein steinernes Gebäude (S. 49), dann ein Tabernaculum für den Vorsitzenden und die Villa publica für die Augurn befanden. Wenn anderwärts einmal eine Versammlung gehalten werden sollte, so war nothwendig, daß dieser Ort gleich dem Campus Martius außerhalb des Pomöriums lag und von den Augurn erst geweiht wurde. Ueber die Auspicien, welche den Volksversammlungen vorausgehen mußten, ist schon früher gesprochen.

An dem Tage, wo die Volksversammlung abgehalten werden sollte, befahl der mit der Leitung derselben betraute Consul, sobald er die Auspicien glücklich beendet hatte, in dem Templum selbst, in älterer Zeit seinem militärischen Diener, dem Accensus, später dem Augur, das Volk zu berufen, und zu diesem Zwecke wurde dann auf der Burg und auf den Mauern das Horn geblasen. Das Horn diente zur Zusammenberufung, weil das zu versammelnde Volk als Kriegsheer angesehen wurde, und in älterer Zeit kam es auch in den Waffen, wie zum Auszug, zusammen und vereinigte sich auf einen zweiten Befehl zu einer Concio, zu einer Vorberathung, was besonders bei legislativen Comitien nöthig

war. In dieser Concio, die nicht in den Septis gehalten wurde, debattirte man über den Gesetzesvorschlag, und zwar so, daß zuerst Privatleute und danach Magistrate sprachen. Wenn die Berathung zu Ende war, begab sich das Volk zu den eigentlichen Comitien, in denen abgestimmt ward; der Vorsitzende commandirte zum Antreten, und die einzelnen Centurien marschirten, geführt von ihren Centurionen und unter Vortragung der Fahnen, nach den Septis. Während der Dauer der Comitien war auf dem Janiculum eine Besatzung aufgestellt und eine rothe Fahne aufgepflanzt; denn das Heer war ausgerückt und die Stadt war ohne Vertheidiger.

Der Vorsitzende eröffnete die Comitien mit einem Opfer und Gebet, wobei Pontifices und Augurn und zwei Opferpriester zugegen waren, und nahm dann Platz auf dem Tribunal, umgeben von den andern Magistraten. Hierauf machte er den Comitien den betreffenden Gegenstand nochmals bekannt und stellte den Antrag (rogat populum), darüber einen Beschluß zu fassen (velitis, jubeatis, Quirites, hoc fieri). Bei einem Gesetzesvorschlag konnte, da eine Concio unmittelbar vorausgegangen war, sogleich abgestimmt werden; bei Gerichtscomitien erlaubte der Vorsitzende, nachdem er Verbrechen und Strafantrag nochmals bekannt gemacht, den Einzelnen, für und wider den Angeklagten zu sprechen. Bei Wahlen las der Vorsitzende das Verzeichniß der Bewerber vor, welche sich während des Trinundinums dem Volke vorgestellt hatten; doch brauchte er von den Candidaten diejenigen nicht vorzulesen, gegen deren Bewerbung ein gesetzliches Hinderniß vorlag, ja er konnte erklären, daß er, im Falle sie doch gewählt würden, die Wahl nicht anerkennen werde. Andrerseits durfte er einzelne unter den Candidaten dem Volke besonders empfehlen.

Die Abstimmung geschah in älterer Zeit öffentlich und mündlich; da jedoch hierbei die Mächtigen die niedere, abhängige Menge beeinflussen und controliren konnten, so wurde im 7. Jahrhundert der Stadt für sämmtliche Gegenstände der Volksberathung geheime Abstimmung eingeführt. Zur Zeit der mündlichen Ab-

stimmung standen die sogenannten Rogatores an den Gehegen und fragten jeden Bürger nach seiner Stimme, die sie dann auf Tafeln verzeichneten, um danach die Gesammtstimme der Centurie aufzufassen. Bei Wahlen notirten die Rogatores die mündlich abgegebenen Stimmen mit Punkten auf einer oder mehreren Tafeln bei den in Betracht kommenden Namen; später fragte dann der Präco den Rogator um das Resultat der Wahl, indem er die Namen der Bewerber einzeln nannte, mit der Formel: Dic de L. Manlio. Die geheime Abstimmung geschah vermittelst Täfelchen (tesserae). Bei legislativen Comitien erhielt jeder Theilnehmer zwei Täfelchen, von denen das eine mit V R (uti rogas, „wie du beantragst"), das andre mit A (antiquo, d. h. ich lasse es beim Alten, ich verwerfe) bezeichnet war. Bei gerichtlichen Comitien wurden ebenfalls jedem Bürger zwei Täfelchen gegeben, das eine bezeichnet mit A (absolvo, „ich spreche frei"), das andre mit C (condemno, „ich verurtheile"). Bei Wahlen wurde Jedem nur ein Täfelchen verabreicht, das mit Wachs überzogen war und auf das er mit dem von Hause mitgebrachten Griffel so viele Namen schrieb, als Personen zu wählen waren.

Zum Behufe der Abstimmung waren die Schranken (Septa, Ovile) auf dem Campus Martius errichtet, in welche in der älteren Zeit Classe nach Classe zur Stimmgebung einzog, zuerst die achtzehn Rittercenturien, dann die erste, die zweite Classe u. s. w. Nach Einführung der Tesserä fand folgende Einrichtung statt. In das Ovile traten die Centurien gesondert ein, und zwar eine Person nach der andern, damit sie genau controlirt werden konnten. Jede der zugleich stimmenden Centurien hatte daher zu dem Ovile einen besonderen Eingang (pons), der von beiden Seiten eingefriedigt war und auf welchem die Stimmkörbe (cistae) standen. Der Rogator der Centurie theilte hier den Eintretenden die Tesserä aus, von denen die Stimmenden eine in die Cista legten unter der Beaufsichtigung der Custodes, der bei der Abstimmung betheiligten Personen, also bei Wahlen der Bewerber und ihrer Vertrauensmänner. Da eine solche Beaufsichtigung durch

die Custodes den Ambitus, die Bestechung und Amtserschleichung, sehr beförderte, so bewirkte C. Marius durch ein besonderes Gesetz, daß die Pontes enger gemacht wurden, damit nicht viele Personen sich auf denselben aufstellen konnten. Das Ovile nahm die Personen, welche ihre Stimme abgegeben hatten, so lange auf, bis die ganze Abstimmung der betreffenden Centurie beendet war.

Nachdem alle Mitglieder der zugleich stimmenden Centurien über die Pontes gegangen waren, wurden die Cistae unter dem Geleite der Rogatores an einen besonderen Ort, später in das Diribitorium (S. 50), gebracht, damit die Stimmen zur Feststellung des Resultats gesondert und gezählt würden. Bei Wahlen wurden die für jeden Candidaten abgegebenen Stimmen auf einer besonderen Tafel durch einzelne Punkte bezeichnet und dann die Täfelchen selbst zur Controlle in Beutel zurückgelegt. Die Sonderung und Zählung geschah durch die sogenannten Diribitores unter der Aufsicht der Rogatores und der Custodes, welche im Interesse ihres Candidaten die Punkte notirten. Da die Custodes und bestochene Diribitores mancherlei Betrug verüben konnten, so setzte Augustus 900 Personen aus dem Ritterstande statt der durch die Bewerber selbst aufgestellten Custodes als Unparteiische ein. Auch bei den legislativen und gerichtlichen Comitien notirte man bei der Diribition die Stimmen durch Punkte.

Die Abstimmung ging in der Ordnung vor sich, daß zuerst die durch das Loos bestimmte Praerogativa allein stimmte und nach der sogleich erfolgenden Diribition das Resultat ihrer Abstimmung bekannt gemacht wurde; darauf folgte eine Classe nach der andern, die erste Classe mit Einschluß der achtzehn Rittercenturien, dann die zweite u. s. f. Nach der Abstimmung und Diribition jeder einzelnen Classe wurde ihr Resultat sogleich bekannt gemacht. Während der Diribition einer Classe gab wahrscheinlich schon die folgende Classe ihre Stimmen ab. War die Majorität erreicht, so stimmten die folgenden Classen nicht weiter. Nach Beendigung des Stimmgeschäftes wurde das Gesammt-

resultat durch den Vorsitzenden verkündigt (Renuntiatio) und darauf die Versammlung entlassen. Die Gewählten wurden von ihren Freunden und Anhängern nach Hause geleitet. War ein Gesetz beschlossen worden, so wurde es alsbald von Volk und Senat beschworen und, in Stein oder Erz gegraben, auf dem Capitol aufgestellt. Richterliche Comitien endigten mit der feierlichen Lossprechung des Angeklagten oder dessen Verurtheilung, und die Strafe wurde bald darauf vollzogen.

Da die beiden Consuln und alle Prätoren zusammen in Einer Abstimmung gewählt wurden, so geschah es öfter, daß die Wahlhandlung nicht an einem Tage vollendet werden konnte. In diesem Falle wurden die bereits Gewählten renuntiirt und die Wahl der Uebrigen am folgenden Tage fortgesetzt. Wenn bei Consulwahlen am ersten Tage der Eine nur durchgegangen war, so präsidirte dieser am nächsten Tage bei der Wahl seines Collegen.

Die Versammlung konnte durch mancherlei Störungen, ehe es zur Abmachung der Geschäfte und zur regelrechten Beendigung kam, unterbrochen und aufgelöst werden. Gesetzliche Mittel, die Versammlung aufzulösen, waren unter andern die Intercession der Volkstribunen und die Ankündigung schlimmer Auspicien, welche beide vor dem Beginn der Abstimmung angebracht werden mußten. Da bei dem Untergang der Sonne alle Volksversammlungen geschlossen werden mußten, weil die Auspicien immer nur für Einen Tag galten, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, so suchte man wohl auch bei der Berathung die Sache durch lange Reden soweit hinauszuziehen, daß die Abstimmung an diesem Tage nicht mehr vollendet werden konnte. Ferner wurde die Volksversammlung aufgelöst durch Sturm, Regen und Gewitter, durch einen epileptischen Krankheitsfall (morbus comitialis), ja es reichte schon hin, daß Einer lügnerisch meldete, er habe einen Donner gehört, es habe Jemand in der Versammlung einen epileptischen Zufall erlitten. Als z. B. im Jahre 55 v. Chr. Cato sich gegen den Willen der Triumvirn zum Prätor wählen

lassen wollte und im Anfang der Abstimmung sich ein für Cato günstiges Resultat zeigte, da unterbrach Pompejus die Abstimmung, indem er vorgab, daß er Donner gehört habe. Nach abermaligen Geldspenden von Seiten der Triumvirn wurde in einer neuen Volksversammlung der Gegner des Cato zum Prätor erwählt. Manchmal nahm man auch auf dem Janiculum die rothe Fahne ab, worauf sich die Comitien auflösen mußten. In den letzten Zeiten der Republik geschah es nicht selten, daß man mit offener Gewalt durch bewaffnete Banden die Volksversammlung auseinander trieb oder auch die Gegner auf solche Weise vom Platze fortschaffte, um seinen Willen durchzusetzen. In dem erwähnten Jahre 55 z. B. begaben sich am Tage der Consulwahl Cato und Domitius Ahenobarbus mit ihrem Anhange schon vor Tagesanbruch auf das Marsfeld, um nicht ausgeschlossen zu werden; sie wollten nämlich die Wahl des Pompejus und Crassus verhindern. Aber sie wurden von Bewaffneten empfangen, welche zur Vermehrung des Schreckens und der Verwirrung ihren Fackelträger niederstießen und außer vielen Andern auch den Cato verwundeten. Sie mußten fliehen, und Pompejus und Crassus wurden zu Consuln gewählt.

In Roms ältesten Zeiten waren die Curiatcomitien die einzige Volksversammlung, die Centuriatcomitien waren die herrschende Volksversammlung in der mittleren Zeit, gegen das Ende der Republik dominirten die Tributcomitien; die Centuriatcomitien bereicherten sich durch Beeinträchtigung der Curiatcomitien, durch Schmälerung der Centuriatcomitien kamen die Tributcomitien in die Höhe. Der Entstehung der Tributcomitien ist früher schon Erwähnung gethan und gesagt worden, daß es blos Versammlungen der Plebs gewesen seien ohne politische Geltung. Sie hatten keine verfassungsmäßige Anerkennung und wurden von den Patriciern nur als willkührliche Zusammenkünfte einer zufälligen Volksmenge betrachtet, weshalb sich in den ersten Zeiten der Republik die übermüthige patricische Jugend oft erlaubte, störend sich in dieselben einzudrängen. Der Volks-

tribun Volero Publilius brachte daher im Jahre 472 v. Chr. ein Gesetz in Vorschlag, das wahrscheinlich folgende Hauptbestimmungen enthielt: „Die Plebs hat das Recht, eigene Comitien (die Tributcomitien) zu halten. Diese werden von den Obrigkeiten der Plebs (den Tribunen) berufen und geleitet. Nur die Plebejer sind berechtigt, theilzunehmen und abzustimmen. Wer kein Recht hat, in denselben abzustimmen, ist nicht befugt, sich innerhalb der Versammlungsstätte aufzuhalten, und handelt er dawider, so hat der vorsitzende Tribun das Recht, ihn durch seine Diener wegweisen zu lassen. In diesen Versammlungen beräth und beschließt die plebejische Gemeinde über ihre inneren Angelegenheiten, wählt ihre Obrigkeiten, ihre Tribunen und Aedilen; auch über Gegenstände, welche den gesammten Staat und das öffentliche Wohl betreffen, ist sie berechtigt, auf Antrag eines Tribunen Beschlüsse zu fassen."

Dies Gesetz ging im folgenden Jahre nach heftigem Widerstande der Patricier durch. Die Tributcomitien wurden als rechtliche Versammlungen anerkannt und bekamen eine verfassungsmäßige Stellung im Staate. Ihre Beschlüsse, die Plebiscite, erhielten eine größere Wichtigkeit. Bis hierher hatte die plebejische Gemeinde in den Tributcomitien nur über ihre inneren Angelegenheiten berathen und Beschlüsse gefaßt, und wenn ihr auch Besprechungen über Dinge, welche den ganzen Staat betrafen, nicht verwehrt waren, so hatten etwaige Beschlüsse doch keinen Anspruch auf irgend welche Berücksichtigung von Seiten des Staates. Auch jetzt hatten allerdings die Plebiscite noch nicht ohne Weiteres eine verbindende Kraft, aber die Plebs erhielt dadurch eine Initiative in der Gesetzgebung, daß, wenn sie einen Wunsch in Betreff eines neu einzuführenden Gesetzes in den Tributcomitien zu einem Beschluß formulirt hatte, dieser Beschluß durch die Tribunen dem Senate vorgelegt wurde, damit derselbe ihn auf dem verfassungsmäßigen Wege zur Entscheidung brächte. War der Senat mit dem Plebiscit einverstanden, so brachte er es zunächst vor die Centuriatcomitien; wurde es hier

angenommen und darauf von den Curiatcomitien bestätigt, so hatte es Gesetzeskraft.

Eine weitere Stufe in der Entwickelung der legislativen Befugnisse der Tributcomitien trat im Jahre 449 v. Chr. nach dem Sturze der Decemvirn durch die Lex der Consuln L. Valerius und M. Horatius ein, welche in der Folge durch das Gesetz des Dictators Q. Publilius Philo (339) und das des Dictators Hortensius (287) erneuert und erweitert wurde. Die Tributcomitien wurden durch die Lex Valeria Horatia eine Vertretung des gesammten Volkes und erhielten die Berechtigung der Centuriatcomitien, so daß seitdem der Unterschied zwischen einer Lex (dem Beschluß der Centurien) und einem Plebiscit (dem Beschluß der Tribus) aufhörte. Die beiden folgenden Gesetze hoben wahrscheinlich die Nothwendigkeit einer Bestätigung des Plebiscits durch die Curien auf, während ein durch die Tribunen vermittelter Vorbeschluß des Senates in Betreff ihrer Rogationen an das Volk nicht abgeschafft worden ist, wenn auch ein eigenmächtiges Verfahren und eine Umgehung des Senats von Seiten der Tribunen manchmal vorgekommen sein mag. Durch das hortensische Gesetz wurden auch die Nundinä, welche ursprünglich für die Plebejer die Rechts- und Versammlungstage waren, zu allgemeinen Geschäftstagen gemacht, so daß jetzt zwischen den plebejischen und patricischen Dies comitiales kein Unterschied mehr bestand.

Die Gesetze, welche in älterer Zeit von den Tribus ausgingen, betrafen vorzugsweise die Interessen der Plebs, z. B. die Zulassung der Plebejer zu den patricischen Aemtern, das Connubium der Plebejer mit den Patriciern, den Antheil der Plebs am Gemeindeland und dergleichen. In der Folge haben die Tribunen, die erwählten Vorkämpfer der Plebs und des demokratischen Fortschritts, immer mehr Gegenstände der Gesetzgebung und der Verwaltung dem Gewaltkreis der Centuriatcomitien, des Senats und der Magistrate entzogen und den Tributcomitien, deren Geschäftsgang einfacher und schneller war

als der der Centuriatcomitien, zur Entscheidung vorgelegt, z. B. Bestimmungen über das Staatsvermögen, Auflage und Erlaß von Abgaben, Dispensation von bestehenden Gesetzen, Verleihung des Bürgerrechts, Entscheidung über das Schicksal besiegter Städte und Länder, über Provinzialangelegenheiten, Verwilligung von Triumphen u. s. w.

Wie die Tributcomitien in der Gesetzgebung den Kreis ihrer Befugnisse immer weiter zogen, so rissen sie auch mit der Zeit die Entscheidung über Krieg und Frieden an sich, sie nahmen außer der Wahl der ursprünglich plebejischen Beamten, der Tribunen und plebejischen Aedilen, die Wahl der niederen Beamten und der außerordentlichen Commissionen in Anspruch, welche in früherer Zeit zum Theil vom Senat oder den Consuln ernannt worden waren. Hierher gehören unter Andern die Tribuni militum, die Quaestores, die Triumviri coloniae deducendae, die Aediles curules, die jedoch unter dem Vorsitz der Consuln erwählt wurden. Auch die Wahl der Priester ging zum Theil an die Tributcomitien über, sowie die Wahl der in die Provinzen zu schickenden Proconsuln. Außerdem erhielten die Tribus auch eine gerichtliche Befugniß; doch war diese weit beschränkter, als die der Centuriatcomitien. Während diese ursprünglich nur Capitalstrafen gaben, bestanden die Strafen der Tributcomitien nur in Geldstrafen (Multae), und wenn auch die Strafe des Exils von den Tribus bisweilen verhängt ward, so ist dies nicht eigentlich als Strafe anzusehen, sondern die Tribus sprachen über Einen, der sich durch freiwilliges Exil dem Gerichte entzogen hatte, nachträglich das Urtheil aus, daß diese Verbannung eine nothwendige geworden sei. Der erste Fall dieser Art war der des Coriolan (491 v. Chr.), welcher die Rechte der plebejischen Gemeinde gekränkt, den auf dem heiligen Berg beschwornen Vertrag der Plebejer und Patricier verletzt hatte. Wegen eines solchen Verbrechens nämlich hatten die Tribunen das Recht, einen Patricier vor das Gericht der Tribus zu ziehen. Ferner aber haben die Tribunen, die, obgleich ursprünglich nur

zum Schutze des einzelnen Plebejers erwählt, sich doch sehr bald als die Vertreter des gesammten Plebejerstandes aufwarfen, auch das Recht in Anspruch genommen, die Amtsführung der patricischen Magistrate zu beaufsichtigen und sie nach Ablauf ihres Amtes wegen Schädigung der Plebs in Anklagestand zu versetzen. So wurde im Jahre 476 v. Chr. der Consul des vorigen Jahres, Menenius, vor das Gericht der Tribus gezogen und zu einer Strafe von 2000 As verurtheilt, weil er den Fabiern an der Cremera nicht zu Hülfe gekommen war. Im folgenden Jahre wurde der vorjährige Consul Servilius wegen eines verunglückten Angriffs auf das vejentische Heer verklagt. Im Jahre 473 lud der Tribun Genucius die gewesenen Consuln L. Furius und C. Manlius vor das Gericht der Tribus, weil sie das cassische Ackergesetz nicht pflichtmäßig auf Forderung der Tribunen zur Ausführung gebracht hätten. Ebenso konnten Privatleute wegen allerlei Vergehen, über welche noch keine besondern Gesetze bestanden, z. B. wegen Ruhestörung, Unzucht, Wuchers u. s. f. belangt werden. Auch stand eine Provocation an die Tributcomitien frei wegen einer Geldstrafe, welche ein Magistrat auferlegt hatte.

Der Versammlungsort der Tribus war gewöhnlich das untere Forum; doch konnten sie auch an andern Orten in und außer der Stadt zusammenkommen, nur nicht weiter als 1000 Schritt von den Mauern, weil die Gewalt der Tribunen sich nicht über diese Grenze hinaus erstreckte. Die Tribunen waren die regelmäßigen Vorsitzer der Tributcomitien, ohne ihr Wissen und ihre Erlaubniß konnte nichts vor dieselben gebracht werden, und wenn auch später, wo die Tributcomitien das ganze Volk vertraten, die höheren Magistrate, wie die Consuln, Prätoren, Aedilen, bisweilen den Vorsitz führten, so mußten sie doch wahrscheinlich jedesmal erst von den Tribunen, die auch in diesem Falle die äußere Ordnung handhabten, die Erlaubniß einholen. Der Vorsitzende wurde aus dem Collegium der Tribunen durchs Loos oder auch durch freie Uebereinkunft erwählt. Die Formen

der Berufung und Abhaltung der Tributcomitien waren einfacher als die der Centuriatcomitien. Vor den Wahlcomitien mußten sich die Candidaten bei dem Vorsitzenden melden, der ihre Namen dem Volke anzeigte; bei legislativen Comitien wurde der Vorschlag in einer Concio von einem Tribunen bekannt gemacht und die Comitien mündlich angekündigt, und zwar drei Nundinen vorher. Ausgeschickte Boten sagten sie auf dem Lande an. Während dieser Zwischenzeit wurden zur Empfehlung und Besprechung des Vorschlags Concionen gehalten. An dem betreffenden Tage geschah die Berufung wahrscheinlich wie bei den Centuriatcomitien durch Herolde. Ueber die Auspicien s. S. 189.

Der vorsitzende Tribun nahm in der Versammlung auf dem Tribunal inmitten seiner Collegen Platz, ließ durch den Präco Ruhe gebieten, sprach ein Gebet, und nachdem er dann die Versammlung mit einer einleitenden Rede eröffnet, stellte er den Antrag nach einer vorgeschriebenen Formel. Sollte ein Gesetz beschlossen werden, so wurde dieses nicht von dem Tribunen selbst, sondern von einem Herold oder einem Schreiber vorgelesen, weil ein Tribun im Sprechen nicht unterbrochen werden durfte. Hierauf folgte die Verhandlung, indem Magistrate sowohl wie Private nach vorheriger Erlaubniß des Vorsitzenden für oder gegen den Vorschlag das Wort nahmen. War die Sache genugsam erörtert, so forderte der Tribun die Versammlung zur Abstimmung auf mit den Worten: ite in suffragium oder discedite. Die 35 Tribus traten in einen durch Stricke oder Bretter eingezäunten Raum, welcher in 35 Abtheilungen geschieden war. Bei der Eintheilung in Tribus galt kein Unterschied des Besitzes oder der Geburt oder des Alters; in jeder Tribus stimmte man nach Köpfen, und jede Tribus hatte eine Stimme. Die zuerst abstimmende Tribus — sie hieß Principium — wurde durchs Loos erwählt, und dabei rief der Vorsitzende jedesmal einen angesehenen Mann aus dieser Tribus auf, welcher zuerst seine Stimme abgeben sollte. Dessen Namen sowie die Tribus, die zuerst gestimmt, wurden bei der schriftlichen Abfassung des Plebiscits im Eingange genannt. Nach

der Abstimmung des Principiums wurde das Resultat renuntiirt, worauf die 34 anderen Tribus gleichzeitig stimmten. Bei der Abstimmung der Tribus gab es Pontes, Cistae, Rogatores, Diribitores, gerade wie bei den Centuriatcomitien. Wenn die Diribitio vorüber war, wurde durch das Loos über die Ordnung entschieden, in welcher die Stimmen der einzelnen Tribus verkündigt werden sollten. War eine Entscheidung erlangt, so entließ der Vorsitzende die Versammlung; doch konnten auch bei der Tribusversammlung ähnliche Störungen, wie bei den Centuriatcomitien, eintreten, welche eine Auflösung der Versammlung vor Erledigung des Geschäftes zur Folge hatten.

Zuletzt wollen wir nur noch Einiges über die sogenannten Comitia calata sagen. Es waren priesterliche Comitien von geringer politischer Bedeutung, welche auf dem Capitol vor der Curia Calabra von dem Collegium der Pontifices abgehalten wurden. Diese beriefen das Volk, damit es ihre Bekanntmachungen anhöre oder gewissen religiösen Handlungen gleichsam als Zeuge beiwohne. An jedem ersten Tage eines Monats nämlich, an den Kalenden, verkündeten die Pontifices die Grundlage des monatlichen Kalenders, sie machten bekannt, auf welchen Tag in diesem Monat die Nonä und wahrscheinlich auch, auf welchen die Idus fielen, welche Tage fasti, comitiales u. s. w. seien. Ferner geschah in den Comitiis calatis vor dem sich passiv verhaltenden Volke die Inauguration der Flamines und des Rex sacrorum, sowie die Erklärung von Testamenten und die sogenannte Detestatio sacrorum. Unter dieser ist wahrscheinlich eine mit der Bekanntmachung des Testaments verbundene feierliche Erklärung zu verstehen, wodurch dem Testamentserben die Uebernahme der Sacra privata des Testators zur Pflicht gemacht wurde.

Gegen Ende der Republik hatten die Curiat- und die Tributcomitien ihre alte würdevolle und ruhige Haltung verloren und waren der Tummelplatz der Leidenschaft und Gewaltthat geworden; ein herabgekommenes, bestechliches und unpatriotisches Volk diente dem Ehrgeiz und der Herrschsucht selbstsüchtiger Großen und gab

die Freiheit und die Ehre des Staates preis. Die Entartung der Volksversammlung war ein Hauptgrund für die Entstehung der Kaiserherrschaft, und die Kaiser haben dann dafür gesorgt, daß diesem feilen, demoralisirten Volke alle Macht entzogen wurde. Unter Augustus hatten die Volksversammlungen schon längere Zeit das Recht, über Krieg und Frieden zu beschließen, verloren, sie verloren unter ihm auch die Gerichtsbarkeit für immer. In der Gesetzgebung verblieb dem Volke dem Scheine nach noch einige Selbständigkeit. Es wurden unter den ersten Kaisern noch mehrmals Gesetze in den Comitien rogirt; aber meistens gingen die Gesetze doch nach dem ausgesprochenen Willen des Kaisers nur vom Senate aus. Auch die Wahlen der Magistrate waren in Wirklichkeit dem Volke entzogen. Unter Augustus wählte das Volk nur die Personen, die der Kaiser wünschte. Tiberius traf die Einrichtung, daß der Senat nach des Kaisers Willen die Candidaten vorschlagen mußte. So blieb es auch in der Folge. Wenn der Kaiser und der Senat die Magistrate bestimmt hatten, wurde das Volk auf das Marsfeld berufen, wo eine feierliche Verkündigung der Gewählten durch eine Magistratsperson und den Präco erfolgte. Statt der Abstimmung des Volkes fand wahrscheinlich nur eine einfache Acclamation statt. Obgleich aber so die Comitien ihre innere Bedeutung gänzlich verloren hatten, wurden die Formen der alten Zeit, die Auspicien, das einleitende lange Gebet, das Ausstecken der Fahne auf dem Janiculum und Anderes, möglichst beibehalten. In den späteren Jahrhunderten der Kaiserzeit waren diese Versammlungen erloschen; der Kaiser bestimmte die Wahlen allein, ohne den Senat, und auch dem Volke wurde davon keine Anzeige mehr gemacht.

Der Senat.

Als Romulus seine Stadt gebaut und sein Königthum aufgerichtet hatte, wählte er sich, so erzählen die alten Geschichtschreiber, aus der Bürgerschaft zu seiner Unterstützung in der

Regierung einen „Rath der Alten“, Senatus, 100 Männer, welche sich sämmtlich durch die Würde des Alters, durch Tugend und Weisheit und durch Geburt auszeichneten. Wegen ihrer Sorge für den Staat hießen sie Patres, „die Väter“. Diese ersten 100 Senatoren gehörten dem Stamm der Ramnes an, den latinischen Römern des Romulus; später, als zu den Ramnes die sabinischen Tities hinzutraten, wurden auch aus diesen 100 Mitglieder in den Senat gewählt, und noch später, wahrscheinlich unter Tarquinius Priscus, kamen 100 Senatoren aus dem Stamme der Luceres hinzu. Ueber diese allmählige Vermehrung des Senates sind die Nachrichten der Alten und die Ansichten der Neueren gar verschieden; doch darf man als sicher annehmen, daß am Ende der Königszeit der Senat aus 300 Mitgliedern bestand, eine Zahl, die allerdings durch die Tyrannei des Tarquinius Superbus stark gelichtet, aber von den ersten Consuln wieder voll gemacht worden war. Und dies blieb während der Republik die normale Zahl. Unter den ersten Königen gehörten die Senatoren alle den Patriciern an, da diese ja damals allein die Bürgerschaft ausmachten; aber schon Servius Tullius, der auch der Plebs das Bürgerrecht gab, soll Plebejer in den Senat aufgenommen haben, und dies thaten auch die Consuln des ersten Jahres der Republik, als sie den unter Tarquinius zusammengeschmolzenen Senat ergänzten. Die neu aufgenommenen vornehmen Plebejer wurden Conscripti genannt, „Zugewählte“, und daher schreibt sich die Anrede der Senatoren: Patres (et) Conscripti. Diese Trennung von Patriciern und Plebejern verschwand in der späteren Zeit, und so kam es, daß mißbräuchlich das eine Wort mit dem andern wie ein Adjectiv mit einem Substantiv verbunden gedacht wurde, daß man unter der Anrede verstand: „Ihr versammelten Väter“.

Die Wahl der Senatoren geschah in der Königszeit durch den König; doch war sie nicht eine vollständig freie und willkürliche, der König mußte jedenfalls auf die ihn umgebende mächtige Aristokratie der Geschlechter Rücksicht nehmen und wählte und ergänzte den Senat auf irgend eine, uns jedoch nicht bekannte

Weise im Einverständniß und unter Mitwirkung der Curien. Auch mag der König durch den auf eine geschlossene Aristokratie sich stützenden Senat in seiner Regierung vielfach gebunden gewesen sein, so daß er in allen wichtigen Angelegenheiten des Staates nicht versäumt haben wird, seinen Rath zu hören und sich nach seinem Willen zu richten, wenn auch rechtlich die Macht des Senates dem König gegenüber sehr gering war. Er konnte sich ohne Berufung des Königs nicht versammeln und ohne dessen Vortrag nicht beschließen; er hatte blos eine berathende Stimme, und zwar nur über Gegenstände, welche der König ihm vorlegte. Eine vollziehende Gewalt hat der Senat auch in der republikanischen Zeit nicht gehabt.

Viel größer als unter den Königen wurde die Macht des Senates in der Republik. Rechtlich zwar stand er unter den Consuln, welche an die Stelle der Könige getreten waren; allein durch den jährlichen Wechsel der Consuln, welche nach ihrem kurzen Amtsjahr für ihre Amtshandlungen zur Rechenschaft gezogen werden konnten, kam es, daß der Senat, eine ständige Körperschaft von 300 auf Lebensdauer berufenen Männern von angesehener Stellung, politischer Einsicht und Erfahrung, im Lauf der Zeit der Mittelpunkt und das Haupt des Staates wurde, er wurde die leitende Regierungsbehörde und der eigentliche Träger der gesammten römischen Politik. Wie der Senat allmählich zu dieser herrschenden Stellung kam, läßt sich nicht Schritt vor Schritt nachweisen; wir wollen nur von der Fülle der Befugnisse, die er in der Blüthezeit der Republik errungen hatte, eine kurze Uebersicht geben.

Der Senat beherrschte die auswärtigen Angelegenheiten. In Betreff eines zu unternehmenden Krieges hatte er allerdings nicht allein zu verfügen, sondern er erwog, ob ein Krieg nothwendig sei, und legte dann seinen Beschluß zur Genehmigung den Centuriatcomitien vor, die indeß ohne Vorbeschluß des Senates keinen Krieg erklären konnten. War aber einmal der Senatsbeschluß von den Comitien bestätigt, so lag die Führung

des Krieges allein in den Händen des Senates. Er bestimmte die Feldherren, sowie ihm auch die Verlängerung des Imperiums zustand, befahl die Aushebung der Truppen und setzte fest, welche Contingente die Bundesgenossen zu stellen hätten, er verwilligte die Gelder und die sonstigen Mittel des Kriegs. Auch die eigentliche Führung des Krieges wurde von dem Senate überwacht; er ließ sich Berichte von den Feldherren zuschicken, gab ihnen Verhaltungsmaßregeln, berief sie in die Stadt zurück, um mit ihnen zu conferiren und dergleichen. Nach Beendigung des Krieges bewilligte der Senat den Feldherren die verdienten Auszeichnungen, den Triumph, die Supplicationes oder öffentlichen Dankfeste. Frieden und Verträge wurden in der früheren Zeit allein vom Senate oder in dessen Auftrag und nach dessen Bestimmungen von den Heerführern abgeschlossen; später war die Genehmigung der Tributcomitien nöthig, die jedoch nur eine blose Form war. Ueber das Schicksal der besiegten Städte und Völkerschaften bestimmte vorzugsweise der Senat.

Die völkerrechtlichen Beziehungen zu andern Staaten waren ganz der Leitung des Senates überlassen. Er schickte die Gesandtschaften aus und nahm die Gesandten der fremden Staaten an, er verlieh fremden Fürsten den königlichen Titel, erklärte sie für Freunde des römischen Volkes, entschied über ihre Streitigkeiten und ihre Geschicke. Mit welcher Devotion und Schmeichelei solche Fürsten, welche ihr Geschick von dem römischen Senate abhängig wußten, gegen diesen sich betrugen, davon gibt nach der Schlacht bei Pydna der König Prusias von Bithynien ein schmachvolles Beispiel. Schon zu Hause hatte er eine Gesandtschaft des römischen Senates mit geschorenem Haupte und dem Hute des Freigelassenen empfangen, da er ein Freigelassener des römischen Staates sei; als er nach Rom kam, warf er sich beim Eintritt in den Senat auf den Boden nieder, küßte die Schwelle und begrüßte die Senatoren als „rettende Götter". Auch die Verhältnisse der Bundesgenossen (socii) unterlagen dem Urtheilsspruch des römischen Senates; ihre Treue wurde belobt und belohnt, Abfall oft schwer bestraft.

In der innern Verwaltung hatte der Senat einen sehr ausgedehnten Wirkungskreis. Er hatte die oberste Aufsicht über das gesammte Religionswesen; er trug Sorge, daß der vaterländische Gottesdienst in seiner Reinheit erhalten blieb, traf Anordnung in Betreff Einführung neuer Culte, beschloß die Abhaltung von außerordentlichen Spielen und Festen, beauftragte die Aufseher der sibyllinischen Bücher mit der Inspicirung derselben u. s. f. Der Senat war die höchste Finanzbehörde; er wies die Auszahlungen aus dem Staatsschatze an für öffentliche Bauten, für den Krieg, für Spiele, Opfer und Feste, für Loskaufung von Sclaven, und kein Quästor durfte ohne seine Anweisung eine Zahlung machen. Auch die Oberleitung aller Provinzialverhältnisse war in seine Hand gegeben. Dann hatte der Senat die Aufsicht über alle Magistrate. War ein Magistrat vitio creatus (S. 183), oder zeigte er sich unfähig für sein Amt, so befahl der Senat seinen Rücktritt und ordnete die Wahl eines Nachfolgers an. Sämmtliche Magistrate hatten sich den Anordnungen des Senates zu fügen und seine Befehle auszuführen, auch die Consuln, welche nur formell dem Senate übergeordnet waren, insofern sie ihn beriefen und seine Verhandlungen leiteten. Der Senat war allerdings nur eine berathende Behörde ohne Executive; aber weigerte sich ein Consul, die Beschlüsse des Senats zur Ausführung zu bringen, so hatte dieser genug Mittel in der Hand, ihn zur Folgsamkeit zu zwingen; er konnte im äußersten Fall einen Dictator ernennen, konnte den Widerspänstigen durch die Volkstribunen mit Anklage und Gefängniß bedrohen lassen. In der Regel fügte sich der Consul bei Zeiten, da er von der Zähigkeit des Senates überzeugt war, da er wußte, daß dieser so leicht nicht von seinen Beschlüssen abging.

Ueber die Mitwirkung des Senates bei der Gesetzgebung ist in dem vorigen Artikel das Nöthige gesagt. Eine richterliche Gewalt hatte er, insofern er als Oberaufseher der Provinzialverwaltung die Vergehen der römischen Magistrate gegen die Provinzialen untersuchte und bestrafte, bei den Sociis Treubruch,

Empörung und Ungehorsam der Staaten sowie gemeingefährliche Verbrechen der Privaten vor sein Forum zog; aber er nahm auch gegen römische Bürger in Rom selbst vermöge seiner Sorge für die allgemeine Wohlfahrt in dringenden Fällen, welche rasche Maßregeln erheischten, eine ihm rechtlich nicht zustehende Strafgerichtsbarkeit für sich in Anspruch, wie dies zum Beispiel bei der Verschwörung des Catilina geschah. Uebrigens hat der Consul Cicero, der damals den Urtheilsspruch gegen die Catilinarier im Senate veranlaßte und ihn sofort im Auftrage des Senates im Tullianum vollzog, schwer dafür zu büßen gehabt. Man hielt eben den Senat und den Consul zu einem solchen Vorgehen gegen römische Bürger nicht für berechtigt. Rechtlich dagegen hatte der Senat eine Theilnahme an der Gerichtsbarkeit dadurch, daß aus ihm die Richter für die Quaestiones perpetuae und andre Gerichte genommen wurden.

Die Senatoren genossen nicht blos als Körperschaft, sondern auch einzeln ein hohes Ansehen in und außer Italien. Sie bildeten einen bevorzugten, über dem andern Volke erhabenen Stand, der auch durch äußere Insignien ausgezeichnet war. Dahin gehörte die Tunica laticlavia, ein Unterkleid mit einem eingewirkten breiten Purpurstreifen (latus clavus), welcher vorn in der Mitte des Kleides vom Halse bis zum unteren Saume herunterlief, ferner der senatorische Schuh (calceus senatorius), ein Schuh mit vier Schnürriemen, welche bis zur Wade um das Bein geschlungen wurden, während der gewöhnliche Schuh nur einen Riemen hatte. Er war roth von Farbe, während die Riemen schwarz waren, und hatte noch eine besondere Auszeichnung in der Lunula, einer elfenbeinernen Agraffe von der Form eines Halbmondes. Dann war den Senatoren seit 194 v. Chr. im Theater und später auch im Circus ein eigner senatorischer Platz eingeräumt, eine Ehre, die ihnen auch in den Provinzen zukam. An festlichen Mahlen, welche die Magistrate nach einem Opfer auf dem Capitol zu geben pflegten, hatten die Senatoren das Recht theilzunehmen. Für eine Reise, welche ein Senator

in Privatangelegenheiten außerhalb Italiens unternahm, wurde ihm gewöhnlich vom Senate selbst der Character eines Gesandten verliehen (die legatio libera), damit er seinem Stande gemäß mit größerer Würde auftreten könnte. Er wurde dann von den Magistraten der Provinz mit Lictoren versehen und hatte den Anspruch auf freie Bewirthung und freie Transportmittel. Dies Recht wurde von Einzelnen oft zum Nachtheil der Provinzialen stark mißbraucht, indem sie solche Reisen Jahre lang ausdehnten; deshalb wollte Cicero als Consul es durch ein Gesetz aufheben, doch konnte er es nur auf die Dauer eines Jahres einschränken. Cäsar gestattete eine fünfjährige Dauer.

Die Aufnahme in den Senat (lectio senatus) geschah während der Republik anfangs durch die Consuln, später durch die Censoren, welche in jedem Lustrum, d. h. alle fünf Jahre, die neue Senatorenliste bekannt machten. Durch die Lex Ovinia waren die Censoren durch einen Eid verpflichtet, ohne Unterschied der Stände jederzeit die Würdigsten aufzunehmen. Es konnten also Plebejer sowohl wie Patricier in den Senat gewählt werden, aber in der bessern Zeit keine Söhne von Freigelassenen, deren allerdings gegen Ende der Republik im Senate saßen, jedoch mehrmals ausgeschieden wurden. Der zu Wählende mußte ein Mann von würdigem Lebenswandel sein und durfte kein Gewerbe treiben. Ein senatorischer Census scheint bis auf Augustus nicht stattgefunden zu haben; es genügte bei denen, die nicht Beamte gewesen, der Census des Ritterstandes, aus welchem in der Regel diejenigen Senatoren, welche kein Amt bekleidet hatten, gewählt wurden. Die Verwaltung eines höheren Amtes nämlich, vom Quästor an aufwärts, gab das Recht zur Aufnahme in den Senat. In der spätern Zeit der Republik konnte gesetzlich die Quästur erst mit dem 27. Lebensjahre erlangt werden, dies Alter war damals also für die Aufnahme in den Senat das entscheidende. Nichtbeamtete, welche in den Senat aufgenommen wurden, werden durchgehens in höherem Alter gestanden haben. In der späteren Zeit der Republik aber, wo es so viele höhere Beamte gab, wird

es nur selten nöthig gewesen sein, Männer, die nie eine Magistratur bekleidet hatten, in den Senat hineinzuziehen. In dem laufenden Jahre, in welchem Jemand die Quästur u. s. w. bekleidete, hatte er, auch wenn er noch nicht wirklicher Senator war, schon durch sein Amt das Recht, den Sitzungen des Senates beizuwohnen und seine Meinung zu sagen, ohne jedoch das Recht der Abstimmung zu haben, und die curulischen Magistrate wenigstens verblieben auch, nachdem ihr Amtsjahr vorüber war, in dieser Stellung, bis zu dem nächsten Lustrum, bei welchem die Censoren die neue Senatorenliste bekannt machten; dann entschied es sich, ob sie in dem Senate verbleiben durften oder ausscheiden mußten. Die nichtcurulischen Beamten dagegen mußten nach Niederlegung ihres Amtes aus dem Senat ausscheiden und die nächste Lectio des Senates durch die Censoren abwarten; erst seit Sulla waren sie hierin den curulischen Exmagistraten gleichgestellt. Im Gegensatz zu denen, welche durch Führung eines Amtes in den Senat gekommen, hießen diejenigen Senatoren, welche, ohne ein Amt bekleidet zu haben, von den Censoren aus dem Ritterstande (dem „Seminarium senatus“) in den Senat aufgenommen worden waren, Senatores pedarii, d. h. Senatoren, die blos „mit den Füßen“ stimmten; denn sie hatten nicht das Recht, ihre Meinung zu sagen, sondern durften nur bei der Abstimmung durch die Discessio, „das Auseinandertreten“, ihre Meinung kund thun.

Als in der Schlacht bei Cannä so viele Senatoren gefallen waren, hielt man eine sofortige Ergänzung des Senates für nöthig. Da aber um diese Zeit keine Censoren im Amte waren — denn seit 433 v. Chr. dauerte das Amt der alle fünf Jahre frisch gewählten Censoren nur 1½ Jahre — so beschloß der Senat, einen gewesenen Censor, und zwar den ältesten von den jetzt lebenden, zum Dictator ernennen zu lassen und durch diesen die Senatorenwahl zu bewerkstelligen Man ließ also den Consul Terentius Varro aus Apulien kommen und trug ihm die Ernennung eines Dictators auf. Der ernannte in der Nacht, wie es Sitte war,

vermöge eines Senatbeschlusses den M. Fabius Buteo auf sechs Monate zum Dictator ohne Magister Equitum. Als dieser mit seinen Lictoren die Rednerbühne bestiegen hatte, verfuhr er bei der Lectio in folgender Weise. Nachdem er die Namen der alten noch lebenden Senatoren hatte vorlesen lassen, nahm er zuerst diejenigen in die Stellen der Verstorbenen auf, welche seit der vorigen censorischen Lectio ein curulisches Amt bekleidet hatten, aber noch nicht in den Senat aufgenommen worden waren, und zwar darnach, wie jeder zuerst gewählt war; dann nahm er die, welche plebejische Aedilen und Volkstribunen oder Quästoren gewesen, dann von denen, welche noch kein Amt bekleidet hatten, diejenigen, welche in ihrem Hause aufgehängte feindliche Rüstungen vorzeigen konnten oder mit einem Bürgerkranze beschenkt waren. Als er so mit großem öffentlichen Beifall 177 Männer in den Senat aufgenommen hatte, legte er sogleich seine Dictatur wieder nieder und stieg nach Entlassung seiner Lictoren als Privatmann von der Rednerbühne herab, um unter dem Haufen des Volkes zu verschwinden. Liv. 23, 23.

Bei dieser Lectio verfuhr Fabius den damaligen unglücklichen Verhältnissen gemäß in sehr humaner Weise, und er fühlte sich um so mehr dazu aufgefordert, da er allein die Lectio vorzunehmen hatte, während der Censoren doch zwei waren. Diese beiden nämlich loosten jedesmal um das Recht, die Lectio des Senates zu halten, und der Erlooste hatte die Liste zu entwerfen und später zu verkündigen; doch bedurfte er bei allem, was er that, der Einwilligung seines Collegen. In der Regel wurde die frühere Liste der Senatoren zu Grunde gelegt und der vorgefundene Bestand des Senates im Allgemeinen beibehalten, bei der Aufnahme neuer Mitglieder aber ohne Grund keiner übergangen, der seit der letzten Lectio ein zum Eintritt befähigendes Amt bekleidet hatte; aber die Censoren hatten auch das Recht, nach ihrer moralischen Ueberzeugung einen der bisherigen Senatoren unter Angabe des Grundes als unwürdig auszustoßen oder einen durch sein früheres Amt Berechtigten zu übergehen, und

diese Nota der Censoren traf öfter sehr angesehene und verdienstvolle Männer. Nach Feststellung der Liste bestieg der Censor die Rostra, um sie dort zu verlesen (recitare senatum). Zuerst wurde der genannt, welcher zum Princeps Senatus ausersehen war, immer ein Mann, der durch Würde und Verdienst vor Andern ausgezeichnet war, gewöhnlich der älteste Censorius (gewesener Censor); doch war es nicht nöthig, den früheren Princeps beizubehalten. Scipio Africanus hatte diese Ehre drei Lustra hinter einander. Ein besonderes Geschäft oder ein außerordentlicher Einfluß war übrigens mit dieser Auszeichnung nicht verbunden. Die älteren und bedeutenderen Männer hatten natürlich im Senat immer ein größeres Ansehen und überwiegenden Einfluß, allein daß ein verschiedener Rang unter den wirklichen Mitgliedern stattgefunden habe, daß namentlich die zehn Ersten (decem primi) eine besondere Decurie mit höherer Geltung ausgemacht hätten, ist nicht zu erweisen.

Die Gesammtzahl der Senatoren mag wohl bis zur Zeit der Bürgerkriege die 300 nicht viel überschritten haben. Nach einer Angabe des Cicero waren einmal über 400 Senatoren in Rom anwesend, während nicht wenige in Privat- und Staatsangelegenheiten mögen fern gewesen sein. Julius Cäsar nahm, theils um seine Anhänger zu belohnen, theils um den Senat von sich abhängig zu machen und zu entwürdigen, viele unbedeutende Menschen und sogar Fremde in den Senat auf, so daß die Zahl desselben auf 900 stieg, aber Augustus reinigte ihn wieder und reducirte ihn bis auf 600 Mann.

Die Sitzungen des Senates mußten immer an einem durch die Augurn geweihten Orte (templum) stattfinden. Gewöhnlich diente als Sitzungssaal seit den ältesten Zeiten die Curia Hostilia (S. 27), an deren Stelle nach Cäsars Tode die Curia Julia (S. 34) trat. Doch versammelte sich der Senat auch oft in Tempeln, namentlich solchen, welche am Forum oder auf dem Capitol lagen. Ein besonderes Senatsgebäude stand an der Porta Capena, in welchem während des zweiten punischen Krieges aus

uns unbekanntem Grunde ein ganzes Jahr hindurch Sitzungen gehalten wurden. Wenn außerhalb des Pomöriums Versammlungen abgehalten werden mußten, z. B. zum Empfang von Feldherren, die, ohne ihr Imperium zu verlieren, die Stadt nicht betreten durften, oder zum Empfang fremder Gesandten, denen man den Eintritt in die Stadt nicht verwilligen wollte, so wählte man regelmäßig die Tempel des Apollo oder der Bellona vor der Porta Carmentalis. In einem besonderen, nicht eben selten vorkommenden Fall, nämlich wenn das Prodigium gemeldet worden war, daß ein Rind mit menschlicher Stimme gesprochen habe, mußte der Senat unter freiem Himmel abgehalten werden. — Fest bestimmte Tage für Senatssitzungen gab es nicht, doch konnten sie nicht an jedem beliebigen Tage abgehalten werden. Man wählte gerne die Kalenden, Nonen und Iden und gewisse Festtage. Comitialtage waren kein Hinderniß. Erst Augustus hat bestimmte Tage des Monats zu regelmäßigen Sitzungstagen gemacht. Eigentlich sollten die Sitzungen nur am Tage stattfinden, da nur ein zwischen Aufgang und Untergang der Sonne abgefaßtes Senatsconsult Gültigkeit haben sollte, und deshalb war auch nach der 10. Stunde des Tages kein neuer Vortrag mehr gestattet; aber in sehr dringenden Fällen ist man doch auch von dieser Regel abgegangen und hat in der Nacht Sitzungen gehalten.

Das Recht, den Senat zu berufen und ihm zu präsidiren, hatten nur Magistrate, vorzugsweise die Consuln sowie die, welche zeitweilig mit consularischer Gewalt an ihre Stelle traten, wie die Decemvirn, der Dictator. Nach Einsetzung der Prätur war der Praetor urbanus regelmäßig der Vertreter der abwesenden Consuln. Waren beide Consuln in Rom anwesend, so konnte der eine von dem andern gehindert werden, den Senat zu berufen. Außerdem haben die Volkstribunen schon früh das Recht in Anspruch genommen, Senatsversammlungen zu halten, und diese konnten auch von den anwesenden Consuln daran nicht gehindert werden. Der Berufende mußte vor der Versammlung opfern und Auspicien abhalten. In der älteren Zeit geschah die Berufung

des Senates in der Regel so, daß der Magistrat die Senatoren, welche sich gewöhnlich in großer Zahl auf dem Senaculum (S. 28) und dem Forum aufhielten, durch einen ausgesandten Präco in die Curia einladen ließ, und diese Art der Berufung fand auch späterhin noch statt, wenn der Senat sich schnell versammeln sollte. Das Gewöhnliche jedoch war, daß die Sitzung einige Zeit vorher durch ein Edict angesagt wurde. Jeder in Rom anwesende Senator war zum Erscheinen in der Versammlung verpflichtet und konnte sogar von dem Vorsitzenden durch Pfändung oder Geldstrafe dazu angehalten werden. Indeß scheint man nur bei besonders wichtigen Angelegenheiten Zwang angewendet zu haben, gar häufig war die Versammlung nur spärlich besetzt. Daß die Einzelnen beim Eintritt in den Versammlungssaal auf einem Altar geopfert hätten, läßt sich für die Zeit der Republik nicht nachweisen; dagegen verordnete Augustus, daß jeder Senator, bevor er sich niedersetzte, Weihrauch und Wein opferte. Die Senatoren saßen auf Subsellien, die höheren Magistrate auf curulischen Stühlen, die Volkstribunen auf ihren besonderen Subsellien. Außer den Senatoren und Magistraten hatten nur die nöthigen Schreiber Zutritt, die übrigen Diener, die Lictores und Viatores, standen wahrscheinlich an der Thüre; Privatpersonen und niedere Beamte sowie Augurn und Haruspices konnten wohl citirt werden, um über irgend einen Gegenstand Aufschluß zu geben. Uebrigens waren die Sitzungen in der Regel nicht geheim, da die Thüre offen stand und das Volk draußen den Verhandlungen folgen konnte. Bei geheimen Sitzungen waren weder Schreiber noch sonstige Diener zugegen, und die Thüren waren geschlossen.

Die Verhandlungen eröffnete der Vorsitzende mit der Formel: Quod bonum, felix, faustum fortunatumque sit, worauf er seinen Vortrag (relatio) hielt über den Zweck der Berufung. Er konnte einfach vortragen, worüber zu berathen und zu beschließen sei, konnte aber auch die eigene Ansicht von vorn herein auseinander setzen und empehlen. Dann forderte er die Einzelnen mit Namen auf, ihre Meinung zu sagen (rogatio), und zwar in einer durch

den Rang bestimmten Ordnung. Zuerst wurden die Consularen befragt, und unter diesen zuerst der Princeps senatus, nach den Consularen die Praetorii, dann die Aedilicii u. s. w., doch wich man in der späteren Zeit von dieser Ordnung in zweifacher Weise ab. In der zweiten Hälfte des Jahres nämlich, wenn die Consuln für das nächste Jahr designirt waren, wurden diese Consules designati zu allererst befragt. Sodann erlaubte sich der Vorsitzende, ohne Rücksicht auf die Rangordnung Einen und den Andern der Consularen aufzurufen, damit sie an erster, zweiter, dritter Stelle ihre Meinung sagten (primum, secundum, tertium rogari), und die einmal beliebte Ordnung verblieb gemeiniglich das ganze Jahr hindurch. Auf eine solche Auszeichnung, welche vorzugsweise Männern von hohem Ansehen und Verdienst zu Theil wurde, legte man einen großen Werth.

Der zur Meinungsäußerung Aufgeforderte konnte seine Ansicht in längerer Rede motiviren, er durfte auch, von dem Gegenstande des Vortrags abschweifend, andre Dinge zur Sprache bringen und überhaupt so lange sprechen, wie ihm beliebte, und diese Freiheit wurde öfter mißbraucht, um die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, damit an diesem Tage kein Beschluß mehr gefaßt werden konnte. So sprach einst Clodius fast volle drei Stunden, bis ihn endlich die Senatoren durch Vorwurf und Lärm zu endigen zwangen. Der Consul Cäsar erlaubte sich sogar einmal, den die Sache hinausziehenden Cato verhaften zu lassen, und nur die Erklärung des Senats, dem Verhafteten ins Gefängniß folgen zu wollen, nöthigte ihn, von seinem Vorhaben abzustehen. Wenn der Gegenstand der Berathung vorher bekannt war, konnten die Senatoren auch ihr Votum schriftlich abgefaßt von Hause mitbringen und in der Versammlung vorlesen (de scripto sententiam dicere). Motivirte der Senator seine Ansicht in längerer Rede, so sprach er stehend; wenn er dagegen mit einfacher Erklärung sich dem Votum eines Andern anschloß, so geschah dies sitzend.

Nach der Rogatio, der Umfrage, erfolgte die Pronuntiatio,

indem der Vorsitzende die verschiedenen Ansichten, welche geäußert worden waren, vortrug und für die Abstimmung formulirte. Faßte er mehrere Bestimmungen, denen man nicht in gleicher Weise beistimmte, in Eins zusammen, so konnte man durch den Ruf: Divide sententiam, eine Theilung beantragen. Die Abstimmung selbst geschah durch die Discessio, das Auseinandertreten nach verschiedenen Seiten, wozu der Vorsitzende durch die Formel aufforderte: Qui hoc censetis, illuc transite; qui alia omnia, in hanc partem. An der Discessio nahmen auch die Pedarii Theil, welche bisher theilnahmlose Beisitzer gewesen waren. Indem Jeder auf die Seite dessen trat, dem er beistimmte, ergab sich entweder die Majorität sogleich augenfällig, oder es wurde eine Zählung nöthig. Hatte die zuerst zur Abstimmung gebrachte Sententia die Mehrheit, so fielen die entgegenstehenden von selbst; im andern Falle kamen diese der Reihe nach zur Abstimmung, bis ein Resultat erlangt war. Die fungirenden Magistrate, die im Senate saßen, stimmten nicht mit. Für die Gültigkeit des Beschlusses war die Gegenwart einer bestimmten Zahl von Senatoren erforderlich, doch variirte die Zahl je nach den verschiedenen Zeiten und nach den Gegenständen. Glaubte der Gegner eines zu fassenden Beschlusses, daß die zu demselben nöthige Zahl von Senatoren nicht gegenwärtig sei, so konnte er dadurch, daß er auf eine Zählung antrug, versuchen, den Beschluß zu verhindern. — Nach Erledigung der Berathungsgegenstände wurde die Versammlung von dem Vorsitzenden entlassen; die gewöhnliche Formel war: Nihil vos moramur, patres conscripti.

Die schriftliche Abfassung des Senatsbeschlusses geschah erst nach der Sitzung auf Grund eines von den Schreibern geführten Protokolls, und zwar wahrscheinlich im Sitzungslokale selbst. Sie wurde besorgt von dem vorsitzenden Magistrate, welchen eine Anzahl von Senatoren (2, 3, sogar 8) als Redactionscomité unterstützte. Ihre Namen wurden zur Beglaubigung dem Beschlusse vorgesetzt. Ein vollgültiger Senatsbeschluß, der durch keine Intercession oder Formfehler vereitelt war, hieß Senatus-

consultum; waren aber solche Hindernisse eingetreten oder war die für den Beschluß erforderliche Zahl von Senatoren nicht gegenwärtig gewesen, so konnte ein gefaßter Beschluß doch niedergeschrieben werden; dies war dann blos eine Auctoritas senatus, worunter man im weiteren Sinne jede Willenserklärung des Senates verstand, so daß auch ein Senatusconsult Auctoritas genannt werden konnte. In Bezug auf den Gegenstand des Beschlusses hieß dieser Decretum, und ein Senatusconsult konnte mehrere Decreta in sich fassen.

Wir wollen hier eine Erzählung einfügen von dem Verhalten eines gekränkten Senators während des hannibalischen Krieges. Dies war M. Livius Salinator, welcher als Consul im Jahre 207 mit seinem Collegen Claudius Nero den Hasdrubal am Metaurus besiegte. Lange vorher, nach Ablauf seines ersten Consulates, war er durch einen Gerichtsspruch des Volkes wegen ungleich vertheilter Beute verurtheilt worden. Tief verletzt durch solche Beschimpfung, zog er sich auf das Land zurück und mied viele Jahre lang die Stadt und alle Zusammenkünfte. Beinahe schon im achten Jahre nach seiner Verurtheilung hatten ihn die Consuln M. Claudius Marcellus und M. Valerius Lävinus wieder in die Stadt geholt; allein noch immer ging er in abgeschabtem Rocke mit langgewachsenem Haar und Bart und legte in Miene und Aufzug das unverkennbare Bewußtsein des erlittenen Schimpfes zu Tage. Die Censoren L. Veturius und P. Licinius zwangen ihn, sich scheeren zu lassen, das trübe Aeußere abzulegen, in den Senat zu kommen und andre öffentliche Verrichtungen zu übernehmen. Aber auch jetzt noch gab er im Senate seine Meinung nur dadurch kund, daß er, ohne aufzustehen, einem Andern zustimmte, oder daß er bei der Discessio auf die eine Seite ging, bis er sich in der Sache eines seiner Verwandten, des M. Livius Macatus, dessen guter Name gefährdet ward, genöthigt sah, im Senate stehend in längerer Rede seine Meinung vorzutragen. Der Redner, der nach so langer Zwischenzeit sich wieder hören ließ, zog Aller Augen auf sich, und man wünschte ihn nun wegen

der gefährlichen Lage des Staates für das Jahr 207 als einen Mann von Bedacht und Einsicht neben dem raschen und unternehmenden Claudius Nero zum Consul zu wählen. Senat und Volk waren für ihn; nur einer aus der ganzen Bürgerschaft, gerade der Mann, dem die Ehrenstelle geboten wurde, war dagegen; er verweigerte die Annahme, weil ihm die Bürger zu leichtsinnig wären. Sie hätten mit ihm als Beklagten im Trauergewand kein Mitleid gehabt, und jetzt trügen sie ihm wider seinen Willen die blendende Toga an; mit Ehrenämtern und Strafen behäuften sie denselben Mann. Wenn sie ihn für einen rechtschaffenen Mann hielten, warum sie ihn als den Schlechten und Strafwürdigen verurtheilt hätten. Diese und ähnliche Vorwürfe und Klagen verwiesen ihm die Väter; die Härte des Vaterlandes müsse man, wie die der Eltern, durch Dulden und Tragen mildern. Alle drangen in ihn, und so ließ er sich denn zum Consul wählen. Liv. 27, 34.

In der guten Zeit der Republik war der Senat aufs engste mit den Magistraturen verwachsen; die Magistrate gelangten in den Senat, aus dem Senat gingen die Magistrate wieder hervor, um aufs neue in denselben zurückzukehren. In ihm vereinigten sich alle Elemente, welche zur Leitung des Staates berufen waren. Diese einträchtige Verbindung des berathenden Körpers des Senats und der gleichsam als seine Arme fungirenden Magistrate war zum Theil der Grund von der Macht und dem Ansehen des Senates; ein andrer Grund lag in der politischen Weisheit und dem Patriotismus dieser Rathsversammlung, in ihrer ruhigen Würde und Hoheit, die sie dem Gesandten des Pyrrhus wie eine Versammlung von Königen erscheinen ließ, ihrer Festigkeit und unerschütterlichen Beharrlichkeit, welche um so glänzender hervortrat, je gefährlicher die Lage des Staates war. Ungefähr seit der Zeit des Gracchen, wo auch die Volksversammlungen auszuarten begannen, änderte sich das. Wiederholte Angriffe der demagogischen Volkstribunen und die Aufnahme ungeeigneter Mitglieder erschütterten den Einfluß und das Ansehen des Sena-

tes, noch mehr aber litt die Würde desselben durch die wachsende Sittenlosigkeit seiner Mitglieder. „Wegen der Verworfenheit der meisten seiner Mitglieder," sagt Drumann mit Bezug auf die Zeit des Cicero, „war der Senat unfähig, eine sittliche Wiedergeburt der Nation herbeizuführen, eine Aufgabe, die er nicht einmal ahnete. Er hatte das Vertrauen des Volkes verloren, durch seine Unwürdigkeit wurde er schwach. In den früheren Jahrhunderten überwachte er mit seinem Ansehen das Ganze und hielt es zusammen; begünstigte er den Fortschritt nicht, so verhütete er doch auch Uebereilung; er vermochte es, weil er geachtet wurde, und man achtete ihn, auch wenn in ihm die Interessen des Standes vorherrschten, weil der Einzelne nicht persönlichen Vortheil suchte und persönliche Vorzüge des Einzelnen die Gesammtheit verehrlich machten. Jetzt war die Mehrzahl der Senatoren nur noch durch die Geburt ausgezeichnet; sie hatten das unbeneidete Vorrecht, daß fast nur Männer aus ihrer Mitte als Beklagte erschienen, wenn es sich um die strafbarsten Vergehen und um die schimpflichsten Laster handelte. Wenige gelangten auf einem andern Wege als durch Bestechung in die Curie, denn man warb bei den Magistratswahlen nicht blos mit Geld um die Stimmen. War dies erreicht, so fröhnte man einer schamlosen Selbstsucht und kannte keinen Gemeinsinn, als insofern man mit vereinten Kräften das Emporkommen nicht Ebenbürtiger und beschränkende, auf Abstellung der Mißbräuche berechnete Gesetze und Einrichtungen zu verhindern strebte. Der Senat also, berufen, die oberste leitende Behörde zu sein und Parteiungen abzuwenden, untergrub Ordnung und Zucht und würdigte sich zur Partei herab."

In der Kaiserzeit hatte zwar der Senat dem Scheine nach noch einen weiten Kreis von Befugnissen; allein in Wahrheit lag doch der Schwerpunkt der Regierung in der Person des Kaisers, von dessen Gutdünken es abhing, ob er dem Senat eine Sache zur Entscheidung vorlegen, ob er dessen Beschlüssen Folge geben wollte oder nicht. Die Kaiser hatten vermöge ihrer censorischen

Gewalt allein die Wahl der Senatoren, und die meisten nahmen willkürlich, ohne Rücksicht auf Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit, auch heraufgekommene Leute aus den Municipalstädten und Provinzen auf. Da das Verhältniß zwischen Kaiser und Senat staatsrechtlich nicht festgestellt war, so sank die Macht des Senats vor der des Kaisers, der sich auf das Heer stützte und die wichtigsten Regierungsangelegenheiten in einem aus seinen Freunden und Vertrauten zusammengesetzten Cabinetsrath (consilium principis) entschied, immer mehr herab; er machte sich zu einem willenlosen Werkzeug kaiserlicher Willkür und Laune. Welch unwürdiges Spiel despotische Kaiser mit dem Senate trieben, zeigt eine Geschichte, welche Juvenal in seiner vierten Satire von Domitian erzählt. Ein Fischer in Ancona hatte einen sehr großen Rautenfisch gefangen und brachte ihn dem Kaiser, der in seiner Villa am Albanerberge wie gewöhnlisch Hof hielt, unter plumpen Schmeicheleien zum Geschenke. Weil der Fisch so groß war, daß er in keine Schüssel ging, so beschloß Domitian, über diesen Umstand eine Senatssitzung zu halten. Staatsboten wurden in die Stadt geschickt, um die Senatoren zur Versammlung zu berufen. Sie kamen in aller Hast, als ob es der wichtigsten Staatsangelegenheit gelte, und nun berieth man unter dem Vorsitze des Kaisers im Wettstreit niederträchtiger Schmeichelei, was in Betreff des Fisches anzufangen. Zerstückt durfte das herrliche Thier nicht werden, die Schmach wäre zu groß gewesen; und so nahm man denn den Vorschlag eines Senators an, daß für den Fisch eine große Schüssel gefertigt werden müsse, die ihn zu fassen vermöge.

Noch wollen wir zum Schlusse anführen, daß, nachdem Augustus den Census eines Senators auf eine Million Sesterzien festgesetzt hatte, sich ein eigentlicher Senatorenstand (ordo senatorius) als abgeschlossene Körperschaft von Familien gebildet hat, wie seit der Gracchenzeit ein besonderer Ritterstand (ordo equester) entstanden war. Die Senatoren gehörten mit allen ihren Familienmitgliedern diesem besonderen Stande an und hatten mit ihnen einen eximirten Gerichtsstand; ihre Söhne, die

während der Republik zum Ritterstande gehört hatten, erhielten in der Kaiserzeit sogleich mit der männlichen Toga den latus clavus, das Abzeichen der Senatoren, und durften den Senatssitzungen als Zuhörer beiwohnen; sie waren von nun an das Seminarium senatus, das früher der Ritterstand gewesen, und waren verpflichtet, in den Senat einzutreten, auch wenn sie nicht wollten.

Der Consul.

Nach der Vertreibung der Könige wurden zu Rom an deren Stelle zwei jährlich wechselnde Consuln gewählt, und man gab diesen im allgemeinen dieselbe Macht, welche die Könige besessen hatten. Nur die priesterlichen Funktionen, die der König gehabt, wurden auf den Rex sacrificulus übertragen. Aber wenn auch die Machtfülle der Consuln die königliche war, so hatten sie doch nicht ganz die gleiche Stellung. Dem König war eine beträchtliche Staatsdomäne zur Benutzung zugetheilt gewesen, so daß er vom Staate gewisse Einkünfte bezog; aber das Consulat war, wie alle höheren Aemter der Republik, ein bloßes Ehrenamt, das nur Ansehen und Einfluß, aber direct keine materiellen Vortheile brachte. Erst in der späteren Zeit fanden die Consuln bei der Verwaltung der Provinzen hinlängliche Gelegenheit, sich zu bereichern und für gemachten Aufwand zu entschädigen. Ferner war der Consul in der Ausübung seiner Gewalt beschränkt durch den Collegen, der gleiche Gewalt hatte wie er, und gegen seine Unternehmungen zu jeder Zeit Einsprache thun konnte. Es war überhaupt Grundsatz des römischen Staates, daß Uebereinstimmung der Collegen bei allen Amtshandlungen verlangt wurde, und man mag auch bei den später aufgekommenen Aemtern, der Censur, der Aedilität, hauptsächlich aus dem Grunde die Zweizahl gewählt haben, damit der Willkür des Einen durch die Controle des Andern vorgebeugt werde. Auch die einjährige

Dauer des Consulats sicherte den Staat vor Willkürherrschaft und Tyrannei; am Schlusse ihres Amtsjahres traten die Consuln wieder in den Privatstand zurück und konnten dann wegen ihrer Amtsführung zur Verantwortung gezogen werden. Die Römer waren von der Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung so überzeugt, daß sie mit Ausnahme der Censur, deren Geschäftskreis eine längere Dauer nöthig machte, bis in die letzte Zeit der Republik bei ihren Magistraturen die Einjährigkeit unabänderlich festhielten. In der Republik erhielt der Senat eine viel größere Macht, als er sie unter den Königen gehabt hatte, und die nothwendige Folge war, daß dieser gegenüber die Gewalt der Consuln, welche die Stelle der Könige vertraten, herabsank.

Der Name Consul wurde erst nach der Aufhebung des Decemvirats eingeführt. Die älteste Benennung war Praetor, d. h. Praeitor, der „Vorausgehende", der „Anführende", und man bezieht diesen Namen besonders auf die den Consuln zukommende Heerführerschaft, während Andere damit allgemeiner den Mann bezeichnet glauben, der an der Spitze des Staates steht. Noch weniger stimmt man überein in Betreff der Bedeutung des Namens Consul. Niebuhr erklärt Consul mit Rücksicht auf praesul (is, qui praeest) und exsul für gleichbedeutend mit Collega, so daß die zweite Silbe einem Participium von esse entspräche; Andere leiten wohl richtiger das Wort von consulere ab und denken dabei entweder an die den Consuln zustehende Befragung des Senates und des Volkes (consulere senatum), oder an die Fürsorge, welche überhaupt die Consuln für den Staat zu tragen haben (consulere reipublicae). Die Consuln hießen auch Judices, „Richter", doch ist zu bezweifeln, ob dies jemals allgemeiner Name für das Consulat in seinem ganzen Umfange gewesen ist.

Die Consuln hatten also Anfangs dieselben militärischen und politischen Befugnisse, dieselbe Richter- und Strafgewalt, wie die Könige; doch traten in dieser Machtfülle mit der Zeit bedeutende Beschränkungen ein, namentlich durch die Einführung

der Volkstribunen, welchen das Recht zustand, die Plebejer gegen die Machtsprüche der patricischen Consuln in Schutz zu nehmen, und noch mehr dadurch, daß bei fortschreitender Entwickelung der Verfassung mehrere wichtige Zweige der Amtsthätigkeit vom Consulat getrennt und besonderen neuen Aemtern zugewiesen wurden. So wurde im Jahre 443 v. Chr. für den Census, die Vermögensschätzung und die Anfertigung der Bürgerlisten, welche bisher die Consuln gleich den Königen besorgt hatten, das Amt der Censoren geschaffen. Dann hatten die Consuln anfangs die oberrichterliche Gewalt gehabt, sie hatten selbst zu Gericht gesessen und Recht gesprochen oder, wenn dies durch besondere Richtercollegien geschah, doch über diese die Oberaufsicht gehabt; mit dem Jahre 366 v. Chr. aber wurde für die Handhabung der Gerichtsbarkeit ein neuer Magistrat eingeführt, der Prätor, welcher gleichsam als dritter Consul angesehen ward.

Trotz dieser Schmälerungen blieb das Consulat immer die erste Magistratur im Staate, ihm gehörte die höchste vollziehende Gewalt, deren Anordnungen sich die übrigen Magistrate, mit Ausnahme der Volkstribunen, zu fügen hatten. Als die obersten Civilbeamten beriefen die Consuln den Senat und die Volksversammlungen, sie leiteten als Vorsitzende deren Verhandlungen und führten dann die gefaßten Beschlüsse aus. Ueberhaupt hatten sie die Oberaufsicht über das gesammte innere Staatsleben, sie konnten, um ihren Anordnungen Nachdruck zu geben, jeden Bürger ohne Unterschied vor sich laden (vocatio) und nöthigen Falls Gewalt anwenden (prensio) und Strafen verhängen, auch über niedriger stehende Magistrate. Zur Staatscasse, dem Aerarium, hatten sie den Schlüssel, und die Cassebeamten, die Quästoren, waren von ihnen abhängig; doch mußten sie, wenn sie für öffentliche Ausgaben das Geld aus dem Schatze entnehmen wollten, von dem Senate, als der höchsten Finanzkammer, die Genehmigung haben. In den auswärtigen Angelegenheiten fungirten die Consuln als die Organe des Senats. Die Depeschen fremder Fürsten und Völker gelangten zunächst an sie, damit sie dieselben dem Senate

vorlegten, sie empfingen die fremden Gesandten und führten sie in den Senat ein, verhandelten im Namen des Senates mit auswärtigen Staaten. Die Verträge aber, welche sie abschlossen, hatten dann nur Gültigkeit, wenn sie von dem Senat und dem Volke gut geheißen wurden. In außerordentlichen Zeiten, wenn dem Staat eine große Gefahr drohte von außen oder innen, hob der Senat die gewöhnlichen Beschränkungen der consularischen Macht, welche in der tribunicischen Intercession und der Provocation bestanden, auf, und ertheilte den Consuln eine gleichsam dictatorische Gewalt durch die Formel: Videant consules, ne quid detrimenti respublica capiat, „Die Consuln sollen Sorge tragen, daß der Staat keinen Schaden leide". Dies geschah besonders in den späteren Zeiten der Republik, wo die Ernennung von Dictatoren immer mehr abgekommen war. Die größte Machtfülle hatten die Consuln im Krieg als die Oberfeldherrn des Staates. Hier stand ihnen das Recht über Leben und Tod zu. Nach vorhergegangenem Beschluß und Auftrag des Senates hoben sie die Truppen aus, ernannten die meisten Offiziere, ließen sich den Fahneneid schwören. Den Krieg selbst führten sie großentheils nach eigenem Ermessen, wenn auch der Senat sich eine Oberaufsicht vorbehielt und die Verwilligung der Mittel hauptsächlich in dessen Händen lag.

Die Wahl der Consuln fand beständig in den Centuriatcomitien statt, und zwar unter dem Vorsitz eines Consuls oder in außerordentlichen Fällen eines Dictators oder Interrex, nie eines Prätors, nach dem Grundsatze, daß ein niederer Beamter nie einen höheren konnte wählen lassen. Auch galt der, jedoch nicht immer befolgte Grundsatz, daß derjenige, welcher die Comitien abhielt, nicht gewählt werden durfte. Das Recht der Bewerbung hatten anfangs blos die Patricier, bis nach langen und heftigen Parteikämpfen im Jahre 367 v. Chr. durch das licinische Gesetz den Plebejern sowohl wie den Patriciern das Consulat zugänglich ward, und zwar forderte das Gesetz, um allen Intriguen der Patricier ein Ende zu machen, daß jedesmal der eine der Consuln

ein Plebejer sein müsse. Dennoch aber haben darnach die Patricier noch wiederholentlich sich der den Plebejern gebührenden Stelle widerrechtlich zu bemächtigen gewußt. Erst das Jahr 342 führte zur völligen Befestigung des plebejischen Consulats, und seitdem theilten sich die Candidaten des Consulats in zwei ganz getrennte Pateien, indem die einen sich um die plebejische, die andern um die patricische Stelle bewarben. Nachdem aber der Unterschied zwischen Patriciern und Plebejern allmählich sich verwischt hatte und in der Nobilität ein neuer Beamtenadel aus Plebejern und Patriciern entstanden war, kam jene Scheidung ganz in Vergessenheit, so daß auch beide Consuln dem Plebejerstande angehören konnten. Das erste Beispiel der Art war im Jahre 172 v. Chr.

Ueber das Alter dessen, der sich um das Consulat bewarb, sowie über die Stufenfolge, in welcher die höheren Magistrate bis hinauf zum Consulat und zur Censur bekleidet wurden, gab es in der älteren Zeit keine gesetzlichen Bestimmungen. Man hat Beispiele, daß ganz junge Männer zu Consuln gewählt wurden, wie M. Valerius Corvus, der in einem Alter von 23 Jahren Consul ward. P. Sulpicius Galba wurde 211 v. Chr. Consul, ohne vorher ein curulisches Amt bekleidet zu haben, Ti. Gracchus war 216 curulischer Aedil und Magister Equitum, und im nächsten Jahre Consul; Appius Claudus Cäcus war 312 Censor, ohne Prätor und Consul gewesen zu sein, dann wurde er Consul 307 und nochmals 296, und darauf im folgenden Jahre Prätor. Erst durch die Lex Villia im Jahre 180 v. Chr. wurde die Berechtigung zur Bewerbung für jedes einzelne Amt an ein bestimmtes Lebensalter geknüpft. Dieses Gesetz verlangte, daß dem Anspruch auf die Quästur, des niedrigsten unter den höheren Aemtern, ein zehnjähriger Kriegsdienst vorausgehen müsse, und wenn Einer, was häufig geschah, mit dem 17. Lebensjahre in das Heer eintrat, so konnte er mit dem 27. Jahre sich zur Quästur melden. Dies wird also wohl als das gesetzliche Alter für die Quästur festzuhalten sein, obgleich Manche das 30. Lebensjahr annehmen. Für die dann später folgenden curulischen Aemter,

Aedilität, Prätur, Consulat, war ein Lebensalter von 37, 40, 43 Jahren festgesetzt, ohne daß es jedoch durchaus nothwendig gewesen zu sein scheint, daß, wer zum Consulat gelangen wollte, sämmtliche vorausgehende Aemter verwaltet haben mußte. Ueber das Volkstribunat, welches Einer in dem Zwischenraum zwischen Quästur und Aedilität verwalten konnte, gab es keine gesetzliche Altersbestimmung; es konnte in der Reihe der Magistrate ohnehin nicht mitzählen, da es den Patriciern nicht zugänglich war. Die Censur, ein Amt von hoher Würde, wenn auch das Consulat immer für das höchste Staatsamt galt, wurde fast ausschließlich an Consulare, gewesene Consuln, vergeben.

Dasselbe Amt konnte in der ältesten Zeit mehrere Jahre hintereinander oder nach kurzen Zwischenräumen zu wiederholten Malen von derselben Person bekleidet werden. Valerius Poplicola z. B. war drei Jahre nacheinander Consul. Aber im Jahre 342 v. Chr. setzte ein Plebiscit fest, daß Niemand früher als nach 10 Jahren dasselbe Amt, noch auch zwei Aemter zu gleicher Zeit verwalten sollte. In der Noth des zweiten punischen Krieges, wo man bewährter Feldherren bedurfte, wurde diese Bestimmung suspendirt, später aber wieder in Kraft gesetzt; und weiter wurde um die Zeit der Zerstörung von Karthago in Betreff des Consulats das Gesetz gegeben, daß Niemand zum zweitenmal Consul werden dürfe. Dies bestand auch bis zur Zeit des Marius, der bekanntlich von 106—100 v. Chr. sechsmal Consul war; wenn aber in den 50 vorhergehenden Jahren ein Mann wie Scipio Aemilianus zum zweitenmal Consul ward, so war dies eine durch die Zeitumstände veranlaßte Ausnahme von dem Gesetz. Alle diese Beschränkungen sollten verhindern, daß einzelne Männer zu einem überwiegenden Einfluß gelangten und die höchsten Staatsämter eine Domäne von wenigen Familien würden.

Der Tag der Consulwahl richtete sich nach dem Tage des Amtsantrittes der Consuln, welcher nicht immer derselbe war. Der Antritt geschah im Laufe der Zeit in nicht weniger als acht oder neun verschiedenen Zeitpunkten, immer aber wählte man

gerne die Kalenden oder die Iden eines Monats. Die ersten Consuln übernahmen ihr Amt an den Iden des September, dann, zur Zeit der Secession der Plebs auf den heiligen Berg, geschah der Amtswechsel an den Kalenden des September, 14 Jahre später, als der eine Consul in einer Schlacht gegen die Hetrusker gefallen war und der andre abdankte, an den Kalenden des Sextilis (August). Lange Zeit waren die Iden des December der Antrittstag für das Consulat, im Anfang des zweiten punischen Krieges die Iden des März, und diese blieben es bis zum Jahre 153, wo der erste Januar für immer festgesetzt ward, damit das Consulatjahr mit dem bürgerlichen Jahre übereinstimme. Der Tag der Wahl nun, welcher jedesmal nach dem Ermessen des Senats und der Consuln angesetzt und drei Nundinen vorher durch ein Edict bekannt gemacht wurde, fiel in der ältesten Zeit ganz kurz vor den Schluß des Magistratsjahres, nachmals wurde er je nach den Zeitumständen bald früher bald später angesetzt; seitdem aber der erste Januar der Antrittstag war, scheinen die Wahlcomitien gewöhnlich im Juli oder noch früher abgehalten worden zu sein. Manchmal jedoch schob man aus besonderen Rücksichten den Wahltag weit hinaus. Unter dem Consulat des Cicero z. B. wurde aus Furcht vor Catilina der Wahltag auf den 20. und dann auf den 21. October angesetzt.

Die Bewerber um ein Amt, also auch die Candidaten des Consulats, hatten sich nicht, wie Manche angenommen haben, vorher zu einer bestimmten Zeit bei der Magistratur, welche die Wahlcomitien leitete, zu melden und um Gestattung der Bewerbung zu bitten, sondern sie brauchten blos in der gesetzlichen Frist eines Trinundinums sich auf dem Forum dem Volke vorzustellen und ihre Absicht zu erklären. Erst in den Wahlcomitien selbst konnte der Vorsitzende, wenn gesetzliche Gründe vorlagen, den Namen des Bewerbers verwerfen und die Abstimmung über ihn versagen; wurde er dennoch gewählt, so konnte der Vorsitzende die Renuntiatio verweigern, ohne welche eine Wahl ungültig war. Durch die Renuntiation wurde der Erwählte Consul designatus,

und diese Designation war unwiderruflich, wenn nicht bei der Wahl Formfehler vorgekommen waren oder ungesetzlicher Ambitus stattgefunden hatte. In diesen Fällen mußte der Designatus förmlich abdiciren, wie wenn er das Amt schon angetreten hätte.

Als Cäsar im Sommer des Jahres 60 aus Spanien zurückkehrte, wo er als Proprätor glückliche Kriege geführt hatte, die ihn zur Beanspruchung eines Triumphes berechtigten, lagerte er mit seinem Heere vor der Stadt und durfte sie gesetzlich vor dem Triumph nicht betreten. Er beabsichtigte aber, sich für das nächste Jahr um das Consulat zu bewerben, und mußte daher in der vorgeschriebenen Zeit des Trinundinums sich persönlich dem Volke vorstellen. Da er nicht in die Stadt kommen durfte, so bat er den Senat um die Erlaubniß, daß er abwesend durch seine Freunde sich bewerbe. Cato sprach im Senat dagegen und suchte, da dies der letzte Tag war, an welchem Cäsar gesetzlich vor das Volk treten konnte, den Tag durch Reden hinzubringen, damit der Plan seines Feindes vereitelt werde. Da verzichtete Cäsar auf den Triumph und trat in der Stadt als Bewerber auf. Diese Geschichte ist auffallend; denn es gibt aus allen Zeiten der Republik zahlreiche Beispiele, daß Magistrate jeder Art, vorzüglich aber Consuln und Prätoren gewählt wurden, während sie abwesend, fern bei den Heeren und in den Provinzen waren; selbst noch bis zum Consulate des Cicero (63 v. Chr.) war die persönliche Anwesenheit des Bewerbers in den Comitien, oder gar im Trinundinum vorher kein gesetzliches Erforderniß. Man muß daher annehmen, daß zwischen dem Consulate des Cicero und Cäsars Bewerbung durch ein Plebiscit oder einen Senatsbeschluß eine Bestimmung ergangen sei, welche die persönliche Gegenwart vorschrieb.

Das Consulat war das höchste Ziel für den Ehrgeiz der römischen Großen; man bewarb sich um dasselbe mit dem größten Eifer, mehr als um jedes andre Ehrenamt. Von alter Zeit her war es üblich, daß die Amtsbewerber während des Trinundinums in der Toga candida auf dem Forum erschienen, um schon durch

diese auszeichnende Kleidung die Aufmerksamkeit des Volkes zu erregen und ihre Absicht kund zu thun. Die Römer gingen zwar allgemein in der weißen Toga (Toga alba); aber die Toga candida, welche die Candidati trugen, hatte durch Zurichtung mit einer Kreideart ein glänzendes, blendendes Weiß. Sie blieb, wenn auch einmal für eine Zeitlang durch ein Plebiscit verboten, immer das eigentliche Gewand der Amtsbewerber. Diese kamen, begleitet von ihren Freunden und Verwandten, auf den Markt, gingen unter dem Volke umher und faßten die Einzelnen bei der Hand (ambire und prensare), indem sie mit freundlichen Worten um ihre Stimme baten. Der Candidat nannte den gemeinen Mann bei seinem Namen, wodurch sich dieser geehrt fühlte, erkundigte sich nach seinem Befinden, nach seiner Familie und that und sprach, um die Gunst der Leute zu gewinnen, gar Manches, was ihm selbst eine Albernheit dünkte. So erzählt L. Crassus bei Cicero von sich, daß er bei seinen Amtsbewerbungen auf dem Forum sich wegen dieses albernen Treibens vor seinem Schwiegervater Q. Scävola geschämt und ihn bei dieser Gelegenheit immer von sich entfernt gehalten habe. Auch an herablassenden Scherzen und Späßen ließ man es nicht fehlen, doch mußte man vorsichtiger sein als Scipio Nasica. Als dieser bei seiner Bewerbung um die Aedilität einem Bauersmann freundlich die Hand drückte, welche durch die Arbeit hart und rauh geworden, fragte er, um einen Scherz zu machen, ob er auf den Händen spazieren gegangen sei. Das von den Umstehenden aufgefangene Wort war schnell unter der Menge verbreitet, und die Folge war, daß Nasica nicht gewählt wurde.

Diese Bewerbung (Ambitus) wurde in alter sittenstrenger Zeit zwar eifrig, aber rechtlich und ehrlich betrieben; in der spätern Zeit aber nahm sie durch die aufwuchernde Herrschsucht der Einen und die immer wachsende Zahl und die Nichtswürdigkeit der Stimmberechtigten nicht blos außerordentliche Dimensionen, sondern auch einen ungesetzlichen oder doch der Magistratur unwürdigen Character an, und das Wort Ambitus kam zu dem

Begriff einer ungesetzlichen, verpönten Amtsbewerbung. Ein Gesetz nach dem andern mit stets sich steigernden Strafen (Absetzung, zeitweilige oder beständige Ausschließung von der Bewerbung, Ausstoßung aus dem Senat, Geldstrafen, 10jähriges, lebenslängliches Exil) suchte dem Unwesen zu steuern; aber umsonst, das Uebel wuchs mit jedem Jahr; die Bestechungen wurden aufs schamloseste und im ausgedehntesten Maße betrieben, selbst die Magistrate ließen sich Umtriebe und Betrügereien zu Schulden kommen, man zog zuletzt mit bewaffneten Banden durch die Straßen und lieferte sich Gefechte. In dieser späteren Zeit ging man mit der Bewerbung weit über das vorausgehende Trinundinum hinaus, man begann schon das Geschäft in dem Jahre, das der eigentlichen Bewerbung vorherging, und reiste in den stimmberechtigten Municipien und Colonien umher, um sich die Stimmen zu sichern. In Rom selbst suchte sich der Candidat einen möglichst großen Anhang zu verschaffen, er zog eine große Menge von Menschen an sich, um durch deren Begleitung in der Oeffentlichkeit zu glänzen und wichtig zu thun. Sein Haus war beständig den Besuchenden geöffnet, und schon vor Sonnenaufgang ging er, um sie zu bewillkommnen, vor seinem Hause herum. Er bat einflußreiche Männer, daß sie ihn öffentlich vor dem Volke empfahlen, daß sie für ihn in den einzelnen Comitien oder Tribus warben. Seine Freunde waren in derselben Weise für ihn thätig und legten überall Fürbitte für ihn ein; wenn er es selbst nicht that, so gaben sie für ihn Gastmähler, vertheilten Geschenke, sorgten für Plätze im Theater und dergleichen. Bei seinem Umhergehen unter der Menge sparte er keine Schmeichelei; er mußte jeden Bürger mit Namen anreden und ihm etwas Verbindliches sagen. Da er unmöglich alle Leute kennen konnte, so bedurfte er eines Nomenclators, eines Sclaven oder Freigelassenen, der in ausgedehntester Weise die Personen nach Namen und Verhältnissen kannte. Das Gedächtniß solcher Leute war sprüchwörtlich, doch hatte es auch seine Grenzen, und der Nomenclator sah sich oft gezwungen, für ihm unbekannte

Personen schnell einen Namen zu erdichten. Er flüsterte beim Umhergehen dem Herren die Namen zu, und dieser that dann, als habe er einen wohlbekannten Mann vor sich. „Wenn Glanz und Ehre glücklich macht," heißt es bei Horaz, „so laß uns einen Sclaven kaufen, der dir die Namen alle vorsagt, der, zur Linken gehend, dich in die Seite stößt und mahnt, über alle Hindernisse hinaus deine Rechte hinzureichen: „„Dieser vermag viel in der fabischen Tribus, jener in der velinischen, der hier wird die Fasces verleihn, wem ihm beliebt, und den curulischen Stuhl wird er im Trotze entziehen, wem er will."" Rede mit „Bruder", „Vater" sie an, und je nachdem Einer im Alter steht, nimm ihn mit Artigkeit in deine Verwandtschaft auf."

Alle die genannten Mittel der Bewerbung waren, wenn auch nicht immer würdig und ehrenwerth, so doch nicht ungesetzlich und strafbar, sobald nicht eigentliche Bestechung hinzukam. Aber diese wurde in dem letzten Jahrhundert der Republik immer häufiger und schamloser. Es bildeten sich förmliche Gesellschaften oder Clubs (sodalitates), deren Mitglieder sich in das Geschäft der Bestechung zu Gunsten eines Freundes theilten. Der Candidat selbst vermied, aus Furcht vor der Anklage, die directe Bestechung; er deponirte daher gewöhnlich bei den Sequestres (Mittelspersonen) des für ihn wirkenden Clubs die nöthigen Geldsummen, und die Divisores (Vertheiler) übernahmen dann nach angefertigten Listen der Bürgerschaft die Bestechung der Einzelnen. Eine andere Art des Ambitus war die Coitio, welche darin bestand, daß zwei oder mehrere Candidaten unter sich einen Bund schlossen, um die andern Candidaten zu verdrängen. So waren Catilina und Antonius einen Bund eingegangen, um den Cicero nicht zum Consulat gelangen zu lassen, und sie wurden unterstützt von dem reichen Crassus und Cäsar. Solche Coitiones kamen schon früher vor, und sie brauchten nicht gerade verbrecherisch zu sein; in der späteren Zeit jedoch waren sie gewöhnlich mit Bestechung verbunden. Die Candidaten theilten sich in die bestochenen Centurien oder Tribus, und der Eine trat dem Andern nach Bedürfniß ab, damit kein Anderer die Stimmenmehrheit erlangen könne.

Die erwählten Consuln theilten sich in die Senatsgeschäfte, so daß jeder seinen bestimmten Wirkungskreis hatte. Dieser hieß Provincia, ein Wort, welches erst später, nachdem die Römer ihre Eroberungen über Italiens Grenzen ausgedehnt hatten, eine geographische Bedeutung erhielt, indem man damit ein außeritalisches, von römischen Behörden verwaltetes Land bezeichnete. Die Theilung der Provinciae geschah gewöhnlich durch das Loos oder auch durch freie Uebereinkunft der Collegen, wobei auch der Senat oft ein Wort mitsprach. Wenn z. B. einer der Collegen eine besondere Befähigung für den Krieg gezeigt hatte, welche dem andern abging, so wurde ihm die Kriegsführung übertragen. In der ältesten Zeit nämlich zog in der Regel nur der eine Consul in den Krieg, während der andre in der Stadt blieb und die städtischen Angelegenheiten verwaltete. Doch war es auch öfter nöthig, daß beide Consuln nach verschiedenen Seiten ins Feld zogen, oder daß sie gemeinschaftlich Einen Feind bekämpften. In dem letzten Falle führte jeder seine eigene Truppenmacht, gewöhnlich zwei Legionen, und der Oberbefehl wechselte täglich. Als der Staat außeritalische Provinzen besaß, wurden von dem Senate die wichtigsten den Consuln zugetheilt, die andern den Prätoren, und die Consuln looſten dann um ihre Provinzen, ebenso die Prätoren. Erst in den letzten Zeiten der Republik blieben die Consuln während ihres Amtsjahres in Rom und gingen dann in dem folgenden Jahre als Proconsuln in die Provinzen. Die Grenzen der Provinz durfte der Consul während seiner Amtszeit nicht überschreiten, und durfte seine Stelle nicht eher verlassen, als bis sein Nachfolger eingetroffen war.

Der Amtsantritt der Consuln war mit großen Feierlichkeiten verbunden. Vor Anbruch des Tages hielt jeder für sich die üblichen Auspicien (S. 189). Dann legten sie in ihrem Hause vor dem Altar der Hausgötter die Toga praetexta an und empfingen die Begrüßung der Beamten, der Senatoren, der Ritter und sonstiger Bürger, worauf sie, von diesen und einer zahlreichen Menge Volkes begleitet, über das Forum auf das

Capitol zogen, um an dem Tempel des Jupiter ein Opfer von weißen Stieren darzubringen. Dem Consul voraus wurden die Insignien seiner neuen Würde getragen, die Fasces, die Sella curulis. Von dem Amtsantritt der Consuln am 1. Januar sagt Ovid in seinem Festkalender: „Ein glücklicher Tag geht auf, Lippen und Herzen bezähmt andachtsvoll; jetzt muß man am fröhlichen Tage nur fröhliche Worte reden. Siehst du, wie der Aether von duftenden Feuern leuchtet, wie cilicischer Safran auf entzündeten Herden knattert. Mit ihrem Glanze schlägt die Flamme der Tempel Gold und verbreitet ihr zitterndes Licht im erhabenen Gebäude. Mit reinen Festgewändern steigt man auf zu Tarpejas Fels, und gleichfarbig erscheint das Volk an diesem Feste. Und schon schreiten neue Fascen voran, neuer Purpur glänzt, und neue Last fühlt das strahlende Elfenbein. Stiere, zur Arbeit noch nicht gewöhnt, reichen den Hals zum Schlage dar, welche faliscisches Kraut auf seinen Auen nährte. Jupiter, wenn er von der erhabenen Burg auf den weiten Erdkreis blickt, schaut nichts als das römische Reich. Sei willkommen, fröhlicher Tag, und kehre immer beglückter zurück; du bist werth, vom weltbeherrschenden Volke gefeiert zu werden.“ — Die jungen weißen, zum Opfer des Jupiter bestimmten Stiere wurden eigens an bestimmten Orten gezüchtet, namentlich auf den schönen Wiesen in der Gegend von Falerii und bei Mevania am Clitumnus. Sie kamen zum Opfer frisch von der Weide, eben von der Mutter genommen. Die Hörner waren vergoldet, sie selbst mit Binden behangen.

Nach dem Opfer wurde eine Senatssitzung gehalten, entweder in der Curie oder auch auf dem Capitol selbst, und danach gaben die Consuln ein großes Gastmahl. In dieser ersten Senatsversammlung mußte der gewöhnlichen Ordnung gemäß zuerst über die religiösen und dann über die weltlichen Dinge Vortrag gehalten werden, und namentlich wurden von den Consuln die Feriae Latinae angesetzt, welche in der Regel abgehalten sein mußten, ehe sie in ihre Provinzen gingen. Dieses uralte Fest

des Jupiter Latiaris wurde auf dem Albanerberge gefeiert und war ein Bundesfest sämmtlicher Latiner, dessen Leitung in der späteren Zeit den Römern zustand. Das Opfer wurde von den römischen Consuln dargebracht, in Gegenwart der andern römischen Magistrate und der Magistrate der latinischen Städte, und dazu wurden von den Anwesenden Gebete gesprochen, in welchen Rom für die Latiner und die Latiner für Rom um Heil und Segen zu Jupiter flehten. Der weiße Opferstier wurde von allen Theilnehmern gemeinschaftlich gestellt, während andre Lieferungen an Lämmern, Käse, Milch, Opferkuchen u. s. w. den einzelnen Mitgliedern oblagen. Von dem Opferthier wurden gewisse herkömmliche Stücke unter die Theilnehmer des Bundes und des Bruderfestes vertheilt, das gemeinschaftliche Opfermahl war ein großes Verbrüderungsmahl. Auch zu Lavinium, der mythischen Metropole von Rom, mußten die römischen Consuln im Anfang ihrer Regierung nach altem Herkommen den latinischen Bundesgöttern, dem Jupiter, der Vesta und den Penaten, mit Hülfe der Pontifices und anderer Priester ein Opfer bringen. Außerdem hatten sie in den ersten fünf Tagen ihrer Amtsführung in einer von ihnen anzusagenden Concio einen feierlichen Eid abzulegen, worin sie in der ersten Zeit der Republik gelobten, daß sie keinen König in Rom aufkommen lassen wollten, der aber später sich in einen allgemeinen Eid auf die Aufrechterhaltung der Gesetze verwandelte.

Die Insignien der Consuln waren die Sella curulis, ein Sessel mit elfenbeinernen Füßen, dessen sie sich allenthalben im öffentlichen Leben bedienten; sie hatten ihn übrigens gemein mit den übrigen curulischen Beamten, wie auch die Toga praetexta, eine weiße, mit einem Purpurstreifen verbrämte Toga. Das Hauptzeichen der consularischen Macht aber waren die zwölf Lictoren mit den Fasces oder Ruthenbündeln aus Birkenstäben, aus welchen das Beil hervorragte, das Zeichen der höchsten Strafgewalt; doch durften die Beile in den Fasces nur außerhalb Roms getragen werden, weil hier der Consul nur das Recht über

Leben und Tod hatte. Die zwölf Lictoren gingen vor dem Consul her, in einer Reihe Einer hinter dem Andern, aber nur vor dem amtsführenden Consul. Es war nämlich die Einrichtung getroffen, daß je einer der Consuln monatlich wechselnd die eigentliche Amtsführung hatte; dieser hatte dann auch die Lictoren und die Fasces, während seinem Collegen keine Lictoren beigegeben waren, sondern blos ein sogenannter Accensus, der vor ihm herging. In der späteren Zeit jedoch begleiteten auch den nicht amtsführenden Consul zwölf Lictoren; nur gingen sie nicht vor ihm her, sondern folgten ihm. Lictoren kamen übrigens auch den andern Magistraten zu, welche das Imperium hatten, also dem Prätor, dem Dictator und Magister Equitum. Allen höheren Magistraten, namentlich aber den Consuln, gebührte äußere Ehrerbietung. Wenn sie in einen Kreis von Sitzenden traten, so erhoben sich alle, entweder um ihnen einen Sitz einzuräumen oder ihre Achtung zu bezeugen, in der Curie und im Theater, im öffentlichen Leben wie im Privathause und überall, wo sie sich zeigten. Auf der Straße mußte der Begegnende ihnen ausweichen; wenn er ritt, stieg er vom Pferde, er entblößte das Haupt, wenn er etwa die Toga darüber gezogen hatte. Solche Ehrenbezeugungen war auch jeder niedere Beamte dem höheren schuldig, z. B. der Prätor dem Consul. Der Prätor ließ, wenn er dem Consul begegnete, die Fasces senken, saß er auf dem Tribunal und der Consul ging vorüber, so erhob er sich von seinem curulischen Stuhl. Eine weitere Ehre noch war für die Consuln, daß nach ihnen die Jahre bezeichnet wurden.

Am letzten Tage seines Amtsjahres, am Tage vor dem Antritt der neuen Consuln, legte der Consul auf dem Forum in einer von ihm berufenen Concio sein Amt feierlich nieder. Nachdem er von den Rostris herab seine Verwaltung gerechtfertigt und seine Verdienste hervorgehoben, schwor er zuletzt, daß er die Gesetze treu befolgt und nichts gegen die Verfassung gethan habe. Als Cicero sein Consultat niederlegte, verbot ihm der Tribun Metellus Nepos vor dem Volke zu reden, da er römische

Bürger ohne Verhör zum Tode verurtheilt habe; er gestattete ihm nur den Eid. Da erhob Cicero seine Stimme und schwur, er habe in seinem Consulat den Staat vom Verderben gerettet, und das Volk rief ihm jauchzend zu: „Du hast wahr gesprochen!"

Am Ende der Republik verlor das Consulat alle Macht und Bedeutung. Cäsar führte das Consulat, das ihm auf fünf, dann auf zehn Jahre, dann auf Lebensdauer übertragen worden war, neben der Dictatur entweder allein ohne Collegen, oder er setzte willkürlich Andre neben sich oder an seine Stelle auf Monate und selbst auf Stunden ein. Durch solches Spiel erlitt natürlich die höchste Würde des Staates einen empfindlichen Stoß; so geschah es denn, daß das Volk den Q. Fabius Maximus, welcher auf drei Monate Consul für Cäsar war, bei seinem Eintritt ins Theater nicht durch Aufstehen begrüßte, sondern auf den gewöhnlichen Ruf des Lictors „Acht zu geben" entgegenrief, er sei kein Consul. Als dieser Fabius gerade am letzten Tage seines Consulats, am letzten December, starb, wurde noch für die übrigen Stunden dieses Tages Caninius an seine Stelle ernannt, worüber im Zorn manch witziges Wort gesprochen ward. Als die Vornehmen gingen, um den neuen Consul zu begrüßen, sagte Cicero: „Kommt, laßt uns eilen, ehe er sein Amt niederlegt." Und in einem Briefe, in welchem er erzählt, wie die Sella curulis des eben verstorbenen Fabius in die Volksversammlung getragen und dann, nachdem sein Tod verkündet war, fortgebracht worden sei, wie man darauf in der siebenten Stunde des Tages den Caninius als Consul renuntiirt habe, scherzt er zuletzt: „So hat also unter dem Consulat des Caninius Niemand gefrühstückt, und es ist unter seinem Consulat auch kein Unglück geschehen, denn er war von bewundernswürdiger Wachsamkeit, da er während seines ganzen Consulats keinen Schlaf gesehen hat." Ein Andrer nannte den Caninius witzig einen Consul dialis.

Augustus und die folgenden Kaiser verfuhren mit dem Consulat in ähnlicher Weise wie Cäsar; sie machten es zu einem blosen Schatten, indem sie selbst das Consulat sich auf eine Reihe

von Jahren übertragen und Andre gewöhnlich auf je zwei Monate erwählen ließen. Nur die Consules ordinarii, welche am 1. Januar ihr Amt auf zwei Monate antraten und dem Jahre den Namen gaben, hatten noch einige Bedeutung. Auch kam die Sitte auf, Titularconsuln zu machen, Consules honorarii, welche blos den consularischen Rang erhielten, ohne das Amt wirklich zu bekleiden.

War aber die Bedeutung des Consulats unter den Kaisern gänzlich verschwunden, so ließ man ihm doch den äußeren Glanz. Ja dieser wurde noch erhöht; denn bei ihrem Amtsantritt erschienen wenigstens in der späteren Kaiserzeit die Consuln in dem Schmucke eines Triumphators. Prangend in der mit Gold auf purpurnem Grunde gestickten Toga picta und der mit Palmzweigen, Victorien und andern Figuren reich gestickten Tunica palmata, mit goldenen Schuhen, saßen sie auf der Sella curulis, welche auf einem mit Gold, Silber und Elfenbein geschmückten leichten Wagen (tensa) angebracht war, in der Linken ein elfenbeinernes Scepter mit einem Adler auf seiner Spitze. Indem die Lictoren, welche die mit Lorbeer umkränzten Fasces mit dem Beile trugen, vor ihnen her schritten, hielten sie einen triumphähnlichen Umzug durch die Stadt, wobei sie Geld unter das Volk warfen und mancherlei Geschenke vertheilten. Darauf folgte eine Reihe von Spielen, welche auf ihre Kosten veranstaltet waren. Ein solches Consulat war äußerst-kostspielig; der Aufwand belief sich auf 2000 Pfund Gold.

Die römische Provinz während der Republik.

Wir verstehen hier unter Provinz ein außeritalisches, den Römern unterworfenes, steuerpflichtiges Land, das von römischen Beamten verwaltet wurde (s. S. 252). Wenn ein Land von den Römern unterworfen worden war, so wurde der Feldherr der es erobert hatte, von dem Senate beauftragt, in Gemeinschaft mit einer Commission von zehn Senatoren es in eine Provinz zu

verwandeln. Die Commissäre brachten in der Regel eine Instruction des Senates mit, welche bei ihren Einrichtungen zu Grunde gelegt wurde; im Einzelnen jedoch war ihnen freie Hand gelassen. Sie bestimmten zunächst die Grenzen der neuen Provinz und den Umfang der einzelnen Verwaltungs- und Justizbezirke, in welche das Land getheilt werden mußte, und dabei verfuhren sie, um die Kraft und den Zusammenhang des Volkes zu brechen, im Allgemeinen nach dem Grundsatz, die vorhandenen Verbände aufzulösen und durch willkürliches Theilen und Zusammenlegen neue Verbindungen zu schaffen. Oefter hoben sie auch zwischen den einzelnen Districten oder den Stadtgebieten das Commercium auf, das Recht, Eigenthum in den andern Gebieten zu erwerben, wodurch den Provinzialen die Veräußerung der Grundstücke erschwert und römischen Bürgern es leicht gemacht wurde, größere Gütercomplexe in der Provinz anzukaufen. Das war, wie das erwähnte Trennen und Zerschneiden und wie die allmähliche Einführung römischer Sprache und Sitte, ein Hauptmittel, die Romanisirung des Landes anzubahnen, worauf die römische Verwaltung immer hinarbeitete. In Sicilien war überall das Commercium beseitigt; nur die Centuripiner hatten das Recht, in andern Stadtgebieten Grundstücke zu werben, und dadurch waren sie sehr reich geworden, während in den andern Städten die einheimischen Grundbesitzer zusammenschmolzen. In Leontini z. B. waren in Ciceros Zeiten deren nur 88, in Mutyce 188, in Herbita 257. Aber römische Bürger, welche sich angekauft hatten, waren in Menge vorhanden.

Das Princip der Trennung waltete auch bei der Ordnung der rechtlichen Verhältnisse der Einzelnen und der Gemeinden, sowie bei der Ansetzung von Steuern und sonstigen Leistungen. Städte, welche sich freiwillig den Römern angeschlossen hatten und ihnen ergeben waren, wurden begünstigt; man vergrößerte ihr Gebiet durch Strecken, die man andern genommen, und beschenkte sie mit mancherlei Rechten und Freiheiten; solche dagegen, welche man hatte erobern oder mit Gewalt niederwerfen müssen,

wurden belastet und in ihren Rechten sehr beschränkt, ja vernichtet. Die bisherigen Verfassungen in den Städten ließ man in soweit bestehen, als sie dem römischen Interesse nicht entgegen waren. So schufen die erobernden Feldherren und die vom Senat geschickten Gesandten oder Commissäre für die neue Provinz ein Grundgesetz, eine Verfassung, welche für die ganze Folgezeit die Basis der Verwaltung blieb; doch konnten durch Gesetze des römischen Volkes und Senatsbeschlüsse, sowie durch Edicte der Statthalter noch mancherlei ergänzende und umändernde Bestimmungen eintreten.

Die erste Provinz, welche Rom erwarb, war Sicilien; sie war der Preis des ersten punischen Krieges, und Catulus, der in diesem Kriege den letzten entscheidenden Sieg gewonnen, richtete im Jahre 241 mit zehn senatorischen Gesandten den westlichen, bei weitem größeren Theil der Insel als Provinz ein; denn dem Königreich Syrakus, das nur aus den Territorien von Syrakus und sechs andern Städten bestand, ließ man mit Rücksicht auf die Freundschaft und Treue des Königs Hiero seine Selbständigkeit. Nachdem aber Syrakus im zweiten punischen Kriege von Rom abgefallen und von Marcellus erobert worden war, wurde dieses kleine Königreich der neu gestalteten Provinz einverleibt (210 v. Chr.). Später, in den Jahren 135 — 132, erschütterte ein Sclavenkrieg, in dem sich manche Stadt compromittirt hatte, die Verhältnisse der Insel, so daß nach Beendigung desselben eine neue Einrichtung nöthig war. Diese geschah durch den Proconsul P. Rupilius und die gewöhnlichen zehn Commissäre, und die von ihnen aufgestellte Constitution, die Lex Rupilia, welche später für manche andere Provinz zum Muster genommen ward, blieb für die Folge in Kraft. Sie ließ die frühere Trennung der beiden Theile der Insel, der älteren Provinz und des Königreichs Syrakus, insofern wenigstens bestehen, daß Sicilien, gegen die sonstige Regel, zwei Quästoren statt eines hatte, von denen der eine in Lilybäum, der andre in Syrakus, dem Sitze des Statthalters, residirte. — Die zweite Provinz, welche Rom gewann,

war Sardinien mit Corsika (238 v. Chr.); dann folgten die beiden Spanien (205), Gallia Cisalpina (191?), Illyricum (167), Macedonien (146) u. s. w. Am Ende der Republik gehörten 15 Provinzen zum römischen Reich, in der Kaiserzeit aber wuchs ihre Zahl auf 47.

Die Provinzen, zum großen Theil reiche Länder von langjähriger Cultur, trugen die Hauptlast der Unterhaltung des römischen Staates und dienten auch zum Theil dazu, die Einwohner Roms zu nähren; die Provinz galt für ein Besitzthum des römischen Volkes, welches diesen Besitz so einträglich als möglich zu machen suchte. Dies war die Hauptrücksicht der Verwaltung, nicht das Wohl der Provinzialen. Einen großen Nutzen zog der Staat aus dem Grund und Boden der Provinz. Er nahm nach Eroberung eines Landes, das zur Provinz gemacht wurde, einen großen Theil des Bodens, urbares Land sowohl wie Berge und Wälder, welche hauptsächlich zu Viehweiden benutzt wurden, als Ager publicus, als römisches Gemeindeland im eigentlichen Sinne, für sich in Anspruch, und zwar gewöhnlich die Domänen besiegter Könige und das Gemeindeland unterworfener Freistaaten, die ganze oder theilweise Stadtflur eroberter oder zerstörter Städte. Dieser Ager publicus wurde zum Theil gegen Geld oder Naturallieferungen in Pacht gegeben oder gegen eine Abgabe den früheren Besitzern zurückerstattet (ager redditus); doch galten diese nicht als eigentliche Eigenthümer, sondern auch gewissermaßen nur als Pächter, so daß sie zu jeder Zeit außer Besitz gesetzt werden konnten. Ein Theil des eingezogenen Landes wurde auch an römische Bürger verkauft, welche dann ihre weiten Besitzungen, Latifundien, durch Heerden von Sclaven bebauen ließen. Dieses von römischen Speculanten erworbene Land sowie der in ungestörtem Besitz gebliebene Grund und Boden der einzelnen Provinzialen bildeten neben dem Ager publicus den Privatgrundbesitz, welcher aber gleichfalls zinspflichtig war. Der ganze Provinzialboden kann somit in uneigentlichem Sinne als ein Ager publicus des römischen Volkes betrachtet werden; er unterlag durchgehends der Steuer, während in Italien der Grund und Boden zinsfrei war.

Die Einkünfte, welche die Römer aus den Provinzen bezogen, waren bedeutend. Dahin gehörten die vorher genannten Pachtgelder von dem Ager publicus und die Abgaben von den Ländereien, welche den früheren Eigenthümern gleichsam als Lehen zurückgegeben worden waren (ager redditus), der Zins für die Viehtriften, für Fischereien und Bergwerke, für die Pechhütten in den Staatswaldungen, ferner die verschiedenen Hafen- und Landzölle, Wege- und Brückengelder. Alle diese indirecten Steuern und Abgaben von Staatseigenthum hießen Vectigalia; sie wurden von den Publicani, den Staats- und Generalpächtern, gepachtet und erhoben. Die Abgaben von dem Ager redditus bestanden gewöhnlich in Naturallieferungen, in dem Zehnten (decumae) der Kornfrüchte, dem Fünften von Wein, Oel und kleineren Früchten, namentlich Erbsen und Bohnen. Auch in Sicilien existirte diese zuletzt genannte Abgabe, doch wurde sie nicht, wie bei den andern Provinzen, in Rom von den Censoren, sondern in Sicilien selbst von den Quästoren verpachtet, sowie es vor Alters nach der Lex Hieronica, nach der Bestimmung des Königs Hiero, geschehen war. Die Städte, welche diese Decumae zahlten, waren nicht im Kriege erobert worden und hießen decumanae, bei denjenigen Städten Siciliens dagegen, deren Ager erobert worden war, wurden die Abgaben von den Feldern auch in Rom von den Censoren verpachtet, und sie hießen censoriae. Cicero nennt auf Sicilien mehr als dreißig Städte decumanae; censoriae gab es dort ungefähr sechsundzwanzig. Außer den Vectigalia bezog der römische Staat aus den meisten Provinzen noch ein Stipendium oder Tributum, eine Vermögenssteuer, die aber hauptsächlich auf dem Grundbesitz ruhte. Sie wurde nicht, wie die Vectigalia, von den Publicani gepachtet, sondern von den einheimischen Behörden ausgeschrieben und erhoben.

Zu den erwähnten Abgaben der Provinzialen kamen dann noch manche andere Leistungen, welche oft recht lästig und drückend waren. Kriegsdienste zu Land hatten die Provinzialen in der Regel nicht zu thun. Der Statthalter brachte die erforderlichen

Truppen aus Italien mit, und nur in Nothfällen veranstaltete er aus den in der Provinz lebenden Römern Aushebungen und bot Hülfstruppen von den Provinzialstädten auf. Dagegen hatten die Römer die kostspielige Sorge für die Flotte hauptsächlich auf die Provinzen geschoben. Die Provinzialstädte hatten Schiffe zu stellen, auszurüsten und mit einer bestimmten Zahl von Matrosen und Soldaten zu bemannen. Für das römische Landheer, das in der Provinz stand, fiel ihnen Verpflegung und die Beschaffung der Winterquartiere zu. Getreidereichen Ländern, wie Sicilien, wurden neben den regelmäßigen Fruchtsteuern auch noch für den Bedarf Italiens besondere Getreidelieferungen auferlegt, welche jedoch von dem Staate bezahlt wurden. Dann hatte der Statthalter auch noch Naturallieferungen für freie Hofhaltung von den Provinzialen zu fordern, besonders Getreidelieferungen, statt deren aber auch oft Geld gezahlt wurde.

Die Verhältnisse der Provinzialstädte waren sehr verschieden, je nachdem die Römer eine Stadt für ihre Treue und Anhänglichkeit hatten belohnen oder in ihr Interesse ziehen oder eine gefährliche und wiederstrebende Stadt hatten schwächen und strafen wollen. Die schlimmste Lage mit all den angeführten Lasten hatten die eigentlichen Provinzialstädte oder die unterthänigen Städte. Sie hatten zwar, soweit es die Interessen des herrschenden Staates zuließen, ihre frühere Verfassung und Verwaltung behalten, besaßen ihren Senat, ihre einheimischen Magistrate und ihre Volksversammlungen, sie verwalteten ihre städtischen Einkünfte und blieben in der Ausübung ihrer angestammten religiösen Culte ungestört; auch eine gewisse beschränkte Gerichtsbarkeit war ihren Behörden gestattet. Aber alle diese Freiheiten waren nur scheinbar; der Statthalter hatte als Oberrichter das Revisionsrecht bei allen Processen, er hatte die Controlle über alle Zweige der städtischen Verwaltung, so daß nichts ohne seinen Willen geschehen und er sich willkürlich und nach Gutdünken in alle Verhältnisse mischen konnte. Die Volksversammlungen hatten wenig mehr zu bedeuten; ihre früheren Rechte waren theils auf-

gehoben, theils auf den Senat übertragen. Sie hatten nur ausnahmsweise die Wahl der Magistrate, wie in Sicilien, in Asien und Afrika; in manchen Städten aber waren sie ganz verboten.

Eine bevorzugte Stellung unter den Städten der Provinz hatten die sogenannten freien Städte (civitates liberae), welche zwar auch von Rom abhängig waren und als Unterthanen betrachtet wurden, aber sie gehörten doch dem Namen nach nicht in den eigentlichen Provinzialverband und waren dem Imperium des Statthalters entzogen. Sie zerfielen in drei verschiedene Classen: 1) Civitates foederatae, deren Freiheit auf einem Foedus, einem besonderen mit Rom abgeschlossenen Vertrage beruhte, welcher verschiedne, sehr specielle Bestimmungen über Verfassung und Berechtigung der betreffenden Communen enthielt. 2) Die Civitates liberae im engeren Sinn hatten nicht einen Vertrag mit Rom abgeschlossen, sondern ihre Freiheit war ein Geschenk des römischen Staates wegen besonderer Verdienste durch eine Lex oder ein Senatusconsult. Hierzu kamen dann 3) die Civitates liberae et immunes (d. h. die steuerfreien). Sämmtliche Civitates liberae hatten ihre selbständige Verwaltung, ihre eigene Gesetzgebung und unbeschränkte Rechtspflege. Dem Statthalter stand keine Einmischung zu, und er mußte sogar in einer solchen Stadt die Beile aus den Fascen nehmen lassen. Auch waren die Römer, welche sich in denselben niedergelassen hatten, ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen. Sie genossen ferner der Anerkennung des öffentlichen und Privateigenthums und waren frei von stehenden römischen Besatzungen und zuweilen auch vom Winterquartier. Bei den förderirten Städten waren die besonderen Leistungen in dem Födus genau festgestellt; gewöhnlich war in demselben bestimmt, daß sie auf Verlangen des Senats Hülfstruppen oder Schiffe stellen, daß sie nöthigenfalls Geldbeiträge zahlen, diese oder jene Lieferungen machen, durchziehende Beamten und Soldaten aufnehmen mußten und dergleichen. Dagegen zahlten die Civitates liberae in der Regel das Tributum und indirecte Abgaben. Die bevorzugteste Stellung hatten die Civitates liberae

et immunes, „die steuerfreien". Sie waren wie die föderirten Städte nur zu außerordentlichen Leistungen verpflichtet und hatten die Erlaubniß, eigne Zölle zu erheben. In Sicilien gab es drei föderirte Städte: Messana, Tauromenium und Netum, und fünf liberae et immunes: Centuripä, Alesa, Segesta, Panormus, Halicyä. Alle diese freien Städte kamen mit der Zeit immer mehr in Abhängigkeit, wie denn die Römer darauf bedacht waren, die Verhältnisse sämmtlicher Provinzialen immer mehr gleichartig zu machen.

In den Provinzen wohnten viele Römer und Italiker, die dort Geschäfte halber sich aufhielten, die Pächter (publicani) mit ihrem zahlreichen Dienstpersonal, Kaufleute verschiedener Art, Banquiers oder Großhändler (negotiatores), welche Wechselgeschäfte trieben oder den Ertrag ihrer großen Grundbesitzungen im Handel verwertheten. Wie groß die Zahl von Italikern in manchen Provinzen war, ersieht man daraus, daß Mithridates einst in Asien 150,000 Italiker, Männer, Weiber und Kinder, ermorden ließ. Römische Bürger einer Gegend der Provinz bildeten gewöhnlich einen Conventus, einen geschlossenen Verein mit einem gemeinsamen Mittelpunkt, eine besondere Gemeinde. Sie repräsentirten das römische Volk, und die Statthalter nahmen aus ihrer Mitte oft Richter für einzelne Entscheidungen. Ein solcher Conventus römischer Bürger war z. B. in Syrakus. Außerdem gab es in vielen Provinzen römische Bürgerstädte und Colonien latinischen Rechts, welche nicht blos zur Sicherung der Provinz, sondern auch zu dem Zwecke angelegt worden waren, ausgedienten Soldaten und armen römischen Bürgern zu einem Besitzthum zu verhelfen. Vor dem Jahre 100 v. Chr. existirten außerhalb Italiens 12 Colonien, theils römische Bürger, theils latinische; seitdem aber vermehrten sich solche Anlagen bedeutend, und sie haben viel dazu beigetragen, die Provinzen zu romanisiren. — Römische Bürger in den Provinzen hatten gegen richterliche Entscheidung das Provocationsrecht, wie wenn sie in Italien lebten; ihre Klagen untereinander konnten von dem Statthalter oder auch in Rom entschieden werden.

Was für Statthalter Sicilien in den ersten Jahren, wo es römische Provinz war, verwaltet haben, wissen wir nicht. Im Jahre 227 wählte man in Rom zu den zwei städtischen Prätoren noch zwei neue, von denen der eine jedesmal für ein Jahr die Verwaltung Siciliens übernahm, der andere nach der Provinz Sardinien ging. Dann kamen im Jahre 177 für die beiden Spanien noch zwei andere Prätoren hinzu, so daß es seitdem sechs Prätoren gab. Nach Einführung der Quaestiones perpetuae, der stehenden Untersuchungscommissionen in Rom, trat die Veränderung ein, daß die sechs Prätoren während ihres Amtsjahres in Rom blieben, um diesen Gerichten vorzustehen, und erst nach Ablauf desselben mit verlängertem Imperium als Proprätoren in die einzelnen Provinzen gingen, doch nur in solche, welche als beruhigt anzusehen waren und keiner größeren Heeresmacht bedurften. In solche Provinzen, in welchen noch Krieg geführt werden mußte, wurden entweder Consuln oder Männer mit proconsularischer Gewalt an der Spitze von größeren Heeren geschickt, während den Prätoren oder Proprätoren nur eine sehr geringe Truppenzahl folgte. Seit dem zweiten mithridatischen Kriege blieben auch die Consuln während ihres Amtsjahres in Rom und gingen erst im folgenden Jahre als Proconsuln in eine Provinz. Die Entscheidung, welche Provinzen prätorische und welche consularische sein sollten, lag in den Händen des Senates, der nach Umständen eine consularische in eine prätorische verwandelte, und umgekehrt. Der Statthalter blieb in der Regel ein Jahr in seiner Provinz, und nur bisweilen wurde ihm sein Imperium verlängert; aber ein Gesetz des Sulla im Jahre 81 verordnete, daß alle Statthalter so lange in ihrem Amte verbleiben sollten, bis der Senat ihnen einen Nachfolger geschickt habe, dann aber binnen 30 Tagen die Provinz zu verlassen hätten. Seitdem dauerte das Amt eines Statthalters gewöhnlich länger als ein Jahr, und es wurde möglich, daß nun immer eine größere Zahl von Provinzen von Proconsuln verwaltet wurde. Im Jahre 51 v. Chr. waren sieben consularische und acht prätorische Pro-

vinzen. Augustus, der das gesammte Heer des römischen Staates in seiner Hand behalten wollte, theilte die Provinzen in Provinzen des Kaisers und des Senates. Die letzteren waren friedliche, beruhigte Länder, die keines stehenden Heeres bedurften und von Proconsuln verwaltet wurden; in den Provinzen des Kaisers dagegen standen die Heere, commandirt von kaiserlichen Legaten als Stellvertretern des Kaisers.

Nachdem der Senat für die Ausrüstung des Statthalters an Geld, Truppen, Schiffen und Unterbeamten gesorgt und ihm eine Vollmacht über seine amtlichen Befugnisse ausgestellt hatte, wurde ihm durch die Lex curiata das Imperium ertheilt. Darauf verrichtete er sogleich auf dem Capitol die vorgeschriebenen Opfer und feierlichen Gelübde und zog dann, da durch längeres Verweilen in der Stadt das Imperium wieder verloren gegangen wäre, mit seinem Gefolge, angethan mit dem purpurnen Kriegskleide, aus der Stadt. Vor ihm her schritten die Lictoren mit den Fasces, im Sagulum, dem Kriegsmantel, und zwar zwölf, wenn es ein Proconsul war, sechs vor dem Proprätor. Die Fasces blieben auch während der Reise, für welche ein bestimmter Weg, der nicht durch fremde Länder gehen durfte, vorgeschrieben war. Die Orte, durch welche der Statthalter nach seiner Provinz zog, mußten für die Transportmittel, für Wohnung, Speise, Fourage u. s. w. sorgen. Zwar waren die Lieferungen gesetzlich normirt, allein die Statthalter und ihr Gefolge machten nur gar zu oft bei dieser Gelegenheit die übertriebensten Forderungen. Der Statthalter betrat dem Brauche nach an einem bestimmten Orte seine Provinz, und mit diesem Tage begann sein Verwaltungsjahr, das auch in der Regel mit demselben schloß. Er fiel gewöhnlich in den Mai oder Juni. Nach seiner Rückkehr aus der Provinz war er zur Rechnungsablage verpflichtet.

Das Gefolge des Statthalters war sehr zahlreich. Die ihm zunächst stehenden Unterbeamten waren der Quästor und mehrere Legaten. Der Quästor war der Cassenbeamte des Statthalters. In Rom wurde ihm vor seiner Abreise die Casse für die Ver-

waltung der Provinz übergeben; daraus hatte er die nöthigen Zahlungen für Heer, Statthalter und Gefolge zu leisten, und alle Gelder, welche aus den Abgaben der Provinz an ihn zu zahlen waren, flossen in dieselbe. Den Ueberschuß lieferte er nach Rom ab. Er mußte am Ende des Jahres in seinem und des Statthalters Namen Rechnung ablegen. Auch in der Jurisdiction und im Kriege konnte er verwendet und überhaupt mit der Vertretung des Statthalters betraut werden unter dem Titel Quaestor pro Praetore. Der Quästor wurde dem Statthalter durchs Loos zugetheilt, und da er einem Consul oder Prätor gegenüber noch ein jüngerer Mann war, so sollte er zu diesem in einem Pietätsverhältniß stehen, ähnlich wie ein Sohn zum Vater; er sollte ihn nicht verlassen und bei einem etwaigen Proceß wegen Erpressung, die der Statthalter sich in der Provinz erlaubt, vor Gericht nicht gegen ihn auftreten. Die Legaten, meist Männer von senatorischem Range, waren dem Statthalter vom Senate als Gehülfen in seinem Amte beigegeben; sie fungirten im Auftrag und unter der Verantwortlichkeit des Statthalters als Commandanten von Truppen, als Richter in Civilsachen, und konnten, wie auch der Quästor, die vollständige Vertretung des Statthalters übernehmen als Legati pro Praetore. Das übrige Gefolge des Statthalters, die Cohors praetoria, bestand theils aus seiner militärischen Begleitung (der Cohors praetoria im engeren Sinn), unter welcher sich gewöhnlich eine größere Zahl von jungen Leuten aus vornehmen, dem Statthalter befreundeten Familien befand, die unter dessen Commando die ersten Kriegsdienste thun wollten (contubernales oder comites) — theils aus Freunden und Verwandten, aus einer Menge von subalternen Beamten, Lictoren, Herolden, Dolmetschern, Schreibern; ferner gehörten dazu Haruspices, Aerzte, Freigelassene und Sclaven. Seine Frau durfte der Statthalter nicht in die Provinz mitnehmen; sie konnte eine Last der Provinz werden und ein Hinderniß im Kriege.

In dem Statthalter war die ganze Regierungsgewalt vereinigt. Er hatte den Oberbefehl der Truppen und die Kriegs-

führung, Jurisdiction in Criminal- und Civilsachen und die gesammte Verwaltung. In der Criminaljustiz hatte er das Recht über Leben und Tod, mit Ausnahme der römischen Bürger, welche vermöge ihres Provocationsrechtes Gericht in Rom verlangen konnten. Die Gerichtssitzungen fanden öffentlich auf dem Forum in den Hauptstädten der einzelnen Gerichtsbezirke statt, welche der Statthalter gewöhnlich im Winter bereiste. Er wurde unterstützt durch eine Anzahl von Assessores. Diese wählte er aus einem ihn umgebenden Kreise von rechtsverständigen Freunden (consilium), welcher theils aus römischen Bürgern der Provinz, theils aus Männern seines Gefolges zusammengesetzt war. Die kleinen Vergehen und unbedeutenden Rechtssachen urtheilten wohl die einheimischen Behörden ab; aber dem Statthalter stand die Revision zu. Als höchster Verwaltungsbeamter hatte der Statthalter die Aufsicht über die Gemeinden, über ihr Steuerwesen, die Sorge für Sicherheit, Ruhe und Ordnung, für öffentliche Bauten, Anlage und Erhaltung der Straßen u. s. f.

Die fast souveräne Gewalt des Statthalters verleitete ihn oft zu Willkür und zur härtesten Bedrückung. In der letzten Zeit der Republik war die Lage der Provinzen wegen der Gewissenlosigkeit und Habsucht der römischen Großen eine gar schlimme. Die Römer glaubten eben, daß die Provinzen nur für sie da wären, und suchten sie auszubeuten, wo und wie sie konnten. Ganz besonders aber huldigten dieser Ansicht die Statthalter selbst. Sie hatten in Rom die größten Opfer gebracht, um durch Bestechung und Aufwand zu den höheren Aemtern zu gelangen, und wenn ihnen dann die Verwaltung einer Provinz übertragen wurde, so beeilten sie sich, durch Erpressungen aller Art nicht blos für das, was sie früher von ihrem Vermögen aufgewendet, sich zu entschädigen, sondern auch noch einen Reichthum zusammenzubringen, der ihnen ausreichte bis ans Ende ihrer Tage. Als Cäsar für das Jahr 61 als Proprätor nach Spanien ging, mußte er, um dem Drängen seiner Gläubiger zu entgehen, von Crassus 830 Talente borgen; aber dies war kaum der vierte Theil von der Summe,

welche er haben mußte, um sagen zu können, er habe nichts. Als er nach einem Jahre zurückkehrte, hatte er so viel zusammengerafft, daß nicht blos alle Schulden gedeckt werden konnten, sondern auch noch ein Erkleckliches übrig blieb. Die Lage der Provinzen war um so schlimmer, da die Statthalter immer nach einem oder wenigen Jahren wechselten und jeder nur kurze Zeit zu seiner Bereicherung hatte. Wie es aber der Herr machte, so machten's auch die Diener. So waren denn die Provinzen einer dauernden Plünderung ausgesetzt. Klagen in Rom wegen Erpressungen hatten selten Erfolg. Sie verursachten viele Mühe und Kosten, und zudem waren die Gerichte gewöhnlich mit Männern desselben Standes wie der Anzuklagende zusammengesetzt, welche sich dieselben Vergehen hatten zu Schulden kommen lassen oder in Zukunft Aehnliches zu thun gedachten; auch war zu bedenken, daß jene Richter großentheils der Bestechung zugänglich und bereit waren, mit dem Räuber die Beute zu theilen.

Eine besondere Plage der Provinzen waren auch die Publicani und Negotiatores. Die Publicani, welche die Erhebung der Abgaben von dem römischen Staatsland, Bergwerke u. s. w. für eine gewisse Geldsumme oder für ein bestimmtes Quantum zu liefernden Kornes pachteten, waren reiche Capitalisten, besonders aus dem durch seinen Reichthum sehr einflußreichen Ritterstande. Sie bildeten gewöhnlich Genossenschaften (societates) mit einem Vorsteher (magister) an ihrer Spitze, der jährlich wechselte und in der Regel sich in der Provinz aufhielt, um das Heer ihrer Unteroffizianten und Subalternen zu dirigiren und zu überwachen. Bei der Erhebung der Abgaben erlaubten sich die Publicani mannigfache Härte und Willkür, indem sie durch Uebervortheilung aller Art ihren Gewinn zu steigern suchten. Die Statthalter hatten zwar die Pflicht, die Provinzialen gegen Bedrückungen der Publicani sowie der Negotiatores zu schützen, aber die meisten fürchteten den Einfluß dieser mächtigen Geldaristokraten, ganz besonders in den Zeiten, wo zu Rom die Gerichte, vor welchen die Statthalter angeklagt werden konnten, aus dem

Ritterstande gebildet wurden. Daher ließen die Statthalter gewöhnlich die Publicani und Negotiatores ihr Wesen ungestört treiben, ja sie waren im Geheimen oft ihre Verbündeten und theilten den Gewinn. Wie sich die Publicani an strengen und rechtschaffnen Statthaltern rächten, dafür sind Q. Mucius Scävola und sein Legat Rutilius Rufus, beide sehr ehrenwerthe treffliche Männer, das bekannteste Beispiel. Scävola hatte bei seiner Verwaltung der Provinz Asien mit seinem Legaten die Provinzialen mit unerbittlicher Strenge gegen die Gewaltthätigkeiten und Betrügereien der Publicani in Schutz genommen. Deswegen klagten diese, die den Scävola selbst direct nicht anzugreifen wagten, seinen Legaten und Freund der Erpressung an, und die Ritter, welche das Gericht bildeten, waren schamlos genug, den unschuldigsten Mann zu verurtheilen und in die Verbannung zu schicken. Rutilius hatte es im Bewußtsein seiner Würde und Unschuld verschmäht, sich weitläufiger, als es die Wahrheit forderte, zu vertheidigen, und ging nach Asien ins Exil, in die Provinz, die er sollte ausgesogen haben. Alle Staaten schickten dem hochgeschätzten und geliebten Manne wetteifernd Gesandte entgegen, so daß es schien, als hielte er einen Triumphzug. Sulla gestattete ihm die Rückkehr ins Vaterland, aber er blieb freiwillig in seinem Exil.

Die Negotiatoren, welche massenweise in den Provinzen angesiedelt waren, trieben ihre Geldgeschäfte mit der größten Habsucht; sie liehen den erschöpften Gemeinden und Privatleuten ihre Gelder zu ungeheuren Zinsen und trieben danach ihre Schuld mit unnachsichtiger Härte wieder ein. Auch römische Senatoren, welchen dergleichen Geschäfte verboten waren, betheiligten sich im Geheimen an diesem Wucher, indem sie den Negotiatoren ihr Geld zur Verfügung stellten. So hatte M. Junius Brutus, der Mörder Cäsars, ein wegen seiner Tugend und Rechtschaffenheit gerühmter Mann, zu der Zeit, wo sein Schwiegervater Appius Claudius Statthalter von Cilicien war, unter den Namen der Negotiatoren Scaptius und Matinius den Salaminiern auf

Cyprus, das zu der Provinz Cilicien gehörte, eine Summe Geldes geliehen, und zwar zu 48 Procent, während der gesetzmäßige Zinsfuß in Cilicien 12 Procent betrug. Scaptius und Matinius forderten nachher von den Salaminiern, Zins auf Zins gerechnet, statt 106 Talente 200 Talente, und der erstere, der das Geschäft führte, erhielt von dem Proconsul Appius eine Präfectur in Salamis und eine Abtheilung Reiterei, mit deren Hülfe er die Einwohner mißhandelte und ihre Senatoren einsperrte, so daß fünf derselben vor Hunger starben. Als im Jahre 51 Cicero den Appius in der Verwaltung der Provinz ablöste, entzog er dem Scaptius die Präfectur und die Truppen, obgleich Brutus ihn besonders ersuchte, sie ihm zu lassen. Cicero wollte in jeder Beziehung als ein milder und gerechter Statthalter erscheinen; dennoch zeigte er sich gegen Brutus so nachsichtig, daß er in Tarsus, wo die Parteien sich einfanden, den Salaminiern aufgab, 200 Talente zu bezahlen, jedoch nur 12 Procent Zinsen, und ihnen nicht einmal gestattete, das Geld im Tempel zu deponiren, wodurch die Zinsberechnung aufgehört hätte. Scaptius nahm die Zahlung nicht an, wollte ferner die Zinsen zum Capital schlagen und 48 Procent beziehen. Cicero wagte nicht, gegen Brutus und seine Leute etwas zu entscheiden, schämte sich aber auch, ihre ungerechten Forderungen anzuerkennen; er vertröstete daher den Brutus auf die Zukunft, d. h. auf die Entscheidung eines späteren Proconsuls, der gewissenloser wäre als er.

Plutarch, im Leben des Lucullus, beschreibt das Treiben der Negotiatoren und Publicani in Asien zu der Zeit, wo Lucullus als Proconsul von Asien den Mithridates bekriegte. „Lucullus besuchte nun," so heißt es Cap. 20, „die Städte in Asien, um während der Muße, die ihm die Kriegsgeschäfte gestatteten, sich des Rechts und der Gesetze anzunehmen, deren die von unsäglichen und unglaublichen Drangsalen heimgesuchte Provinz schon seit langer Zeit entbehrte. Die Einwohner wurden von den Zollpächtern und Wucherern ausgesogen und geknechtet; manche Bürger mußten nothgedrungen ihre wohlgebildeten Söhne und ihre un-

vermählten Töchter, ganze Gemeinden ihre Weihgeschenke, Gemälde und heilige Bildsäulen verkaufen; am Ende wurden die Schuldner ihren Gläubigern als Sclaven zugesprochen. Noch härter war die Behandlung, die sie vorher schon traf; sie wurden gebunden, in den Zwinger geworfen, auf die Folter gelegt, sie mußten unter freiem Himmel Sommers in der Sonne, Winters in Schlamm und Eis stehen, so daß sie die Sclaverei als eine Erleichterung und als das Ende ihrer Leiden ansahen.

Solche unglückselige Zustände traf Lucullus in den Städten, und in kurzer Zeit befreite er die hart bedrückten Einwohner von allen Plackereien. Zuerst verordnete er, daß man für Zinsen nicht weiter als zwölf Procent berechnen dürfe. Zweitens erklärte er alle Zinsen, die das Capital überstiegen, für null und nichtig. Die dritte und wichtigste Verfügung war, daß die Gläubiger aus den Einkünften ihrer Schuldner den vierten Theil beziehen sollten; wer aber die Zinsen zum Capital schlug, sollte Alles mit einander verlieren. Auf diese Weise wurden in weniger als vier Jahren alle Schulden getilgt und den Besitzern ihre Güter als schuldenfreies Eigenthum zurückgegeben.

Diese Schulden der Gemeinden rührten von den 20,000 Talenten her, womit Sulla Asien bestraft hatte. Den Wucherern waren dieselben schon zweifach bezahlt worden, aber durch die Zinsen hatten sie diese Summe bis auf 120,000 Talente gebracht. Diese führten nun in Rom laute Klagen gegen Lucullus, als wäre ihnen das größte Unrecht geschehen, und da sie viel vermochten und manche Männer von öffentlichem Einflusse ihnen Geld schuldig waren, so gelang es ihnen, durch Bestechung einige Demagogen gegen ihn aufzuhetzen. Lucullus wurde indessen nicht nur von denjenigen Gemeinden geliebt, die er glücklich gemacht hatte, sondern auch andere Provinzen wünschten ihn in ihrer Mitte zu haben und priesen diejenigen glücklich, die der Leitung eines solchen Mannes anvertraut wären." — Es ist bekannt, wie Lucullus durch die Machinationen des Pompejus und der Ritterschaft sein Commando in Asien verlor.

Aus allem diesem erkennt man, welchen Bedrängnissen die Provinzen des römischen Reiches ausgesetzt waren. Indeß hatte die römische Verwaltung für die Provinzen doch auch manches Gute. Die römische Justiz war in der Regel besser als die einheimische, und die Aufsicht der Statthalter über die Verwaltung der Communen war recht heilsam und wünschenswerth. Durch die römische Herrschaft verschwanden die alten Parteiungen, welche in manchen Ländern, wie in Griechenland, vorher das Volk blutig zerrissen hatten, und in den asiatischen Ländern war die römische Regierung, so viel Mängel sie auch gehabt haben mag, doch der der früheren Despoten vorzuziehen. Dann sorgten die Römer, wenn auch aus egoistischen Gründen, durch Beförderung der Bodencultur, Hebung des Handels und Gewerbfleißes für den Wohlstand der von ihnen beherrschten Länder und für die allgemeine Verbreitung der von dem Römerthum getragenen Gesittung. Dies geschah vornehmlich in der Kaiserzeit, in welcher die Provinzen überhaupt viel weniger von Bedrückung der Beamten zu leiden hatten, als in den Zeiten der Republik, und das monarchische Princip den Unterschied zwischen der herrschenden Bürgergemeinde und den unterthänigen Provinzialen immer mehr verwischte. Die in allen Provinzen zerstreuten Reste von großartigen baulichen Anlagen, die litterarische Blüthe in vielen Theilen des römischen Reiches, wie in Gallien und Spanien, geben Zeugniß von deren Wohlstand und Bildung während der Kaiserzeit.

Der Statthalter Verres.

Der Name des C. Verres ist allbekannt; die Anklage des Cicero und seine noch vorhandenen Reden gegen ihn haben ihn wegen seiner Mißhandlung Siciliens für alle Zeiten an den Pranger gestellt. Mögen auch andre römische Provinzialstatthalter nicht viel besser gewesen oder ihm gleich gekommen sein, so ist er doch durch die Angriffe des Cicero das verrufenste

Muster eines gewissenlosen und räuberischen Statthalters geworden. Wir wollen ihn als ein lehrreiches Beispiel von der Verderbtheit der damaligen römischen Großen nach den Reden des Cicero etwas näher beleuchten.

Schon gleich beim Beginn seiner öffentlichen Laufbahn hatte sich Verres, dessen Jugend durch Ausschweifungen jeder Art befleckt war, als einen Verräther und Räuber öffentlicher Gelder gezeigt. Als er nämlich im Jahre 82 den Consul Papirius Carbo, einen der Führer der marianischen Partei, als Quästor nach dem cisalpinischen Gallien begleitet hatte, verließ er mit der Casse seinen Consul und ging zu den Sullanern über. Er gab vor, die Sache der Optimaten zu verfechten; der eigentliche Grund seines Abfalls aber waren die ihm anvertrauten öffentlichen Gelder, die er für sich behielt. Bei der Rechnungsablage versicherte er, alles Geld für den Staat verausgabt zu haben bis auf 600,000 Sesterzien, welche er bei seiner Flucht zu Ariminum zurückgelassen; Ariminum aber war zu der Zeit, wo er Rechnung ablegte, eine verwüstete und ausgeplünderte Stadt, ein Nachweis war also nicht möglich. Sulla wollte den Ueberläufer nicht in seiner Nähe haben; er schickte ihn nach Benevent, wo er ihn durch bewährte Anhänger beobachten ließ, lohnte ihm aber später seinen Verrath durch Güter der Geächteten in dem Gebiete dieser Stadt. Hierauf ging Verres für die Jahre 80 und 79 mit dem Proprätor Cn. Dolabella, einem der schamlosesten unter den römischen Großen, als Legat in die Provinz Cilicien, die er gemeinsam mit dem Statthalter so furchtbar ausraubte, daß Dolabella wegen Erpressungen vor Gericht gezogen und verurtheilt wurde; Verres aber, der zuletzt sein Proquästor gewesen, rettete sich selbst durch die Niederträchtigkeit, dem Ankläger Beweise gegen seinen Statthalter an die Hand zu geben und als Zeuge gegen ihn aufzutreten.

Was sich römische Beamte auch außerhalb ihres Dienstkreises erlaubten, sieht man aus dem Verfahren des Verres in den Ländern, durch welche er auf seiner Reise nach Cilicien kam.

Er hatte, obgleich kein feingebildeter Kunstkenner, eine wahre Leidenschaft, Kunstschätze in seinen Besitz zu bringen, und er nahm, wo er solche fand, ohne alle Scheu. In Achaia begann er diese Räuberei. Gemälde und Statuen wanderten in Masse auf sein Schiff; aber er stahl und erpreßte auch andre Schätze. In Sikyon forderte er von dem Magistrate Geld, und da er es nicht erhielt, ließ er an einem engen Orte feuchtes Holz anzünden und den Magistrat einsperren, so daß er fast im Rauch erstickte. In Athen vermißte man nach seinem Besuche im Tempel der Athene ein Bedeutendes an Gold. Dann räumte er in Delos heimlich in der Nacht den Tempel des Apollon aus; aber ein Sturm zerstörte sein Schiff und warf die Statuen an den Strand; es blieb nichts übrig, als sie wieder an ihren Ort zu stellen. Aus solchen Beispielen läßt sich schließen, wie Verres und sein Statthalter in Cilicien selbst mögen verfahren sein.

Einen Theil der in der Provinz gemachten Beute benutzte Verres dazu, in Rom bei der Bewerbung um die Prätur sich die Stimmen zu erkaufen. Er wurde für das Jahr 74 Stadtprätor (Praetor urbanus), in welchem Amte er als oberster Richter durch willkürliche und rechtsverdrehende Erkenntnisse, namentlich in Erbschaftsangelegenheiten, die Bürger schädigte und sich und seine Freunde bereicherte, Leute aus niederem Stande mit größter Mißachtung behandelte und grausam und widergesetzlich bestrafte.

Im folgenden Jahre 73 erhielt Verres als Proprätor die Provinz Sicilien, die er drei Jahre lang mißhandelte, da nach Ablauf eines Jahres der ihm ernannte Nachfolger Q. Arrius, welcher mit der Bekämpfung des Spartacus in Italien beschäftigt war, zum größten Bedauern der Insel sein Amt nicht übernehmen konnte. Sicilien, die älteste römische Provinz, die sich immer treu erwiesen, die Vorrathskammer der Republik, durfte wohl, wie Cicero meint, vor andern erwarten, von den Römern geschont und mit Gerechtigkeit behandelt zu werden; aber Verres machte es zum unglücklichen Tummelplatz seiner despotischen Willkür, der schamlosesten Genußsucht und unersättlicher Habsucht.

Verres ging in seine Provinz mit dem Vorhaben, sie gründlich auszuplündern, und er war in dieser Kunst kein Neuling mehr. Kaum war er in Messana gelandet, wo die sicilischen Statthalter dem Herkommen gemäß ihre Provinz betraten, so ließ er den Dio von Halesa zu sich kommen und sagte, er wolle die Umstände der Erbschaft, die seinem Sohn von einem Verwandten zugefallen war, untersuchen. Da er noch in Rom war, hatte er von der großen Erbschaft gehört und von der Verpflichtung, daß der Erbe auf dem Markte einige Statuen errichten solle, widrigenfalls er an den Tempel der Venus vom Eryx eine Geldstrafe von 1 Million Sesterzien zu zahlen habe. Die Erbschaft war Dios Sohn unter dem vorigen Statthalter Sacerdos zugefallen, und die Statuen waren aufgestellt worden. Aber Verres stiftete einen seiner Spione und Unterhändler an, daß er vor Gericht erklärte, die Statuen seien nicht gesetzt worden, und Verres, der gerechte Richter, ließ den Dio für seinen Sohn 1 Million Sest. zahlen, die er selbst behielt. Dazu verlor Dio noch seine Teppiche und sein Silberzeug, und seine besten Stuten wurden ihm heerdenweise fortgetrieben. — In Agyrium waren zwei Brüder, Sosippus und Epikrates, deren Vater vor 22 Jahren gestorben war. Sein Testament sagte an einer Stelle, daß, wenn nicht alle Punkte befolgt würden, der Nachlaß der Venus zufallen sollte. Zwanzig Jahre lang hätte noch Niemand im Namen der Venus einen Anspruch auf diese Erbschaft gemacht; aber Verres stellte jetzt eine Untersuchung an, ob alles in Richtigkeit sei, und jene Brüder konnten ihr Erbe nur dadurch retten, daß sie an den Ritter Volcatius, einen Sendling und Helfer des Verres, 400,000 Sesterzien zahlten.

Von dieser Art war die Rechtspflege des Verres während der drei Jahre seiner Verwaltung, und ihr entsprach die Ernennung der Richter. Er erwählte zu Richtern, wen er wollte, ohne Rücksicht auf die Bestimmungen der Lex Rupilia (S. 259), meistens Leute aus seinem Gefolge, welche entschieden, wie er es wünschte, auch Herolde, Wahrsager, Aerzte u. s. w. Von römischen Rittern aber oder andern Römern, welche in der Provinz Ge-

werbe trieben, ward keiner zum Richter genommen. Er richtete sich nach keiner herkömmlichen und gesetzlichen Einrichtung, und in seinem Edict behielt er sich vor, selbst zu untersuchen, durch sein Gefolge, wenn der Senat einer Stadt nicht dem Rechte, d. h. seinem Wunsche gemäß entschieden habe. Durch solch Verfahren stürzte er Viele ins Unglück. Der Syrakusaner Heraklius, einer der Vornehmsten in seiner Vaterstadt, hatte gegen 3 Millionen Sesterzien und viel künstlich gearbeitetes Silberzeug, kostbare Teppiche und dergleichen geerbt, unter der Bedingung, in die Ringbahn Statuen zu setzen. Als Verres von dieser Erbschaft Kunde bekam, machte er sich anfänglich nur mit seinen leichtesten Kunstgriffen an Heraklius, er bat ihn, einige Stücke ihm zum Beschauen zu überlassen, und gab diese nicht wieder zurück. Dann aber machten ihm zwei Syrakusaner, mit deren Frauen er in verbrecherischem Umgang lebte, mit Hinweisung auf die Bedingung des Testaments den Vorschlag, dem Heraklius die Erbschaft streitig zu machen, indem sie die Vorsteher der Ringbahn verleiten wollten zu sagen, es seien keine Statuen gesetzt worden. Heraklius sei ein alter einfältiger Mann, er habe außer den Marcellern keinen Patron, den er um Beistand bitten könnte, man werde leicht mit ihm fertig werden. Dem Heraklius wurde also wirklich der Prozeß angekündigt; alle Welt wußte, worauf es abgesehen war. Als der Tag kam, wo die Richter nach dem Gesetze erloost werden sollten, waren alle Berufungen des Heraklius auf die Verordnung des Rupilius vergebens; Verres setzte ohne Weiteres solche Richter ein, welche ihm gefielen. Da Heraklius sah, daß der Prätor ihm mit allen möglichen Ränken seine Habe zu entreißen suchte, so verließ er auf Anrathen seiner Freunde in der nächsten Nacht die Stadt. Des folgenden Tages berief Verres in aller Frühe die Richter zu sich und verlangte von ihnen, daß sie den Heraklius auch abwesend verurtheilen sollten. Da die Richter sich dessen weigerten, weil es gegen die Gesetze sei, so ersetzte er sie durch andre, und diese verurtheilten den flüchtigen Heraklius. Nicht nur seine Erbschaft, sondern auch sein gesammtes väterliches Ver-

mögen, das nicht minder beträchtlich war, wurde als Eigenthum des syrakusischen Kampfplatzes, d. h. der Syrakusaner erklärt; Verres aber nahm das Silberzeug, welches sich unter dem Vermögen vorfand, die korinthischen Gefäße und die Teppiche für sich, und auch die Sclaven, soweit sie ihm gefielen; die andern vertheilte er, und bei dem Verkauf der übrigen Habe bereicherte sich seine Cohorte. Alles dies geschah im Namen der Stadt Syrakus. Sie schämte sich nicht der Schmach, einen unschuldigen Mitbürger im Bunde mit dem ungerechten Richter seiner ganzen reichen Habe zu berauben; als es aber im Senate angezeigt ward, daß von der Erbschaft 250,000 Sest. auf Befehl des Prätors verschenkt worden seien, da erhob man ein so lautes Geschrei gegen diesen, daß das Volk zusammenlief. Auf die Kunde hiervon gerieth Verres denn doch in Verlegenheit; er erklärte, sein Schwiegersohn habe das Geld erhalten, und als dieser sich rechtfertigte, gab er, der Proprätor selbst, das Geld zurück, das jedoch später auf heimlichem Wege wieder in seine Casse kam. — Indeß mußte Syrakus seine Fürsorge anerkennen, ihm und seinem Sohne vergoldete Statuen im Rathhause aufstellen, das dem Marcellus zu Ehren gefeierte jährliche Fest Marcellia aufheben und statt dessen dem Verres zu Ehren die Verria feiern.

Auch nur Richter zu sein, brachte unter Verres Gefahr. In Centuripä hatte ein Schiedsrichter in einem Rechtsstreite seines Mitbürgers Heraklius, welchem Verres eine große Summe auspressen wollte, ein dem Verklagten günstiges Urtheil gefällt; Verres erklärte den Spruch für ungültig, beschuldigte den Richter der Parteilichkeit, verstieß ihn aus dem Senat, nahm ihm alle Vorrechte einer obrigkeitlichen Person, erklärte, wenn Jemand sich an ihm vergreifen würde, so wolle er gar keine Untersuchung anstellen, wenn Jemand eine Forderung an ihn machen würde, wolle er einen von seinem Gefolge zum Richter darüber ernennen, kurz, jenem sollten alle Rechtsmittel versagt sein. Allein Niemand griff den wegen seiner Gerechtigkeit verfehmten Richter an.

Bei Criminalprozessen verrieth Verres eine gleiche Ungerech-

tigkeit und Habsucht. Sopater von Halicyä, einer der reichsten und angesehensten Männer daselbst, war unter dem Proprätor Sacerdos von seinen Feinden wegen eines Capitalverbrechens angeklagt, aber nach kurzer Untersuchung als durchaus schuldlos entlassen worden. Jetzt glaubten dieselben Ankläger unter dem bestechlichen Verres eher zu ihrem Ziele kommen zu können, und klagten ihn desselben Verbrechens an. Sopater war gutes Muths; denn er war unschuldig und glaubte nicht, daß Verres den rechtlichen Spruch seines Vorgängers umzustoßen wagen würde. Da kommt der Freigelassene Timarchides zu ihm, eine Mittelsperson des Verres bei Gelderpressungen, und sagt ihm, er möge nicht so zuversichtlich auf seine Sache bauen, seine Ankläger hätten vor, den Statthalter mit Geld zu gewinnen, aber dieser sei mehr geneigt, ihn freizusprechen; natürlich gegen Erlegung einer Geldsumme. Sopater gab auf Anrathen seiner Freunde 80,000 Sest. Hierauf wurde das Gericht eröffnet, aber der Spruch wurde an diesem Tage nicht gegeben. Timarchides kam nun zum zweiten Mal zu Sopater und verlangte nochmals Geld, da seine Gegner eine größere Summe versprochen hätten; er möge sein Bestes bedenken. Doch Sopater weigerte sich, und seine Freunde und Vertheidiger waren damit einverstanden. „Es ist die nämliche Beschuldigung,“ sagten sie, „es sind die nämlichen Zeugen, sogar die nämlichen Richter, die dich früher freigesprochen; es ist unmöglich, daß du verurtheilt wirst.“ Als das Gericht wieder zusammen war, umringt von einer zahlreichen Versammlung, schickte der Proprätor unter irgend einem Vorwande diejenigen Richter, denen er nicht traute, fort, so daß er und sein schändliches Gefolge nur noch allein die Gerichtsversammlung bildeten, und forderte den Sachwalter des Sopater auf, zu sprechen. Dieser, ein würdiger Mann, der römische Ritter Minucius, fragte: „In wessen Gegenwart?“ „In meiner,“ antwortete Verres, „wenn ich anders die Vollmacht habe, über einen Sicilianer, einen elenden Griechen, das Recht zu sprechen.“ „Du hast die Vollmacht,“ sprach Minucius, „doch sollten auch, die vorhin da waren und die Sache

untersuchen wollten, zugegen sein." „Vertheidige dich," rief Verres, „jene können dermalen nicht gegenwärtig sein." Da stand Minucius auf und verließ den Gerichtsplatz, und dies thaten auch die übrigen Freunde und Vertheidiger des Sopater. Verres war in Verlegenheit und rieb sich den Kopf; er wandte sich bald auf diese bald auf jene Seite, daß alle, die um ihn waren, den Kampf seiner Seele zwischen Furcht und Habsucht deutlich wahrnehmen konnten. Die Versammlung war zahlreich, tief die allgemeine Stille, groß die Begierde zu wissen, wozu noch dieser Habsüchtige sich entschließen würde. Einigemal sagte sein Diener Timarchides ihm leise etwas ins Ohr. Endlich hub Verres an: „Nun dann, vertheidige dich!" Hier rief Sopater Menschen und Götter um Hülfe an, bat, er möchte doch auch andre Richter ihre Stimme über ihn geben lassen. Aber Verres ließ unverzüglich die Zeugen vorrufen. Es trat Einer und der Andre auf, sie sagten sehr Weniges, ungefragt, und darauf rief der Präco aus, die Sache sei entschieden. Der Unschuldige, von dem früheren Statthalter freigesprochen, ward, ohne vertheidigt worden zu sein, nach dem Gutachten eines Schreibers, eines Arztes, eines Wahrsagers verurtheilt.

Noch ein anderes Beispiel — „eine Handlung," sagt Cicero, „die allein alle Böstthaten in sich zu fassen scheint, durch Habsucht erzeugt, durch Unzucht verstärkt, durch Grausamkeit vollendet." Zu Thermä wohnte ein reicher, hochgeehrter Mann Namens Sthenius; Verres war sein Gastfreund, besuchte ihn oft und nahm Wohnung bei ihm. Sthenius besaß eine Menge von prächtigen delischen und korinthischen Gefäßen, Gemälden, Silberzeug mit herrlich geprägter Arbeit. Dies Alles eignete sich Verres allmählich an, theils durch Schmeichelei, theils durch Befehl, theils durch Diebstahl, ohne daß Sthenius irgend einen Verdruß gegen ihn äußerte. Als aber Verres mehrere der Stadt gehörige, sehr schöne Kunstwerke, welche auf offnem Platze standen, zu besitzen wünschte und den Sthenius bat, er möge ihm dazu behülflich sein, weigerte sich dieser und stellte ihm vor, es sei unmöglich

sie wegzuschaffen; denn Scipio Africanus habe diese Kunstwerke, welche die Karthager einst aus der nun zerstörten Stadt Himera fortgeschleppt, den Thermitanern, bei welchen sich die Reste der Einwohnerschaft von Himera angesiedelt, nach der Zerstörung von Karthago geschenkt. Verres ließ nicht ab und ging den Senat um Ueberlassung der Statuen an; aber Sthenius sprach in der Senatsitzung eifrig dagegen und bewirkte, daß alle Senatoren eher bereit waren zu sterben, als die Statuen abzugeben. Deshalb ergrimmte Verres gegen Sthenius; er sagte ihm die Gastfreundschaft auf und zog aus zu einem Feinde desselben, Dorotheus, mit dessen junger Gemahlin er sofort in ehebrecherischen Verkehr trat. Dann suchte er sich Leute, welche den Sthenius eines Verbrechens anklagen sollten, und als man ihm sagte, man wüßte gar nichts gegen ihn vorzubringen, versicherte er, sie möchten nur Etwas, was sie wollten, wider ihn aufbringen, sie sollten gewiß in dem Beweise nicht stecken bleiben. So wurde denn Sthenius vor Gericht gezogen, weil er Urkunden gefälscht habe. Er verlangte, daß er nach dem rupilischen Gesetz von seinen Mitbürgern gerichtet würde; allein Verres versagte das und wollte selbst Gericht halten. Da von jenem ehebrecherischen Weibe ausgeschwatzt worden war, Verres wolle den Sthenius ohne Zeugen verurtheilen und ihn mit Ruthen peitschen lassen, so entfloh Sthenius nach Rom. Darauf setzte sich Verres über den Geflüchteten zu Gericht und verurtheilte ihn, obgleich sein Ankläger, der Vater jener Frau, durchaus keinen Beweis hatte vorbringen können, als Urkundenfälscher, mit der angefügten beispiellosen Clausel: „Von dem Vermögen des Sthenius will ich für die erycinische Venus 500,000 Sesterzien erheben.“ Er bot sogleich die Güter des Sthenius zum Verkaufe aus und hätte sie auch wirklich verkauft, wenn ihm nicht jenes Geld sogleich von den Verwandten des Sthenius aufgezählt worden wäre. Damit aber war der Haß des Statthalters gegen Sthenius noch nicht befriedigt. Er ließ durch einen ganz gemeinen Menschen ihn eines Capitalverbrechens anklagen, und obgleich er von seinem Vater und mehreren Freun-

den aus Rom Briefe erhalten hatte, daß dort über sein ungerechtes Verfahren gegen Sthenius großer Unwille herrsche und die Sache sogar im Senate verhandelt worden sei, so hielt er doch den festgesetzten Gerichtstag ab und verurtheilte den Sthenius in seiner Abwesenheit und sogar in Abwesenheit des Klägers. Nachher aber fälschte er das Protokoll, indem er hineinschrieb, Sthenius sei im Gericht gegenwärtig gewesen.

Für Geld war von Verres Alles zu haben, ein günstiger Gerichtsspruch, Ehren und Aemter und einträgliche Geschäfte. Ausrufer, Jünglinge von sechszehn und siebenzehn Jahren erhandelten sich von ihm Senatorenstellen; die bisherigen Bestimmungen über Alter, Stand, Gewerbe und Vermögen kamen nicht in Betracht. In Syrakus wurde jährlich aus drei vorgeschlagenen Männern dem Zeus ein Priester erloost. Verres verlangte, man solle unter diesen drei auch einen gewissen Theomnastus, der schon im Geheimen die Stelle von ihm gekauft hatte, in Vorschlag bringen, verbot das Loos und befahl, daß sein Schützling zum Priester ernannt werde. Als die Syrakusier um der Religion willen darauf nicht eingingen und auf Loosen bestanden, ließ der Statthalter auf alle drei Loose den Namen seines Freundes Theomnastus schreiben und in die Urne werfen. Da entstand ein überlautes Geschrei; aber Theomnastus ward Zeuspriester. An einem andern Orte verkürzte Verres das Jahr um 1½ Monate und beschleunigte dadurch die Ernennung eines Priesters, damit der Nebenbuhler eines Begünstigten nicht zu rechter Zeit von einer Reise eintraf. Die Wahl der Censoren war in Sicilien von besonderer Wichtigkeit, weil nach deren Schätzung die Steuern erhoben wurden, und das Amt war sehr gesucht. Verres ließ bekannt machen, um den verderblichen Ehrgeiz nach Staatsämtern aus allen Städten zu verbannen, werde er selbst in jeder Gemeinde die Censoren bestimmen. Man wußte, daß diese Bekanntmachung auf Wucher abzielte, und darum lief man haufenweis nach Syrakus, und das ganze Haus des Statthalters wimmelte von Candidaten. Da forderte nun Timarchides, der verschmitzte Unter-

händler des Verres, Geld, accordirte und ernannte für jede Gemeinde zwei Censoren. Im ganzen waren es deren 130. Verres bezog aus diesem Handel im Geheimen große Summen, und außerdem nahm er noch öffentlich von jedem Censor 300 Denare, von denen ihm eine Statue errichtet werden sollte. Unter dem Titel „Statuengelder“ erpreßte er auch von den Städten viel Geld, wenigstens 120,000 Sesterzien, nach den Zeugenaussagen und den schriftlichen Berichten der Gemeinden. Das Meiste davon wurde zurückgelegt. Ohnedies hatten die Städte ihm schon viele Statuen errichten müssen; in Syrakus fand man fast überall seine Bildsäulen. Als er aber Sicilien verließ, warf man die Bilder des Räubers wieder um; ohne das Dazwischentreten seines Nachfolgers Metellus wäre auf der ganzen Insel keine Spur seiner Verherrlichung mehr übrig geblieben.

Mit den Wucherern und den Pächtern der öffentlichen Einkünfte stand Verres in geheimer Verbindung; er unterstützte ihre Plünderungen, wofür sie mit ihm theilten und es geschehen ließen, daß er seine geraubten Sachen heimschickte, ohne den Zoll zu erlegen. Es ist später nach seinem Abzug aus der Provinz, als die Zollpächter ihn nicht mehr zu fürchten hatten, bekannt geworden, daß er Gold, Silber, Elfenbein, Purpur, Zeuge aus Malta, delisches Hausgeräth, korinthische Gefäße, Getreide, Honig in großer Menge und ohne Entrichtung des Zolls von Syrakus nach Rom geschickt hat, um Wohnung und Landhäuser zu schmücken und zu füllen und auch seine Freunde zu versorgen. Der defraudirte Zoll betrug 60,000 Sesterzien, woraus sich für die ausgeführten Waaren selbst ein Werth von 1,200,000 Sesterzien berechnen läßt. Und diese Sendungen waren blos aus der einen Stadt Syrakus geschehen innerhalb weniger Monate.

Die Vergehen des Verres in Betreff der Zehnten und anderer Getreidelieferungen verdienten noch härtere Rüge. Für die Erhebung der Zehnten hatten die Römer in Sicilien die Verordnung des Königs Hiero beibehalten, wodurch trefflich dafür gesorgt war, daß weder der Zehntpflichtige den Zehntpächter, noch dieser jenen

übervortheilen konnte. Verres kehrte sich nicht daran und gab die willkürlichsten Edicte, damit die Zehntpächter, seine Creaturen, mit denen er die Beute theilte, möglichst viel erpressen konnten. Er gab ein Edict, daß der Zehntpflichtige dem Pächter so viel geben müsse, als dieser fordere, liefere der Zehntpflichtige nicht, was der Pächter fordere, so solle gegen ihn auf vierfachen Ersatz erkannt werden; verlange der Pächter mehr, als ihm zukomme, so dürfe der Zehntpflichtige auf achtfache Entschädigung klagen. Die Verweisungen an die Gerichte kamen nur den Pächtern zu gut; denn die Richter wurden von Verres aus seinem Gefolge ernannt, und diese entschieden natürlich jedesmal gegen den Zehntpflichtigen. Der römische Ritter Septicius weigerte sich, dem Pächter Apronius, einem Hauptagenten des Verres, mehr als den Zehnten zu geben; sogleich erging ein Edict, Niemand solle das Getreide von der Tenne nehmen, bis der Zehntpächter abgefunden sei, aber vor dem 1. August müßten Alle den Zehnten an das Wasser gebracht haben. Die erste Bestimmung nöthigte den Landmann, um jeden Preis sich mit dem Pächter zu verständigen, weil sonst der Regen die Früchte auf der Tenne verdarb, die zweite enthielt dieselbe Nöthigung, weil das Getreide an einem bestimmten Tage an der Küste sein und der Pächter zuvor befriedigt werden mußte. Dazu kam noch der weitere Zwang, daß, wenn ein Streit entstand, der Pächter den Landmann an jeden beliebigen Ort vor Gericht laden konnte, vom Osten nach dem Westen der Insel. Verres gewann durch diese Maßregeln von den Pächtern große Summen, und doch rühmte er sich, den Zehnten für den Staat hoch verpachtet zu haben.

Aus den Beispielen von den Ungerechtigkeiten des Verres in Betreff der Zehnten, welche Cicero aufführt, wollen wir nur einige ausheben. In Centuripä wurde ein reicher Landbesitzer Nympho auf Veranlassung des Verres angeklagt, er habe das Maß seiner Felder nicht richtig angegeben. Verres setzte als Richter ein: seinen Arzt, seinen Haruspex und seinen Präco; diese verurtheilten den Nympho, noch ehe er überführt war, und straften ihn um den

gesammten Ertrag seiner Felder, um 7000 Scheffel Weizen. Ein gewisser Polemarchus sollte von 50 Morgen Feldes 700 Scheffel Zehnten geben; er widersetzte sich und ward sogleich vor Gericht gefordert, zu Verres ins Haus. Da wurde er geschlagen und getreten, und versprach jetzt 1000 Scheffel. Aehnliche Malträtirungen kamen vielfach vor. Nymphodorus aus Centuripä mit seinen zwei Brüdern sollte von einem gemeinschaftlichen Stück Feldes mehr Zehnten geben, als der ganze Ertrag desselben war. Sie verließen also ihre Besitzungen. Hierauf kam Apronius nach Centuripä, nahm alles Geräthe, das auf ihrem Gute war, führte ihre Sclaven und ihr Vieh fort. Als nun Nymphodorus nach Aetna kam, um von Apronius das Geraubte zurückzufordern, ließ ihn dieser an einem Oelbaum, der zu Aetna mitten auf dem Markte stand, aufhängen; und er mußte so lange hangen bleiben, als es dem Apronius gefällig war.

Nicht besser verfuhr dieser Apronius gegen römische Bürger. Einen Ritter Matrinius hielt er in Leontini zwei Tage lang auf dem Markte ohne Speise und Obdach in Haft, bis er in seine Forderungen eingewilligt hatte. Als gleichwohl ein andrer römischer Ritter, Namens Lollius, der bei Aetna Ländereien besaß, im Vertrauen auf seinen Stand und auf die allgemeine Gunst, sich verlauten ließ, er wolle den Pächtern nicht das Geringste über die Zehntgebühr geben, beschickte ihn Apronius durch Gerichtsdiener, die der Proprätor zu seiner Verfügung gestellt, mit dem Befehl, ihn herbeizuschleppen. Apronius ließ eben auf dem Markte von Aetna ein Gastmahl herrichten, und als der fast 90jährige kranke Greis herangeführt wurde, stellte er denselben neben seine Tafel und verhöhnte ihn mit seinen Tischgenossen und den aufwartenden Sclaven so lange, bis er sich fügte. — Von der Gemeinde Agyrium forderte Apronius zu dem Zehnten noch einen Zuschuß, und als derselbe verweigert wurde, berichtete er an Verres. Dieser beschied die Obrigkeit der Stadt mit den fünf Vornehmsten nach Syrakus und drohte ihnen, als sie noch immer Schwierigkeiten machten, er wolle sie mit Ruthen auf den Tod

peitschen lassen. Da fingen die Männer zu weinen an und zu bitten und versprachen, ihren ganzen Ertrag mitsammt den Feldern dem Apronius zu überlassen, nur solle man ihnen diesen Schimpf nicht anthun. Die Agyrier mußten dem Apronius, oder eigentlich dem Verres, einen Zuschuß von 33,000 Scheffel Weizen geben und außerdem, damit der Sendling ihn brauchbar fände, drei Sesterzien für den Scheffel, und für den Gerstenzehnten 30,000 Sesterzien als Zuschuß.

Durch solche Bedrückungen kam es, daß viele reiche Gutsbesitzer ihre schönsten und ergiebigsten Grundstücke unbebaut ließen oder die Bestellung der Felder überhaupt ganz aufgaben, daß viele Landleute völlig ruinirt wurden und die Heimat verließen; Andre entleibten sich sogar. Metellus, der Nachfolger des Verres, bezeugte in einem Schreiben an die Consuln des Jahres 70, daß er die Insel in dem kläglichsten Zustande getroffen, die Felder lägen öde und unbebaut, er habe die noch vorhandenen Landleute schriftlich und mündlich gebeten, wieder zu ihren Feldern zurückzukehren und sie zu bebauen, habe sie auf sein Ehrenwort versichert, daß er in keinem Stücke wie Verres verfahren werde.

Verres hatte nach einem Senatsbeschluß und nach dem Gesetze der Consuln Terentius Varro und C. Cassius Getreide für den Staat aufzukaufen, den zweiten Zehnten im Betrag des ersten und 80,000 Scheffel Weizen, welche den Städten in gleichen Verhältnissen zu liefern geboten ward; für den Scheffel von jenem Getreide sollten drei, für den Scheffel von diesem vier Sesterzien bezahlt werden, also für das erste im Ganzen jedes Jahr neun Millionen, für das andre 3,200,000 Sesterzien. Der römische Staat verausgabte für diesen Kauf jährlich an dreizehn Millionen. Verres erlaubte sich bei dem Geschäfte einen dreifachen Betrug. Erstlich trieb er Wucher, indem er das Geld, das die Staatspächter vorschießen mußten, bei denselben auf Zinsen, und zwar zu 24 Procent, liegen ließ; dann bezahlte er vielen Gemeinden für die abgekauften Früchte gar nichts, und andern gab er nur einen Theil der Summe, weil er nach Gutdünken unter allerlei

Namen Abzüge machte. Bald nannte er's Beschaugeld, bald Wechselgebühr, bald Siegelgeld. In Halesa nahm er das Getreide nicht an, weil es zu schlecht sei; er verkaufte es, und man mußte ihm Geld dafür geben, einen sehr hohen Preis, 15 Sesterzien für den Scheffel. Die Getreidesendungen nach Rom bestritt er von seinem Gewinn, aus seinen Speichern, und die Summe, welche die Halesiner erhalten sollten, behielt er für sich.

Der Senat und die Gesetze gaben dem Statthalter die Vollmacht, Getreide zu seiner Hofhaltung zu erheben, und der Senat schätzte es, den Scheffel Weizen zu vier, den Scheffel Gerste zu zwei Sesterzien. Verres aber nahm nicht blos mehr Getreide, als er durfte, sondern er nahm auch statt der Früchte Geld. Das Letztere thaten allerdings auch Andre; Verres aber schätzte sich den Scheffel Weizen, der zwei, höchstens drei Sesterzien galt, zu drei Denaren, d. h. 12 Sesterzien. Die Siculer hatten unter dem Namen des Zehnten den Pächtern schon so viel gegeben, als diesen beliebte, sie hatten für den zweiten Zehnten und das übrige gekaufte Getreide geringe oder gar keine Zahlung erhalten, und nun forderte man auch noch beträchtliche Summen Geldes von ihnen. Wie sollten sie es aufbringen? Sie mußten Wirthschafts- und Hausgeräthe, Pflug und Stier veräußern. Sie erbaten sich daher als eine Gunst, daß sie das Getreide zum Bedarf des Prätors unentgeltlich liefern durften; wer 1000 Scheffel lieferte, verlor 2000, höchstens 3000 Sesterzien, wer Geld dafür gab, verlor 8000.

Das vierte Buch der Anklage des Verres, in welchem von seinen Kunsträubereien gehandelt wird, leitet Cicero mit den Worten ein: „Nun komme ich zu des Verres Lieblingsneigung, wie er sagt — zu seiner Krankheit und Raserei, wie seine Freunde es nennen — zu seiner Räuberei, wie die Siculer sagen. — Im Allgemeinen sage ich zunächst: Es war in ganz Sicilien, in dieser so reichen, so alten Provinz, die so viele und begüterte Familien zählte, kein silbernes, kein korinthisches oder delisches Gefäß, es war darin kein Edelstein, keine Perle, keine Statue aus Gold, aus Erz, aus Marmor, aus Elfenbein, es war darin kein Gemälde,

keine Stickarbeit, wonach er nicht lüsterte, das er nicht betrachtete und, wenn es ihm gefiel, entwendete. — In keinem Privathause, nicht einmal in dem schlechtesten Flecken, in keinem öffentlichen Gebäude, nicht einmal in den Tempeln, bei keinem Siculer, bei keinem römischen Bürger, nicht in ganz Sicilien ist Etwas, wenn es nur Aug' und Geschmack reizte, vor ihm sicher gewesen, es mag ein Privat- oder ein Gemeindegut, den Göttern gewidmet gewesen sein oder nicht." Hierauf folgen zum Beweise zahlreiche Beispiele, unter denen wir eine kleine Auslese halten wollen.

Zu Messana war ein gewisser Hejus, in jeder Hinsicht der reichste Mann der Stadt; sein Haus war das prächtigste, den Römern bekannteste und gastfreieste, wo sie durchgehends ihr Quartier nahmen. Er hatte eine ansehnliche und alte Capelle, in welcher unter anderm vier außerordentlich schöne und kostbare Statuen von den berühmtesten Meistern standen: ein marmorner Cupido von Praxiteles, ein Hercules des Myron aus Erz und zwei Kanephoren des Polyklet, ebenfalls aus Erz. C. Claudius hatte sich, als er während seiner Aedilität zu Rom Spiele gab, den Cupido geliehen und damit das Forum geschmückt, hernach ihn aber wieder zurück gegeben; denn damals war es noch nicht Sitte, mit Kunstwerken, welche man unter dem Vorwande der Aedilität auf vier Tage von den Städten borgte, nach den Spielen Haus und Villen zu schmücken. Verres aber nahm Alles aus jener Capelle, die eine Zierde der Stadt Messana war, mit Ausnahme eines alten Holzbildes der Fortuna, und sagte hernach, wie öfter bei solchen Fällen, er habe die Kunstwerke gekauft. Wirklich stand in der Rechnung des Hejus, jene vier Stücke seien um 6500 Sesterzien verkauft worden. Aber ein Statthalter durfte gesetzlich in der Provinz nichts kaufen; Hejus war reich und brauchte nichts aus Noth zu veräußern, und dazu welch ein Preis! 6500 Sesterzien, für den Cupido namentlich 1600 Sesterzien. Bei einer Versteigerung bezahlte man für eine nicht eben große eherne Statue 120,000 Sesterzien. Folglich wurde dem Hejus Gewalt angethan, wie er denn auch später selbst erklärte. Außer-

dem gab er an, daß Verres seine in ganz Sicilien berühmten attalischen Teppiche, welche mehr als 200,000 Sesterzien werth waren, sich zuschicken ließ und behielt.

Zwei Künstler aus Vorderasien, die Gebrüder Tlepolemus und Hiero, welche sich zu Hause des Tempelraubes verdächtig gemacht hatten, waren zu Verres geflohen, als dieser in Asien war; denn sie hatten von seiner Kunstliebhaberei gehört. Verres behielt sie bei sich, und sie waren in Asien und dann in Sicilien seine Kundschafter und Gehülfen bei seinen Kunsträubereien. Wie Spürhunde fanden sie Alles auf, wo es auch verborgen war; was ihnen gefiel, war verloren. Sobald Verres in eine Stadt kam, schickte er sie aus, um zu suchen. Bekamen sie etwa ein großes Gefäß oder ein sonstiges größeres Kunstwerk, so haschten sie es freudig und trugen es fort; konnten sie aber dergleichen nichts auffangen, so brachten sie wenigstens kleinere Jagdbeute, Schüsselchen, Schalen, Weihrauchpfannen. Nur durch Ein Mittel konnte man sich aus ihren Händen retten, durch Geld; dann sagten sie dem Verres, die Dinge, nach welchen ihn gelüstete, hätten keinen Werth, und er glaubte es; denn ein Kunstkenner war er nicht. Dem Pamphilus in Lilybäum hatte Verres eine kostbare Hydria durch ein Machtwort entrissen. Während er niedergeschlagen über diesen Verlust zu Hause saß, kam ein Bote des Verres mit dem Auftrag, er solle seine mit Figuren gezierten Becher zum Prätor bringen. Er that's. Der Prätor lag im Schlaf, die erwähnten Brüder gingen auf und ab. Sie besahen die Becher und lobten sie ungemein. Pamphilus sagte: „Wenn ich auch um diese Becher komme, so habe ich gar nichts mehr, was von einigem Werthe ist." „Was gibst du," sagten sie, „wenn wir machen, daß sie dir nicht genommen werden?" Sie forderten 200 Sesterzien, er bot 100. Inzwischen war Verres erwacht und besah die Becher. Jene aber sagten, sie hätten auf den Ruf hin geglaubt, die Becher des Pamphilus wären von größerem Werthe, sie fänden jedoch, daß sie nicht verdienten, zu seinem andern Silbergeschirr gestellt zu werden. Verres er-

wiederte, er sei derselben Meinung, und Pamphilus behielt seine Becher.

In demselben Lilybäum nahm Verres dem Diokles, dem Eidam des oben genannten Pamphilus, alle seine Gefäße, wie sie auf dem Tische standen, weg, ebenso dem römischen Ritter M. Cälius, dem Cacurius all sein Hausgeräth, dem Diodorus seinen großen herrlichen Tisch aus Citrusholz, dem Liso eine Statue des Apollo. Von Diodorus aus Malta, der in Lilybäum wohnte, verlangte Verres zwei berühmte Becher von der Künstlerhand des Mentor; er sollte sie von Malta herbestellen, ja er schickte selbst dorthin, um sie in Empfang nehmen zu lassen. Aber Diodorus wußte die Sache zu vereiteln und entfloh. Verres gerieth in Wuth, so daß er bisweilen Thränen vergoß; er gab vor, Diodorus habe ihm Kunstwerke gestohlen, und ließ ihn in ganz Sicilien suchen, aber der war mit seinen Bechern nach Rom geflohen, um Schutz zu suchen. Nun ließ er ihn vor seinem Richterstuhl auf Tod und Leben belangen. Diodor ging in Rom in Trauerkleidern bei seinen Patronen und Gastfreunden herum und erzählte den Verlauf der Sache. Da bekam Verres von seinem Vater und seinen Freunden schriftliche Verweise und Vorwürfe, und deshalb unterstand er sich denn doch nicht, den Diodorus zu verurtheilen; aber Diodorus kam in den drei Jahren, wo Verres in Sicilien war, nicht zurück.

Lud man den Verres zu einem Gastmahl und er sah etwas von geprägtem Silber, so konnten sich seine Hände nicht zurückhalten. Ein gewisser Tyndaritaner Philo, der ihn zu einem Mahl auf seinem Landgut eingeladen, stellte eine silberne Schüssel mit dem herrlichsten Gepräge auf. Verres ließ die Schüssel vom Tische seines Gastfreundes nehmen und die Gepräge ablösen, die Schüssel gab er zurück. Aehnlich machte er es in vielen Häusern; doch auch ganze Städte raubte er auf einmal aus. Als er nach Catina kam, befahl er der höchsten Obrigkeit des Ortes, alles Silber, das Jeder zu Catina hätte, zu sammeln und zu ihm zu schicken. Dasselbe that er zu Centuripä, zu Agyrium. Als er

in die Gegend von Haluntium kam, mochte er wegen der Beschwerlichkeit des Weges nicht selbst in die Stadt gehen; er berief daher den Archagathus, einen der Vornehmsten von Haluntium, und befahl ihm, Alles, was an geprägtem Silber oder korinthischen Gefäßen in der Stadt wäre, sogleich zu ihm ans Wasser bringen zu lassen. „Was mag da für ein Zusammenlauf zu Haluntium gewesen sein! Wie mögen die Weiber geschrieen, wie gejammert haben! Man hätte glauben sollen, die Stadt wäre vom Feinde eingenommen worden. Hier trug man die Gefäße ohne die Futterale hinaus, dort wand man solche den Frauen aus den Händen, hier brach man die Thüre ein, dort schlug man die Schlösser herab." Der ganze Vorrath wurde an die Küste hinab gebracht, wo der Statthalter, in einem Tragsessel sitzend, wartete. Er rief die bekannten kunstverständigen Brüder herbei, welche ein und das andere Stück verwarfen; was sie aber gut fanden, davon wurden sogleich die Gepräge abgenommen. Und so mußten die Haluntiner mit dem rohen Silber wieder nach Hause gehen. Dem Archagathus befahl er, er solle denen, welchen das Silber zugehörte, etwas Geld dafür bezahlen. Einige nahmen Bezahlung, aber Archagathus erhielt von Verres kein Geld zurück.

Nachdem Verres so eine große Menge dieser Kunstwerke zusammengeraubt hatte, „ließ er zu Syrakus in seinem Palaste eine große Werkstätte herrichten und alle Künstler, alle Toreuten und Goldschmiede zusammenkommen, deren er selbst so viele unter seinem Gefolge hatte — kurz, es war ein Zusammenfluß von unzähligen Leuten, welche 8 Monate lang unausgesetzt an nichts Anderem, als an goldenen Gefäßen arbeiteten. Da ließ er die Verzierungen, die er vorher von den Schüsseln und Weihrauchpfannen heruntergenommen, so künstlich an goldene Pokale anschweißen, so geschickt an goldene Becher anbringen, daß man darauf schwur, es wäre Alles aus einem Stück. Inzwischen saß der Prätor, ungeachtet er vorgab, daß er durch unermüdete Aufsicht Ruhe und Frieden in der Provinz erhalten habe, den größten Theil

19*

des Tages hindurch mit einem schmutzigen Rocke und griechischen Mantel in der Werkstätte. — Für jeden Saal, deren er viele zu Rom sowohl als auf seinen Landgütern hatte, wollte er dreißig aufs schönste zugerichtete Ruhebetten haben nebst den andern Zierathen, die zu einem Gastmahle gehören. Um aber dies Verlangen zu befriedigen, so hat er in jedem Hause Siciliens, das nur ein wenig vermögend war, gleichsam eine Fabrik errichtet. So war zu Segesta eine gewisse Lamia, eine reiche und vornehme Frau, die, da in ihrem Hause nichts gethan als gesponnen wurde, drei Jahre lang für ihn Bettdecken gemacht hat, und zwar alle von Purpur. Ebenso arbeiteten auch für ihn Attalus, ein reicher Mann zu Netum, Lyso zu Lilybäum, Kritolaus zu Enna und zu Syrakus Aeschrio, Kleomenes, Theomnastus, zu Pelorum Archonides, Megistus — doch es fehlt mir eher an der Stimme, als an Worten. Er stellte doch den Purpur, und seine Freunde nur die Arbeit? Vermuthlich."

Auch fremde Gäste waren nicht sicher vor der Räuberhand des Verres. Die beiden Söhne des syrischen Königs Antiochus waren in Rom gewesen, um sich um den ägyptischen Thron zu bewerben. Auf ihrer Rückreise besuchte der ältere, Antiochus, Syrakus. Verres lud ihn zum Mahle und wurde dann auch eingeladen. Antiochus zeigte seinen ganzen Reichthum, vieles Silbergeräth, auch viele mit den schönsten Edelsteinen besetzte Becher von Gold und besonders ein Trinkgefäß aus einem einzigen großen Edelstein mit einem goldenen Henkelchen. Verres besah sich Alles genau, lobte und bewunderte und beschloß, den König rein ausgeplündert aus der Provinz zu entlassen, was denn auch geschah. Er schickte zu ihm und bat, er möge ihm die herrlichen Gefäße, die er bei ihm gesehen, überschicken, er wolle sie seinen Künstlern zeigen. Antiochus schickte die Sachen ohne Argwohn. Nun wünschte der Statthalter auch einen mit Edelsteinen verzierten Leuchter zu sehen, welcher für den capitolinischen Jupiter bestimmt war. Man brachte ihn. Der Statthalter gerieth in Entzücken, er wollte ihn länger, mit Muße beschauen; die Träger wurden

entlassen. Nach mehreren Tagen zur Rückgabe ermahnt, zögerte er, er bat, ihm den Leuchter zu schenken, er drohte, endlich gebot er dem König plötzlich, die Insel zu räumen, da er erfahren, daß Seeräuber aus seinem Reiche nach Sicilien kommen würden. Er mußte seine Kostbarkeiten in den Händen des Verres zurücklassen.

Von dem Tempelraube des Verres nur einige Beispiele. Die Tyndaritaner hatten eine herrliche Statue des Hermes, der hoch bei ihnen verehrt wurde. Als Verres in die Stadt kam, befahl er, man solle die Statue abbrechen und nach Messana bringen. Es geschah nicht; daher wiederholte er bei seiner Abreise gegen Sopater, die damalige Stadtobrigkeit, seinen Befehl unter heftigen Drohungen. Sopater trug die Sache dem Senat der Stadt vor; aber man widersetzte sich einstimmig. Nicht lange danach kam Verres wieder in die Stadt und fragte sogleich nach der Statue. Man antwortete, der Senat lasse es nicht zu, es sei Lebensstrafe darauf gesetzt, wenn einer ohne Erlaubniß Hand an die Bildsäule lege; zugleich schützte man die Ehrfurcht vor den Göttern vor. Verres erwiederte: „Ei was, mit eurer Ehrfurcht gegen die Götter, mit eurer Lebensstrafe, mit eurem Senat! Du sollst dein Leben nicht fristen, unter den Ruthenstreichen sterben, wenn die Statue nicht abgebrochen wird.“ Sopater machte nochmals unter Thränen dem Senate Vorstellung; der Senat ging ohne Antwort traurig und bestürzt auseinander. Sopater, aufs neue von dem Prätor beschickt, sagte, sein Befehl könnte nicht vollzogen werden. Alles dies verhandelte Verres öffentlich auf seinem Prätorstuhl. Es war eine kalte feuchte Witterung. Da befahl der Statthalter seinen Lictoren, den Sopater auf den Markt zu führen und nackt zur Schau aufzustellen. Kaum war der Befehl gegeben, so war Sopater auch schon entblößt und von Lictoren umringt. Er wurde an eine Reiterstatue des C. Marcellus, welche mitten auf dem Markte stand, mit gespanntem, ausgespreiztem Körper angebunden und hing dort in Regen und Kälte, bis die ganze Gemeinde, von Mitleid ergriffen, dem Se-

nate zuschrie, man möchte dem Verres die Statue zusagen. Das geschah, und Sopator wurde losgebunden, fast ganz erstarrt, kaum noch lebend.

Die Agrigentiner hatten eine schöne Bildsäule des Apollo, an dessen Hüfte der Name des Myron mit kleinen Buchstaben eingegraben war. Verres ließ die Statue heimlich bei Nacht aus dem Tempel stehlen. Seitdem ließen die Agrigentiner Nachts die Tempel gegen die Leute des Statthalters bewachen; denn in Agrigent, wo das Volk zahlreich und entschlossen war und viele angesehene römische Bürger wohnten, getraute sich Verres nicht, was ihm gefiel, ungescheut zu fordern oder öffentlich wegzutragen. Bald geschah es, daß ein Tempel des Hercules, in welchem eine berühmte Statue dieses Heros stand, bei stiller Nacht von bewaffneten Sclaven unter Anführung des Timarchides, des Freigelassenen des Verres, überfallen ward. Die Wächter fingen an zu schreien und versuchten Gegenwehr; allein sie wurden mit Kolben und Knütteln übel empfangen. Die Räuber schlugen die Riegel ab, brachen die Thüren ein und suchten die Statue mit Hebeln von ihrem Gestelle loszuarbeiten. Inzwischen aber ward ganz Agrigent lebendig, man stürzte zum Tempel und jagte „die Nachtsoldaten dieses tapferen Feldherrn" in die Flucht. Bei dieser Gelegenheit sagten die Siculer, Hercules habe mit diesem wilden Verres*) einen ebenso beschwerlichen Kampf gehabt, wie mit jenem erymanthischen Schweine.

In Catina ließ Verres bei nächtlicher Weile eine Statue der Ceres entwenden. Jedermann ahnete, daß es seine Leute gethan. Um nun den Verdacht von sich abzuwenden, ließ er durch einen seiner Gastfreunde irgend einen Sclaven wegen dieser That anklagen. Der Senat saß den Statuten gemäß zu Gericht, es traten falsche Zeugen auf; aber die Priesterinnen der Ceres erklärten, es seien bei dem Raube einige von den Leuten des Prätors gesehen worden, und der Sclave wurde freigesprochen. —

*) Verres heißt der Eber.

Mehr als andre Städte wurde die Hauptstadt Syrakus von ihm ausgeraubt. Er nahm eine Masse von Gemälden aus dem Tempel der Athene, die Bildwerke und die goldenen Buckeln von den kostbaren Thürflügeln des Tempels, sogar die großen Rohrstäbe ließ er nicht zurück. Im Prytaneum entwendete er eine Statue der Sappho, und überall an heiligen Orten jedes Kunstwerk von Werth. „Man vermißte nach der Eroberung der Stadt durch Marcellus nicht so viele Menschen, als Götter nach dieser Statthalterschaft; die Führer der Fremden hatten seitdem einen ganz veränderten Beruf, sie zeigten den Ort, wo einst Sehenswürdiges gewesen war."

In der 5. Rede gegen Verres beleuchtet Cicero den politisch wichtigsten Theil seiner Verwaltung, er zeigt, mit welchem Erfolg und mit welchen Mitteln Verres die ihm anvertraute Provinz gegen innere Empörung und gegen Angriffe von außen gesichert habe. Die Statthalterschaft des Verres fällt in die Zeit des Sclavenkrieges des Spartacus. Daß dieser Krieg sich nicht auch nach Sicilien verbreitet, war nicht sein Verdienst, sondern das des Crassus. Es gährte zwar auch in Sicilien, aber Verres benutzte dies blos, um Vortheil daraus zu ziehen. Als einige Sclaven in den Verdacht der Meuterei kamen, ließ er sie verurtheilen, an den Pfahl binden — und gab sie dem Herrn für Geld frei. Verres war, sagt Cicero, ein Feldherr von eigener Art. Die beschwerlichen Reisen, die der Beruf des Krieges mit sich bringt, wußte er sich leicht und angenehm zu machen. Einmal ersann er gegen die Kälte und die reißenden Ströme der stürmischen Jahreszeit das treffliche Mittel, daß er den Winter unter dem milden Himmel von Syrakus verlebte; da sah ihn Niemand so leicht außer dem Hause, ja nicht einmal außer dem Bette, die Kürze der Tage schwand ihm unter Gastmählern, die Länge der Nacht unter Unzucht und Schandthat. Das Frühjahr begann für ihn sehr spät, erst wenn die Rosen blühten; dann begab er sich auf Reisen, und mit einer solchen Ausdauer und Unverdrossenheit, daß ihn nie einer zu Pferde sitzen sah. Er ließ sich nämlich

von acht Männern in einer Sänfte tragen. Darin lag er auf einem feinen, mit Rosen gefüllten Polster, einen Kranz auf dem Haupt, einen Kranz um den Hals, und vor die Nase hielt er sich ein kleines Netz voll Rosen. Hatte er dann an einem Orte ein wenig für Geld das Recht gehandhabt, so meinte er, die übrige Zeit gehöre dem Bacchus und der Venus. Nun lieferte der treffliche Feldherr seine Schlachten. Es wurden Gastmähler gehalten, wozu auch Frauen kamen; man lärmte und schrie, und nicht selten kam es zum Handgemenge. „Gemeiniglich war das Ende seiner Schmäuse, daß der Eine aus dem Saale, wie von einem Schlachtfelde, mit genauer Noth entrann, der Andere todt, die Uebrigen ganz besinnungslos auf dem Boden umherlagen, so daß man glauben mußte, man sähe nicht das Gastmahl eines Prätors, sondern die Schlacht bei Cannä; so gräßlich ging Alles durcheinander." — In hoher Sommerzeit, wenn andre Statthalter ihre Provinz durchreisten, weil man dann am besten die Zustände derselben kennen lernen konnte, schlug unser Feldherr in der angenehmsten Gegend von Syrakus, auf der sogenannten Insel, sein Lustlager auf. Dicht an der Mündung des Hafens stand sein weißbeflaggtes Zelt, und Niemand wurde zugelassen, als die Genossen und Diener seiner Lüste. Das war der Sammelplatz aller Weibspersonen, mit denen er Umgang pflog, und solcher Männer, die würdig waren, seine Freunde und Tischgenossen zu sein. Dort schwelgte er im purpurnen Pallium und einer bis zu den Knöcheln reichenden Tunica, und man hörte Symphonien und Weibergeschrei.

Damals waren die zahlreichen Seeräuber allen Küsten des Mittelmeeres höchst gefährlich. Verres that nichts gegen sie; seine Nachlässigkeit und Habsucht ließ die zum Schutz der Insel bestimmte Flotte in Verfall gerathen. Er ließ die Gelder, welche die Städte zur Unterhaltung und Besoldung der Schiffsmannschaften entrichten mußten, an sich bezahlen, entband die Städte für Geld von der Pflicht, Seeleute zu stellen, bewilligte den Seeleuten gegen 600 Sesterzien Urlaub auf den ganzen Sommer,

den Sold behielt er für sich, und den Uebrigen ließ er nicht zukommen, was ihnen gebührte. Als man den Seeräubern einmal ein mit schöner junger Mannschaft besetztes, mit künstlich gearbeitetem und geprägtem Silber und vielen Teppichen beladenes Schiff wegnahm, weil es wegen seiner allzugroßen Last sich nicht bewegen konnte, ließ er Alles zu sich bringen, um es zu behalten; die Gefangenen von Werth verschenkte er, oder er nahm sie für sich, den Befehlshaber ließ er für Geld frei, nur den Bejahrten und Mißgestalteten wurde der Kopf abgeschlagen. Da ihre geringe Zahl Aufsehen erregte, so ließ er römische Bürger als Seeräuber hinrichten, mit verhülltem Gesicht, damit man sie nicht erkannte. Als einmal die vernachlässigte und schlecht bemannte Flotte eine schmähliche Niederlage von Seeräubern erlitt, ließ er die unschuldigen Anführer der Schiffe wegen Verraths anklagen, an den Pfahl binden und enthaupten, um dadurch die Zeugen seiner eigenen Schuld zu beseitigen.

In seinen Mißhandlungen machte Verres kaum einen Unterschied zwischen Provinzialen und römischen Bürgern. Er verhängte ungescheut über römische Bürger die schwersten Leibes- und Lebensstrafen, was als das größte Verbrechen eines römischen Beamten angesehen wurde; er ließ sie mit Ruthen peitschen, oft bis auf den Tod, in die Steinbrüche zu Syrakus einsperren, Gefängnisse, die nur für Barbaren und ruchlose Bösewichter bestimmt waren, er ließ sie enthaupten, ans Kreuz schlagen.

Daß ein Statthalter, der sich so viele Gesetzwidrigkeiten und Verbrechen hatte zu Schulden kommen lassen, auch selbst von seinen besten Freunden im Gerichte nicht freigesprochen werden konnte, ist natürlich. Nachdem Cicero in den ersten neun Tagen des Processes dem Gerichte die wuchtige Masse seiner Klagepunkte und Beweise vorgelegt hatte, trat der Vertheidiger erschrocken zurück, und Verres ging ins Exil.

Die Criminalgerichte und der Proceß des Verres.

Die Criminalgerichtsbarkeit gehörte ursprünglich vor die Volksversammlung. Da aber der Gang der Gerichtsverhandlungen vor dem Volke unbequem und schwerfällig, und bei dem steten Streit der Stände und dem überwiegenden Einfluß, den einzelne hervorragende Persönlichkeiten in der Volksversammlung hatten, parteiische Entscheidungen nichts Seltenes waren, so ernannte man öfter außerordentliche Untersuchungscommissionen, welche anstatt des Volkes einen Criminalfall untersuchen und aburtheilen sollten. Diese wurden im Laufe der Zeit immer häufiger, bis man endlich im Jahre 149 v. Chr. durch die Lex Calpurnia die erste ständige Commission, Quaestio perpetua, einsetzte für Klagen wegen Erpressung — ein Zeichen, daß die Mißhandlung der Provinzen um diese Zeit etwas Gewöhnliches geworden war. Allmählich entstanden bei der Ueberhandnahme der Verbrechen neben diesem Gerichtshofe noch andre Quaestiones perpetuae, so daß jede einzelne für eine bestimmte Art von Verbrechen eingerichtet war. Aus Ciceros Zeit sind deren wenigstens acht bekannt: für Klagen wegen Erpressung (repetundarum), wegen Verbrechen gegen die Majestät des römischen Volkes (maiestatis), wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder (peculatus), wegen Amtserschleichung (ambitus), wegen Mord (inter sicarios), wegen Giftmischerei (veneficii), wegen Gewaltthat (de vi), wegen Fälschung (falsi). Diese Quaestiones perpetuae machten nun das regelmäßige Criminalverfahren aus; das Volk, welches durch die Commissionen vertreten ward und dem Princip nach immer noch für den höchsten Richter galt, richtete blos noch in solchen Fällen, wo es sich um das Leben eines römischen Bürgers handelte.

Jede Quaestio, jeder Gerichtshof hatte seinen besonderen Vorsitzer (quaesitor). Dies war entweder ein Prätor oder einer der Richter der Commission (judex quaestionis). Wegen der wachsenden Zahl der Quästionen waren die Prätoren bis auf sechs, dann durch Sulla bis zu acht vermehrt worden. Der Praetor

urbanus und der Praetor peregrinus betheiligten sich nicht an den Quaestiones perpetuae, sie besorgten nur die Civilgerichtsbarkeit in der Stadt; die übrigen aber loosten um den Vorsitz in den einzelnen Commissionen. Da es jedoch mehr Commissionen gab, als die Zahl dieser Prätoren betrug, so mußten für den Vorsitz in die noch übrigen Commissionen einige Judices quaestionis ausgewählt werden. Dem Vorsitzenden stand eine gewisse Zahl von Richtern oder Geschwornen zur Seite, welche bis in die Zeit der Gracchen nur aus dem Stande der Senatoren genommen wurden; C. Gracchus entzog den Senatoren die Gerichte und bestimmte, daß die Richter aus den Rittern, aus den Bürgern, welche den ritterlichen Census von 400,000 Sesterzien besaßen, gewählt werden sollten, und seitdem wechselten die Bestimmungen über die Wahl der Richter noch sehr häufig. Im Jahre 106 v. Chr. z. B. wurde den Senatoren durch die Lex Servilia ihr altes Recht wieder zuerkannt; aber wahrscheinlich wurden sie schon nach sechs Jahren wieder von den Rittern verdrängt. Nach manchen Schwankungen setzte Sulla im Jahre 81 die Senatoren wieder als Richter ein; da sie aber in diesem Amte sich schreiender Ungerechtigkeit und Bestechlichkeit schuldig machten, so verordnete im Jahre 70 die Lex Aurelia, daß die Richter zu gleichen Theilen aus den Senatoren, Rittern und Aerartribunen genommen werden sollten. Später haben sich Cäsar, Antonius, Augustus wieder Aenderungen erlaubt. — Im Anfang, wo noch wenige Quästionen bestanden, war für jede Quästio eine besondere Zahl von Richtern bestellt, für den Repetundenproceß z. B. 450. Später entwarf der Prätor urbanus nach eidlicher Verpflichtung aus bester Ueberzeugung jedes Jahr eine allgemeine Richterliste (album judicum), aus der er die Richter für die einzelnen Commissionen auslooste. Die Zahl der zu einer Commission gehörenden Richter scheint in den verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen zu sein, und auch bei den einzelnen Processen fungirten nicht immer gleich viele Richter. Wir kennen aus einzelnen Processen die Zahl 32, 50, 56, 70, 75.

Der Ort der Gerichtsverhandlungen war das Tribunal. Darunter verstand man eine viereckige Erhöhung, auf welcher sich der Sitz des Oberrichters befand, umgeben von Sitzen und Subsellien der Schreiber und des übrigen Gerichtspersonals. Ursprünglich gab es nur Ein Tribunal für den Einen Prätor, und zwar am Comitium den Rostris gegenüber (S. 29). Später, namentlich seit der Vermehrung der Quaestiones perpetuae, waren mehrere Tribunale nöthig. Sie befanden sich alle auf dem Forum unter freiem Himmel und waren aus Holz, so daß sie nach Bedürfniß aufgestellt und fortgebracht werden konnten, während das ursprüngliche Tribunal aus Stein aufgeführt war. Als man anfing, bei schlechter Witterung in den Basiliken die Gerichtssitzungen zu halten, wurden jedesmal die Tribunale vom Forum in diese gebracht, was aber später, als die Basiliken regelmäßig zu Gerichtsverhandlungen benutzt wurden, nicht mehr nöthig war. An das Tribunal reihten sich, entweder in gleicher Höhe oder zu ebener Erde, außer den Subsellien, auf welchen die Richter saßen, die Bänke für die beiden streitenden Parteien.

Der eigentlichen Gerichtsverhandlung ging ein Vorverfahren voraus. Wer eine Klage anhängig machen wollte, begab sich zu dem Tribunal desjenigen Prätors oder Judex quaestionis, welcher in der betreffenden Commission den Vorsitz hatte, und bat um die Erlaubniß, diese oder jene Person gerichtlich verfolgen zu dürfen (postulatio). Wollten Mehrere Jemand wegen derselben Sache anklagen, so war eine Vorentscheidung nothwendig, welcher von den Competenten das Vorrecht zur Klage erhalten sollte. Die Untersuchung fand vor unbeeidigten Richtern statt und hieß Divinatio, weil die Richter hier nicht nach bestimmten und zuverlässigen Beweisen zu entscheiden, sondern gleichsam zu ahnen (divinare) und zu vermuthen hatten, welcher von den Streitenden der geeignetste Kläger sein möchte. Nachdem die Erlaubniß zur Klage gegeben war, erfolgte in Gegenwart des Anzuklagenden die Anbringung derselben (nominis delatio), welche gewöhnlich mit der sogenannten Interrogatio, der Fragestellung, verbunden war, in-

dem der Kläger an seinen Gegner mehrere Fragen in Beziehung auf die Hauptpunkte der von ihm anzustellenden Klage richtete. Mit der Zeit schmolzen Postulatio und Nominis delatio in einen Act zusammen. Nach der Nominis delatio und Interrogatio setzte der Vorsitzende ein Protokoll auf, welches in wenig Worten den Inhalt der Klage zusammenfaßte (inscriptio), und ließ es von dem Kläger unterschreiben (subscriptio); doch kam es sehr häufig vor, daß der Kläger schon gleich die Klage schriftlich abgefaßt mitbrachte. Zuletzt erfolgte die förmliche Erklärung des Prätors, daß er die Klage annehme (nominis receptio), und ließ den Namen des zu Verfolgenden in die Liste der Angeklagten einschreiben; zugleich bestimmte er einen Tag für die eigentliche Gerichtsverhandlung, von da an den 10., den 30., ja den 100. Tag; denn manchmal bedurfte der Kläger eine längere Zeit, um sich die nöthigen Beweismittel zusammenzuschaffen, wie z. B. bei Klagen wegen Erpressung.

Am Gerichtstage mußten sich beide Parteien pünktlich einstellen; denn wenn Einer ausblieb, so wurde er sofort in contumaciam verurtheilt. Um das Mitleid der Richter zu erregen, erschien der Verklagte in der Regel in Trauerkleidern, mit ungeschorenem Barte, und ebenso seine Freunde, Verwandten und Clienten. Zunächst ruft der Präco den Kläger und den Verklagten auf, um ihre Anwesenheit zu constatiren (citatio), und dann setzt der Prätor den Richterrath (judicum consilium) ein. Dies geschah gewöhnlich so, daß er aus den in einer Urne befindlichen Namen aller seiner Richter die für diesen Proceß nöthige Anzahl ausloste. Die Erloosten wurden aufgeschrieben und vereidigt. Doch gestattete das Gesetz beiden Parteien, eine gleiche, genau bestimmte Zahl der bestellten Richter zu verwerfen, an deren Stelle der Prätor dann andre treten ließ. Die Verhandlung begann mit den zusammenhängenden Reden der beiden Parteien. Zuerst sprach der Kläger, und außer ihm gewöhnlich zu seiner Unterstützung auch noch ein oder mehrere Mitankläger, welche Subscriptores hießen; auch der Verklagte hatte seine Beistände, es traten nämlich ein oder mehrere

Redner als Patroni, als Vertheidiger für ihn auf. Die Zeitdauer für die einzelnen Reden war anfangs unbeschränkt, und oft wurde diese Freiheit mißbraucht, um die Sache hinauszuziehen und das Urtheil zu verschieben; erst Pompejus veranlaßte, daß jedem Redner eine bestimmte Frist durch die Wasseruhr zugemessen wurde.

Nach Beendigung der Reden rief der Präco sein: Dixerunt, und nun trat die sogenannte Altercatio ein, in welcher durch kurze Fragen und Antworten der Gegner einzelne Punkte aufgehellt und festgestellt wurden. Danach folgte das Beweisverfahren durch Zeugen, Indicien und Urkunden und zuletzt der Urtheilsspruch (sententia). Die Richter entschieden über schuldig oder unschuldig durch schriftliche Abstimmung; sie schrieben auf Täfelchen, die mit Wachs überzogen waren, ein verurtheilendes C (condemno) oder ein lossprechendes A (absolvo) oder ein NL, d. h. non liquet (es ist nicht klar) und legten das mit den Fingern überdeckte Täfelchen mit entblößtem Arm in die Urne. Dann wurden die Stimmen gezählt. Die Mehrzahl entschied, bei Stimmengleichheit erfolgte Freisprechung. Das Resultat der Abstimmung wurde durch den Vorsitzenden bekannt gemacht. Ueberwog das NL, so sagte er amplius (cognoscendum), d. h. „es muß weiter untersucht werden", worauf von ihm die Ampliatio, die Vertagung des Processes angeordnet ward. An dem neuen Termin mußte die Sache wieder ganz von vorn behandelt werden, und so kam der Fall vor, daß ein Proceß sogar achtmal vorgenommen wurde. Diese bei allen Processen gestattete Ampliatio ist verschieden von der Comperendinatio, welche nur bei dem Repetundenprocesse vorkam. Bei dieser war das ganze Verfahren gesetzlich in zwei auf verschiedene Termine verlegte Verhandlungen (actiones) getrennt, so daß beide ein Ganzes bildeten und die zweite Actio, am drittnächsten Gerichtstage nach Beendigung der ersten, nur eine Fortsetzung der ersten war, während bei der Ampliatio eine Wiederholung der vorhergehenden Actio stattfinden mußte.

Die Strafe des schuldig Erkannten war in der Regel schon durch das Gesetz bestimmt. Bei manchen Processen aber, z. B.

über Erpressung oder über Unterschleif, wo der Verurtheilte auch zu einem Vermögensersatz verpflichtet war, ermittelten die Richter nach der Verurtheilung auch die schuldige Summe, welche bei Erpressung anfangs das Einfache, dann das Zweifache und zuletzt das Vierfache des Erpreßten betrug. — Gegen das einmal gefällte Urtheil fand keine Appellation mehr statt, und es wurde alsbald in Vollzug gesetzt.

Nachdem Verres als Proprätor von Sicilien im Jahre 70 in L. Cäcilius Metellus einen Nachfolger erhalten hatte und als Privatmann nach Rom zurückgekehrt war, beschlossen die Gemeinden von Sicilien, mit Ausnahme von Syrakus und Messana, ihn in Rom wegen Erpressung zu belangen. Die beiden genannten Gemeinden, besonders Messana, waren von Verres auf Kosten der übrigen Provinzialen und des römischen Volkes geschont worden und hatten sich sogar bei manchen Verbrecheu desselben betheiligt; statt zu klagen, wollten sie belobende Zeugnisse (Laudationes) für den Statthalter nach Rom schicken. Die sicilischen Gemeinden baten den Cicero, die Anklage zu übernehmen, einen Mann, der als Redner und Sachwalter einen großen Ruf besaß und im Jahre 75 sich als Quästor in Sicilien allgemeine Liebe und Vertrauen erworben hatte. Bei seinem Abgang aus der Provinz hatte er ihnen sein Wort verpfändet, daß er auch ferner in Liebe ihrer gedenken werde. Er willfahrte ihrer Bitte gern, nicht blos um sein Wort zu lösen, und aus Mitleid mit den Mißhandelten, sondern auch, wie er in seinen Reden hervorhebt, aus Haß gegen alles Schlechte, aus Rücksicht gegen den Staat, welche erforderte, daß so große Verbrecher, wie Verres war, zur Rechenschaft gezogen und Andre von gleichen Schandthaten abgeschreckt würden. Cicero stand damals noch als ein emporgekommener und immer höher strebender Mann der Nobilität, welche den Neuling, den homo novus, mit Eifersucht betrachtete und niederzuhalten suchte, feindlich gegenüber; er stützte sich auf die Gunst des Volkes. Darum war ihm die Gelegenheit willkommen, die Entartung der Nobilität, welche die Provinzen verwüstete und mißhandelte, und

besonders die schmachvolle Haltung des Senates, seine schlechte und gewissenlose Rechtspflege, die ihm vor etwa zehn Jahren von Sulla wieder zugewiesen worden war, seine Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Meinung bloszustellen und zu züchtigen und die ihm entgegenarbeitenden Feinde zu schrecken. Hierzu kam noch ein andrer, ebenfalls persönlicher Beweggrund. Es war bekannt, daß Hortensius den Verres vertheidigen wollte. Hortensius, der acht Jahre älter war als Cicero, galt allgemein unter seinen Zeitgenossen für den größten Redner und hatte durch sein Talent, seinen Reichthum und seine Verbindungen mit der Nobilität großes Ansehen und Einfluß. Er beherrschte die Gerichte; käuflich, wie die Richter selbst, trat er überall als der geschickte Vertheidiger der Ansprüche und der gesetzwidrigen Handlungen der Nobilität auf. Auch Verres hatte ihn seit Jahren für sich gewonnen; er hatte ihn mit Statuen und Gemälden versorgt, welche in Griechenland, Asien und Sicilien gestohlen waren, mit denen der Redner bei seinen ädilicischen Spielen den Markt und dann sein Haus und seine Villen schmückte. Cicero war überzeugt, daß in diesem Processe dem „Herrn der Gerichte" seine Künste nicht gelingen würden, er hoffte ihn zu überwinden; dann stand er in den Augen des Volkes da als ein siegreicher Schützer des Rechts, als ein Hort des Volkes und des Staates gegen die Schlechtigkeit der Nobilität und als der erste Redner und Sachwalter Roms.

Cicero übernahm also den Proceß und betrieb ihn mit aller Energie eines ruhmbegierigen, aufstrebenden Mannes, um so mehr, da außer Hortensius eine große Zahl von Optimaten den Verres begünstigte. Zu diesen gehörten unter Andern die mit Verres verwandten Meteller: L. Metellus, der jetzt in Sicilien Statthalter war und dem Kläger mancherlei Hindernisse in den Weg legen konnte, Q. Metellus, der im nächsten Jahre Consul, und M. Metellus, der zu gleicher Zeit Prätor zu werden hoffte. Die Gelder, welche für die Wahl beider wirken sollten, flossen zum Theil aus den geraubten Schätzen des Verres. Ueberhaupt waren die meisten Senatoren gegen eine Repetundenklage gestimmt, da viele unter

ihnen selbst als Statthalter ihre Provinzen ausgebeutet hatten und die Jüngeren solches noch beabsichtigten. In den ersten Monaten des Jahres 70 ging Cicero den Prätor M.' Acilius Glabrio, der die Vorstandschaft in der Quaestio de repetundis hatte und ein Mann von anerkannter Gewissenhaftigkeit war, um Zulassung der Klage an (postulatio). Aber ein gewisser Q. Cäcilius Niger, höchst wahrscheinlich von Verres und seinen Freunden dazu angestiftet, erschien mit der gleichen Forderung, um den Cicero zu verdrängen. Er war ein in Sicilien geborner Römer und hatte im Jahre 73 oder 72 unter Verres die Quästur in Lilybäum verwaltet; Verres, sagte er, habe ihn beleidigt, und er sei sein Feind; er werde daher den Verres mit Ernst verfolgen, kenne durch seine frühere Stellung die Vergehen des Verres genau und sei als Sicilier am meisten berufen, die Insel zu rächen. Darum ward eine Divinatio nöthig. Die Rede, welche Cicero bei dieser Verhandlung hielt — sie heißt ebenfalls Divinatio — bewirkte, daß er, den die Beleidigten sich zu ihrem Anwalt erwählt, dem Andern, der sich aufdrängen wollte und dem Hortensius die Vertheidigung würde leicht gemacht haben, vorgezogen ward. Cäcilius wurde nicht einmal als Subscriptor, als Mitankläger, angenommen, was er zweiten Falls verlangt hatte. Wahrscheinlich war L. Cicero, der Vetter des Hauptanklägers, dessen Subscriptor.

Nachdem die Klage des Cicero angenommen und der Name des Verres in die Liste der Angeklagten eingeschrieben worden war, erbat sich Cicero bis zur ersten Gerichtsverhandlung eine Frist von 110 Tagen, um in Sicilien an Ort und Stelle sich die nöthigen Beweismittel, Zeugen, Urkunden und Rechnungsbücher verschaffen zu können. Die Gegenpartei aber stiftete einen uns unbekannten Menschen an, eine Klage wegen Erpressung in Achaia anzustellen und sich eine Frist von 108 Tagen zu erbitten. Wurde dieser Proceß an dem anberaumten Termine begonnen, so mußte der des Cicero bis zur Vollendung desselben zurückgeschoben werden, vielleicht bis ins nächste Jahr, in welchem wahrscheinlich günstigere Magistrate am Ruder waren. Aber dieser Scheinankläger kam

nicht einmal, wie Cicero mit rhetorischer Uebertreibung sagt, bis nach Brundusium und erschien später nicht an dem festgesetzten Termin. Cicero dagegen reiste, von dem Prätor mit der nöthigen Vollmacht versehen, mit seinem Vetter Lucius in möglichster Eile nach Sicilien und durchzog in 50 Tagen von Lilybäum aus die ganze Insel von West nach Ost, überall mit der größten Sorgfalt seine Beweismittel aufsuchend. Er befragte sogar den Landmann in der Hütte und am Pflug und erreichte seine Absicht vollständig, obgleich der Proprätor Metellus ihm vielfache Schwierigkeiten bereitete. Die meisten Sicilier empfingen ihn als ihren Rächer, sie schilderten ihm ihre Noth unter Jammern und Thränen. Der Redner erzählt einzelne Auftritte, die er dort erlebt, mit lebhaften Farben. In Enna hatte Verres das Bild der Demeter geraubt. „Ich erinnere mich," sagt der Redner, „des Tempels, des Ortes, der Verehrung; ich stelle mir noch Alles lebhaft vor, den Tag, wo ich nach Enna kam, wie da die Priesterinnen der Ceres mit ihren Binden und Eisenkraut auf dem Haupt vor mir standen, wie die Einwohner zusammenliefen, sich versammelten, wie ich meine Anrede an sie hielt, wie sie da klagten und weinten, wie durch die ganze Stadt die tiefste Trauer herrschte; sie beklagten sich nicht über die ungerechten Fruchtauflagen, nicht über die Plünderung ihrer Güter, nicht über die gesetzwidrigen Urtheilssprüche, nicht über seine zügellosen Ausschweifungen, nicht über die Mißhandlungen, nicht über den Druck, unter dem sie seufzten; über Alles dies wollten sie sich gerne hinaussetzen, nur sollte dieser Gwissenlose und Tollkühne es büßen, daß er die Göttin mißhandelt, die älteste unter allen Gottesverehrungen gestört und den Tempel entweiht habe." — „Als ich des Nachts zu Heraklea ankam, ging mir eine Mutter, deren Sohn von Verres gemordet worden war, unter der Begleitung aller Frauen dieses Ortes mit vielen brennenden Fackeln entgegen, nannte mich ihren Schutzgott, den Verres aber ihren Mörder, rief den Namen ihres Sohnes aus, warf sich in wehmüthiger Gestalt mir zu Füßen, nicht anders, als wenn ich ihren Sohn vom Tode hätte erwecken können.

Ebenso machten es auch die übrigen Mütter in den anderen Städten und die noch unmündigen Kinder der unglücklich Geschlachteten — alle in solchem Alter, daß sie meiner Mühe und Unverdrossenheit, eurer Gerechtigkeit und eures Mitleids wohl würdig waren."

In Syrakus, das dem Verres sogar eine Belobung versprochen, erwartete Cicero kein Entgegenkommen, aber zu seiner Ueberraschung erklärten sie dies für erzwungen, sie zeigten ihm die Urkunden, deren er bedurfte, und nahmen den Beschluß zurück, eine Laudatio des Verres nach Rom zu schicken. Auf die Nachricht von diesen Verhandlungen befahl der Proprätor Metellus den Senat zu entlassen, er verbot, dem Cicero den letzten Beschluß desselben mitzutheilen. Dieser aber ließ sich nicht schrecken. Er machte einen Angriff auf die Urkunden; die Bürger wünschten es, nur Einer, Theomnastus, ein Freund des Verres, widersetzte sich ihm mit wüthiger Geberde, und auch Metellus wollte es wehren, daß er die Schriften besiegelte und nach Rom brachte. Nur durch Drohungen erreichte Cicero seine Absicht, und nun überreichte ihm sogar Theomnastus ein Verzeichniß der Räubereien des Verres in Syrakus.

Als Cicero unter mancherlei Gefahren, die zum Theil Verres selbst ihm bereitet hatte, nach Rom zurückkehrte, viel schneller, als seine Gegner vermuthet, da erschraken sie und boten Alles auf, ihn unschädlich zu machen. Sie versuchten ihn zu bestechen, und da ihnen dies mißlang, so sprengten sie, um das Mißtrauen der Sicilier gegen ihn rege zu machen, das Gerücht aus, Cicero sei von Verres bestochen worden. Aber auch hierin erreichten sie ihren Zweck nicht; es blieb ihnen nur noch die Bestechung der Richter übrig und die Hoffnung auf günstige Amtswahlen für das nächste Jahr. Und diese Hoffnung ging in Erfüllung; Hortensius und Q. Metellus wurden zu Consuln erwählt, M. Metellus erlangte die Prätur, und das Loos bestimmte ihm den Vorsitz in den Gerichten über Erpressung. Gelang es, den Proceß bis in das nächste Jahr hinauszuziehen und den Cicero

von der curulischen Aedilität, um die er sich bewarb, auszuschließen, so schien Alles gewonnen. Q. Verres, ein Verwandter des Angeklagten, erbot sich, das Letztere durchzusetzen, wenn man 500,000 Sesterzien daran wenden wolle. Indeß Cicero wurde von dem Volke einstimmig gewählt.

Am 5. August (nach altem Kalender) begann die erste Gerichtsverhandlung. Nachdem das Collegium der Richter von dem Prätor eingesetzt worden war, verwarf Verres eine bestimmte Zahl derselben, welche ihm ungünstig schien, und eben so viele Cicero. Verres hatte einst gesagt, er werde sich glücklich schätzen, wenn ihm nur der Erwerb Eines Jahres seiner Statthalterschaft verbliebe, im zweiten Jahre sammle er für seine Vertheidiger, im dritten, dem einträglichsten, für die Richter. Er hatte dann auch zum Behuf der Bestechung der Richter einen Vertrag abgeschlossen, und ein gewisser Alba Aemilius, ein Freund des Verres, hatte öffentlich, am Eingang des Fleischmarktes sitzend, gesagt, Verres habe gesiegt, er habe die Richter bestochen, den einen mit 400,000, den andern mit 500,000, den dritten mit 300,000 Sesterzien, und als ihm eingewendet wurde, das werde Alles nichts helfen, hatte er erwiedert: „wenn die Sache nicht so offenbar dargelegt wird, daß gar nichts dagegen gesagt werden kann, so siegen wir". Allein durch seine strenge Sichtung der Richter erreichte Cicero, daß die Bestechungen des Verres fruchtlos blieben. Dieser hatte jetzt nur noch Eine Hoffnung, nämlich daß der Proceß in das nächste Jahr verschoben ward. Dann hatten Hortensius und der eine Metellus die höchsten Würden im Staate und konnten durch ihr Ansehen einen Druck auf die Gerichte ausüben, der andre Metellus war dann Prätor und Vorsitzer in den Repetundengerichten und konnte an die Stelle von mehreren Richtern, die austreten mußten, andre ernennen; zwei von den bestellten Richtern nämlich waren für das nächste Jahr zu Volkstribunen und sechs andere zu andern Magistraturen erwählt, was sie verhinderte, Richter zu bleiben. Und die Verhältnisse waren den Absichten des Verres und seiner Freunde

günstig. Am 15. August begannen die fünfzehntägigen Spiele, welche Pompejus für die glückliche Beendigung des sertorianischen Krieges gelobt hatte. Dann folgten am 4. September die neuntägigen Ludi Romani und zwei Tage nach diesen die fünftägigen Ludi Romani in Circo. Erst nach diesem Zwischenraum gedachte Hortensius dem Cicero zu antworten. Dann hoffte man die Sache durch langes Reden und Ausflüchte aller Art bis zu den Spielen der Victoria hinzuziehen, welche vom 27. October an fünf Tage lang dauerten. Hierauf folgten im November die langen plebejischen Spiele, nach welchen nur noch wenige Tage im Jahre zu Gerichtsverhandlungen verwendet werden konnten.

Bei dieser Sachlage entschloß sich Cicero in der ersten Actio zu einem ungewöhnlichen Verfahren. Anstatt eine ausführliche, glänzende Anklagerede zu halten, sprach er zur Einleitung nur wenige Worte und ging dann die wichtigsten Klagepunkte in der Weise durch, daß nach einer kurzen Erörterung bei jedem einzelnen die Zeugen befragt und die Beweisurkunden vorgelesen wurden. Das ganze Verfahren dauerte neun Tage und war so zweckmäßig angelegt, daß damit der ganze Proceß zu Ende war. Hortensius unterbrach die Zeugen, um Einwürfe zu machen, nur selten, denn er wußte so wenig etwas gegen sie vorzubringen, wie gegen die schriftlichen Beweise. Verres befragte die Zeugen gar nicht; schon am zweiten Tage gaben seine Freunde die Hoffnung, ihn vertheidigen zu können, auf; am dritten wurde er so zu Boden geschlagen, daß er unter dem Vorwande einer Krankheit nicht mehr daran dachte, was er antworten, sondern wie er nicht antworten möchte, mithin sich zurückzog. Auf den Rath des Hortensius, der ihn nicht retten konnte und sich besiegt fühlte, entwich er noch während der Verhandlung und ging ins Exil. Das Gericht bestätigte die freiwillige Verbannung und verurtheilte ihn zum Schadenersatz. Cicero ging einen Vergleich ein, wonach der Betrag der Erpressungen auf weniger als 40 Millionen Sesterzien geschätzt ward. Das Vermögen des Verres wurde mit Beschlag belegt, doch erhielten die Sicilier keine volle Entschädigung, da

Verres vorher einen beträchtlichen Theil der Beute in Sicherheit gebracht hatte. Er erfreute sich in der Verbannung in ungestörter Ruhe seines Raubes und gelangte zu hohem Alter. Durch die Proscriptionen des zweiten Triumvirates fand er den Tod, nachdem er vorher noch die freudige Nachricht von der Ermordung des Cicero erhalten hatte.

Da die zweite Verhandlung des Processes nicht stattfand, so verarbeitete Cicero seinen reichen Stoff, den er gegen Verres gesammelt, zu einer ausführlichen, in fünf Bücher zerfallenden Klagerede, damit die Welt doch lesen könnte, was ihm vor Gericht zu sprechen nicht möglich gewesen, und von der vollen, unwiderleglichen Schuld des Verres überzeugt werde. Die Sicilier erwiesen sich ihrem Sachwalter dankbar; als er im folgenden Jahre als Aedil dem Volke Spiele gab, schickten sie ihm Getreide, dessen Vertheilung bei den hohen Fruchtpreisen ihn noch beliebter machte.

Noch im Jahre 70 wurde den Senatoren, welche zehn Jahre lang die Gerichte so schlecht besorgt hatten, durch das aurelische Gesetz das ausschließliche Recht zur Richterwürde entzogen (S. 299).

Drittes Buch.

In den Straßen Roms.

Zur Zeit des zweiten punischen Krieges schon war Rom eine Weltstadt; aber seitdem wuchs die Stadt bis in das erste Jahrhundert des Kaiserreiches in dem Maße, wie ihre siegreichen Heere ein Land des Erdkreises nach dem andern dem Reiche hinzufügten, immer gewaltiger an, aus allen Ländern des großen Reiches strömten die Menschen zahlreich in die glänzende und volkreiche Hauptstadt, theils zu zeitweiligem Aufenthalte, theils um für immer dort ihren Sitz aufzuschlagen. Rom war in der Kaiserzeit eine „Weltherberge", „ein Versammlungsort des Erdkreises". „Welches Volk ist so fern," sagt Martial, „welches so barbarisch, das nicht käme, um Rom zu schaun? Es kommt der Bewohner des thrakischen Hämos, es kommt der Sarmate und wer fern aus den geheimen Quellen des Nils trinkt; der Britannier kommt, den die Woge des äußersten Meeres bespült, der Bewohner Arabiens und Ciliciens; die Sigambrer kommen, die Locken in Knoten gewunden, und mit anders gekrümmtem Haar kommen die Aethiopier. Bunt durcheinander schwirren die Stimmen der Völker." Martial nennt hier besonders die fernen, die barbarischen Völker; die jedoch, welche zumeist in Rom sich einfanden, kamen aus den Provinzen, welche an das Mittelmeer stoßen, ganz vornehmlich Leute von griechischer Zunge aus dem griechischen Mutterland und Sicilien wie aus den griechischen

und gräcisirten Colonien und Landschaften Asiens. Es waren Krämer und Kaufleute, Handwerker und Aerzte, Künstler jeder Art, Philosophen und Rhetoren, Schauspieler und Gaukler, auch Schwindler und Abenteurer in Masse, welche in der volkreichen Stadt dem Glück und Gewinn nachjagten. Andre trieb der Ehrgeiz heran und das Streben nach Glanz und Auszeichnung. Wieder Andre suchten nur Genuß und Erholung; denn keine Stadt der Welt kam an Pracht und Großartigkeit Rom gleich; nirgends fand Schaulust und Genußsucht so viele Ergötzung als hier, wo Alles, was die Erde Merkwürdiges und Wunderbares lieferte, Alles, was Auge und Herz und Sinne erfreut, in reichster Fülle und Auswahl zusammenkam. Doch auch ein höheres und edleres Trachten fand in Rom am leichtesten seine Befriedigung; den Freunden der Künste, der Wissenschaften und Litteratur boten hier die mannigfaltigsten Anstalten, die Bibliotheken und Hörsäle, die Kunstsammlungen, der Verkehr mit gebildeten und gelehrten Männern Mittel und Wege im Ueberfluß zu ihrer Ausbildung und ihrem Studium. Rom hatte im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit, das wir bei dieser Schilderung besonders im Auge haben, mehr als zwei Millionen ständige Einwohner; fügen wir dazu die Menge derer, die nur auf kurze Zeit daselbst Rast machten, so bekommen wir einigermaßen einen Begriff von dem Gewühl, das sich in seinen Straßen drängte.

Schon früh am Morgen, noch vor Tagesanbruch, beginnt der Lärm in den Straßen und in den Häusern. „Rom tritt mir vor das Bett; das Gelächter der Vorübergehenden weckt mich, so daß ich, wenn ich müde und mürbe des Schlafes genießen will, aufs Land gehen muß." So klagt der Dichter Martial, den seine Armuth zwang, ein schlechtes Logis an der Straße zu bewohnen, wo die ersten Wellen des Straßenlärms ihn trafen. Der Reiche allerdings kann ein Haus bewohnen, das fern liegt von dem Getöse der Stadt, oder wenn es an einer lärmenden Straße steht, so hat er sein Schlafgemach im hinteren Theile des Hauses, wohin der Tumult nicht dringt; da kann er nach durchschwelgter Nacht un-

gestört in den langen Tag hineinschlafen. Da hört er nicht die Bäckerjungen, welche in aller Frühe ihre Waare in Körben oder in Netzen durch die Straßen tragen und laut ausrufen, nicht den Hammerschlag und das Sägen des früh an der Arbeit stehenden Schmiedes und Tischlers, nicht die Schuljugend, die schon vor Tagesanbruch durch die Straßen lärmt zum Heiligthum des Schulmonarchen, um dort noch bei Lampenlicht unter dem Schreien des Präceptors laut zu buchstabiren und zu declamiren. Ihr Morgenbrot, einen Schmalzkuchen (adipatum), haben sich die Jungen unterwegs beim Bäcker gekauft. Mit der Schuljugend ist auch schon die zahllose Menge von Clienten auf den Beinen. Sie müssen vor Sonnenaufgang schon sich aufmachen, da sie bei gar vielen Herren zur Morgenaufwartung sich zu stellen haben, und drängen sich — eine wahre Völkerwanderung — hastig, lachend und zankend, durch die Menge.

Das in den langen Tag Hineinschlafen (in lucem dormire) war in der Kaiserzeit eine Unsitte vieler Römer geworden, was Seneca als eine widernatürliche Verkehrung der Ordnung von Tag und Nacht beklagt; doch bei weitem die meisten standen vor Tagesanbruch auf und begannen unter Lampenschein schon ihre Geschäfte. Die Handwerker, die freilich in der Regel keine gebornen römischen Bürger waren, wurden durch ihr Geschäft den größten Theil des Tages im Hause und in der Bude gehalten; die Mehrzahl der Römer aber und der in der Stadt lebenden Nichtbürger brachte den Haupttheil des Tages außer dem Hause zu. Der Hausherr, welcher die alte gute Sitte beibehalten, erhob sich vor Aufgang der Sonne, nachdem das Gesinde durch die Hausglocke geweckt worden war, von seinem Lager, empfing den Morgengruß seiner Kinder und Sclaven, und nachdem er mit ihnen geopfert und gebetet, nahm er sein Hausbuch vor, ließ sich über die Wirthschaft berichten und ordnete die Tagesarbeit. Mittlerweile kommt, etwa mit Sonnenaufgang, der Schwarm der Clienten, um ihm die schuldige Aufwartung (salutatio) zu machen; er fragt sie nach ihren häuslichen Verhältnissen, ertheilt ihnen Rath und Belehrung in

Rechtssachen und persönlichen Angelegenheiten, läßt sich Neuigkeiten berichten und dergleichen, und wenn dann der Morgenempfang beendigt ist und er ein frugales Frühstück zu sich genommen, geht er, ungefähr mit der dritten Stunde des Tages*) oder auch noch früher, in Begleitung seiner Clienten in die Oeffentlichkeit zu seinen Geschäften, in den Senat, aufs Forum, zu den Gerichtssitzungen, um einem Freunde Beistand oder Bürgschaft zu leisten, um als Zeuge ein Testament zu besiegeln und dergleichen, er macht Besuche und kommt verschiedenartigen Obliegenheiten gegen befreundete Familien nach, zerstreut sich in mancherlei Unterhaltungen u. s. f. Oft kommt ein solcher Mann mit seinen Clienten erst um die 10. Stunde zur Ruhe; doch viele endeten ihre ernsten Geschäfte schon um die Mittagszeit, wo man in der Regel zu Hause das große Frühstück (prandium) hielt. Nach dem Prandium, in der 7. Stunde, überließ man sich der Mittagsruhe (meridiatio), so daß um diese Zeit Stadt und Straßen verhältnißmäßig still und ruhig waren, obgleich die Geschäfte im Senat, auf dem Markt, in den Gerichten oft bis zur 9. und 10. Stunde dauerten. Mit der 8. Stunde endete im Allgemeinen die Siesta, und man ging nun gewöhnlich zu gymnastischen Uebungen, zum Ballspiel auf dem Campus Martius, ins Bad und zu sonstigen Erholungen und Unterhaltungen. In der 9. oder 10. Stunde, in der Regel unmittelbar nach dem Bade, folgte die Hauptmahlzeit (coena).

Mit dieser Eintheilung der Tagesgeschäfte stimmen im Allgemeinen folgende Worte des Martialis: „In der 1. und 2. Stunde des Tages begrüßt man die Patrone, in der 3. beginnt das heisere Schreien der Sachwalter. Bis in die 5. vollbringt Rom mannigfaltige Geschäfte; in der 6. und 7. ruht es. Zwischen der 8. und 9. übt sich der glänzende Ringer, und die 9. fordert

*) Der Römer theilte den Tag, mochte er lang oder kurz sein, von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang in zwölf gleiche Theile, Stunden, ebenso die Nacht.

auf, sich zum Mahle zu lagern. Dann, mein Freund, erscheint die 10. Stunde zum Vorlesen meiner Büchlein.“ In einem andern Epigramm, in dem er sich gegen den Vorwurf der Trägheit, daß er im Jahr nur ein einziges Büchlein herausgebe, vertheidigt, sagt derselbe Dichter: „Ganze Tage vergehn mir oft in Geschäften. Noch vor Tag begrüße ich Freunde, die nicht wieder grüßen, wünsche ich Vielen Glück, von denen mir Keiner Glück wünscht. Dann muß mein Ring am Tempel der Diana ein Testament untersiegeln. Der ersten Stunde des Tages bin ich ein Raub, und auch der fünften. Oft wird den ganzen Tag nichts als ein Dichter gehört. Auch dem Redner vor Gericht darf ich mein Ohr nicht verweigern noch auch es versagen, wenn ein Rhetor oder ein Grammatiker gehört sein will. Nach der 10. Stunde erst suche ich ermüdet das Bad und hole mir statt der Mahlzeit beim Patron meine Sportel von 100 Quadranten.*) Wann soll ich mein Buch machen?“ Natürlich, daß von dem oben aufgestellten allgemeinen Schema der Beschäftigungen je nach Umständen, nach dem Beruf und den Verhältnissen der Personen gar manche Abweichungen stattfanden.

Wagen wir uns in der Gesellschaft der Dichter jener Zeit in das Gedränge der Straße. Von Alters her waren in Rom die Straßen eng und krumm und winkelig, und auch nach dem Wiederaufbau der Stadt durch Nero, der die Straßen regelmäßiger und breiter herstellte, ist dieser Mißstand noch vielfach vorhanden; es war demselben wegen der Unebenheit des Bodens an vielen Stellen nicht abzuhelfen gewesen. Zudem waren viele Läden und Buden, Werkstätten und Schenkstuben in die Straßen herein vorgeschoben und hemmten dadurch den freien Verkehr, ein Uebel, das erst durch Domitian beseitigt wurde. Da war denn für die große Menge von Menschen, die sich immer auf

---

*) Der Quadrans ist der 4. Theil eines As und der 40. Theil eines Denars, und nachdem man sechszehn As auf den Denar rechnete, der 64. Theil eines Denars. Der Denar aber betrug etwa 6½ Groschen.

den Straßen bewegten, nur wenig Raum. Eine Menschenwoge drängt die andre, es ist kein Gehen, es ist ein Geschobenwerden. Laufen muß man, wenn man von dem Hintermann keine Püffe bekommen will, muß selbst mit den Ellenbogen um sich stoßen, um vorwärts zu kommen, und vor Zank und Streit ist man nicht sicher. „Was soll's Unsinniger?" ruft Einer, „was hast du denn? du knuffst wohl, was dir im Wege ist, wenn du zu deinem Herrn laufst." Da tritt mir ein Soldat mit seinen gewaltigen Nägeln in den Schuhen auf den Fuß und läßt mir einen Nagel in der Zehe hängen. Gar Manchem wird in dem Gewühl der Rock zerrissen, Manchen beraubet die Diebeshand. Siehe, da reißt Einer an meiner Seite einer Frau das Kleid von den Schultern und macht sich davon. Es war ein ganz fein gekleideter Herr, mit parfümirten Locken nnd mit vielen Ringen an den Fingern; ich glaubte, es wäre der galante Begleiter und Schützer der Dame. Er ist fort! Vergebens ruft das Weib: „Greift den Dieb!" Vergebens wiederholt das die Menge.

Da wird's uns heiß in dem dichten Gedränge, daß der Schweiß uns über die Wangen trieft; die Sonne brennt uns auf den unbedeckten Scheitel — denn in der Stadt nicht, nur auf Reisen trägt man einen Hut — und ihr Licht, das von den weißen Wänden der Häuser zurückprallt, fällt uns lästig in die Augen. Kein Wunder, wenn man in Rom so viele Triefäugige sieht. Welch' unangenehme Küchendämpfe in der ohnedies so ungesunden Luft, welche Staubwolken, und wie schlecht ist an dieser Stelle das Pflaster! Hätten wir nasse Witterung, man könnte keinen trockenen Fußtritt thun und watete im Kothe. Dem Aedil, der mit seinen Unterbeamten die Straßenpolizei zu handhaben hat, der darauf zu sehen hat, daß die Straßen rein sind, daß jeder Hauseigenthümer bei seinem Hause das Pflaster wohl unterhält, wollen wir übrigens doch nicht wünschen, was dem Aedilen Vespasian, dem nachmaligen Kaiser, geschah. Der Kaiser Caligula ließ ihm, weil er die Reinhaltung seines Distriktes verabsäumt, durch seine Soldaten den Busen mit Straßenkoth füllen.

Das aber sind die Unannehmlichkeiten auf der Straße noch nicht alle. Das Ausweichen ist schwer, und doch drängt sich da so mancher Lastträger durch mit einer für unsere Köpfe und unsere Rücken gefährlichen Last. Der stößt uns mit einem Brett, der mit einem Balken, ein Anderer mit einer Tonne. Clienten begegnen uns, jeder mit einem Sclaven vor sich, der auf seinem Kopfe einen rauchenden Tragherd schleppt; auf den Kohlen des Herdes stehen die Speisen, die der Client sich als Sportel geholt. Mancher Sclave muß das verklimmende Feuer im Laufe wieder anfachen. Da kommt ein langer schwerbepackter Maulthierzug, der mit Mühe zu durchbrechen ist; dort steht zur Rast eine Reihe von Saumthieren, die ihrer Bürde entledigt sind. Obgleich der Platz etwas freier ist, so kommen wir doch nicht unbelästigt vorbei; auch hier gibt's Widerstoß, und die Treiber, die unter sich schon zankend einen höllischen Lärm vollführen, schreien uns an. Wir kennen einen von ihnen, er war einst ein reicher Mensch; aber er hat Alles verpraßt und kam so herunter, daß er sich bei einem Gemüsehändler als Stallknecht verdingte, und nun dessen Klepper, mit Gartengewächsen beladen, zum Markte führt.

Sänften kommen häufig an uns vorüber, getragen von vierschrötigen, hochstämmigen Burschen aus Bithynien oder Cappadocien, aus Illyrien und Mösien. Auch blondhaarige, blauäugige Germanen sieht man unter diesen Sänftenträgern; jetzt noch beugt der Germane dem stolzen Römer dienstbar den Nacken, einst wird die Zeit kommen, wo er dem Römer den Fuß auf den Nacken setzt. Der Herr, der eben sich vorbeitragen läßt, muß sehr vornehm und reich sein. Sogar acht Sclaven in prächtiger Livree tragen seine Sänfte, hinterher geht ein zahlreiches Gefolge, und Mohren aus Gätulien gehen als Läufer voraus, um gewaltsam Platz zu machen. Doch die Gewalt ist nicht nöthig; aus Respect tritt die Menge schon von selbst auseinander. Der Herr selbst kümmert sich nicht um die Menge. Die Fenster der Sänfte sind geschlossen, er liest vielleicht oder schreibt oder schläft. — Hier kommen Lastwagen mit behauenen Tannen- und Fichtenstämmen,

gezogen von Ochsen, Eseln und Maulthieren; da nehme sich Jeder in Acht, daß die langen Stämme ihm nicht ins Gesicht oder in die Seite fackeln. Hintennach folgt ein Wagen mit schweren Blöcken ligustischen Marmors. Er hat nicht gewöhnliche Speichenräder, wie die vorausgehenden, welche eine leichtere Last führen, sondern massive Scheibenräder. Die Räder brechen nicht, aber plötzlich kracht die Achse, und die Steinblöcke stürzen vom zerberstenden Wagen. Laut schreit das Volk; mehr als Einer ist von den Steinen zerquetscht, Andere wimmern am Boden mit zerschlagenen Knochen. Solche Gefahren also hat man in den Straßen von Rom zu fürchten. Und auch von oben droht Todesgefahr. Die Insulä, die großen auf Speculation gebauten Miethshäuser, waren in ihren oberen Stockwerken so leicht gebaut und schlecht unterhalten, daß diese oft einstürzten, den Insassen und den Vorübergehenden zum Unheil. Auch vor den Herrenhäusern sogar war man nicht ganz sicher. „Ein Theil unserer Furcht," sagt Seneca, „sind unsere Dächer; selbst aus mit Gemälden geschmückten Sälen der großen Paläste floh man entsetzt, wenn man ein Knistern hörte."

Wenn vorhin von Lastwagen, die durch die Straßen von Rom fuhren, die Rede war, so können das nur solche gewesen sein, welche für öffentliche Bauten das Material herbeischafften; denn nur diese Fuhren und solche, welche für Demolirungen geleistet wurden, waren zu allen Zeiten des Tages gestattet; auch durften die Wagen, welche in der Nacht angekommen waren, am Tage leer oder mit Mist beladen zurückkehren. Sonst war den Lastwagen nur Abends und Nachts der Weg durch die Stadt erlaubt, nicht aber in der Zeit von Sonnenaufgang bis zur zehnten Stunde. Auch Personenwagen durften bei Tage nicht in der Stadt fahren; eine Ausnahme machten nur wenige Bevorzugte, wie die Vestalinnen, einige Priester und die oberen Magistrate, die bei feierlichen Aufzügen sich eines Wagens bedienten. Das Reiten war ebenfalls in der Stadt verboten. Das einzige Transportmittel für Personen in der Stadt waren die Sänften (lecticae)

und Tragstühle (sellae); damit wurde, wie zu unserer Zeit mit den Equipagen, viel Luxus getrieben. Erst nach den punischen Kriegen waren die Sänften aus dem Orient nach Europa gekommen; die Römer bedienten sich ihrer anfangs nur auf Reisen, seit Ciceros Zeit aber auch in der Stadt, und zwar Männer sowohl wie Frauen, doch blieb ihr Gebrauch immer nur ein Privilegium gewisser Stände. Sie waren nicht wie unsere Sänften zum Sitzen eingerichtet, sondern zum Liegen, in Form von Betten (lectus) oder Sophas, die mit Gurten bespannt und mit Polstern und Kissen belegt waren. Sie hatten ein bogenförmiges Verdeck, Vorhänge, die man auf- und zuziehen konnte, oder Fenster an den Seiten aus Marienglas (lapis specularis) oder auch aus Glas, und waren so geräumig, daß man sich vollständig in ihnen ausstrecken und schlafen, auch schreiben und hantieren konnte und auch zwei Personen in ihnen Platz fanden. So sah man den Kaiser Nero mit seiner Mutter oft in Einer Sänfte. Die für eine oder zwei Personen eingerichteten Tragstühle, mit aufgerichteter und gepolsterter Lehne, ebenfalls überdeckt und mit Fenstern und Vorhängen versehen, kamen erst zu der Zeit des Kaisers Claudius auf. Getragen wurden die Tragstühle sowohl wie die Sänften an Tragstangen, und zwar entweder so, daß sie niedrig in Riemen an den Stangen hingen, oder hoch auf den Schultern der stämmigen, uniformirten Träger, deren die weniger Bemittelten zwei bis vier, die Reichen sechs bis acht hatten.

Wir ziehen uns für eine Zeitlang aus dem Gedränge zurück, um die bunte Menge vorüberströmen zu sehen; vor uns ist ein freier Platz, auf dem man die Einzelnen besser mustern kann. Da schaut man die Farben aller Racen, die Trachten aller Völker. Die römischen Bürger selbst erkennt man zum Theil wenigstens an der weißen wollenen Toga; denn das ist von alter Zeit her außerhalb des Hauses die römische Bürgertracht — im Hause ist man blos mit der Tunica bekleidet — kein Fremder darf die Toga tragen. Einfache, bescheidene Leute tragen diesen Ueberwurf über die Tunica aus grobem Tuch, ohne Kunst möglichst an-

schließend an den Leib gezogen; aber man sieht auch da vornehme Herren in Togen vom feinsten Wollenzeug, die sorgsam in Falten gelegt sind und bis zu den Füßen reichen. Sie blähen bei Manchen sich weit auf wie Segel. Wie sorgfältig der Mann da jede Berührung mit Vorübergehenden meidet, damit ihm das glatthaarige, blendendweiße und in zierliche Falten gelegte Kleid nicht verderbt oder in Unordnung gebracht wird. Wenn der Redner Hortensius noch lebte, würde ich glauben, er wäre es; denn der soll im Tragen der Toga so pedantisch gewesen sein, daß er einst einen Collegen vor Gericht verklagte, weil er ihm durch Anstoßen in einer engen Gasse die Falten der Toga verdorben hatte. Der dort geht weniger sorgfältig einher; er hat den einen Zipfel des weiten Umwurfs nicht in schönem Faltenwulst von der rechten Schulter über die Brust unter den linken Arm gezogen, sondern läßt ihn nachlässig von der rechten Schulter vorn herabhängen, daß er auf die Füße schlottert. Das sieht schlaff und unordentlich aus und bleibt nicht ungetadelt. Auch seine Schuhe sind ihm zu weit und zu locker gebunden und schlappen ihm bäurisch an den Füßen. Uebrigens sind nicht blos die, welche die weiße Toga tragen, römische Bürger; die Toga ist unpraktisch, und darum haben seit Ende der Republik gar viele Römer der Bequemlichkeit halber statt derselben andre, zum Theil aus der Fremde stammende Umwürfe und Mäntel angenommen von verschiedener Form und mannigfachen Farben.

Die Sclaven und die arbeitenden Classen tragen nur die Tunica, ein unserem Hemde ganz ähnliches Kleid. So sehen wir da gar Viele vorübergehen; die Einen haben gar keine Aermel an der Tunica, bei Andern gehen die Aermel bis zur Hälfte des Arms, aber fast Keinen sieht man, der die Tunica nicht über den Hüften gegürtet hätte. Sclaven und niederes Volk treiben sich in Menge umher, in verschiedenen Geschäften; die holen Wasser vom nahen Brunnen, Brote aus den Bäckerläden, Wein aus der Schenke, jene tragen Bündel von Brennholz, Küchengewächse oder sonstige Bedürfnisse für das Haus, die sie auf den Märkten gekauft.

Verkäufer und Hausirer aller Art streichen umher und rufen laut schreiend ihre Waare aus, hier ein Junge mit Salzfischen, da ein Verkäufer von kaltem Wasser — er besorgt auch gelegentlich eine Bestellung, ein Liebesbriefchen — ein Koch preist seine auf einem kleinen Blechofen dampfenden Würste an, ein Anderer gekochte Kichererbsen, eine Kost für arme Leute; ein triefäugiger Alter aus der Transtiberina trägt Schwefel zum Verkauf umher, er hält's auch nicht unter seiner Würde, hier und da ein wenig zu betteln.

Doch wer kann das Volk, das da vorüberzieht und sich herumtreibt, all sortiren und namhaft machen? Von den fremden Völkern sehen wir die Griechen am zahlreichsten vertreten. Seit diese ihre Freiheit verloren und ihr Land verarmt war, zogen sie sich schaarenweis nach Rom, um dort ihren Unterhalt zu finden, ihr Glück zu machen. Gewandt und zu allen Dingen geschickt, die Träger der beliebten hellenischen Bildung, aber auch schlau und ränkevoll und jeder Schmeichelei und Erniedrigung fähig, vermochten sie jede Rolle zu spielen, überall sich einzunisten, zum Verdruß und Aerger der mit ihnen concurrirenden Classen der Römer. „Aus allen Städten kommen sie," klagt Juvenal, „alle ziehen sie ein zum esquilinischen und viminalischen Hügel und setzen sich fest in den Häusern der Großen, um da den Herrn zu spielen. Sage, was glaubst du, daß dieser Mensch da sei? Er trägt jede Rolle in sich, die du nur wünschest, er ist Grammatiker, Rhetor, Geometer, Maler, Bader, Seher, Seiltänzer, Arzt, Zauberer, Alles kann er." Einen Griechen von der wissenschaftlichen Sorte sehen wir da im Gefolge der reichen Dame, die sich eben in ihrer Sänfte vorübertragen läßt. Es ist ein stoischer Philosoph mit langem struppigen Bart, in kurzem spartanischen Mantel. Die Dame prahlt mit dem gelehrten Mann, den sie in ihren Diensten hat, sie treibt Philosophie und macht griechische Verse. Der arme Mann hat's schlimm in seiner Abhängigkeit, er muß alle Launen der übermüthigen Frau geduldig ertragen. Aber dort geht Einer, der ist selbständig! Er ist stolz auf seine Unabhängigkeit und Freiheit, er dünkt sich ein König. Das ist ein echter Cyniker, wer weiß, aus

welcher griechischen Stadt? Er trägt einen dicken Stock in der Hand und an der Seite einen Brotsack, sein alter Mantel ist seine Schlafdecke; sein Haar ist grau und struppig, sein schmutziger Zottelbart reicht bis zum Gürtel. Mit großer Prätension tritt er auf; aber der Pöbel verhöhnt ihn, und die Gassenbuben zupfen ihn am Bart und Mantel — ein schöner König!

Die Fremden interessiren uns, sie besonders sucht unser Auge auf. Da sieht man Hispanier mit schwarzen und Gallier mit gestreiften, über der rechten Schulter zusammengehefteten Mänteln, die, der griechischen Chlamys ähnlich, das Vorbild für das römische Sagum abgegeben haben, armenische Wahrsager und chaldäische Sterndeuter — sie sind wohl zu irgend einem abergläubischen Weibe bestellt — bunt gekleidete Mohren, welche Elephanten aus den Zwingern des Kaisers vorbeiführen, orientalische Fürstensöhne, die am kaiserlichen Hof zu Besuche sind, in hohen Mützen und weiten bunten Kleidern. Auch Juden sind viele zu sehen. Seit Pompejus Judäa unterworfen, kamen viele Juden nach Rom, wo Cäsar ihnen freie Religionsübung gestattete. Sie trieben besonders Handel und Geldgeschäfte; auch als Aerzte, Sterndeuter und Wahrsager machten sie ihr Glück, denn man schrieb ihnen eine geheime Weisheit und besondere Gottbegünstigung zu. Aber man haßte sie doch als zudringliche, unverschämte Leute, und sie waren wegen ihres unruhigen Charakters schwer im Zaume zu halten. Deswegen, und weil sie so eifrig Proselyten machten, namentlich unter Frauenzimmern und Sclaven, hatte schon Tiberius ihren Gottesdienst in Rom beschränkt und Claudius sie aus der Stadt gewiesen. Aber sie schlichen sich bald wieder ein, nach der Zerstörung von Jerusalem zahlreicher als je. Vespasian bewilligte ihnen für eine Kopfsteuer von zwei Drachmen freien Gottesdienst, Domitian aber wies ihnen ihren Aufenthalt in dem Haine der Egeria außerhalb Roms an. So waren sie zu einer Art von Zigeunerleben verdammt; aber ihre Geschäfte können sie doch in Rom machen. Sie halten einträchtig zusammen, und da sie auch in ihrem Elende jede über den Handelsverkehr und Profitgeschäfte hinausgehende Be-

rührung mit Fremden vermeiden, so führen sie in der Regel Heu und Stroh zu ihrer Lagerstätte und Lebensmittel in Körben mit sich. Heu und Tragkorb sind daher das Zeichen ihres Stammes; aber man erkennt sie doch auch ohnedies gleich an ihrer Beweglichkeit und der Lebhaftigkeit ihres Wesens, wo sie in Gruppen zusammenstehen oder wandern. Ohne Heu und Tragkorb schleicht da eine alte Jüdin vorbei; ist sie so ängstlich und scheu, weil sie einem verfolgten und verachteten Volke angehört, oder weil sie hausiren geht in bekannte Häuser, um für eine geringe Münze den Frauen Träume zu deuten? denn das Hausiren ist solchem Bettelgesindel verboten.

Welch' sonderbarer, fremdartiger Aufzug da! Kahlköpfige Männer in weißen leinenen Röcken — Isispriester sind es, mit dem Sistrum in der Hand, einer metallenen Klapper, mit der sie ihr religiöses Geheul begleiten. Sie haben heute einen Festtag und ziehen mit dem Bilde ihrer Göttin durch die Straßen; Einer stellt den hundsköpfigen Gott Anubis dar. Wer ihnen begegnet, bleibt stehen und verrichtet seine Andacht, oder begleitet den heiligen Zug; denn wenn auch dieser fremdländische Cultus, der bald nach dem zweiten punischen Kriege in Rom eingedrungen war, in der republikanischen Zeit und auch noch unter den ersten Kaisern als ein „schändlicher Aberglaube“ von Staats wegen öfter verfolgt und unterdrückt worden war, so zählte er doch jetzt, selbst unter den vornehmen Römern, gleich manchen andern von auswärts gekommenen Religionsübungen, viele Anhänger; die heimische Religion befriedigte nicht mehr.

Ob wir auch germanische Landsleute auffinden? Wir müssen uns unter dem Militär umsehen, das in der Kaiserzeit in Rom sehr zahlreich war und aus allerlei Volk, namentlich auch aus Germanen bestand. Da war die kaiserliche Leibgarde der Prätorianer, neun später zehn und mehr Cohorten zu je 1000 Mann, von denen aber immer nur einige Cohorten in der Stadt selbst lagen, und die Cohorten der Stadtwache (cohortes urbanae), etwa 6000 Mann, ferner verschiedene Corps berittener kaiser-

licher Leibgarden. Unter den Prätorianern werden wir vergebens nach Germanen suchen, denn diese rühmen sich, vorzugsweise römischen und italischen Ursprungs zu sein; aber unter den Reitern ist mancher blonde Sohn Germaniens. Die auserwählte Schaar der Leibgarde, welche eben vorbeireitet, hat sogar den Namen Bataver, und auch unter den Fußgängern, die nicht zu den Prätorianern gehören, ist mancher Deutsche; ein Corps Leibgarde zu Fuß heißt Cohors Germanorum. Sie sind stolz auf ihren kaiserlichen Dienst und auf ihre Uniform.

Unter dem Menschengetümmel haben wir bisher vergessen, uns die Häuser zu betrachten. Die bieten nun, wie wir schon in einem früheren Artikel gesehen, an und für sich in ihrer Außenseite nichts Interessantes. Alle Schönheit und alles Leben ist bei dem römischen Hause nach Innen gewendet, gegen die Außenwelt ist es durch seine vier einfachen Wände abgeschlossen, die wenig decorirt sind. Keine großen Fenster, aus denen schöne Gesichter freundlich auf uns herabschauten, verbinden es mit der Straße; man sieht nur wenige kleine, oft unregelmäßig angebrachte Fensteröffnungen. Hier und da hoch oben an einer Miethswohnung ist vor einem Fensterlein ein Brett befestigt, darauf stehen Töpfe und Kasten mit Bäumchen, Kräutern und Blumen; die armen Leute wollen doch auch ihr Gärtchen haben. Von besonderem Interesse dagegen und zum Theil eine Hauptzierde der Straßen sind die vielen Buden und Läden (tabernae) der verschiedenartigsten Gewerbe. Diese befinden sich zumeist in dem untersten Stockwerk der Häuser zu ebener Erde und in den öffentlichen Säulenhallen; aber es gab auch solche, welche selbständig für sich in den Straßen und auf den freien Plätzen standen und zum Theil eine ganz freundliche Einrichtung hatten. Durch den Kaiser Domitian wurden diese freistehenden Buden sämmtlich entfernt; nur die Wechsler durften ihre früheren Plätze behaupten.

In vielen Straßen Roms bildeten die Läden und Buden der Häuser eine ununterbrochene Reihe. Bunt wechselten die

Tabernen der Kaufleute und Geldwechsler mit denen der Handwerker jeglicher Art, der Barbiere, Wirthe und Garköche, obgleich in dem einen Quartier mehr dieses, in dem andern mehr jenes Gewerbe vertreten war. Schusterwerkstätten z. B. und Verkaufsbuden von Lederwaaren gab es in der ganzen Stadt zerstreut; aber die Menge der Schuster bei der Subura und die Sohlenmacherstraße (vicus sandaliarius) an den Carinen weisen auf eine Concentrirung des betreffenden Gewerbes in dieser Gegend hin. Es gab eine Straße der Glaser (vicus vitrarius), der Salbenhändler (v. unguentarius), der Sichelmacher (inter falcarios). Wirthshäuser und Garküchen gab es in allen Theilen der Stadt, desto mehr, je größer der Verkehr irgendwo war, wie z. B. in der Subura, einem sehr lebhaften Bezirke, in welchem alle mögliche Industrie getrieben wurde und die verschiedenartigsten Waaren, namentlich für die niederen Classen zu haben waren.

Beschäftigen wir uns zunächst einmal mit den Wirthshäusern und Garküchen. Sie haben verschiedene Namen: Cauponae, Popinae, Thermopolia. Die Caupona, im Besitze des Caupo, ist eigentlich ein Wirthshaus zum Logiren der Reisenden und zugleich ein Wein- und Speisehaus, das besonders über die Straße verkauft; die Popina des Popa ist eine Garküche, ein Speisehaus, in dem man gekochte Speisen ißt und zugleich auch Wein haben kann; der Unterschied beider ist also nicht bedeutend, und ihre Namen werden vielfach verwechselt, da beide gleiche Waare haben, die sowohl im Hause als auch nach außen abgegeben wird. Auch das Thermopolium, das zunächst ein Haus bedeutet, in welchem man warme Getränke verkauft, ist von jenen nicht wesentlich verschieden. Alle diese öffentlichen Locale heißen oft auch einfach Tabernae, Tabernae vinariae. Sie sind erkennbar an dem Aushängeschild, das an dem Thürpfosten angemalt oder in Stein eingehauen, in Thon ausgeformt ist und die Bestimmung des Locals kund thut. Es ist, wie man in Pompeji sehen kann, ein Bacchus, der eine Traube ausdrückt, oder zwei Männer, welche

eine Weinamphore an einem Stock zwischen sich auf den Schultern tragen, und dergleichen, oder auch wie bei deutschen Wirthshäusern, irgend ein Thier. Zu Pompeji gab es eine Schenke zum Elephanten, sie hatte als Schild einen von einer Schlange umwickelten Elephanten, der von einem Zwerg gehütet wird.

Treten wir der Neugier wegen in eine solche Schenke, obgleich anständige Leute sich scheuen, ein derartiges Haus, in dem gewöhnlich nur die niedrigsten Classen sich versammeln, zu besuchen. Der Wirth, ein verschmitzter Syrophöniker, kommt uns höflich grüßend entgegen und hört schmunzelnd unsere Bestellung. Eine hochgeschürzte Dirne bringt die bestellte Flasche mit einem freundlichen „Wohlbekomms" (vale). Dirne und Wirth sind nicht besonders reinlich und sauber, sie passen ganz zu der räucherigen, fettigen Stube. Den Wein hat der betrügerische Wirth arg gefälscht. Wir haben uns an einem Tische auf Stühlen niedergelassen und sehen uns in der Gesellschaft um. An verschiedenen Tischen sitzen beim Wein — mehrere trinken zusammen aus Einem Glas — plaudernd und scherzend, lachend und fluchend, allerlei Leute, Müßiggänger und Neuigkeitskrämer, Handwerker der niedrigsten Sorte, Sackträger und Kärner und Maulthiertreiber, entlaufene Sclaven; hinter manchem verdächtigen Gesicht ahnt man den Dieb und Banditen. Doch beim lichten Tag brauchen wir uns nicht zu fürchten; des Abends oder des Nachts — denn diese Häuser sind bei Tag und Nacht geöffnet — möchte ich nicht hier sitzen. Da geht es oft sehr wild und tumultuarisch zu. Dann kommen mit ihrem Brotherrn, der sie gemiethet, Flötenspielerinnen und Tänzerinnen aus Aegypten oder aus Spanien, die sich schaarenweise in Rom herumtreiben, und produciren ihre Künste. Sie tanzen, mit den Castagnetten klappernd, wollüstige Tänze, und die rohen Gesellen tanzen, den Boden stampfend, mit. Auch junge vornehme Wüstlinge finden dann sich ein und treiben in diesen Orten geheimer Lüderlichkeit ihren Unfug, trinken vertraulich mit dem Gesindel, das zu jedem schlimmen Dienst ihnen bereit ist. Man spielt mit Würfeln, und zwar, was verboten

ist, um Geld. Oft gebraucht Einer falsche Würfel, und wenn es entdeckt wird, gibt es Streit und Schlägerei, in der man des Lebens nicht sicher ist. Wahrlich es ist nöthig, daß solche Locale unter der Aufsicht der Polizei, der Aedilen, stehen. Manche von diesen Cauponen sind allerdings auch von noblerer Art und bieten Genüsse, in denen man ein Vermögen durchbringen kann; doch immer ist ihr Besuch für einen freien Bürgersmann anstößig.

Wollen wir uns von der Einrichtung einer Fuhrmannskneipe, deren es vor den Thoren in den Vorstädten viele gab, einen Begriff machen, so finden wir ein Vorbild in Pompeji, das von Overbeck (Pompeji Bd. I. S. 44 f.) beschrieben wird: „Ein ausgedehntes Gebäude, das erste vollständig ausgegrabene der Vorstadt, ist eine mit einer Reihe von Kramläden verbundene Schenke, welche den gewöhnlichen Bedürfnissen der Reisenden entsprach, und die wir vielleicht am treffendsten mit dem modernen Ausdruck als eine Fuhrmannseinkehr bezeichnen könnten. Zunächst an der Straße liegt ein 1813 ausgegrabener Bogengang, der den Gästen und Käufern Schutz gegen Sonne und Regen bot, hinter diesem die Kramläden, deren geringe Bauart und rohe Malereien den wenig vornehmen Zweck der Anlage darthun. Innerhalb des Gebäudes, welches Ställe nebst einer steinernen Tränke einschließt, fand man außer dem Gerippe eines Maulesels und den Fragmenten eines Karrens eine Fülle von Hausrath aller Art: bronzene Eimer, Mörser aus Kalktuff, Flaschen, Gläser, Schüsseln von Thon, Spindeln, Würfel, Wagen, Töpfe, Kasserolen. Zwei kleine Herde an der Straße, auf denen, wie noch heute in Neapel, für das gemeine Volk gekocht wurde, vollenden das Bild dieser antiken Kneipe, welche im oberen Geschoß Schlafzimmer enthielt.“ In der Nähe dieses Gebäudes liegt ein ähnliches von gleicher Bestimmung. Vor dem Bogengang desselben stehen steinerne Bänke, und viereckige Löcher im Trottoir weisen darauf hin, daß man diese Sitze durch ein Holzdach oder einen Laubgang zu beschatten suchte.

Anständige Leute, welche die Schenkstuben nicht besuchten,

kamen in den Morgenstunden zur Unterhaltung in die Buden der Barbiere (tonstrinae), in denen die müßigen Leute sich zahlreich versammelten und die Stadtneuigkeiten verhandelt wurden. Sie lagen in großer Zahl am Forum und in der Subura. Wer zu Hause keinen eigenen Sclaven hatte, der ihm die Cultur des Haars und des Bartes besorgte, ging des Morgens in die Barbierstube, ließ sich den Bart über den Kamm mit der Scheere abschneiden oder mit dem Messer rasiren und die Haupthaare frisiren oder auch durch Brennen kräuseln. Auch das Nägelschneiden wurde in den Tonstrinen besorgt. Andre Locale, in denen sich zur Morgenzeit viele Leute einfanden, waren die Buden der Aerzte (medicinae, tabernae medicorum). Die erste Taberne der Art, eine chirurgische Klinik, hatte im Jahre 219 v. Chr. der Peloponnesier Archagathos, der das Bürgerrecht erhielt, in Rom gegründet, und seitdem hatten sich viele fremde Aerzte aus Griechenland, aus Asien und Aegypten, in der Hauptstadt angesiedelt, zumal da das Geschäft in der Regel sehr einträglich war. Geborne Römer widmeten sich selten der Medicin. Kranke, denen ihr Leiden das Ausgehen gestattete, kamen in die Buden der Aerzte, holten sich Rath und Medicamente, ließen sich operiren. Besonders häufig fanden sich die Augenkranken (lippi) ein, um sich die Augenlider mit einem Balsam einsalben zu lassen. Feingebildete Leute besuchten in der Kaiserzeit gern die Buchläden (tabernae librariae). Allerdings hatte mancher Buchhändler (bibliopola, librarius) seine Waare nur in einem Schrank, welcher an dem Pfeiler einer Säulenhalle oder an einer andern passenden Stelle befestigt war; die meisten jedoch hatten Buden. An den Pfeilern derselben waren Büchertitel, Anzeigen neuer Schriften, welche die Buchhändler in Verlag genommen, auch ganze Gedichte, die die Verfasser ins Publikum bringen wollten, angeklebt. Litteraten und Schöngeister kamen daher häufig hier zusammen, um die Novitäten kennen zu lernen und sich zu unterhalten.

Ein interessanter Schmuck der Straßen waren die vielen Läden der Kaufleute und Handwerker mit ihren mannigfaltigen

Waaren. Die Handwerker hatten gewöhnlich in demselben Local, wo sie die gefertigten Waaren zum Verkaufe ausstellten, auch ihre Werkstätten, entweder in dem Laden selbst oder in Räumen hinter demselben oder in Stuben des Oberstockes, zu welchen aus dem Laden eine Treppe hinaufführte. Die Läden der Handwerker sowohl wie der Kaufleute hatten nach der Straßenfront hin breite und glänzende Schaufenster, damit die ausgestellten Waaren den Vorübergehenden möglichst sichtbar wären. Sie waren fast ganz offen; aber ein gemauerter Ladentisch sperrte in der Regel diese Oeffnung, so daß zum Eintritt nur ein schmaler Durchgang blieb. Ueberdeckt war der Ladentisch mit einer Stein- oder Marmorplatte oder mit Steinmosaik. In demselben waren, je nachdem das Geschäft es verlangte, Gefäße eingelassen. So sieht man in Pompeji den Laden eines Oelhändlers, in dessen Tisch acht Thongefäße standen. „In mehreren derselben fand man Oliven und verdicktes Oel; eine neunte große Vase stand in der Ecke des Ladens, wo auch ein Herd gefunden ward, sowie eine kleine Cisterne ebenfalls für Oel. Auf dem gemauerten Repositorium fand man den angeklebten Fuß eines Bronzegefäßes und in dem Laden einige Gold- und Silbermünzen.“ (Overbeck II. S. 10.) In der Regel hatten die Läden im Innern gemauerte Repositorien oder auch Schäfte aus Holz, auf denen sich die Waaren befanden. Rechts und links neben dem Eingang standen Pfeiler, an welche man gewöhnlich, wie an den Wirthshäusern, Ladenzeichen und Aushängeschilde sah, die auf das Geschäft hinwiesen. In Pompeji hatte ein Milchhändler als Ladenzeichen das Bild einer Ziege, ein Bäcker eine von einem Maulthier getriebene Mühle. Auf diesen Pfeilern waren auch oft noch symbolische Schlangen als Talisman zur Abwehr von Unheil, Schutzgenien und dergleichen angebracht, und in der Schwelle des Ladens fand man wohl auch eine Inschrift in Mosaik, wie z. B. in einer Schwelle zu Pompeji die Worte stehen: Salve lucrum, „sei gegrüßt, Gewinn“. Für die Nacht sicherte man das weite Ladenfenster durch vor- und ineinander geschobene, festgeschlossene

Bretter. Handwerker und Händler waren fast durchgehends Fremde und Freigelassene, oder es waren Sclaven, welche für römische Herren arbeiteten oder verkauften. Solche Geschäfte galten eben als gemein und eines freien Römers unwürdig; der Römer, auch wenn er nichts hatte, ließ sich lieber vom Staate und von seinen Patronen füttern.

In der Kaiserzeit kamen die Erzeugnisse aller Länder und Zonen in Rom zum Verkaufe; die aus ausländischen Stoffen hergestellten Producte der Industrie waren zum Theil schon in der Fremde gefertigt, andre in Rom selbst gearbeitet. Wir wollen einige der lebhaftesten Verkaufsplätze der Stadt besuchen, und zwar zunächst die Höhe der Sacra Via auf der Velia. Dort hatten vorzugsweise die Juweliere, die Gold- und Silberarbeiter, die Ciseleurs, die Elfenbeinschnitzer und Gemmenschneider, die Perlenhändler ihre glänzenden Läden. Da sieht man in Menge goldene Ringe und Becher mit funkelnden Diamanten, mit geschliffenen, durch eingeschnittene oder erhabene Bilder gezierten Amethysten und Hyacinthen, Carneolen und andern Edelsteinen aus Indien und Arabien, aus Persien und Baktrien, prächtige Ohrgehänge, Halsketten und Armbänder aus Gold, Perlen und Edelstein; die schönsten Perlen kommen aus dem persischen Meerbusen, die trüben und bleifarbigen von der britannischen Küste. In diese Läden wanderte für den Schmuck von Frauen und auch von Männern ein ungeheures Geld; trug doch Lollia Paulina, die Frau des Caligula, bei gewöhnlichen Gelegenheiten an Kopf und Hals, Armen und Fingern einen Schmuck im Werthe von vierzig Millionen Sesterzien (beinahe drei Millionen Thaler). Hier sind allerlei schöne Sachen aus Elfenbein, welches Asien, aber zumeist Afrika liefert, Statuetten und sonstige Figürchen, Lyren aus Elfenbein und Gold, Kränze aus Elfenbein, Gold und Korallen, Marken und Würfel, Schreibtafeln mit zierlichen Reliefs an der äußeren Seite, Fächer von Pfauenfedern mit elfenbeinernem Griff; dort sieht man Gefäße und Statuetten aus Bernstein, Kugeln aus Bernstein oder auch aus Krystall, wie die Frauen sie in der Hand tragen

zur Kühlung, allerlei kunstvolle Geräthe aus Bronze, Töpfe und Kannen, Fibeln und Schnallen, Lampen und Candelaber und Waffenstücke verschiedener Art. Auch Händler mit Schminke und sonstigen Toiletten- und Schönheitsmitteln haben in der Sacra Via besonders ihre Station; sie verkauften weiße und rothe Schminke, Schönpflästerchen, Mittel zum Weißhalten der Hände, zur Beseitigung der Sommersprossen, der Entfernung der Runzeln, zur Färbung der Haare u. s. w.

Wir kommen, auf der Sacra Via fortgehend, zu einer Stelle, wo uns das herrlichste Obst entgegenlacht und duftet. Die meisten Sorten sind aus den nächsten Gegenden Italiens hierhergebracht, aber sie stammen ursprünglich doch aus weiter Ferne; denn die römische Gartenkunst hat mit Eifer die Fruchtbäume des Auslandes nach Italien zu verpflanzen und ihre Früchte zu veredeln gesucht. Da gab es Birnen aus Griechenland, Numidien und Alexandrien, Aepfel aus Syrien und Afrika; gute Sorten von Aepfeln und Birnen tragen zum Theil die Namen der Männer, denen sie ihre Veredlung verdanken, es gab pira Dolabelliana, mala Mattiana und Appiana. Hier sind Pfirsiche (malum Persicum), Granatäpfel (malum Punicum), Aprikosen (m. Armeniacum oder praecox), Kirschen, die aus Cerasus im Pontus, Feigen, die aus Griechenland stammen; da liegen Haufen von persischen Wallnüssen, pontischen Haselnüssen, thasischen Mandeln. Auch vieles getrocknete und eingemachte Obst aus allen Gegenden ist hier zu kaufen, damascenische Pflaumen und carische Feigen, gepreßt und getrocknet, Datteln, getrocknete und in Töpfe eingelegte Trauben, eingemachte Oliven aus Picenum, aus Tarent. — In der Nähe des Obstmarktes sind auch die Kranzwinderinnen zu suchen. Sie flechten Kränze aus den grünen Blättern des Epheus, der Myrte, des Eppichs, aus mancherlei Gartenblumen, besonders aus Rosen und Veilchen. Auch aus einzelnen Blättern der Rose setzen sie Kränze zusammen, indem sie die Blätter auf ein Band oder einen Streifen Bast heften. Sclaven holen ganze Trachten von Kränzen für ihre Herren, die am Abend mit ihren Freunden ein Trinkgelage halten wollen.

In den aneinander stoßenden Quartieren Vicus Tuscus, Velabrum und Forum boarium ist ein Verkaufsplatz an dem andern. Im Vicus Tuscus, dem Tuskerviertel, dessen Bevölkerung in üblem Rufe stand, verkaufte man besonders Luxusartikel, Gewürze und Specereien, wie Zimmt, Pfeffer und Ingwer, Weihrauch und sonstige ausländische Producte, weshalb es auch Vicus thurarius hieß, d. h. Weihrauchstraße. Der Weihrauch und die andern Stoffe zum Räuchern und Parfümiren kamen besonders aus Arabien, Judäa und dem innern Asien und wurden zu Rom in Masse verbraucht. Den Weihrauch verwendete man namentlich viel bei Begräbnissen; Nero z. B. verbrauchte bei der Bestattung der Poppäa mehr als die ganze Weihrauchernte eines Jahres. Zu den kostbarsten Parfümeriestoffen gehörten die wohlriechende Narde und die Blätter des Malabathrums, wahrscheinlich der Betelpflanze, aus welcher man Oel preßte und die Malabathrumsalbe anfertigte. Ein Pfund von den Blättern des Malabathrums kostete 60 Denare, ein Pfund des Oels 400 Denare (etwa 100 Thaler), das Blatt der Narde wurde zu 40—75 Denaren, die Aehre zu 100 Denaren (c. 25 Thaler) das Pfund verkauft; die Nardensalbe muß also außerordentlich theuer gewesen sein. Die werthvolleren Salben und Oele für die Toilette, deren auch viele aus einheimischen Blumen und Kräutern und Wurzeln gemacht oder aus griechischen und kleinasiatischen Städten bezogen wurden, wie Rosen-, Myrten-, Crocusöl u. a., standen in birnförmigen, glatten und henkellosen Fläschchen aus Alabaster oder aus asiatischem Onyx in den Läden zum Verkauf; denn sie hielten sich am besten in steinernen Büchsen. In den Läden, welche die Requisiten der Toilette enthielten, sah man auch Reihen von Büchsen mit feingeriebenem Bimsstein. Die Damen brauchten ihn zum Glätten der Haut, nachdem sie die Nacht über das Gesicht zur Erhaltung des Teints mit Teig aus Weizenmehl und Eselsmilch überdeckt hatten.

Im Vicus Tuscus hatten auch die Tuch- und Kleiderhändler hauptsächlich ihren Stand. Dort kaufte die vornehme Welt die

feinsten Kleiderstoffe: wollene Purpurtücher verschiedener Farbe — die besten bestehen aus milesischer Purpurwolle, und ein Kleid dieses Stoffes kostet bis 10,000 Sesterzien, 725 Thaler; bunte Baumwollenzeuge für Frauen, zum Theil direct aus Indien bezogen, zum Theil aus Syrien und Phönicien und andern Orten, wo man die rohe, aus Indien zugeführte Baumwolle verarbeitete. Berühmt waren die Fabriken feiner Baumwollenzeuge auf Malta und die bunten, gestreiften, carrirten, beblümten Musseline Aegyptens, wo die Weberei schwunghaft betrieben wurde, auch in Tempeln. Die kostbaren Seidenstoffe kamen in der Regel nicht unmittelbar aus Indien und China nach Rom. In Assyrien und anderen Ländern Vorderasiens, in Griechenland trennte man die indischen Seidengewebe wieder auf, färbte und verwebte den Stoff zusammen mit Leinen und Baumwolle zu leichter Halbseide. Solche bunte durchsichtige Gewänder liebten zu Rom im ersten Jahrhundert n. Ch. Männer sowohl wie Frauen; die ausgezeichnetsten waren die aus Cos. Auch sieht man seidene Stoffe mit Gold durchwirkt. Die Leinenwaaren werden besonders aus Aegypten bezogen, wo der Flachs am frühsten und immer am besten cultivirt ward, aber auch aus Babylon, Judäa und Syrien, aus Spanien und Gallien. Italien lieferte nur grobes Leinenzeug, das zu Segeltuch und dergleichen gebraucht ward. Aus dem feinen Linnen machte man Kleider, besonders Tuniken, aber auch Taschentücher, Servietten und Tischtücher, Bettwäsche. Die feinsten leinenen Betttücher kamen aus dem südlichen Gallien, aus Cadurcum. Alle diese feinen und kostbaren Waaren sind in dem Tuskerviertel zu haben; aber man sieht auch Läden mit grober, wohlfeiler Waare für die niederen Stände, so namentlich gallische Wollengewebe, die bei den Atrebaten, Santonen, den Lingonen und Sequanern und anderwärts gewebt sind und zu Kitteln und Capotröcken der Landleute, der Fischer und andern geringen Volkes verarbeitet werden. Zum Theil kommen diese Kleider schon fertig aus Gallien an und hängen so hier in den Läden aus.

Im Velabrum herrscht besonders der Victualienhandel vor. Man sieht viele Oelverkäufer und Käsehändler. Bei den letzteren findet Jedermann seinen Lieblingskäse. Da ist in sehr großen Stücken der Käse von Luna, den man aber besonders den Sclaven zu essen gibt, Ziegenkäse aus Agrigent, der gelobt wird, sein Geschmack ist durch Räucherung erhöht; noch mehr aber behagt den Meisten der geräucherte Käse, welcher in Rom selbst gemacht wird, der velabrische Rauchkäse; nicht zu verachten ist ferner der vestinische und trebulanische Kuhkäse, beide aus dem Sabinerlande, wo starke Viehzucht ist. Der beste Käse jedoch kommt aus Bithynien und Gallien und von den grajischen Alpen. — Dann ist hier allerlei Backwerk zu haben. Gewöhnliches Brot, runde oder auch viereckige, nur etwa zwei Zoll dicke Stücke mit sechs bis acht Einschnitten, daß man das Brot leicht brechen kann, aus Gerste und Kleie für Sclaven und arme Leute, aus Weizen für Wohlhabendere, ist hier wie auch in den Bäckerläden der übrigen Stadt aufgestellt; daneben aber, in vielen andern Läden, ist feineres Gebäck zu kaufen, kleine runde Brötchen und Kuchen aller Art, namentlich Honigkuchen in den verschiedenartigsten Formen und Figuren, gleich unserm Confect. Der Feinschmecker findet hier allerlei Delicatessen in Fleisch, phrygische Hühner und spanische Pfauen, den Kranich aus Melos, Fasanen und Krametsvögel, Austern von Circeji und vom Lucrinersee, sogar aus Cyzicus und Britannien, Purpurschnecken von Bajä u. s. w. Auch gesalzne und geräucherte Fische, geräucherte Schinken und dergleichen waren in den Tabernen des Velabrums feil; die meisten Victualien des täglichen Gebrauchs aber, namentlich das frische Fleisch, holte man in einem Macellum, deren es mehrere in der Stadt gab, z. B. auf dem Esquilinus, auf dem Cälius.

Die Macella (Fleisch- und Speisemärkte) waren große, mit Säulenhallen und Budenreihen umgebene freie Plätze, in deren Mitte sich ein Schlachthaus befand in Form eines Kuppelgebäudes. In den Buden und Hallen wurden alle möglichen frischen Fleischsorten verkauft; besonders gesucht ist das Fleisch der zahmen und

wilden Schweine, welche aus den verschiedensten Gegenden Italiens nach Rom gebracht wurden und bei großen Gastmählern ganz auf den Tisch kamen, ferner kleine Böckchen, Hasen und sonstiges Wild, Geflügel aller Art, z. B. die Gans, deren Leber sehr beliebt war, gemästet mit Feigen und Datteln, Reb- und Haselhühner, Kapaunen, Enten und Tauben u. s. w. Die Fische sind in großer Menge vertreten; die gesalzenen und geräucherten kommen aus dem Pontus Euxinus, aus Aegypten, von der spanischen Küste; unter den frischen Seefischen sind die leckersten der Asellus (Schellfisch?), die Muräne (eine Art von Meeral) — die vorzüglichsten sind aus der sicilischen Meerenge und aus Tartessus — der Rhombus (Butte), ein sehr beliebter Fisch, besonders wenn er recht groß ist, der Mullus (Seebarbe), dessen Preis mit der Größe in's Unglaubliche wächst. Ein Mullus von sechs Pfund wurde mit 8000 Sesterzien bezahlt, während die kleineren wenig galten. Die Flußfische, welche von der städtischen Fischerzunft gefangen wurden, kamen nicht in den Macellen, sondern auf dem Fischmarkte in der Nähe der Lautumiä zum Verkauf. Auch Gemüse verschiedener Art waren in den Macellen zu haben, und wer einen Koch miethen wollte, ging dorthin.

Der Campus Martius war ein Ort, wo sich in den späteren Nachmitttagsstunden, in der Zeit der Erholung, eine Menge Menschen einfand; es war der alltägliche Sammelplatz derer, die sich müßig ergehen wollten oder sich mit Ballspiel, Radschieben und gymnastischen Uebungen unterhielten oder dem Spiele zuschauten. Vielbesuchte Spaziergänge für Damen und Herren waren die dortigen Säulenhallen und die Septa, in denen sich zugleich eine Menge prächtiger Läden befand. Die Musterung der kostbaren Waaren kümmert uns wenig mehr; wir wollen lieber uns die Leute betrachten, welche sich lustwandelnd oder die Waaren besehend und kaufend umhertreiben. Da sehen wir den Mamurra, den wir durch Martial kennen gelernt haben; er schweift den langen Tag in den Septis herum und gibt sich den Schein, als wollte er die schönsten und werthvollsten Sachen kaufen, und doch ist er ein armer Schlucker.

Er besichtigt die jungen schönen Luxussclaven, welche in geheimem Behältniß wohl verwahrt und nicht, wie auf dem Sclavenmarkt die ordinären Sclaven, den Augen des Volkes bloßgestellt sind, und verschlingt sie fast mit seinen Blicken; ist er das satt, so nimmt er von den fein gemusterten runden Tischplatten aus Citrumholz vom Atlas die Decken weg und läßt sich das Elfenbein, das für den kostbaren Tisch zum Fuße bestimmt ist, hoch oben von einem Repositorium herabholen. Er wird den Tisch sicherlich nicht kaufen, denn er hat einen ungeheuren Preis. Ein Tisch der Art, welchen Asinius Pollio besaß, kostete eine Million Sesterzien oder ungefähr 72,000 Thaler, ein Tisch der Cetheger 1,400,000 Sest. oder 101,000 Thaler. Darauf mißt der vornehme Herr ein mit Schildplatt ausgelegtes sechssitziges Sopha wohl viermal aus und bedauert zuletzt, daß es für seinen Citrumtisch, den er schon zu Hause habe, nicht ausreicht. Dann untersucht er aufs genauste das korinthische Erz einer Statue, ob es auch ächt ist, und bekrittelt ein Meisterwerk des Polyklet. Hier beklagt er, daß das Krystall eines Gefäßes einen Fehler habe, daß in der Mitte desselben sich ein trüber Fleck zeige, und darum zeichnet er sich zehn murrinische Gefäße aus und legt sie zurück. Ein solches Gefäß aus ächter Murra, aus Flußspath wahrscheinlich, hatte einen Preis von etwa 70,000 Sest. oder 5075 Thaler bis zu einer Million Sest. oder 72,000 Thaler. Dann betrachtet er die alten Opferschalen und sucht, ob keine von der kunstvollen Hand des Mentor dabei ist, zählt die grünen Edelsteine in dem goldenen Geschmeide und die Perlen eines Ohrgehänges. Auf jedem Tisch sucht er nach ächtem Sardonyx und handelt um große Jaspisstücke. Endlich in der elften Stunde ist er müde, er kauft zwei schlechte Becher aus Thon für ein kupfernes As und steckt sie zu sich, um sie selbst nach Hause zu tragen; denn einen Sclaven kann er sich nicht halten, dazu ist er zu arm. Mancher auf seinen Reichthum stolze aufgeblasene Kaufmann sieht ihm mit Aerger und mit Lachen nach.

In den Säulengängen des Campus Martius wandelt ein Flor von Damen. Sie tragen Frisuren von allerlei Formen, ächte

und falsche, und ebenso verschieden ist ihre Kleidung in Schnitt und Farbe. Aber die vornehmen römischen Matronen findet man gleich heraus; sie gehen nur in weißer Kleidung, und man sieht fast nichts von ihrem Körper als das Gesicht. Bis auf die Füße reicht die Stola, eine Tunica mit halben Aermeln, am unteren Rande mit feinem Besatz versehen und in der Taille gegürtet; darüber ist die Palla, ein weites viereckiges Tuch, in schönen Falten umgelegt. Doch auch unter den anders gekleideten Damen mag manche verheirathete römische Frau sein; denn seit den ersten Kaisern begannen diese zum Theil die Stola und die Palla abzulegen und mit größerer Freiheit nach eignem Geschmack sich zu kleiden. Viele stutzerhafte junge Leute treiben sich unter den Damen umher und machen hier und da den Hof. Sie haben ihre Haare in zierliche Locken gelegt und kokettiren mit dem fein gepflegten Bart, sie riechen nach Balsam oder nach Zimmtöl, und mancher hat eine Gewürzmorselle im Mund, um den Athem wohlriechend zu machen. Der da, ein ächter Weichling, hält darauf, daß seine Haut so weich und zart und glänzend ist, wie die eines Weibes; kein Härchen sieht man auf seinen Armen und in seinem Gesicht. Er hat die Haut sich mit Bimsstein abgerieben und trägt, wie so Viele, stets ein Spiegelchen und ein Zängelchen bei sich, um jedes mißliebige Härchen sich auszurupfen. In der Unterhaltung mit den Damen flüstert er nur mit schwacher Stimme und lispelnder Zunge. Geht er einmal für sich allein, so trillert er ägyptische und spanische Lieder von gar verliebtem Inhalt. Mit goldenen Ringen treiben Herren und Damen einen großen Luxus. Da geht einer im tyrischen Purpurkleid — er war früher ein Sclave aus Aegypten und ist jetzt römischer Ritter — er trägt sechs schwere Goldringe mit Edelsteinen an seinen Fingern, und er legt sie, wie mir die Leute sagen, nie ab, weder bei Tag noch bei Nacht, selbst nicht im Bade. Warum das? Nun, er hat kein Ringkästchen, er besitzt keine eigenen Ringe, sondern die, mit welchen der da prunkt, haben Andre bei ihm versetzt. Ein Anderer da trägt merkwürdigerweise gar keine Ringe, und er macht doch so viel Staat. Er trägt ein amethystfarbenes Obergewand und wandelt langsamen

Schrittes, begleitet von einer Heerde von Clienten in weißen Togen und von Knaben in schmucken Locken mitten durch die Septa; ein neu beriemter und fein behangener Tragsessel folgt hinten nach. Warum nur trägt er keine Ringe? Er hat seinen letzten Ring bei dem Geldwechsler für acht Sesterzien verpfändet, um ein Abendessen zu haben.

Gehen wir jetzt vom Campus Martius am Fluß hinab, an den Brücken vorbei, durch die Porta Trigemina zum Emporium, dem Hafen. Auf diesem ganzen Wege und im Emporium ist das lebhafteste Treiben. Da drängen sich Menschen aus allen Ländern, Kaufleute und Mäkler, Schiffer und Sackträger, und wer weiß was noch für Leute; durch den tosenden Lärm der Menge hört man vom Strom her den Ruf der Schiffer und das Geschrei derer, die die Schiffe ziehen. Hier am Strom hin und auf den Brücken machen die Bettler gute Geschäfte. Man sieht eine ganze Menge; zum Theil haben sie ihr Nachtlager auf den Brücken unter freiem Himmel, eine große Zahl kommt von drüben aus der Transtiberina, wo viel Gesindel wohnt. Es sind ekelhafte Gestalten, die das Mitleid der Vorübergehenden anflehn, und wenn du ihnen was gibst, so werfen sie dir ein Kußhändchen nach. Hier drängt sich wimmernd ein Judenknabe an dich heran, den die Mutter betteln gelehrt, dort kommt ein Schiffbruchbettler. Er trägt vor der Brust ein Gemälde, das die Geschichte seines Schiffbruches darstellt, und erzählt bänkelsängerisch sein Unglück; das Haar hängt ungeschoren von seinem Scheitel, er hat in der Gefahr den Göttern ein Gelübde gethan, und das Haar soll nicht eher fallen, als bis er das Gelübde gelöst. Er wird noch lange betteln, ehe das Haar fällt.

Das Emporium ist der Stapelplatz für alle den Tiber heraufkommenden Waaren. Die Seeschiffe haben die Waaren in dem Hafen von Ostia ausgeladen, und von da werden sie theils zu Land, theils auf dem Flusse in Schiffen, welche von Ochsen gezogen werden, der Stadt zugeführt. Das Emporium ist mit Steinplatten gepflastert und hat vom Flusse her schräge Aufgänge; Säulenhallen und große Magazine zum Ausstellen und Aufbewahren der Kaufmannsgüter stehen umher. Hauptartikel, die hier

in den Magazinen und Lagerplätzen aufgestapelt liegen, sind ungeheure Massen von Getreide aus Afrika, Sicilien und Aegypten, Salz aus den Salinen von Ostia und vielen andern Orten, Bauholz vom Ida und vom Pontus Euxinus, kostbare fremde Hölzer für Möbel und Zimmerdecken, Marmorblöcke verschiedenster Farbe und Zeichnung aus Griechenland und Kleinasien, aus Sidon und Tyrus, Aegypten und Numidien; an den Blöcken sind die Nummern aufgeschrieben und die Namen der Absender. Hier werden ausgeladen dicke Ballen von Zeugen aus dem Orient, Ballen von roher Wolle aus Spanien, die neben der apulischen, der tarentinischen und milesischen wegen ihrer ins Röthliche schimmernden Farbe sehr geschätzt wird, Massen von Thonwaaren aus Sagunt, Glaswaaren aus Aegypten, Feigen aus Syrien, eine kleine beliebte Art, heilsame Kräuter aus Sicilien und Afrika, Essig aus Aegypten, wo derselbe in Masse aus dem dort wachsenden schlechten Weine bereitet wird. Ein sehr wichtiger Handelsartikel ist der Wein, der aus allen Ländern nach Rom gebracht wird, aus den verschiedenen Theilen Italiens, Griechenlands und Kleinasiens, aus Spanien und Gallien, Phönicien, Syrien und Arabien. Die besten Sorten in Italien waren der von Alba in Latium, welcher dem Falerner gleichgeschätzt wurde, die Weine Campaniens, ganz besonders der Falerner, der von Tarent, von Hadria; unter den sehr guten Weinen der griechischen Inseln haben den ersten Rang der von Chios und Lesbos. Ein Theil des römischen Hafens hieß der Weinhafen (portus vinarius), und es gab in der Nähe einen Weinmarkt (forum vinarium). Hier muß man sich die großen Keller der Weinhändler denken. Die Weine lagerten nicht in hölzernen Fässern oder in ledernen Schläuchen, sondern in großen Fässern von Thon (dolia), und aus diesen wurden sie, wenn sie lange liegen sollten, in Amphoren abgefüllt, die man mit Thonpfropfen verschloß und mit Pech, Lehm oder Gyps verklebte; die Etikette (nota) war auf einem Zettel angebracht oder auf die Amphoren selbst geschrieben und gab die Sorte, den Jahrgang, das Maß der Amphore und wohl auch die Firma des Lieferanten an.

Von dem römischen Emporium aus wurden viele Waaren wieder weiter ins innere Land gebracht, theils zu Wagen, theils auf dem Tiber, dessen weiter oben einmündende Nebenflüsse Anio und Nar ebenfalls schiffbar waren. Mit dem sehr einträglichen Großhandel beschäftigten sich auch viele römische Bürger, entweder unmittelbar oder insofern, daß sie ihre Gelder in demselben anlegten, während der Kleinhandel oder die Krämerei als ein niedriges Geschäft bekanntlich von ihnen gemieden wurde.

Es geht schon gegen Abend, und wir wollen noch einen Ort aufsuchen, wo das niedere Volk nach Vollendung der Tagesgeschäfte sich zur Erholung und zum Amüsement besonders zahlreich zusammenfindet. Das ist der Fall an allen Compitis oder Straßenecken, den Versammlungsorten der in der Nachbarschaft wohnenden Leute, an dem servianischen Wall, in dessen Nähe viel armes Volk wohnt, auf dem Forum, ganz besonders aber in und an dem Circus Maximus zwischen dem Palatin und Aventin. Im Innern dieses großen Raumes, und auch in und an den Außenmauern desselben, ist eine Menge von Buden, in denen alles Mögliche zu haben ist; aber man weiß auch, daß es hier allerlei Unterhaltung und Vergnügen gibt, und darum sammelt sich hier besonders gegen Abend eine unendliche Menge von Volk. Es gehört vorzugsweise den niederen Ständen an, doch drängt sich unter die Menge, um seine stillen Beobachtungen zu machen, auch mancher gebildete Mann, wie das gern der Dichter Horaz that.

Das Volk ergötzt sich an den Productionen von allerlei Künstlern und Gauklern. Hier sieht man abenteuerliche Kerls, die Feuer speien, sich Schwerter in den Rachen, Nägel in den Kopf stoßen, die spitze Nägel und alte Schuhe zerkauen und verschlingen. Da balancirt ein Athlet eine Stange mit schwerem Gewicht auf seiner Stirn; jetzt nimmt er zwei Kinder auf die Spitze der Stange, die ringen mit einander, ohne daß die Stange fällt oder mit den Händen gehalten werden müßte; er läßt sich einen Ambos auf die Brust setzen und mit schweren Hämmern darauf schlagen. Luftspringer machen von einem Schwunggerüste

aus allerlei verwegene Sprünge, schnellen sich durch glühende Reifen und dergleichen; der hier wirft viele Bälle, Ringe, auch Dolche zugleich in die Luft und fängt sie behend wieder auf, mit den Händen, mit der Schulter, mit dem Schenkel. Da stehn viele Leute um einen Seiltänzer herum; er macht verwegene Sprünge auf seinem Seil, aber je gefährlicher sie sind, desto mehr gefällt er der rohen Menge, für welche die ängstliche Spannung einen besonderen Reiz hat. Jetzt nach einer kühnen Bewegung fällt er auf den Boden, er hat, so scheint's, das Bein gebrochen. Ein Mitleidiger läuft ihm zu Hülfe; da rafft sich flugs der Gefallene auf und setzt seine Sprünge fort; der Andre wird von dem Zuschauerkreise ausgelacht. Solche Späße machten die Seiltänzer oft. Da wollen wir einem Taschenspieler zusehen: Auf einem dreifüßigen Tischchen hat er drei kleine Näpfe aufgestellt; er steckt unter dieselben weiße runde Steinchen, wie man sie an den Bächen findet. Diese verbirgt er bald einzeln unter den Näpfen, bald zeigt er sie alle unter einem einzigen; bald verschwinden sie ganz und gar, und dann bringt er sie aus seinem Munde heraus. Endlich verschluckt er sie, stellt die ihm zunächst stehenden Personen in die Mitte und zieht die Kügelchen dem Einen aus der Nase, dem Andern aus den Ohren, und im nächsten Augenblick sind sie alle wieder verschwunden. Hier zur Seite, wo das Gedränge nicht so groß ist, ist etwas für die Jugend; ein Affe, von einem armen Teufel dressirt, sitzt mit Helm und Schild auf einer struppig bezottelten Ziege und macht, stets die Peitsche des Herrn fürchtend, allerlei kriegerische Exercitien mit dem Wurfspieß; zwischendurch frißt er einen schlechten Apfel, den ein Gassenjunge ihm zugeworfen.

Unter den Leuten, die sich, um Geschäfte zu machen, hier herumtreiben, bemerkt man auch manchen Pharmakopolen, d. h. herumziehende Arzneiverkäufer und Quacksalber; sie tragen in ihren Kasten allerlei Medicamente feil, die sie selbst zusammengesetzt haben, Giftmittel und Arcana aller Art, Amulete und Talismane, auch Schminken und Salben und Parfümerien. Das

Mädchen kauft sich eben, wie es scheint, einen Liebeszauber; daß er hilft, glaubt sie sicherlich. Wahrsager in fremdländischer Kleidung wandeln gravitätisch umher und treiben ihr trügerisches Gewerbe. Hier ist Einer, der weissagt aus den Linien der Hand und der Stirne; eine kokettirende Libertine fragt ihn, ob sie den Schenkwirth aufgeben und den Trödler heirathen soll. Ein Andrer weissagt mit Loosen, er läßt aus einer Urne Täfelchen ziehen, welche mit Schriftzeichen oder vollständigen Sprüchen bezeichnet sind; dreimal muß man ziehen, das dritte Loos ist das kräftigste. Bekommt er von einer Schönen für seine Weissagung kein Geld, so ist er auch mit einem tüchtigen Kusse zufrieden. Diese Wahrsager und die früher genannten Künstler und Gaukler kommen meist, sowie manches andre Gesindel des Circus, aus Aegypten und dem Orient. Da hört man die Klänge von syrischen Pfeifen und der Kinyra, eines syrischen Saiteninstrumentes; eine Bande von syrischen Tänzerinnen, Ambubajen genannt, ergötzt, die Castagnetten und das Tamburin schlagend, die Umstehenden mit ihren leichtfertigen Tänzen und kokettirt mit ihren Reizen. An andern Stellen sieht man ägyptische, spanische, griechische Tänzerinnen und Musikantinnen. Sie treiben ihr Wesen bis in die Nacht hinein.

Doch wir wollen sorgen, daß wir vor Nacht nach Hause kommen; denn während der Nacht sind die Straßen Roms nicht geheuer. Zwar gibt es seit Augustus eine Nachtwache, die Vigiles, 7000 Mann in 7 Cohorten und in 7 Stationen aufgestellt, welche, mit den nöthigen Instrumenten versehen, während der Nacht patrouilliren, um die Stadt gegen Feuersbrünste und Einbrüche und den Einzelnen gegen räuberische Anfälle zu sichern, rücksichtslos, wo Gefahr droht, in die Häuser eindringen; aber sie sind doch nicht im Stande, jeden Einzelnen vor Gefahr zu schützen. Denn eine regelmäßige Straßenbeleuchtung war vor dem vierten Jahrhundert n. Chr. in Rom nicht vorhanden. Die Straßen sind dunkel, sobald die Häuser und die Buden geschlossen sind, und man muß, um sich den Weg zu erhellen, eine Laterne in die Hand nehmen oder sich von einem Sclaven vortragen lassen. Bei

einem solchen Gange kann es uns begegnen, daß die Leute droben in den höchsten Stockwerken der Häuser ihre geräumigen Becken uns über den Kopf schütten, daß die Scherben eines zerbrochenen Gefäßes, die aus einem Fenster auf die Straße geworfen werden, uns zerfetzen. Aber Schlimmeres hat man von dem Gesindel zu fürchten, das sich jetzt in den Straßen herumtreibt. Man ist nicht sicher vor dem plötzlichen Angriff eines Räubers, vor den Dolchen gedungener Banditen, die sich in Masse nach Rom ziehen, wenn einmal ihre Schlupfwinkel in den pomptinischen Sümpfen und im gallinarischen Wald von bewaffneter Macht umstellt werden. Betrunkene wälzen sich auf der Straße; Nachtschwärmer und herumziehende Raufbolde ranzen uns an und mißhandeln uns. Vornehme Leute — so heißt es in der dritten Satire des Juvenal, welche von derartigen Klagen voll ist — vornehme Leute im Pupurgewand, die mit großem Gefolge unter Vortragung zahlreicher Fackeln und Laternen von einem späten Gelage nach Hause kehren, die läßt ein solcher Raufbold ruhig vorüberziehn; aber wenn so ein Armer daherkommt, wie wir sind, dem der Mond nur leuchtet oder das kärgliche Licht einer Kerze, mit dem bindet er an und sucht Streit um jeden Preis, „wenn das Streit ist, wo der Andre zuschlägt und ich Prügel bekomme. Er tritt mir entgegen und heißt mich stehen; ich muß gehorchen, denn was soll man thun, wenn ein wüthender und zugleich auch stärkerer Mensch uns zwingt? Woher kommst du? schreit er; mit wessen Essig, mit wessen Saubohnen hast du dir den Wanst gefüllt? Was für ein Schuster hat Schnittlauch und gekochtes Schöpsmaul mit dir dinirt? Antwortest du mir nicht? Gleich sprich, oder du fühlst meinen Fußtritt! Sag auch, wo du wohnst, in welcher Judenschule finde ich dich? Magst du zu reden versuchen oder schweigend zurücktreten, jedenfalls bekommst du deine Schläge."

Unter Nero wurde der nächtliche Straßenunfug zu den stehenden Vergnügen der vornehmen Jugend, da der bubenhafte Kaiser selbst und seine Cumpane, namentlich der spätere Kaiser Otho, mit gutem Beispiel vorangingen. In Sclaventracht und einen Hut

tief ins Gesicht gezogen, damit er nicht erkannt werde, schwärmte Nero mit seinen Schwelggenossen des Nachts in den Straßen und den Wirthshäusern umher, erbrach und beraubte die Kramläden, schlug und verwundete die Begegnenden, warf sie in die Cloaken, nahm ihnen die Kleider. Eine Hauptlust war es, die Leute auf ausgespannten Mänteln in die Höhe zu schnellen, zu schwippen. Bei diesen Angriffen geschah es übrigens dem Fürsten öfter, daß er selbst Schläge davon trug und im Gesicht gezeichnet wurde. Ein Senator, Namens Julius Montanus, stieß zufällig im Finstern auf den Kaiser, ward von ihm angegriffen und schlug ihn muthig zurück; als der Senator ihn hernach erkannte, bat er ihn flehentlich um Verzeihung, aber es kostete ihn doch den Kopf. Von einem andern Senator, an dessen Frau sich Nero vergriffen, wurde er fast zu Tode geprügelt. Nach solchen Erfahrungen hielt es der Kaiser für gut, sich mit Soldaten und einer Menge Gladiatoren zu versehen, die ihm anfangs seine Händel allein überließen, wenn aber die Angegriffenen ihn übermannten, herzuspringen und dreinhauen mußten. „Da solche Frechheiten unter dem Namen des Nero einmal verstattet waren," sagt Tacitus, „ging es Nachts in der Stadt her wie bei einer Eroberung."

Wir sind glücklich zu Hause und werden hoffentlich trotz dem Gerassel der Wagen drunten auf der Straße, trotz den sentimentalen Ständchen der Verliebten und dem Toben der Nachtschwärmer und Raufbolde ruhig und sicher schlafen. Den Einbruch eines Diebes oder Räubers haben wir nicht zu fürchten; die kommen blos zu reichen Leuten.

Die Bäder.

Bad und Waschung waren von Alters her in den Ländern des Südens zur Pflege der Gesundheit, zur Erholung und Ergötzung in häufigem Gebrauche, und die alten Völker jener Länder, Asiaten und Aegyptier, Griechen und Römer, hatten mehr oder

weniger complicirte, diesem Bedürfnisse dienende Anstalten. Ganz besonders aber haben die Römer der späteren Zeit, ein in raffinirte Sinnengenüsse immer mehr versinkendes Volk, mit Leidenschaft der Badelust sich hingegeben und Badeanstalten hergerichtet von solcher Größe und so luxuriöser Pracht, wie die Welt sie nie gesehen.

In der alten rauhen Zeit allerdings kannten die Römer diesen Luxus nicht. Man wusch sich nur, wie Seneca in einem Briefe, den wir nachher mittheilen werden, berichtet, täglich Arme und Beine, um den Schmutz zu entfernen, welchen man bei der Arbeit erhalten; den ganzen Körper aber wusch oder badete man nur alle neun Tage, wenn man zu Markte ging. Zu diesem Zwecke reichte das natürliche kalte Bad hin, das man zu Hause in der einfachsten Vorrichtung nehmen mochte, oder man badete im Fluß. Die römische Jugend tummelte sich schwimmend im Tiber oder in der Piscina publica, einem großen, zum Schwimmen und Baden eingerichteten Wasserbassin. Von den Griechen entlehnte man dann Badeanlagen in geschlossenen Räumen (balnea), und auch das warme Bad lernte man von den Griechen kennen, etwa in der Zeit des zweiten punischen Krieges, wo überhaupt die vornehmen Römer anfingen, griechische Sitte lieb zu gewinnen. Wie der ältere Scipio Africanus auf seinem Landgut zu Liternum, so richteten sich die Vornehmen in ihren Häusern und Villen einfache Badezimmer für warmes und kaltes Bad ein; für den allgemeinen Gebrauch aber entstand in der Stadt Rom eine Anzahl von Badestuben, welche zum Theil von dem Staate, zum Theil auf Speculation von einzelnen Unternehmern hergestellt waren. In diesen letzteren, welche meist eine elegantere Einrichtung haben mochten, badeten wohl die wohlhabenden Bürger, welche zu Hause kein Bad hatten, während der bessere, aber ärmere Bürger für einen geringeren Preis die in seinem Stadtbezirke gelegenen öffentlichen Badehäuser und die ärmste Classe diejenigen öffentlichen Badestuben besuchte, in welchen entweder nichts oder nur eine Kleinigkeit für das Bad gezahlt wurde.

Alle diese Badeanstalten, die öffentlichen sowie auch die auf Speculation gebauten, standen unter der Aufsicht der Aedilen. Diese übten in den Bädern die Sitten- und die Sanitätspolizei, sahen darauf, daß die nöthige Reinlichkeit vorhanden war, und untersuchten auch die Temperatur des Badewassers. Sie gestatteten in der älteren Zeit nur einen geringen Wärmegrad, später jedoch waren die Warmbäder über die Maßen heiß, und neben ihnen waren auch noch die aus Griechenland herübergekommenen, sehr beliebten heißen Schwitzbäder entstanden. Wie in dieser Hinsicht seit dem Ende der Republik das Badewesen immer üppiger und erschlaffender wurde, so drängte sich auch in die Privat- wie in die öffentlichen Bäder ein ins Maßlose steigender Luxus der äußeren Einrichtungen. Den Unterschied zwischen der alten Einfachheit des Scipio Africanus und dem Badeluxus der Kaiserzeit ersieht man am besten aus dem oben erwähnten 86. Briefe des Seneca, welchen wir zum Theil hier wiedergeben wollen.

„Ich schreibe dies in der Villa des Scipio Africanus. Hier sehe ich eine aus Quadersteinen erbaute Villa, eine Mauer, welche einen Wald umgiebt, Thürme, welche zu beiden Seiten der Villa als Schutzwehren sich erheben, eine unter Gebäuden und Laubwerk versteckte Cisterne, welche selbst einem ganzen Heere zum Gebrauche ausreichte, und ein kleines enges Bad, nach altem Brauche finster, denn nur wenn es dunkel war, deuchte unsern Vorfahren das Bad warm. Zum größten Vergnügen gereicht es mir, eine Vergleichung zwischen Scipios Sitten und den unsrigen anzustellen. Er, der Carthagos Schrecken war, dem Rom es zu verdanken hat, daß es nur einmal erobert worden ist — er wusch sich in diesem Winkel seinen von der Feldarbeit ermüdeten Körper; denn Arbeit war ihm Uebung, und er pflegte, so wie es der Alten Sitte war, sein Land selbst zu bauen. Er stand unter diesem so geringen Dach, ihn trug dieser so schlechte Fußboden. Wer würde sich wohl heut zu Tage mit einem solchen Bade begnügen? Arm denkt man sich jetzt und niedrig, wenn nicht die Wände von großen und kostbaren Marmortafeln glänzen, wenn nicht zwischen alexandrinischen

Marmorsäulen gemalte numidische Steine angebracht sind, wenn nicht allenthalben der Marmor derartig künstlich zusammengefügt ist, daß man wirkliche Gemälde zu sehen glaubt, wenn nicht das Gewölbe mit Glas ausgelegt ist, nicht der thasische Stein, der sonst nur als eine Seltenheit in irgend einem Tempel zu sehen war, die Bassins einfaßt, welche den durch vieles Schwitzen erschöpften Körper aufnehmen, nicht das Wasser aus silbernen Hähnen sprudelt. Gleichwohl ist da nur noch von den Volksbadestuben die Rede; wie aber sind erst die Badezimmer der reichen Freigelassenen! Welch eine Menge Statuen gibt es da! Welch eine Menge nichtstragender Säulen, die zum Zierrath, des Aufwandes wegen dastehen! Welch eine Menge Wasser, das stufenweise mit Geplätscher herabfällt! So hoch ist hier die Ueppigkeit gestiegen, daß man auf nichts als auf Gemmen treten will. — Aber in diesem Bade des Scipio sind ganz kleine — Ritze möchte ich eher sagen als Fenster, in die steinerne Mauer gehauen, um ohne Nachtheil des Schutzes das Licht hinein zu lassen. Heut zu Tage nennt man dagegen ein Bad ein Mottenloch, wenn es nicht so eingerichtet ist, daß den ganzen Tag über die Sonne durch sehr große Fenster hinein scheint und man nicht allein gleich während des Badens gefärbt wird, sondern auch noch von der Badewanne aus Meer und Land übersehen kann. Daher werden Bäder, welche bei ihrer Einweihung Zulauf und Bewunderung erregten, jetzt unter die altmodischen gerechnet, da der Luxus durch seine Erfindungen immer wieder die alten verdrängt. Ehemals gab es nur wenige Bäder und ganz ohne allen Schmuck. Wozu hätte man auch eine Sache verzieren sollen, wofür nicht mehr als ein Quadrans bezahlt wurde und die nur zum Nutzen, nicht aber zum Vergnügen erfunden worden war? Auch wurde das Wasser nicht nachgefüllt, noch lief immer frisches wie aus einer warmen Quelle hinzu. Man fragte nicht darnach, wie hell und klar das Wasser sei, in welchem man seinen Schmutz ablegen wollte. Dafür, Gott! welch eine Wonne mußte es sein, in jene dunkelen, mit schlechter Bekleidung überzogenen Bäder einzugehen, von welchen man wußte, daß der

Aedil Cato oder Fabius Maximus oder Einer der Cornelier ihre Temperatur für uns mit eigner Hand untersucht hatte! Denn auch diese Pflicht lag jenen edlen Männern als Aedilen ob, diese Oerter, wo das Volk zusammenkam, zu besuchen und darin Reinlichkeit und eine zuträgliche, gesunde Wärme herzustellen, nicht aber jene Hitze, welche jetzt Mode ist und einer Gluth gleicht; denn einen irgend eines Verbrechens überführten Sclaven dürfte man nur in ein solches Bad schicken, und er wäre bestraft: so ganz gleichbedeutend ist jetzt Wärme und Hitze des Bades.

„Wie Mancher würde heute den Scipio für einen Bauer erklären, weil er nicht lieber durch breite Fensterscheiben den Tag in sein warmes Badezimmer hineinließ und nicht in hellstem Lichte sich schwitzend verschmolz oder im Bade sich kochte? — O der armselige Mensch, er verstand sich nicht darauf, zu leben! Er badete nicht in durchgeseihetem, sondern oft in trübem, ja bei heftigem Regenwetter sogar in schlammigem Wasser. — Ihm konnte es aber auch ziemlich einerlei sein, ob er sich so badete; denn er kam, um den Schweiß, nicht aber um die Salbe abzuwaschen. Was würde man aber heute dazu sagen? „Ich beneide euren Scipio nicht," würde es heißen, „wahrlich, daß heißt sich recht wie ein Vertriebener baden!" Was noch mehr ist, er badete nicht einmal tagtäglich; denn diejenigen, welche uns Roms alte Sitten überliefern, sagen, daß man sich nur Arme und Füße, als diejenigen Glieder, welche bei der Arbeit beschmutzt wurden, täglich wusch, den ganzen Körper aber blos an den Nundinen badete. „Da sieht man es nun offenbar," wird hier Jemand rufen, „daß man damals im höchsten Grade unreinlich war!" Aber seitdem die Bäder reinlich sind, ist man selbst desto schmutziger geworden."

Bis zum Ende der Republik war die Zahl der öffentlichen, vom Staate oder von Privaten angelegten Badehäuser noch nicht groß. Als aber mit dem Beginn der Kaiserzeit das Bad, welches bisher mehr der Reinlichkeit und der Körperpflege gedient hatte, ein luxuriöser Genuß und die Badehäuser Vergnügungsorte ge-

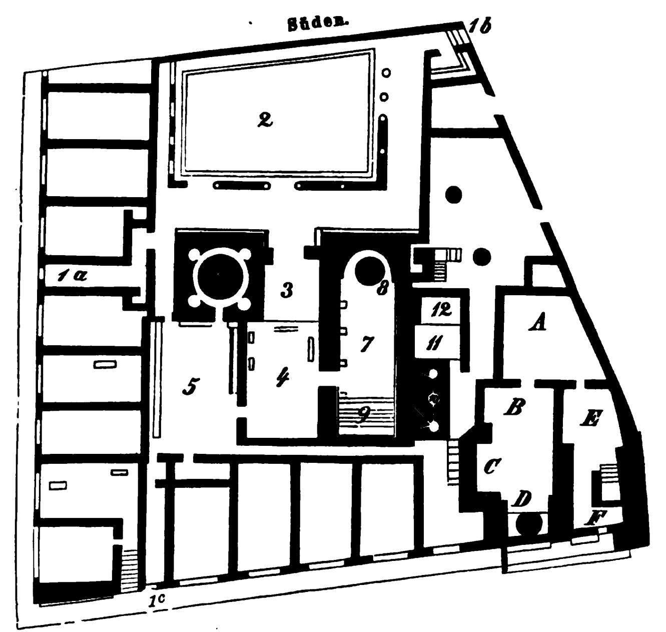
worden waren, als Vornehm und Gering, Reich und Arm, Jung und Alt täglich wenigstens einmal, Mancher sogar mehrmals badete, war eine größere Anzahl von Bädern nöthig und wurden Badeanstalten von ungeheuren Dimensionen erbaut. Agrippa, der Freund und Feldherr des Augustus, legte in dem Jahre seiner Aedilität auf eigene Kosten nicht weniger als 170 Badestuben (balnea) an und gewährte das ganze Jahr hindurch für Männer und Frauen das Bad unentgeltlich. Außer diesen 170 Badestuben baute er auch in Rom die ersten Thermen, das erste große Luxusbad. Dies sind die Thermen des Agrippa auf dem Marsfelde an der Südseite des ebenfalls von ihm erbauten Pantheons; Agrippa vermachte sie in seinem Testamente dem Volke, so daß es darin umsonst baden konnte. Das Wort Thermae bedeutet warme Bäder. Man darf aber nicht denken, daß die Thermen blos warme Bäder enthalten hätten, während in den Balneis nur kalte Bäder gewesen wären; denn in beiden waren alle Arten von Bädern, welche die Gewohnheit forderte, zu haben. Der eigentliche Unterschied besteht darin, daß Balneum ein bloses Badehaus ist, während die Thermen neben einer complicirten und zu verschiedenem Gebrauch bestimmten Badeeinrichtung noch den ganzen Apparat der griechischen Gymnasien enthielten. Denn aus diesen sind die Thermen hervorgegangen, weshalb sie auch öfter Gymnasien genannt wurden. Die Thermen hatten daher einen ungeheuren Umfang, wie noch heute ihre Ruinen zu Rom beweisen, während die Balnea weit kleinere und einfachere Gebäude waren; doch war auch hier eine gewisse Mannigfaltigkeit der Anlage nicht ausgeschlossen.

Wie die Zahl der Balnea, der kleineren Badehäuser, in Rom seit Agrippa immer mehr wuchs, so daß man deren im 4. Jahrhundert n. Chr. 592 zählte, so wurden auch von verschiedenen Kaisern zu Gunsten des Volkes noch Thermen erbaut, welche die keineswegs unansehnlichen Thermen des Agrippa an Pracht und Größe weit übertrafen. Zunächst entstanden im Marsfeld, nicht weit von denen des Agrippa, die Thermen des Nero (Thermae

Neronianae), welche später von Alexander Severus erneuert und daher Thermae Alexandrinae genannt wurden. Auf dem Esquilin liegen die Ruinen der Thermen des Titus und der des Trajan, von denen jene ein Männerbad, diese, ein kleineres Gebäude, ein Frauenbad waren. Außerhalb der Porta Capena, südöstlich vom Aventinus, waren die von Caracalla erbauten Thermae Antoninianae, deren ungeheure Trümmer noch heute in Erstaunen setzen. Die größten Thermen aber waren die des Diocletian auf der Scheide des Quirinal und Viminal; sie hatten nicht weniger als 3000 Badezimmer, und 2000 Menschen konnten zugleich in ihrem 200 Fuß langen und 100 Fuß breiten Schwimmbassin baden. Der Hauptsaal dieser Anlage ist durch Michel Angelo in eine geräumige Kirche (Sta. Maria degli angeli) verwandelt. Ein zu denselben Thermen gehöriges Rundgebäude wird ebenfalls als Kirche benutzt; ein umfassendes Kloster, mehrere Gärten und Gebäude, zwei große Plätze nehmen den Raum dieser Thermen ein. Unter dem Kaiser Constantin besaß Rom elf Thermen.

Wo nur immer Römer sich niederließen, in allen Theilen des großen Reiches, da richteten sie sich Bäder ein, ohne die sie eben nicht wohl sein konnten. Badehäuser fehlten in keiner Provinzialstadt, und selbst in Dörfern waren sie vorhanden. Reste solcher Badeanstalten haben sich daher nicht blos in Rom und Italien, sondern auch zahlreich in den früheren Provinzialländern der Römer gefunden, in Frankreich und England, am Rhein und Neckar wie in den Donauländern. Sie geben uns über die bauliche Einrichtung der römischen Bäder einen besseren Aufschluß, als die römischen Schriftsteller; am belehrendsten aber von allen sind die beiden Bäder, welche in Pompeji ausgegraben worden sind. Das eine derselben, im Jahre 1824 aufgedeckt — man nennt es „die älteren Thermen" — ist als ein Balneum zu bezeichnen, das andre, ausgedehntere, im Jahre 1857 entdeckt und daher „die neueren Thermen" genannt, kann schon unter die eigentlichen Thermen gerechnet werden. Wir geben zunächst einen Auszug aus Overbecks Beschreibung des älteren Bades.

Kleinere Thermen zu Pompeji.



nach Ruperti.

1*abc*. Eingänge zum Männerbade. — 2. Hof. — 3. Exedra. — 4. Tepidarium. — 5. Apodyterium. — 6. Frigidarium. — 7. Caldarium, Sudatorium. — 8. Labrum. — 9. Alveus fürs warme Bad. — 10. Heizapparat. — 11. 12. Wasserbehälter.

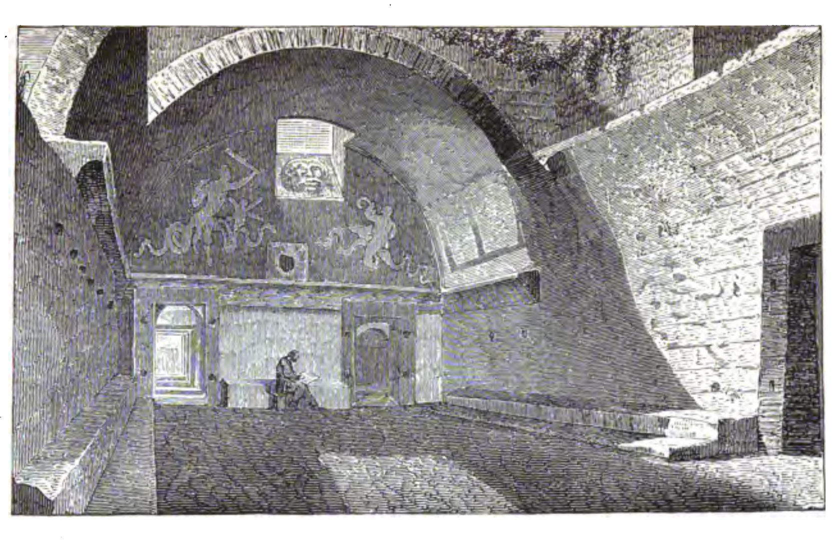
F. Eingang zum Frauenbade. — *A*. Tepidarium. — *B*. Caldarium. — *C*. Heißes Bad. — *D*. Labrum. — *E*. Apodyterium.

Dasselbe bildet einen von vier Straßen umgebenen Gebäudecomplex (insula), welcher ein unregelmäßig viereckiges Areal von 49,50 Meter Breite an der nördlichen und 26,30 Meter Breite an der gegenüberliegenden südlichen Straße, und 53 Meter mittlere Tiefe bedeckt. Das Gebäude hat in dem unteren, allein noch übrigen Stockwerke ungefähr 40 einzelne Räumlichkeiten, aber darunter sind mehr als die Hälfte solche Räume, die, als Läden und Handwerkerwohnungen dienend, an drei Straßen sich hinzogen und, nach der Straße hin offen, ohne Zusammenhang mit den inneren, für das Bad bestimmten Räumen waren. Die zu den Bädern gehörigen Räume theilen sich in die des Männerbades und des ganz davon geschiedenen Frauenbades. Das Männerbad hat drei Eingänge von drei verschiedenen Straßen aus. Durch den Eingang von der westlichen Straße gelangt man unmittelbar in den inneren Hofraum; der Eingang von der entgegengesetzten Seite führt durch einen Corridor links ebenfalls in den Hofraum und rechts in das Auskleidezimmer, während der dritte mittelst eines gewölbten Corridors direct in das Auskleidezimmer leitet, so daß man auf diesem Wege zu den eigentlichen Baderäumen gelangen konnte, ohne die Versammlung der Menschen im Hofe passiren zu müssen.

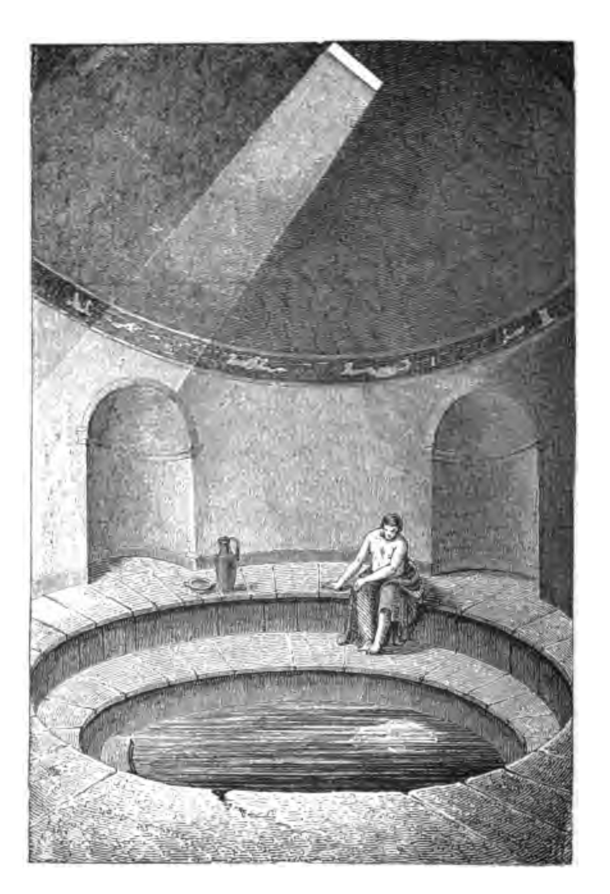
Der genannte Hofraum, der jetzt anmuthig genug in einen kleinen Garten verwandelt ist, wird an zwei Seiten von einem dorischen Säulengange, an der dritten von einer Kryptoporticus, einem durch ein Gewölbe bedeckten Gang mit Bogenfenstern, umgeben, und lehnt sich mit der vierten an die Hinterwand der Läden. Dieser Hof von etwa 20 Meter ins Geviert war die sogenannte Ambulatio, der Ort, an welchem sich die Badenden versammelten, um das Bad abzuwarten, wo man Unterhaltungen pflegte und vielleicht auch körperliche Uebungen und Spiele vornahm. Wahrscheinlich war er als ein anmuthiger Aufenthaltsort für müßige Stunden mit schattigen Bäumen bepflanzt. Da hier täglich sich viele Menschen einfanden, so mußte der Ort für Bekanntmachungen aller Art als sehr geeignet erscheinen, auch hat man solche in nicht unbedeutender Zahl auf den Wänden des Porticus gefunden. In

dem Umgang des Hofes fand man auch die Büchse, in welche der thürhütende Badewärter das für die Bäder empfangene Geld sammelte. An den Hof stößt ein offenes überwölbtes Gemach, die Exedra mit Sitzen, das eigentliche 4,75 Meter × 5,90 Meter große Conversationszimmer für die, welche ausruhen und sich zum Gebrauche des kalten Bades abkühlen wollten. Bei Abend wurde dies Gemach durch Lampen erhellt, welche so angebracht waren, daß sie ihr Licht durch Fensteröffnungen zugleich in das an die Hinterwand anstoßende Tepidarium warfen. Wie in der Exedra, so fanden sich auch Steinsitze in der Porticus vor derselben an den Wänden zu beiden Seiten des Eingangs der Exedra.

Hatte man sich in dem Hofe, seinen Gängen und der Exedra gehörig vorbereitet, so begab man sich durch einen Corridor, dessen Wölbung blau mit goldenen Sternen gemalt war, in das Auskleidezimmer, das Apodyterium. In dem Corridor fand man nicht weniger als 500 Lampen aus Thon — in dem Badehaus überhaupt mehr als 1000; man sieht also, wie bedacht die Pompejaner auf eine genügende Erleuchtung der an und für sich nicht gar zu hellen Baderäume waren. Das Apodyterium, 11,50 Meter lang und 6,80 Meter breit, ist, wie die nebenliegenden Zimmer, mit einem Tonengewölbe bedeckt, welches aus einem ziemlich schwerfälligen Carnies entspringt, der mit Greifen, Amphoren und Lyren in bunten Stuccoreliefen und dazwischen liegenden gemalten Arabesken verziert ist. Auf diesem Carnies werden die Lampen zur Erleuchtung des Gemaches in langer Reihe gestanden haben. Die Wände sind gelb bemalt, die gewölbte Decke hat weiße Felder mit rother Umsäumung, der Fußboden besteht aus einem groben weißen Mosaik mit schwarzem Rande. Steinerne Bänke laufen rings an den Wänden hin. In den Wänden sieht man die Löcher der Holzpflöcke, an welchen man wahrscheinlich die abgelegten Kleidungsstücke aufhängte, oder an denen, obgleich weniger wahrscheinlich, Regale befestigt waren, bestimmt, die abgelegten Kleider aufzunehmen. Diese blieben unter der Obhut eines Capsarius, eines Badesclaven, der in einer Capsa (einem Schrein) die Werthsachen



Ansicht des Apodyterium.



Ansicht des Frigidarium.

der Badenden gegen ein kleines Trinkgeld verwahrte. Ein kleines Zimmer am Ende des Apodyteriums scheint der Aufenthaltsort des Capsarius gewesen zu sein und zugleich zur Aufbewahrung von allerlei Badegeräthen nebst Salben und Oelen gedient zu haben. Man könnte es also mit dem antiken Namen des Elaiothesium bezeichnen. Sein Licht erhält das Apodyterium durch ein großes Fenster an der schmalen Seite hart unter der Wölbung, dem ein ähnliches in der zerstörten gegenüberstehenden Wand entsprochen haben wird. Das erhaltene Fenster, 1 Meter breit und 0,70 Meter hoch, war mit einer einzigen fast 5 Linien dicken, guten, flachen Glasscheibe geschlossen.

Eine Thüre in der Schmalseite unter dem genannten Fenster führt in das Frigidarium oder die Natatio, d. h. das kalte Bad oder das Schwimmbassin, welches diesen letzten Namen allerdings in Pompeji nur in sehr uneigentlichem Sinne tragen kann; denn das Gemach, nach außen viereckig, innen kreisrund, hatte nur 5,70 Meter im Durchmesser, das Bassin oder die Wanne (piscina) in der Mitte nur 4,50 Meter oberen Durchmesser und im Ganzen nur 1,17 Meter Tiefe. Das Frigidarium ist vollständig erhalten; es fehlt nur das Wasser in der Piscina, welches durch eine vier Fuß vom Boden des Umgangs angebrachte kupferne Röhre in einem flachen, 13 Centimeter breiten Strahle sich von oben her in starkem Wurf anmuthig plätschernd in die Piscina ergoß. Den vier Ecken nach außen entsprechend sind in dem inneren Rund des Gemaches vier halbrunde Nischen angebracht, die sogenannten Scholae, Ruheplätze. Der Boden sowie das Bassin mit der umlaufenden Sitzstufe bestehen aus weißem Marmor. Die das Gemach überdeckende, innen blau gemalte Kuppel hat die Form eines abgestumpften Kegels, die Wände sind mit grünen Pflanzen auf gelbem Grunde, die Nischen sind hellblau, wieder mit Pflanzenornamenten, ihre Wölbungen roth gemalt und mit einem hübschen Stuccorahmen eingefaßt. Die Ornamentation dieses kalten Bades sollte offenbar an die freie Natur erinnern.

Kehren wir aus dem Frigidarium in das Apodyterium

zurück, um durch eine Thüre in der Langseite desselben in das Tepidarium zu treten, ein Gemach von 10 Meter Länge und 5,60 Meter Breite, in welchem sich diejenigen entkleideten, welche die heißen Wasserbäder und die Dampfbäder in dem anstoßenden Caldarium gebrauchen wollten. Auch nahm man hier die mit dem Gebrauch der Bäder in Verbindung stehenden Reibungen und Salbungen vor. Der Name Tepidarium bedeutet ein mäßig erwärmtes Gemach. Die Erwärmung geschah theils durch einen beweglichen Herd von Bronze, theils durch heiße Luft, welche aus dem nebenliegenden Caldarium unter seinen hohlgelegten Fußboden geleitet wurde. Das Tepidarium ist reicher als alle andern Räume der Badeanstalt decorirt. Der Fußboden ist mit grobem weißen, schwarzumrandeten Marmormosaik geplattet, die Wölbung der Decke reich mit Stuccaturarbeit und mit Malerei auf farbigem Grunde verziert, die Wände roth gefärbt, der Carnies von Statuen getragen. Die Nischen zwischen den aus der Wand hervortretenden Statuen (Atlanten oder Telamonen) dienten wahrscheinlich als gesonderte Aufbewahrungsorte der Kleider derjenigen, welche sich hier im Tepidarium für das Schwitzbad vollständig entkleidet hatten. Das Tageslicht erhielt das Tepidarium auf dieselbe Weise wie das Apodyterium. Außer dem ehernen Kohlenbecken fand man in demselben drei Bänke von Bronze.

Neben dem Tepidarium zieht sich das Caldarium hin, durch eine Thüre mit demselben verbunden, welche sich, wie auch die Thüre zwischen dem Apodyterium und dem Tepidarium, von selbst schloß. Caldarium nennen wir zunächst das ganze Gemach nach seinem Hauptzweck, dem warmen Bade; wir können aber in dem Durchschnitt drei Theile unterscheiden, nämlich an dem einen Ende die Schola labri, eine große halbrunde Nische mit der großen Wanne (labrum) für kalte Abwaschungen nach dem Schwitzbade, dann in der Mitte das eigentliche Caldarium oder Sudatorium, den Raum für das trockne Schwitzbad mit unterhöhltem Fußboden (suspensura) und hohlen Wänden, durch welche



Ansicht des Tepidarium.



Ansicht des Caldarium.

die heiße Luft strich, endlich an dem anderen Ende die viereckige Wanne für das warme Wasserbad (lavatio calda). Ein Laconicum, ein besonderes Gemach für das Schwitzbad, war in diesem Balneum Pompeji's nicht vorhanden. Ein großes und mehrere kleinere Fenster in der Deckenwölbung dienten zur Erhellung des Raumes sowie zum Ablassen des Dampfes und zum Einlaß frischer Luft.

Das Labrum in der Nische an dem einen Ende des langen Saales ist eine große flache Kumme von 2,34 Meter Durchmesser, 8 Zoll Tiefe und 1 Meter Erhebung über dem Boden, in der Mitte nabelförmig erhoben. Hier ist eine bronzene Röhre durchgetrieben, durch welche das Wasser emporstieg. Dies war aller Wahrscheinlichkeit nach kalt, d. h. kalt im Vergleich zu der heißen Luft des Caldariums, und diente, um den Kopf des Badenden zu begießen, ehe er aus der Hitze fortging. Die Wanne ruht auf einem nicht eben zierlichen Fuße von Lava. — Am entgegengesetzten Ende des Caldariums ist die viereckige Wanne (alveus oder baptisterium) für das warme Bad. Auf zwei Stufen stieg man zu derselben hinauf und setzte sich auf die dritte oder die Wand der Wanne von weißem Marmor. Die Füße der Badenden ruhten auf einer inneren Stufe von halber Höhe der Wanne, vermittelst deren man sich allmählich in die heiße Fluth tauchen konnte. Die ganze Länge der Wanne ist 5,05 Meter, die Breite 1,59 Meter, und die Tiefe beträgt nur 0,60 Meter. Zehn Personen können nebeneinander auf dem Boden des Bassins gesessen haben; denn sitzend wird man, nach der geringen Tiefe der Wanne zu schließen, das Bad genommen haben, weshalb auch die hintere Wand der Wanne wie die Lehne eines Stuhls geneigt ist. — Zwischen dem Labrum und diesem Alveus ist nun endlich das eigentliche Caldarium, das trockene, d. h. nicht durch Dampf, wie in unseren russischen Bädern vermittelte Schwitzbad, dessen Sitze von Holz gewesen sein werden, weil außer diesem Material nur Stein der dauernden warmen Feuchtigkeit widerstanden haben würde. Der Boden ist nach dem Alveus

hin leise geneigt, so daß in seiner Nähe ein Abfluß für das niedergeschlagene Wasser gewesen sein muß. Aus Rücksicht auf die in diesem Gemache stetigen aus dem Alveus aufsteigenden warmen Dämpfe sind seine Decorationen ungleich einfacher als die des Tepidariums. Der Fußboden ist von Mosaik und durch kleine Thonpfeiler (suspensurae) unter den Ecken der einzelnen das Mosaik tragenden Thonplatten unterhöhlt. In ähnlicher Weise ist die Höhlung der Wände hergestellt. Dieselben sind nämlich nicht wie in manchen anderen Beispielen solcher Anlagen von einem System von Thonröhren durchsetzt, durch welche die heiße Luft circulirte, sondern sie bilden gleichsam eine große Röhre, indem 4 Zoll von der Mauer eine Verkleidung von Thonplatten gebildet ist, welche mit jener nur durch eiserne Klammern verbunden sind.

Unmittelbar neben dem Caldarium liegt der Heizapparat, zu dem ein eigener Eingang von der Straße aus führt. Der ganze Heizapparat ist in ein sehr solides Mauerwerk eingeschlossen. Nur wenig über dem Boden befindet sich ein runder Herd, von dem aus ein gemauertes Rohr die heiße Luft unter den Fußboden des Caldariums und hinter dessen hohle Wände leitete. Auf einer kleinen Treppe gelangt man zu den höher und seitwärts eingemauerten Kesseln, von denen der erste das kochende oder fast kochende Wasser in die Wannen des Caldariums ergoß, während er neuen Zufluß aus einem wieder etwas höher eingelassenen Kessel erhielt, in dem das Wasser nur erwärmt wurde und der mit dem Labrum des Caldariums in Verbindung steht. In diesen Kessel endlich floß aus einem viereckigen großen Reservoir kaltes Wasser, welches in den beiden genannten Kesseln allmählich bis gegen die Siedhitze erwärmt wurde. In dem Vorraume des Herdes, dem Praefurnium, in welchem sich der Heizer aufhielt, fand man eine beträchtliche Menge Pech, welches zur lebhaften Anfachung des Feuers gedient haben mag.

Das Frauenbad in demselben Gebäude, aber von dem Männerbad völlig abgesondert, liegt so, daß der gemeinschaftliche

Heizapparat sich zwischen dem Caldarium beider Bäder befindet und beiden leicht das heiße Wasser und die heiße Luft zuführen konnte. Es hat dieselben Räumlichkeiten wie das Männerbad, aber in kleineren Dimensionen. Die Ornamentirung derselben ist ungleich einfacher als die des Männerbades, was wohl in der zurückgesetzten Stellung der Frauen seinen Grund gehabt hat.

Das eben beschriebene pompejanische Balneum enthält vollständig die wesentlichen Theile eines römischen Bades: außer der Heizstelle das Apodyterium, Frigidarium, Tepidarium und Caldarium. Neben diesen den eigentlichen Kern eines Bades bildenden Räumen, in welchen die Hauptacte des Badens vorgenommen werden konnten: das Schwitzen in erwärmter Luft, das warme Wasserbad, das kalte Wasserbad und die Abreibung, waren häufig in größeren Bädern noch mancherlei Nebenräume zur Bequemlichkeit und des Luxus halber vorhanden, wie Höfe und Hallen zum Umherwandeln und zu körperlichen Uebungen, Warte- und Unterhaltungssäle, Aufenthalsorte für die den Badenden begleitenden Sclaven, ein besonderer Raum zum Salben und Abreiben, der im lateinischen Unctorium, im Griechischen Elaiothesion heißt und in welchem die das Salben und Reiben ausübenden Leute (unctores) angestellt waren. Dann hatte man in vielen Badehäusern auch noch kleine Gemächer mit je einer Wanne, in welcher der Kranke wie der Gesunde einzeln ein warmes Bad nehmen konnte. Ein solches Einzelbad hieß Solium. Für das Schwitzbad hatte man auch einen besonderen Raum, das Laconicum, über dessen Construction übrigens die Sachverständigen verschiedener Meinung sind. Manche haben irrthümlich die Nische des Labrums im Caldarium für das Laconicum angesehen. Jedenfalls war das Laconicum ein für sich von Wänden eingeschlossener Raum. Nach Vitruvs Vorschrift wurde es in der Basis am besten kreisförmig und mit halbkugelförmiger Ueberwölbung angelegt. Das Licht fällt durch eine Oeffnung in der Höhe der Kuppel ein; unter dieser Oeffnung hängt eine eherne Scheibe

(clypeus) an Ketten, welche, herabgelassen oder hinaufgezogen, die Hitze zu temperiren bestimmt ist.

Wie zu Pompeji ein Männer- und ein Frauenbad in demselben Balneum nebeneinander lagen, so waren in größeren Bädern, welche blos für Männer bestimmt waren, oft dieselben Räume und Badeeinrichtungen mehrmals vorhanden, damit möglichst Viele zugleich baden könnten.

Die Zeit des Badens war bei den Römern wie auch bei den Griechen für die Meisten vor der Hauptmahlzeit (coena), welche gegen Sonnenuntergang stattfand; denn das Bad regte den Appetit an. Die gewöhnliche Badestunde mag also etwa die achte des Tages gewesen sein, doch badete man auch schon früher; „die Badezeit ist festgesetzt von der Mittagszeit bis zum Abend," sagt Vitruv, aber man dehnte wenigstens außerhalb Roms das Baden auch bis in die Nacht aus, wie man aus den vielen in dem pompejanischen Bade gefundenen Lampen ersieht. In Rom war das Bad bis in die Zeit des Alexander Severus gesetzlich vor Einbruch der Nacht geschlossen. Manche badeten auch vor der Mittagszeit, vor dem Frühstück (prandium), wie Horaz, der nach seiner eignen Erzählung in Sat. 1, 6 den Tag in folgender Weise verbrachte. Bis zur vierten Stunde blieb er lesend, meditirend und schreibend im Bette, dann ging er spazieren oder machte Besuche, worauf er auf dem Campus Martius die Palästra und das Ballspiel aufsuchte. Nach dem Ballspiel verläßt er das Marsfeld, etwa um die fünfte oder höchstens die sechste Stunde, „wann die Sonne heißer brennt", und geht zum Bade. Nach dem Bade nimmt er ein einfaches Frühstück, um den Rest des Tages bis zum Abendspaziergang und zur Mahlzeit in häuslicher Muße hinzubringen. Obgleich man wußte, daß es gefährlich war, mit vollem Magen zu baden, so gingen doch Schwelger der späteren Zeit nach der Mahlzeit ins Bad, um die Verdauung zu befördern und die Trunkenheit zu bewältigen, damit sie darnach noch einmal sich zu Tische legen könnten; ja man hielt Gastmähler und Trinkgelage im Bade. Manche auch gingen früh Morgens

nach durchschwelgter Nacht ins Bad, ehe sie verdaut hatten. Viele waren unmäßig im Genuß des Bades, so daß sie zwei- und mehrmals täglich badeten; von dem Kaiser Commodus wird erzählt, daß er sogar sieben bis achtmal des Tages ins Bad ging.

Die öffentlichen Bäder wurden schon des Vormittags, etwa um zehn oder elf Uhr geheizt, und es dauert nicht lange, so gibt eine Glocke das Zeichen, daß die Bäder bereit sind; dann stürmen Gesunde und Kranke, von ihren Sclaven begleitet, in die verschiedenen Baderäume. Die, welche in den einzelnen Badezellen, den Soliis, baden wollen, sind zum größten Theil Kranke. Sie finden neben der Badewanne mit dem warmen Wasser mancherlei Stoffe zu ärztlichem Gebrauche zurecht gestellt. Da steht gewärmtes Seewasser mit Essig gemischt, um es während des Bades zu trinken, oder zerstoßenes Salz, das der Genesende sich unter die Zunge legt, um die Hitze des Bades erträglicher zu machen, für die Podagristen ist Salpeter bereit, auf welchen sie sich während des Bades setzen. Die meisten Badelustigen suchen nicht die Einzelzellen auf, sondern wollen in größerer Gesellschaft baden, doch verbietet die Sitte, daß der Vater mit dem Sohne, der Schwiegervater mit dem Schwiegersohne bade. Beim Eintritt in das Badehaus zahlte man dem Thürsteher oder Aufseher der Anstalt das Badegeld und empfing dagegen eine Marke, welche man beim Betreten des Badezimmers dem daselbst befindlichen Bademeister abliefern mußte. In den letzten Zeiten der Republik kam es vor, daß Männer, welche sich um die öffentliche Gunst bewarben, für einen oder mehrere Tage dem Volke das Eintrittsgeld für die Bäder bezahlten und auch das bei dem Bade nöthige Oel lieferten. Als Augustus aus Germanien zurückkehrte, erhielt das Volk für diesen Tag unentgeltlich Bad und Barbier, und Agrippa gab, wie wir oben gesehen, Freibad ein ganzes Jahr lang und vermachte seine Thermen dem Volke zu unentgeltlichem Gebrauche. Auch die öffentlichen Bäder und Thermen, die nachher von den Kaisern erbaut wurden, waren Freibäder. Doch ist es wahrscheinlich, daß auch diese Gratisbäder nicht ganz ohne Eintritts-

geld waren; es scheint, daß der Quadrans, der so häufig als Badegeld erwähnt wird, das Entree für die öffentlichen Bäder war und diese Kleinigkeit dem Badewärter als Vergütigung für seine Bemühungen gezahlt wurde, während das Bad selbst frei war. In nicht öffentlichen Bädern wird das Eintrittsgeld verschieden gewesen sein.

Wer nun das Bad durch alle Grade gebrauchen wollte, der bereitete sich zuerst zum Genusse desselben durch irgend eine Art von körperlichen Uebungen vor. Dies geschah entweder in dem Badehause selbst, oder der ins Bad Kommende hatte, wie Horaz, diese Uebungen schon anderwärts vorgenommen. Zunächst begab man sich dann in das Apodyterium, um daselbst die Kleider abzulegen, was jedenfalls hier diejenigen thaten, welche blos das nahe Kaltbad gebrauchen wollten. Wer zu dem warmen Bade wollte, konnte, wenn ihm die Temperatur des Apodyteriums zu kalt war, die Entkleidung auch erst in dem anstoßenden mäßig erwärmten Tepidarium vornehmen. Die abgelegten Kleider wurden nicht blos von dem Capsarius, sondern auch von den Sclaven bewacht, welche ihren Herrn hierher begleitet und die Badeutensilien getragen hatten, auch wohl beim Bade selbst ihm allerlei Dienste leisteten. Bewachung war nöthig, denn in den Bädern ward viel gestohlen. Der Entkleidete setzte sich, in ein Badetuch gehüllt, eine Zeitlang ruhig hin, bis die Temperatur des Tepidariums ihm einen leichten Schweiß erzeugt hatte; dann ließ er sich in demselben Raum oder auch in einem besonderen Unctorium mit Oel einreiben, oder er vollzog dies Geschäft selbst an sich. Das Oel brachte man sich in einem Fläschchen mit, oder vielmehr der Sclave trug es nebst dem Striegel oder Schabeisen und den leinenen Tüchern zum Abtrocknen dahin. Das Einreiben von Oel und Salben geschah nicht blos vor dem Bade, sondern auch nach demselben, ja man verließ zeitweise das Bad, um sich von neuem zu salben. Das Schabeisen diente dazu, den Schweiß, Oel und Unreinlichkeiten von der Haut abzukratzen; es war nach vorn gekrümmt und hatte eine Hohlung, in welcher sich bei Bestreichung

des Körpers Schweiß, Oel oder Wasser sammelte und wie in einer Rinne herablief. Seifen kommen erst in der Kaiserzeit vor; statt ihrer bediente sich der Vermögendere eben des Oels, von dem man sehr kostbare wohlriechende Sorten hatte, der gemeine Mann begnügte sich mit dem von Alters her üblichen Mehl der Lupinen.

Nach der Einreibung des Körpers begab man sich in das Caldarium, um dort, auf einer Bank sitzend, in der heißen Temperatur ein Schwitzbad zu nehmen, was in manchen Bädern auch in einem Laconicum geschehen konnte. War der Zweck des Schwitzens erreicht, so ging man entweder in das im Caldarium befindliche heiße Wasserbad, oder man unterließ dies und begab sich sogleich zu dem Labrum, um sich mit kaltem Wasser übergießen zu lassen, oder auch in das Frigidarium, das kalte Bad, um in demselben die erschlaffte Haut wieder zu erfrischen und zu kräftigen. Uebrigens ist es natürlich, daß nicht Jedermann diese verschiedenen Arten des Bades durchmachte; Mancher nahm nur ein kaltes oder ein warmes Bad, Mancher nur ein Schwitzbad, wobei er sich einreiben und bürsten ließ.

Mit welchem Luxus während der Kaiserzeit die römischen Bäder ausgestattet waren, haben wir aus dem oben mitgetheilten Briefe des Seneca ersehen können. Zur Zeit des älteren Plinius wollte manche römische Dame kein Badezimmer betreten, wenn es nicht mit Silber ausgelegt war. In dem von Statius und Martial beschriebenen Bade des Claudius Etruscus waren die gewöhnlichen Marmorarten, selbst wenn sie kostbar waren, ausgeschlossen, kaum war der grüne lakonische zugelassen, um größere Flächen des bläulichroth gefleckten synnadischen aus Phrygien in langen Leisten einzufassen; die seltensten Marmorarten dagegen waren mit Verschwendung angebracht, der gelbe numidische, der schneeweiße phönikische u. s. w. Glänzende Wölbungen enthielten Bilder aus Glasmosaik, das Sonnenlicht, durch Kuppeln breit einfallend, verbreitete überall reiche Helle; aus silbernen Röhren sprang das Wasser in silberne Becken; durch das von Marmor eingefaßte Schwimmbecken war fließendes Wasser geleitet, so klar, daß man

den bloßen Marmorboden zu sehen glaubte. Auch bei dem Bade selbst riß ein immer größerer Luxus ein, man mischte das Badewasser mit Saffran und duftenden Salben, bestreute sich den Körper mit wohlriechenden Pulvern, ließ sich den ganzen Körper mit Schwanenflaum oder purpurrothen Schwämmen abreiben u. s. w.

Bei weitem mehr noch als in den kleinen Badehäusern herrschten Luxus und verschwenderische Pracht in den riesigen Thermen, welche von den Kaisern dem Volke gebaut wurden und Alles in sich vereinigten, was Unterhaltung und Erheiterung, sinnlichen und geistigen Genuß gewährte. Sie wurden dadurch der eigentliche Sammelplatz der vornehmen Welt. In den weit ausgedehnten Bauten befanden sich außer den mannigfaltigsten Badeeinrichtungen von zum Theil colossalen Dimensionen Anlagen für die verschiedenen gymnastischen Uebungen und alle die Räume, welche die griechischen Gymnasien enthielten, Ringplätze, Räume für das selbst von den vornehmsten Männern geübte Ballspiel, Säulenhallen, Parks und Spaziergänge, Conversationszimmer, Bibliotheken, Pinakotheken, Säle für Recitationen von Dichtern und Vorträge von Philosophen und Rhetoren, kleine Theater, Schauplätze für Gladiatorenkämpfe u. s. w. Die architektonische Pracht war fabelhaft, sie strahlten in der reichsten Ornamentik und einer Fülle der herrlichsten Kunstwerke. Die berühmte Laokoongruppe stammt aus den Thermen des Titus, aus den Thermen des Caracalla der farnesische Hercules und der farnesische Stier, sowie die colossale Wanne aus Granit auf der Piazza Farnese und die kostbaren Mosaikböden im obern Stock des Lateran; die beiden Colosse der Dioskuren auf dem heutigen Monte Cavallo standen am Eingang der Thermen des Constantin. Manche herrliche Säule, die an neueren Bauten des heutigen Roms bewundert wird, manche schöne Badewannen aus den kostbarsten Steinarten, welche heute in den römischen Museen gezeigt werden oder in den Kirchen Roms als Särge von Heiligen fungiren, waren einst Zierden der römischen Thermen.

Das im Jahre 1857 entdeckte Badehaus zu Pompeji, die

sogenannten neueren Thermen, können allerdings vermöge ihrer Einrichtung zu den Thermen gerechnet werden, sind jedoch nur ein winziger Bau gegen die Badepaläste zu Rom. Das Gebäude bedeckt mit den auf zwei Seiten an demselben angebrachten Läden einen Flächenraum von ungefähr 65 Meter mittlerer Breite und gleicher Tiefe und enthält außer zwei Männerbädern, die im Allgemeinen mit denen des kleineren pompejanischen Bades übereinstimmen, und einer kleinen Reihe von Einzelbädern (solia) mehrere Räume für gymnastische Zwecke, die im Ganzen wohl ein größeres Feld einnehmen, als sämmtliche Baderäume. Durch den Haupteingang gelangt man in einen auf drei Seiten mit Säulenhallen umgebenen Hof von 12 Meter Breite und 19 Meter Tiefe, den man mit Rücksicht auf die dort vorgenommenen gymnastischen Uebungen Palästra nennen kann. An der Seite des Hofes, welche ohne Porticus ist, liegt unter freiem Himmel in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Hofe ein viereckiges Schwimmbassin, 16,5 Meter × 8 Meter groß und 2 Meter tief, zu kalten Bädern bestimmt. Die Piscina selbst ist aus weißem Marmor. Zur Rechten und zur Linken dieser Natatio ist ein bedecktes, aber doch luftiges Gemach, jedes mit einer Thüre nach der Natatio und einer zweiten nach der Palästra hin, so daß sie also zu der Natatio und der Palästra in Beziehung gestanden haben müssen, es waren Vorbereitungszimmer einestheils für die Palästra, andrerseits für das Schwimmen. Man konnte in denselben sowohl für das gymnastische Spiel sich einölen und mit feinem Sande anstäuben, als auch nach der Palästra und vor dem Bade Oel und Staub mit dem Striegel abschaben, wenn man nicht vorzog, sich unmittelbar nach den gymnastischen Uebungen ins Bad zu begeben. Neben dem einen der genannten Zimmer befand sich noch ein großes Gemach, das höchst wahrscheinlich als ein Apodyterium anzusehen ist. An einer andern Seite des Hofes liegen zwei Zimmer nebeneinander, welche vom Hofe aus weite Eingänge hatten und also ebenfalls mit der Palästra im Zusammenhang standen; doch ist man über ihre Bestimmung im Unklaren. Vielleicht war das

eine ein Coryceum, in welchem die Faustkämpfer sich gegen einen aufgehängten Sandsack in Schlag und Stoß übten, und das andre eine Exedra. Alle diese Räume waren schön decorirt, standen aber in dieser Beziehung hinter der Pracht der Thermen Roms weit zurück.

Von den Ruinen der römischen Thermen sind namentlich die der Thermen des Caracalla, welche für die prächtigsten in Rom galten, seit dem Jahre 1824 aufgegraben und genauer untersucht worden; doch ist es nicht wohl möglich, alle die vielen Räume ihrer Bestimmung nach sicher zu benennen. — Wir wollen nur einige derselben betrachten. Das von Caracalla selbst erbaute Hauptgebäude war ein großer Palast in der Form eines Rechtecks, dessen vordere Fronte in der Mitte ein bis zur Hälfte heraustretendes Rundgebäude als Eintrittsraum hat. Diese herrliche Rotunde war in ihrer Anordnung von acht Nischen dem Pantheon ähnlich und steht demselben auch in ihrer Größe nicht viel nach — sie hat einen Durchmesser von 111 Fuß — aber die Kuppel ist nicht sphärisch wie bei dem Pantheon, sondern auffallend flach, so daß die Alten sie mit einer Sohle verglichen und die ganze Rotunde Cella solearis nannten. „Die Rotunde ist nach dem Urtheil der Sachverständigen mit einer unnachahmlichen Kunst verfertigt, indem die ganze Kuppel auf einem ehernen Gegitter ruht, das Gewölbe selbst aber einen solchen Umfang hat, daß sehr einsichtsvolle Werkmeister die Möglichkeit dieses Bauwerkes nicht begreifen können.“ So berichtet Spartian; indeß glaubt Hirt nicht, daß ein Gegitter von mettallenen Tragstäben in dem Innern dieser flachen Kuppel angebracht gewesen sei, sondern erklärt die Möglichkeit der flachen Wölbung bei so weiter Spannung aus der Leichtigkeit des Baumaterials, eines porösen, sehr leichten Bimssteins. Aus der Cella solearis gelangte man durch ein Apodyterium in das Ephebeum, in welchem die Jugend ihre gymnastischen Uebungen anstellte. Acht colossale Granitsäulen trugen die Kreuzgewölbe der Decke dieses prächtigen Saales, der eine Länge von 179 Fuß hat; kleinere Räume, für Zuschauer oder Ringer bestimmt, schlossen sich auf den

Schmalseiten dem Saale an und steigerten, da sie nur durch Säulenstellungen von demselben getrennt waren, den Eindruck der Größe sehr erheblich, während je zwei nischenartige Ausbauten (exedrae) die beiden längeren Seitenwände belebten. Hinter dem Ephebeum lag der oben offene, herrlich geschmückte Saal des Schwimmbassins. Der Saal hatte dieselbe Länge mit dem Ephebeum und war wie dieses durch mehrere Nischen und andre für die Zuschauer bestimmte Säle erweitert; der Boden des Schwimmbassins war mit den schönsten Marmorarten getäfelt.

Die bis jetzt genannten Räume, welche sich durch die Mitte des ganzen Gebäudes bis zur Hinterwand zogen, machten den Hauptheil desselben aus und unterschieden sich auch äußerlich durch ihre Höhe von den Theilen rechts und links, welche, ganz gleichmäßig sich entsprechend, eine große Menge von Räumen der verschiedensten Bestimmung enthielten, große Peristyle mit Schwimmteichen und anstoßenden Uebungsräumen, Elaiothesien mit den daran sich anschließenden Konisterien, in denen die Ringer sich nach der Einsalbung mit Staub bestreuten, auf jeder Seite ein Laconicum, Caldarium, Tepidarium, Frigidarium, Unterhaltungssäle, Bibliotheken. Alle diese Räume waren aufs herrlichste ausgeschmückt, mit den schönsten Mosaikböden, mit kostbaren Säulen und Marmorwänden, Statuen und Gemälden.

Dieses Hauptgebäude hatten die Kaiser Heliogabalus und Alexander Severus ringsum mit einem riesenhaften Außenwerk umgeben, einem zweistöckigen Gebäude, das gleichsam eine große quadratische Ringmauer um dasselbe bildete und den weitern das ganze Hauptgebäude umziehenden Hof einschloß. Der Hof war mit Platanen beschattet, mit zahlreichen marmornen Ruhebänken umsäumt, hatte freundliche Beete mit duftenden Blumen, breite schattige Wege und Gänge und freie Plätze. Hier herrschte das bunteste Gedränge von denen, welche aus dem Bade kamen, von Producenten freier Künste, Waarenverkäufern und Unterhändlern aller Art. Das umschließende Außenwerk hatte eine unendliche Menge von Räumen für Bad und Spiel, für allerlei leibliche

Uebungen, gesellige und gelehrte Unterhaltung. In der hinteren Seite desselben war das große Wasserreservoir, dem das Wasser durch einen Aquäduct zugeführt wurde, um wiederum nach 32 großen Räumen abzufließen. Die vordere Seite des Außenwerkes war nach außen mit 60 Säulen von rothem Granit geschmückt, welche den Oberstock des Gebäudes trugen. In ihrer Mitte führte eine breite Treppe aus weißem Marmor zu dem gewölbten, prächtig ausgeschmückten Durchgang nach dem Hofe.

Heiße Bäder führen Verweichlichung herbei; sie erzeugen, wie Hippokrates sagt, weibisches Fleisch, schwache Nerven und geistige Abstumpfung. Diese schlimmen Folgen hatten auch die Römer zu erleiden, zumal da sie im Genuß der warmen und heißen Bäder maßlos waren. Statt der Erfrischung holten sie sich in ihren Badehäusern Erschlaffung. Und nicht allein das Bad an und für sich corrumpirte die Römer; die Thermen waren auch der Mittelpunkt für ein müßiggängerisches Genußleben geworden, das die Sitten verdarb und dem Volke die Lust zur Arbeit benahm. Es erfüllte sich an den Römern die griechische Prophezeihung, daß, wenn irgend Etwas dieses Volk zu Sclaven machen würde, dies durch seine Bäder geschähe.

Bajä.

Badeorte mit mineralischen Wassern waren am Ende der römischen Republik und während der Kaiserzeit allgemein im Gebrauche, und die Stellen, wo die Natur diese Gabe spendete, wurden von Kranken und Gesunden viel besucht. Man benutzte die warmen wie die kalten Quellen, zum Baden sowohl wie zum Trinken, und fand daneben auch größtentheils dieselben Genüsse und Vergnügungen, welche das heutige Leben der Kurorte bietet. Fast sämmtliche Bäder der Jetztzeit, welche einst innerhalb der Grenzen des römischen Reiches lagen, waren auch den Römern schon bekannt und von ihnen benutzt, die Bäder in den Alpen

und Pyrenäen, am Taunus und am Schwarzwald und fern im Süden an dem Fuße des Atlas. Auch Italien selbst war reich an mineralischen Quellen, besonders Hetrurien und das vulcanische Campanien; das bei weitem besuchteste Bad aber, der glänzendste Badeort der Welt war das reizende Bajä an der campanischen Küste.

Die Küste von Campanien war die herrlichste Gegend Italiens, der anmuthigste Aufenthalt, den man finden konnte. Die Luft, stets mild und lau, erhielt durch den Hauch des Meeres doch wieder eine eigenthümliche Frische, es gab keine Jahreszeit, wo die Bäume nicht Früchte, die Gärten und Fluren nicht Blumen hatten; der reinste Himmel strahlte herab auf das blaue Meer und auf die an malerischen Schönheiten so reiche Landschaft, die in der üppigsten Fülle der Vegetation prangte und übersät war mit freundlichen Städten und Dörfern. Gerade der Meeresstrand von Misenum bis nach Sorrent hinab, das Ufer des Golfs von Neapel, war umsäumt von einer zusammenhängenden Reihe hellschimmernder Flecken und Städte, Tempel und Villen, daß das Ganze dem Auge wie eine einzige große Stadt vorkam. Der schönste Theil dieses Ufers aber war der kleine Meerbusen zwischen dem Vorgebirge Misenum und Puteoli (Puzzuolo), an welchem Bajä lag, durch Natur und Kunst der reizendste Punkt der ganzen Küste. „Kein Meerbusen der Welt überstrahlt das anmuthige Bajä," so heißt es bei Horaz, und jeder Römer gab gewiß dem Dichter Recht; Martial lobt Bajä als „das goldene Ufer der seligen Liebesgöttin, das holde Geschenk der stolzen Natur".

Die Stadt Bajä selbst lag am ebenen Strande, rings umschlossen von einem Kranze grüner Berge. Der ganze Raum vom Meere bis hinauf zu den Höhen war von Villen und Palästen, die in Pracht mit einander wetteiferten, von Gärten, Tempeln und andern Gebäuden angefüllt; von allen Punkten aus hatte man die herrlichste Aussicht auf den schönen Golf. Ernstere Männer der früheren Zeit, wie Marius, Pompejus, Cäsar, hatten ihre Villen wie feste Burgen auf den höchsten Jochen der Berge

angelegt; „diese Männer glaubten wohl," sagt Seneca, „daß es für Kriegsleute passender sei, von der Höhe herab weit und breit die Niederungen mit dem Blick zu beherrschen; ihre Anlagen waren nach Lage und Bauart mehr Burgen als Villen." Prachtvollere und luxuriösere Villen mit hohen Thürmen, von denen aus man über den bajischen Meerbusen hinweg weit in das offene Meer schaute, hatten andre, wie Lucullus und reiche Leute der Kaiserzeit, an den Abhängen der Hügel und an dem Strande selbst erbaut, manche so, daß sie weit in das Meer hineinragten. Die Welt sollte wohl bei solchen kostspieligen Bauten in der See, von denen noch jetzt imposante Trümmer übrig sind, den Reichthum des Besitzers bewundern, denn der vornehme Römer liebte es, mit seinem colossalen Reichthum colossal zu prunken; aber man mochte auch zum Theil aus Rücksicht auf die Gesundheit in das Meer hinausbauen, um die frische Seeluft näher zu haben, weil die Gegend von Bajä nicht allgemein für gesund galt. Alle diese Gebäulichkeiten, welche um Bajä herumlagen, bildeten für sich gleichsam eine eigene Stadt.

Die vornehme Welt von Rom zog sich zu verschiedenen Zeiten des Jahres in diese ihre Villen zurück, um dem Tumulte der Hauptstadt ferne zu sein. Sie konnten hier in stiller Zurückgezogenheit leben, konnten aber auch nach Belieben an dem heiteren Treiben der Badewelt von Bajä sich betheiligen oder die nahegelegenen freundlichen und lebhaften Städte und die Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten der Nachbarschaft besuchen. Fünf römische Meilen nördlich von Bajä lag das sagenreiche Cumä, interessant als die älteste griechische Colonie in Italien, deren Einwohner noch in der Kaiserzeit sich durch ihre griechische Eigenthümlichkeit und Feinheit im Leben auszeichneten; drei Meilen südlich von Bajä war der große Hafen von Misenum, die Hauptstation der römischen Flotte und darum ein Platz regsamsten Verkehrs, und eben so weit hatte man über den Meerbusen nach dem schönen Puteoli, in dessen Rücken der Berg Gaurus mit seinen berühmten Weinreben sich erhob. Nördlich von Bajä,

in der Nähe von Cumä, lag in einsamer schauerlicher Wildniß, von dichten Cypressen umschattet, der See Avernus, finster und traurig, so daß das Volk glaubte, hier befinde sich ein Niedergang zum Todtenreich. Man zeigte dort die Höhle, in welcher die cumanische Sibylle in begeistertem Rasen ihre Orakel gegeben haben sollte. Noch heute sieht man diese Höhle und weitläufige damit zusammenhängende Substructionen. Nicht weit vom Avernersee, näher dem Meerbusen, lag der durch seine trefflichen Fische berühmte Lucrinersee, welchen Agrippa im Namen des Augustus durch einen Canal einerseits mit dem Meerbusen, andrerseits mit dem See Avernus verbunden hatte, so daß er von den alten Schriftstellern bald ein Meerbusen, bald ein See genannt wird. Gewaltige, in das Wasser gesetzte Dämme machten ihn zu einem wohlgeschützten Hafen, auf dessen stillem Gewässer häufige Lustfahrten angestellt wurden. Südlich von Cumä gelangte man in eine merkwürdige Gegend, wo nahe bei einem düsteren zwischen dunkelbewachsenen Hügeln und Felsen gelegenen See sich eine freundliche schöne Ebene ausdehnte; man glaubte aus den Schrecken des Tartarus plötzlich in die paradiesischen Gefilde der Seligen zu kommen, und darum hieß jenes schauerliche Gewässer der acherusische See und das liebliche Gefilde die elysischen Felder. Das ganze Land um Cumä und Bajä her hatte bei all seiner Schönheit und Fruchtbarkeit etwas Infernalisches: der Dampf und Schwefel, welcher vielfach aus dem Boden hervortrat, die heißen Quellen und das verbrannte Gestein wiesen auf unterirdisches Feuer hin, welches dem Lande zu jeder Stunde Verderben bringen konnte; aber der leichte Sinn der Menschen dachte nicht an die Gefahr und genoß sorglos, was die Natur zum Heil und zur Freude ihnen spendete.

Auch Bajä, das heitere Bajä, verdankte seinen Glanz und Ruhm dem infernalischen Character des Landes, den warmen und heißen Quellen und den aus dem Boden vordringenden Schwefeldämpfen, welche zur Heilung von mancherlei Krankheiten benutzt wurden. Die Quellen waren von verschiedenem Gehalte; die

einen enthielten nach der Angabe des Plinius Schwefel, andre Alaun oder Salz oder Bergöl, andre hatten eine saure oder salzige Mischung, wieder andre nützten durch den blosen Dampf. Aber die heißen Schwefeldämpfe, welche man zu Schwitzbädern gebrauchte, kamen auch an vielen Stellen von selbst aus Höhlen hervor oder erhielten durch weniges Nachgraben einen Ausgang aus der Tiefe. Dies zeigt sich besonders in dem heutigen Thale Solfatara, den nördlich von Cumä sich hinziehenden phlegräischen Feldern der Alten; man gräbt hier nur Gruben von ganz geringer Tiefe, in welche die Kranken sich setzen, um das Dampfbad zu nehmen. „Noch ist ein ähnliches Bad übrig ganz nahe bei Bajä, die Schweißbäder von Tritola, auch Bäder des Nero genannt. Dort ist bei einer heißen Quelle eine Höhle, aus der auf einige Schritte weit eine erstickende Hitze hervordringt. Die in der Nähe wohnenden Bauern zeigen den neugierigen Fremden gegen eine kleine Belohnung die Wirkung der Dämpfe. Fast unbekleidet gehen sie in die Höhle, und nach wenigen Minuten kommen sie triefend von Schweiß zurück. Man sieht in diesem Dampfbad sechs Gänge nebeneinander; jeder ist drei Fuß breit und sechs Fuß hoch. Sie dienten als Badekammern und werden noch jetzt zu diesem Zwecke gebraucht." (Zell, Ferienschriften.) Gewöhnlich wurden die heißen Dämpfe mittelst Röhren in die Badehäuser geleitet, wie das bei dem durch Horaz bekannten Bade im Myrtenwäldchen (ad myrteta) der Fall war.

Das Bad im Myrtenwäldchen lag, wie viele andre, außerhalb der Stadt Bajä; denn man legte wohl meistens die Badehäuser gleich an Ort und Stelle an, wo die Quelle entsprang oder der Schwefeldampf hervorquoll. Aber auch in der Stadt Bajä selbst gab es eine Menge von Badehäusern, die zum Theil unmittelbar über heißen Quellen standen, zum Theil aber auch aus einiger Entfernung das Wasser oder den Dampf mögen bezogen haben. Diese Badehäuser waren meist großartige Anlagen und mit dem bekannten römischen Luxus ausgestattet. Das größte umschloß die heiße posidianische Quelle, die von einem Freigelas-

senen des Kaisers Claudius ihren Namen hatte; die Quelle war so heiß, daß sie, wie Plinius erzählt, selbst kaltes Wasser über dem Boden des Badebehältnisses zum Sieden brachte. Wie auch sonst, waren die Bäder in Bajä nicht blos für Kranke, sondern auch zum Gebrauche der Gesunden hergerichtet; sie enthielten, wie die römischen Thermen, die Räumlichkeiten für gymnastische Uebungen und große Schwimmbassins aus Marmor, in deren lauwarmem Wasser in unbedeckten Räumen unter dem blauen Himmel die Badenden sich lustig herumtummelten. In manchen wurde auf künstliche Weise bei stürmischer See das gewärmte Wasser durch die Wellen des Meeres leise bewegt. Zwischen den wundervollen Badehäusern Bajä's lag eine große Zahl von palastähnlichen Häusern, welche an die Fremden vermiethet wurden oder den Vergnügungen der Kurgäste dienten; auch die Oberstöcke der Badehäuser enthielten vielfach Wohnungen für Fremde.

Das ganze Jahr über war Bajä von Kranken und Gesunden viel besucht; denn das Clima war hier so mild, daß der Ort auch im Winter ein angenehmer Aufenthalt war. Die eigentlich Kranken mögen die geringste Zahl der Besucher gewesen sein; da der Ort alle möglichen Genüsse bot und Jeder frei und ungestört hier seinen Lieblingsneigungen nachgehen konnte, so fand sich hier die vornehme Welt aus Rom, aus Neapel und andern Nachbarstädten in Menge zum Vergnügen zusammen, während viele Andre des Erwerbs halber hierherkamen. Darum war vom frühen Morgen bis spät in die Nacht zu Bajä ein bewegtes Treiben und ein größer Lärm in den Bädern wie auf den Straßen, der einem ernsten Manne, wie dem Philosophen Seneca, schlecht behagen mochte. Dieser hatte seine Wohnung im Oberstock eines Badehauses genommen, gerade über einem Bade, und beschwert sich in einem Briefe bitter über den schon am frühen Morgen zu ihm heraufdringenden Lärm. „Mannigfaltiges Geschrei und Getöse," klagt er, „umtönt mich von allen Seiten; ich höre alle Arten von Stimmen, die ein Ohr nur belästigen können, das Stöhnen von Männern, die ihre Kräfte üben, indem sie schwere Massen von

Blei in den Händen schwingen, das Seufzen und Jammern der Kranken in den Bädern und derer, die sich krank stellen. Ungeschickte Bader und Salber (Aleipten) klatschen mit ihren Händen auf den Schultern der Badenden herum, die sie mit Oel und Salben einreiben; der Alipilus, dessen Geschäft ist, den Badenden die Haare vom Körper wegzuschaffen, treibt sich laut schwatzend umher und schweigt nur dann, wenn er Einem die Haare ausreißt; aber dann schreit dieser für jenen. Im Sphäristerium, wo die Leute Ball spielen und die Treffer zählen, geht es laut her. Da hört man die Stimme eines Zankteufels, jetzt wird ein Dieb ergriffen. Man hört das Plätschern der Schwimmenden und derer, die sich eben in den Schwimmteich stürzen; Einem gefällt seine Stimme so gut, daß er laut im Bade singt. Nun kommt die Zeit des Prandiums, und die Laufburschen der Kuchenbäcker, der Wursthändler und aller Tabernen, welche auch auf der Straße ihre Waaren feil tragen, drängen sich in die Bäder herein und bieten, ein Jeder in eigner Tonart, laut schreiend den Eßlustigen ihre Herrlichkeiten an."

Seneca hielt es kaum einen Tag in Bajä aus, er reiste schon am Tage nach seiner Ankunft wieder ab. Dazu trieb ihn nicht blos der unbequeme Lärm, sondern auch der Abscheu vor der sündhaften Ueppigkeit und Schwelgerei, welche in diesem Diversorium vitiorum, dieser „Herberge des Lasters", wie er es nennt, ganz offen und ungescheut ihr Wesen trieb. Das üppige Leben zu Bajä war sprüchwörtlich und stand schon zu Cicero's Zeit in üblem Rufe, so daß es für einen Vorwurf galt, dort länger zu verweilen. Den tonangebenden Kern der Gesellschaft bildete die aus Rom und Neapel zusammengeströmte Masse der reichen Wüstlinge; aber auch mancher Schwelger, den seine Zahlungsunfähigkeit aus Rom vertrieb, verpraßte hier das Geld seines Gläubigers in Austernschmäusen, Mancher darbte zu Hause, um in kurzer Zeit zu Bajä desto mehr zu verschwenden. Ein prachtvolles, lustiges Fest reihte sich an das andre; Tanz und hohes unerlaubtes Spiel, Völlerei und Unzucht waren an der Tagesordnung. Man schmauste

und zechte mit leichtfertigen Dirnen bei schwelgerischen Gelagen am Strande des Meeres oft bis spät in die Nacht; Betrunkene sah man zu jeder Tageszeit am Strande umhertaumeln. Eins der Hauptvergnügen waren die lustigen Wasserfahrten auf dem Golf und in dem Lucriner- und Avernersee. In leichten buntbemalten Kähnen mit purpurnen Segeln, das Tauwerk mit frischem Laub und Blumen umwunden, schaukelt sich die muntere Gesellschaft unter den Tönen fröhlicher Musik durch die spielenden Wellen dahin. Die Bahn, welche der Kahn durchfährt, ist manchmal sogar mit Rosen bestreut. Auf dem Hintertheile, über welches ein purpurnes Zeltdach gespannt ist, scherzt die Gesellschaft bei einem herrlichen Mahle. Erst spät, in der Kühle des Abends, kehrt man unter Fackelschein mit Musik und Gesang in die Stadt zurück, wo schwärmende Lust noch aus manchem Hause dringt.

Bajä blieb 500 Jahre lang der berühmteste und besuchteste Lustort der alten Welt; doch wurden die Bäder noch bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts benutzt. Aber von der alten Herrlichkeit ist längst nichts mehr vorhanden; die letzten erhaltenen Reste der Thermen sind im 15. Jahrhundert zerstört. Von der Stadt, die etwas nördlich vom heutigen Castell Baja lag, sind nur noch einige Trümmer zu sehen, der größte Theil derselben ist vom Meere verschlungen. Die Gegend umher scheint durch wiederholte zerstörende Naturereignisse eine ganz veränderte Gestalt erhalten zu haben, ist wenig angebaut, versumpft und ungesund.

Die öffentlichen Spiele.

Spiele an Götterfesten waren bei den Römern uralt; doch hatten sie vor der tarquinischen Zeit noch einen sehr einfachen, primitiven Charakter. Sie bestanden aus allerlei Tänzen, wie z. B. die der Salier waren, und auch wohl aus scenischen Darstellungen, aus Wettlauf, Wettrennen zu Pferd und dergleichen

und galten vornehmlich den unterweltlichen, chthonischen Gottheiten, welche Wachsthum und Gedeihen der Vegetation, Gesundheit und Leben der Thiere und Menschen gewähren und versagen konnten. Man wollte diese Götter, bei denen man in der Regel eher die Geneigtheit zu schaden als zu fördern voraussetzte, durch Veranstaltung solcher Spiele versöhnen und so ihre feindlichen Einflüsse abwenden, weshalb auch namentlich bei Pest und Seuchen und Hungersnoth Spiele gefeiert und eingesetzt wurden. So verdankten die tarentinischen und die taurischen Spiele, Feste der Unterweltsgötter, verheerenden Seuchen ihren Ursprung. Schon Romulus soll die Consualien dem Consus, einem unterweltlichen Gotte der Befruchtung, und die Equirien dem chthonischen Mars zu Ehren gestiftet haben; die Consualien mit ihren Wettfahrten im Circus Maximus soll er der Sage nach eingesetzt haben, als er seinen Römern Gelegenheit geben wollte, sich Frauen zu rauben. Aber Wettfahrten gab es in romulischer Zeit noch nicht, am wenigsten im Circus, da das Circusthal bis auf Tarquinius den Aelteren ein Sumpf war. Die Sage hat Consualien nach dem Muster späterer Festsitte in jene älteste Zeit zurückdatirt, um in dieses Fest des Gottes der Zeugung und Fruchtbarkeit die Schließung der ersten römischen Ehen verlegen zu können.

Die ersten Spiele im specifisch römischen Sinne, wie sie sich bald in den verschiedensten Kreisen des Gottesdienstes geltend machten, entstanden in der Zeit der Tarquinier, in welcher das alte Römerthum mit Elementen der hellenischen und hetruskischen Cultur durchdrungen und ein glänzenderer Gottesdienst eingeführt ward. Die Tarquinier stifteten den Gottesdienst der vereinigten drei capitolinischen Götter: Jupiter, Juno und Minerva, und setzten ihnen zu Ehren die Ludi Romani, die „römischen Spiele“, ein. Die Hauptbestandtheile dieses Festes waren ein großes Opfer mit feierlichem Opferschmaus, eine Festprocession (pompa) vom Capitol herab nach dem Circus, der von dem ersten Tarquinier in dem entwässerten Thale zwischen Palatin und Aventin eingerichtet worden war, und die darauffolgenden circensischen Spiele,

zu welchen man zuerst die Pferde und die Faustkämpfer aus Hetrurien hatte kommen lassen. Die Procession nach dem Circus beschreibt uns Dionysius von Halikarnaß, allerdings mit ungehöriger Einmischung hellenischer, fremdartiger Züge, in folgender Weise: „Die Magistrate führten den Zug vom Capitolium über den Markt nach dem Circus Maximus. Voran ging die ganze Knabenschaft Roms, geordnet nach den Abtheilungen der Bürgerwehr zu Roß und zu Fuß, dann folgten die Rosselenker, Vier- und Zweigespanne und Rennpferde treibend, nach diesen die Athleten für leichte und schwere Kampfarten, mit entblößtem Körper, nur die Hüften mit einem Gürtel umgeben. Den Kämpfern folgte ein dreifacher Chor von Tänzern, zuerst Männer, dann Jünglinge, dann Knaben, denen Flötenbläser mit alterthümlichen kurzen Flöten und Citherspieler mit der siebensaitigen elfenbeinernen Lyra und dem Barbiton zum Geleite gingen. Der Anzug der Tänzer waren purpurne Leibröcke, mit ehernen Gürteln befestigt, sie trugen Schwerter an der Seite und sehr kurze Lanzen; die Männer hatten überdies eherne Helme, die mit besonders gezeichneten Büschen und Flügeln geziert waren. Jeden Chor führte ein einzelner Mann an, welcher den andern die Tanztouren zuerst vormachte. Nach den bewaffneten Chören kamen die der Satyristen. Die Anzüge waren bei denen, welche die Silenen darstellten, Schurze und Felle von Böcken und steifhaarige Mähnen auf den Köpfen und was dergleichen mehr. Diese verhöhnten die ernsthaften Bewegungen und äfften sie nach, indem sie sie ins Lächerliche zogen. Nach diesen Chören zogen zahlreiche Cither- und Flötenspieler einher, und nächst ihnen andre mit Rauchfässern, in welchen Spezereien und Weihrauch den ganzen Weg hin dampften, und mit goldenen und silbernen Processionsgeräthschaften. Zuletzt erschienen im Zuge die Bildnisse der Götter, von Männern auf den Schultern getragen, nicht blos die des Jupiter, der Juno, der Minerva, des Neptun und der andern großen Götter, sondern auch noch eine unendliche Zahl von niederen Göttern und Göttinnen und von Heroen. Von den darauf folgenden Spielen machten

die Wettrennen der Viergespanne, Zweigespanne und einzelnen Reiter den Haupttheil aus: nach diesen traten die Athleten, Wettläufer, Faustkämpfer und Ringer in die Schranken. In den Pausen oder Zwischenacten wurden verdiente Männer belobt und bekränzt."

Die „römischen Spiele" füllten anfangs nur einen Tag, später wuchs die Zahl der Tage auf fünf, zur Zeit des Augustus dauerten sie vom 4. — 19. September. Denn mit der Zeit steigerte sich bei den Römern das Interesse an den öffentlichen Spielen immer mehr. Der Staat stiftete eine größere Zahl neuer Spiele, wie die Ludi Plebeji, die Cerealia, Ludi Apollinares, Megalenses, die Floralia, und außer den jährlich regelmäßig wiederkehrenden kamen auch häufig einmalige Festspiele vor, welche in besonderen Zeiten der Noth oder auch bei glücklichen Ereignissen, beim Beginn eines Krieges oder andrer wichtiger Unternehmungen den Göttern gelobt worden waren. Dies sind die Ludi votivi im Gegensatz zu den annui. Man vermehrte ferner bei den einzelnen Festen die Zahl der Spieltage, was immer so geschah, daß man dem ursprünglichen Festtage die neuen vorsetzte; man vervielfältigte die Art der Spiele. Die älteste Art waren die Wettrennen mit gymnastischen Kampfesarten, welche im Circus abgehalten wurden und deshalb die circensischen Spiele hießen. Hierzu kamen seit dem Jahre 364 v. Chr. scenische Spiele, deren Schauplatz das Theater ward. Beide wurden entweder einzeln oder auch gemeinsam bei derselben Gelegenheit aufgeführt, und in diesem letztern Falle war es ständig, daß die scenischen den circensischen vorausgingen. Als z. B. die Ludi Romani fünftägig waren, fanden an den vier ersten Tagen scenische, am fünften circensische Spiele statt. Die dritte Hauptgattung der Spiele, die Gladiatorenkämpfe, welche seit 264 v. Chr. in Rom besonders bei Leichenfeierlichkeiten von Privatpersonen waren veranstaltet worden, treten erst in der letzten Zeit der Republik in die Reihe der vom Staate gegebenen Spiele ein. Ihr Schauplatz wurde besonders das Amphitheater. Gegen Ende der Republik kamen in Rom auch athletische und

musische Wettkämpfe nach dem Muster der hellenischen vor. Als den ersten periodischen Agon der Art setzte Augustus die actischen Spiele ein, welche alle vier Jahre zu Rom sowohl wie in Actium gefeiert wurden. Nero stiftete im Jahre 60 n. Chr. die Neronia, ein alle vier Jahre wiederkehrendes Kampffest für Pferderennen, gymnastische Spiele, Musik, Gesang, Poesie und Beredtsamkeit. Zugleich mit der Ausdehnung und Vervielfältigung der Spiele wuchs der Glanz und die Verschwendung bei denselben bis zum Ende der Republik ins Ungeheure; ihre religiöse Bedeutung war mit der Zeit fast ganz verschwunden, sie waren die wichtigsten und beliebtesten Volksbelustigungen geworden.

Die von dem Staate veranstalteten, jährlich regelmäßig wiederkehrenden Spiele wurden von Staatsbeamten ausgerüstet und geleitet, und zwar zu Anfang der Republik von den Consuln. Seit Einsetzung der Aedilen aber im Jahre 494 v. Chr. waren diese mit der Besorgung der Spiele beauftragt, wenn auch das Präsidium bei denselben den höheren Magistraten zukam. Auch den im Jahre 366 v. Chr. eingesetzten curulischen Aedilen sowie dem Stadtprätor und den cerealischen Aedilen wurde in der Folge ein Theil der Spiele übertragen, bis Augustus die Leitung sämmtlicher Spiele den Prätoren überwies. Die Mittel dazu gab der Staat, und diese mögen in der ältern Zeit ausreichend gewesen sein; als aber im Verlaufe der Zeit die Ansprüche an die Spiele sich immer mehr steigerten, reichten die von der Staatscasse gewährten Mittel nicht mehr aus, und die Beamten, denen die Ausrüstung oblag, mußten beträchtliche Summen zuschießen. Da trieb denn der Ehrgeiz und die Sucht, sich bei dem Volke beliebt zu machen, die Beamten zu wetteifernder Verschwendung, so daß sie bisweilen nicht blos ihr eigenes Vermögen ganz erschöpften, sondern auch noch die Unterstützung ihrer Freunde und die erpreßten Gelder der Bundesgenossen und der Provinzen in Anspruch nehmen mußten. Schon 28 v. Chr. fand sich deshalb unter den verarmten Senatoren keiner, der die Aedilität übernehmen wollte. Eine Entschädigung für diese Ausgabe, etwa

durch ein von den Besuchern zu zahlendes Eintrittsgeld, fand bei den von Staatsbeamten gegebenen Spielen nicht statt. Jeder freie Mann hatte unengeltlichen Zutritt zu den Spielen, während die Sclaven, wenigstens in der älteren Zeit, davon ausgeschlossen waren. Wenn dagegen ein Privatmann auf seine Kosten ein Schauspiel veranstaltete, so hatte er natürlich das Recht, Plätze zu vermiethen oder zu verkaufen. Dies geschah in den Landstädten oft aus Gewinnsucht. So gab unter Tiberius ein gewisser Atilius, ein Freigelassener, bei Fidenä ein Gladiatorenspiel gegen Eintrittsgeld; da aber das Amphitheater so schlecht gebaut war, daß es einstürzte und 20,000 Menschen dabei erschlagen und noch mehr verstümmelt wurden, so ward er verbannt und ein Senatsbeschluß erlassen, daß hinfort Niemand, der nicht den Rittercensus habe, ein solches Spiel geben dürfe. Uebrigens veranstaltete auch Mancher in den Landstädten Italiens unentgeltliche Spiele aus Eitelkeit oder aus Streben nach Volksgunst oder auch in gewinnsüchtiger Absicht, um zur Uebertragung einer Lieferung oder zu einer öffentlichen Pachtung oder einem sonstigen einträglichen Geschäfte zu gelangen.

In der Kaiserzeit erhielten die öffentlichen Spiele eine erhöhte Wichtigkeit. Zur Zeit des Augustus betrug die Bevölkerung Roms an zwei Millionen, und hiervon waren über 1,250,000 römische Bürger, welche in zwei Hauptclassen zerfielen, den Stand der Senatoren und Ritter auf der einen und das Stadtvolk, die Plebs urbana, auf der andern Seite. Der Senatoren- und Ritterstand, aus höchstens 10,000 Seelen bestehend, war fast allein im Besitze der unermeßlichen Reichthümer, welche seit lange in Rom zusammengeflossen waren, und trieb mit diesen Reichthümern einen grenzenlosen Luxus, während die ungeheure Masse des übrigen römischen Volkes zum größten Theil besitzlos war und kaum wußte, wovon es den Tag fristen sollte. Die alte ehrenwerthe Bürgerschaft war durch die blutigen Bürgerkriege stark zusammengeschmolzen, und was jetzt das römische Volk hieß, bestand größtentheils aus Menschen, die aus allen Ländern der

Welt stammten; denn wer auswärts verarmt war, suchte sein Brot in Rom, und von der Million Sclaven, die sich in Rom befand und sich aus den verschiedensten Völkerschaften recrutirte, erhielt alljährlich eine große Menge durch Freilassung den Zutritt zum römischen Bürgerrecht. Das Handwerk aber, Handel und Krämerei waren meist in den Händen der Fremden; der römische Bürger, und war er's auch erst seit gestern, glaubte sich für solches Gewerbe zu gut, und doch fehlte ihm bei dem Mangel des öffentlichen Lebens alles Interesse am Staat. So war der römische Pöbel im großen Ganzen eine erwerbslose, müßige und verwilderte Masse, die schwer im Zaume zu halten war und von dem Staate, von dem Kaiser und von den Reichen der Stadt erhalten und unterhalten sein wollte. Panem et Circenses! „Brot und Spiele," war ihre stete Forderung, und der jeweilige Machthaber mußte, wenn er sicher auf seinem Throne sein wollte, für diese leibliche und geistige Unterhaltung sorgen. Hunderttausende lebten Jahr aus Jahr ein von den Getreidespenden des Kaisers; aber ebenso nothwendig war die Sorge für die Belustigung durch öffentliche Spiele, für welche schon in der letzten Zeit der Republik sich bei dem Volke ein leidenschaftlicher Hang entwickelt hatte. Augustus pflegte diesen Hang mit gunstbuhlerischer Freigebigkeit, um die Gedanken des Volkes vom öffentlichen Leben abzuziehen und es für den Verlust seiner Freiheit zu entschädigen, und ihm folgten hierin selbst seine besten Nachfolger.

Die Spiele waren in der Kaiserzeit eine Nothwendigkeit geworden. Sie erhielten das Volk bei guter Laune und machten selbst Wütheriche, wie Caligula und Nero, populär. Außer der Ergötzung, welche die Spiele der Menge boten, waren diese Versammlungen großer Massen auch insofern für das Volk von Wichtigkeit, als sie bei dem gänzlichen Mangel öffentlichen Lebens so zu sagen einen Ersatz für die früheren Volksversammlungen gaben. Das Volk trat mit dem Fürsten, der nicht leicht versäumte, bei den Spielen anwesend zu sein und das Vergnügen mit dem Volke zu theilen, in einen gewissen persönlichen Verkehr. Es gab ihm

seine Zuneigung oder Abneigung kund, ließ seine Wünsche, Bitten und Beschwerden laut werden, erlaubte sich Demonstrationen gegen hohe, vielvermögende Persönlichkeiten, sogar Spöttereien und manchmal auch Schmähungen und Verwünschungen gegen den Kaiser selbst, denn bei der großen Masse war es schwierig, die Schuldigen zu entdecken; der Kaiser aber erwies sich bei Gelegenheit der Spiele huldreich und gnädig, wie sonst nie, und that in der Regel alles Mögliche, um sich bei der Menge beliebt zu machen.

Gewöhnlich wurde der Kaiser, dessen Freigebigkeit dem Volke den Genuß der kostbaren Spiele gewährte, bei dem Eintritt in den Circus oder das Amphitheater mit ehrerbietiger Huldigung und mit endlosem Jubel empfangen. Die ganze Versammlung erhob sich von ihren Sitzen und rief ihm unter Klatschen und Tücherschwenken Glückwünsche und Ehrennamen zu. Schon unter den ersten Kaisern war es Sitte geworden, daß diese schmeichelhaften Zurufe in einer bestimmten Zahl und in harmonischem Rhythmus geschahen; und damit hierbei weder in der Zahl der Wiederholungen noch in der Harmonie oder im Tacte gefehlt würde, war durch die Zuschauerräume eine Anzahl von Dirigenten vertheilt, welche die Zurufe vorsprachen oder vorsangen; das gesammte Volk sang dann einstimmig nach. Von dem Kaiser Claudius Gothicus, der von 268—270 mit Kraft und Gerechtigkeit regierte, erzählt sein Biograph, daß ihm beim Eintritt in den Circus 60 Mal zugerufen worden sei: „Dich mögen die Götter uns erhalten!" 40 Mal: „Einen Fürsten, wie du bist, haben wir uns immer gewünscht!" und 80 Mal: „Du bist uns Vater, Bruder, Freund, du bist ein guter Senator und ächter Fürst!"

Die Lust an den Spielen fand sich übrigens nicht blos bei dem niederen Volke, sondern auch die gebildeten und vornehmen Classen und die Kaiser selbst waren mit geringen Ausnahmen leidenschaftliche Freunde derselben. Einzelne Kaiser sogar, wie Caligula, Nero, Commodus, traten in eigner Person in den Spielen auf, als Wagenlenker, als Sänger und Schauspieler, als Gladiatoren sogar, obgleich an solcher Preisgebung der Person

zur Belustigung des Volkes ein Makel haftete und namentlich der Gladiator und der Bühnenspieler für ehrlos galten, und zwangen bisweilen, um die Anstößigkeit des eignen Auftretens zu mindern, selbst hochgestellte Personen, Ritter und Senatoren, ein Gleiches zu thun. Indeß war ein solcher Zwang doch selten und bei vielen Leuten vornehmen Standes gar nicht nöthig, die Kaiser sahen sich sogar veranlaßt, zum Schutz der Standesehre durch besondere Verbote Ritter und Senatoren von der Bühne und der Arena fern zu halten. So sehr hatte die Leidenschaft für die Spiele zu Rom das Gefühl für Anstand und Sitte vernichtet, daß selbst Frauen aus edlen Häusern sich nicht scheuten, auf dem Theater, in der Rennbahn und im Amphitheater aufzutreten. Das ganze Volk war wie von einer dämonischen Manie für die Spiele ergriffen, und diese erhielt sich mit ihrer berauschenden, entsittlichenden Gewalt zu Rom wie zu Constantinopel und im ganzen Reiche bis in die christlichen Jahrhunderte hinein. Auch das Christenthum vermochte sie nicht zu bändigen.

Eine Schilderung, welche zeigt, von welchem Interesse die Römer in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts n. Chr. für die Spiele, namentlich für das Wettrennen entflammt waren, liefert uns Ammianus Marcellinus in folgenden Worten: „Die Reichen und Vornehmen reden von nichts als von Pferden und Wettrennen, kostbaren Bauten und seltenen Leckerbissen, und der müßige Haufe der Hauptstadt lebt nur, um zu trinken, Würfel zu spielen und Wagenrennen und Schauspielen nachzulaufen. Sein Tempel, sein Wohnhaus, seine Volksversammlung, das Ziel aller seiner Wünsche ist die Rennbahn. Auf allen Plätzen, allen Kreuzwegen, in allen breiten Straßen sieht man Menschenhaufen zusammenstehen, die in der heftigsten Bewegung sind und von denen man meint, sie wären in wichtige Streithändel verwickelt; fragt man aber, was die Leute mit grauen Haaren, die man in diesen Gruppen wahrnimmt, so heftig wünschen und fordern, so vernimmt man, daß sie das Schicksal des Reichs an den Ausgang des nächsten Wettrennens geknüpft glauben. Erscheint der heiß-

ersehnte Tag des Wettrennens, so strömt alles Volk schon lange vor Sonnenaufgang aus den Wohnungen in die Rennbahn und eilt den wettrennenden Wagen in fliegender Eile voraus, weil Jeder seinen Platz unter den Zuschauern zu verlieren fürchtet. Der Ausgang des Wettrennens, der Sieg dieser oder jener Farbe beschäftigt die ganze Stadt, erfüllt alles Volk mit Angst, und die größere Zahl der Zuschauer bringt darüber schlaflose Nächte zu." — Der Dichter Claudianus, etwas jünger als Ammian, erzählt, daß der römische Senat, statt über die Angelegenheiten des Reichs zu berathen, über Rosse und Wagenlenker, Sänger und Schauspieler in so langen und heftigen Streit gerathen sei, daß er den eigentlichen Gegenstand der Berathung auf eine spätere Zeit habe vertagen müssen.

Unter Augustus betrugen die regelmäßigen jährlichen Staatsspiele 66 Tage, in der folgenden Zeit aber wuchs deren Zahl immer mehr, da zu den früher üblichen Veranlassungen noch gar manche andere, die meistens das kaiserliche Haus betrafen, hinzukamen. Alle glücklichen Ereignisse in demselben, wie die Genesung eines Mitgliedes der Kaiserfamilie, Adoptionen der Kaiser, ferner die Geburtstage und andre Gedächtnißtage lebender und verstorbner Kaiser, die Entdeckung einer Verschwörung, ein Sieg, wurden durch Festspiele gefeiert, die dann zum Theil wenigstens auch in der Folge sich jährlich wiederholten. Unter Marc Aurel scheinen die regelmäßigen Spiele 135 Tage eingenommen zu haben; um die Mitte des vierten Jahrhunderts betrugen sie 175 Tage, von denen 10 mit Fechterspielen, 64 im Circus, 101 im Theater begangen wurden. Daneben aber feierte man noch zahlreiche außerordentliche Spiele, die zuweilen Wochen und Monate lang dauerten. Titus gab zur Einweihungsfeier des flavischen Amphitheaters im Jahre 80 ein Fest von 100, Trajan zur Feier des zweiten dacischen Triumphs im Jahre 106 ein Fest von 123 Tagen. Die Zurüstung und Verwaltung sämmtlicher Spiele hatte Augustus, wie schon erwähnt, den Prätoren übertragen, später aber mußten wegen der großen Vermehrung

der Spiele auch die Consuln und die Quästoren noch einen Theil derselben übernehmen, weshalb namentlich die Lasten des Consulats so drückend wurden, daß schon im Jahre 46 n. Chr. Viele aus Unvermögen die Ehre dieses Amtes ablehnten. Denn die colossale Pracht der Spiele verschlang ungeheure Summen, und wenn auch der Staat jetzt viel mehr als in früheren Zeiten zu den Kosten beitrug — im Jahre 51 n. Chr. z. B. für die römischen Spiele 760,000 Sesterzien (c. 55,000 Thaler), für die plebejischen 600,000 Sesterzien (c. 43,700 Thaler) — so wurden doch noch an das Vermögen der Beamten sehr starke Forderungen gestellt. Daher halfen der Kaiser und befreundete Standesgenossen oft noch durch beträchtliche Zuschüsse aus. Die Ausrüstung der meisten und größten Spiele übrigens übernahm der Kaiser auf seine eigene Casse, und er hatte für die Besorgung derselben einen besonderen kaiserlichen Beamten, einen Curator ludorum. Neben den Staatsschauspielen gab es in der Kaiserzeit auch noch sehr häufig Spiele, welche von reichen Privatpersonen zur Feier eines Festes oder zum Vergnügen des Volkes veranstaltet wurden, so daß also der größte Theil des Jahres immer mit Spielen ausgefüllt war.

Die Veranstalter von Spielen gaben oft dem Volke in den Zwischenacten zur Abwechslung noch mancherlei andre Lustbarkeiten zum Besten, sie ließen Gaukler, Seiltänzer und Aequilibristen auftreten, gaben prächtige Feuerwerke und dergleichen. Bei der Feier der römischen Spiele, welche am Ende des dritten Jahrhunderts Carinus, der Sohn des Kaisers Carus, abhielt, kamen wunderbare Dinge vor; ein Seiltänzer tanzte mit Cothurnen an den Füßen auf so dünnem Seile, daß er ganz frei in der Luft zu gehen schien, ein „Wandgänger" (trichobates) lief vor einem Bären, den er geneckt hatte, die steile Wand hinauf, Bären führten einen Mimus auf, 100 Trompeter bliesen ein Tutti, ebenso je 100 Bläser auf verschiedenen Gattungen von Flöten; 1000 Pantomimen traten auf und 1000 Athleten. Die Bühne war mit künstlichen Vorrichtungen zu Verwandlungen und Feuerwerken

versehen u. s. w. Zu Neros Zeit ritt ein römischer Ritter mit einem Elephanten auf einem Seile, das von der höchsten Höhe des Circus bis hinab zur Arena gespannt war. Ein beliebtes Amüsement für die Menge war das Wettrennen von Affen. Vier Affen, in die Farben der vier Parteien des Circus gekleidet, mit Peitschen versehen, sind auf vier der unbändigsten Pferde festgebunden. Auf ein gegebenes Zeichen laufen die Rosse aus und stürmen mit ihren geängsteten, Grimassen schneidenden Reitern unter grenzenlosem Jubel der Zuschauer in scheuem Ungestüm durch die Bahn.

Auch Bewirthungen des Volkes kamen bei den Spielen vor, gewöhnlich in den Pausen zur Mittagszeit, und zwar meist in dem Lokal der Spiele selbst. Caligula ließ einst bei einem Feste jedem Bürger einen Korb mit Brot und Fleisch zutheilen; einem römischen Ritter, der, ihm gerade gegenübersitzend, diese Spende gar freundlich und hastig aufzehrte, schickte er auch noch seinen eignen Antheil dazu, und einem Senator sandte er aus gleichem Grunde eine Ausfertigung, durch welche er ihn zum Prätor außer der Ordnung ernannte. Bei einer Speisung des Volkes im Amphitheater durch Domitian waren durch alle Sitzreihen so viele junge und schöne reichgeschmückte Diener des Kaisers zur Aufwartung vertheilt, als Zuschauer da waren. Die einen brachten köstliche Speisen in Körben und weiße Tischtücher, die andern alte Weine; Kinder und Frauen, Volk, Ritter und Senat, Alles speiste wie an Einer Tafel; der Kaiser selbst geruhte am Mahle Theil zu nehmen, und der Aermste war glücklich in dem Gefühle, sein Gast zu sein. Bei diesem Feste ließ Domitian am Morgen allerlei Früchte, Feigen, Datteln, Nüsse, Pflaumen und verschiedenes Backwerk und Käse unter das Volk werfen, am Abend Vögel, worunter auch Fasanen und numidische Hühner. Auch Marken (tesserae) wurden oft unter die Zuschauer geworfen mit Anweisungen auf Speisen im Kosthause, auf Geld, Brot, Getreide, Möbeln und Utensilien aller Art. Als Domitian am zweiten Tage des genannten Festes derartige Marken hatte ausstreuen lassen, war der größte Theil derselben auf die

Sitze des dritten Standes gefallen; deshalb versprach er für den folgenden Tag 50 Loostäfelchen für jede Senatoren- und Ritterbank besonders. Nero ließ bei einem großartigen mehrtägigen Feste täglich 1000 Stück Vögel jeder Art auswerfen, eine Menge von Eßwaaren, Getreidetäfelchen, Anweisungen auf Kleider, Gold, Silber, Edelsteine, Perlen, Gemälde, Sclaven, Lastthiere, gezähmte wilde Thiere, zuletzt sogar auf Schiffe, Miethhäuser und Landgüter. Bei einem Feste des Kaisers Elagabalus (218—222) erhielt man durch ein Loos 10 Bären, durch andere 10 Haselmäuse, 10 Salatköpfe, 10 Pfund Gold u. s. w. Das Getümmel bei solchen Gelegenheiten, das Raufen und Balgen der beutesüchtigen Menge kann man sich denken; nicht selten kamen Leute dabei um. Deshalb räth Seneca jedem Verständigen, wenn diese Gaben gebracht würden, den Circus zu verlassen, da Schläge und Wunden das Einzige sei, worauf man mit Sicherheit rechnen könne. Noch toller mag das Getümmel gewesen sein, wenn, wie dies in der späteren Kaiserzeit öfter geschah, eine große Zahl von jagdbaren Thieren in die Arena getrieben und dem hineingelassenen Volke zum Haschen überlassen wurde. Bei der Feier eines Triumphes des Kaisers Probus (276—282) war die Arena des Circus durch eingepflanzte Bäume in einen Wald verwandelt. An den Bäumen waren Vögel der seltensten Art in dichtem Gewimmel angebunden, in den Wald trieb man 1000 Strauße, 1000 Hirsche, 1000 Eber, 1000 wilde Schafe, Antilopen und andre Geweihthiere, überhaupt Wild aller Art, so viel man hatte finden und ernähren können; dann ließ man das Volk hinein, und Jeder durfte sich erjagen, was er wollte und konnte. Unter Carinus wurde einmal der Circus in ein thrakisches Gebirge verwandelt, geschmückt mit köstlichen Fruchtbäumen und bespült von einer Quelle, die von der Höhe eines künstlichen Felsen auf die Arena herabfloß.

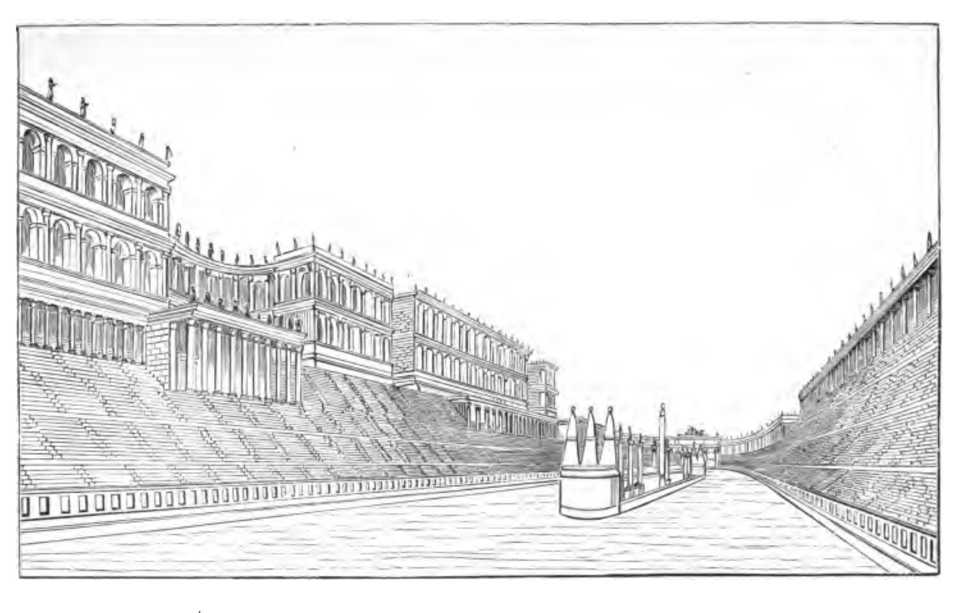
Gegen Ende der Republik und in der Kaiserzeit dauerten die Schauspiele häufig bis in die Nacht hinein, ja in der Kaiserzeit waren Spiele, welche ganze Nächte hindurch dauerten, nicht

selten. Dann wurde das Festlocal und manchmal auch die ganze Stadt künstlich erleuchtet. Bei den vorhin genannten Festspielen des Domitian wurde mitten im Amphitheater bei Einbruch der Nacht ein Kreis von Flammen von oben herabgelassen, der die Nacht zum Tage machte und bei dessen Licht das Fest fortgesetzt wurde. Während der tausendjährigen Jubelfeier Roms im Jahre 248 legte sich das Volk drei Nächte lang nicht zur Ruhe.

So lebte das römische Volk in fast beständiger Lust, in einem alle Leidenschaften aufregenden, verwildernden Rausche, und der colossale Prunk, der bei diesen Belustigungen stattfand, verschlang ungeheure Summen. Das Volk selbst, das auch leiblich sich größtentheils mußte unterhalten lassen, konnte dazu nichts zahlen. Die Kosten trugen die Kaiser und die wenigen Reichen oder vielmehr die Provinzen, aus welchen die Kaiser und die Großen ihre ungeheuren Gelder erpreßten; das Mark der Provinzen ernährte und amüsirte das faule, genußsüchtige Stadtvolk von Rom.

Die Wettrennen im Circus.

In dem langen und schmalen Thale zwischen dem Aventin und Palatin zog sich von Nordwest nach Südost die älteste römische Rennbahn, der Circus hin, welcher mit Rücksicht auf die später entstandenen kleineren Circi Roms den Namen Circus Maximus trug. Tarquinius Priscus hatte ihn in dem durch unterirdische Cloaken entwässerten Thale zuerst angelegt, indem er den Platz absteckte und ebnete und jeder der dreißig Curien einen bestimmten Raum anwies, wo sie sich Schaubühnen errichten sollten. Diese einfachen Gerüste wurden nur für die Dauer der Spiele aufgeschlagen, so daß also die von dem ersten Tarquinius getroffene Einrichtung kaum ein Bau zu nennen war. Der erste wirkliche Bau stammte wahrscheinlich von dem zweiten Tarquinius. Die Länge der eigentlichen Rennbahn, der Arena, betrug etwa 21,000 Fuß, die Breite 400 Fuß. Die an dem Fuße des Aventin und



Circus maximus zu Rom.

Palatin sich hinziehenden Langseiten, an welchen sich von der Arena aus die Sitzreihen terrassenförmig hinaufzogen, schlossen sich am südöstlichen Ende in einer Rundung zusammen; auf der gegenüberliegenden vorderen Schmalseite, wo sich die Wagen zum Auslaufen aufstellten, wurden im Jahre 329 v. Chr. zuerst die Carceres, die Behälter für die Gespanne, erbaut. Nach und nach vervollkommnete sich die Einrichtung; zur Zeit des Julius Cäsar, welcher als der erste genannt wird, der den Circus ansehnlich erweiterte, war dieser eins der schönsten bewunderungswürdigsten Werke Roms geworden.

Erst aus Cäsars Zeit haben wir eine Beschreibung des Circus, von Dionysius aus Halikarnaß. Von den Sitzreihen bestanden die unteren aus Stein, die oberen aus Holz, und als Unterbau diente ihnen ein dreifaches treppenartig in die Höhe steigendes Stockwerk von nach außen geöffneten Bogenwölbungen; an der Außenseite des Baus war eine ringsum laufende Halle von einem Stockwerk angebaut, welche Buden und Läden enthielt, und außerdem die Eingänge zu den Sitzreihen des Circus. Die unterste Reihe von Sitzen, das Podium, über einer 12 Fuß hohen Mauer, war durch ein Geländer gegen die Bahn hin geschützt; um aber diese Sitze noch mehr gegen etwaige Gefahren bei Thierhetzen zu sichern, zog Cäsar vor dem Geländer in der Arena noch einen 10 Fuß tiefen und ebenso breiten Graben (euripus). Die untersten, unmittelbar an der Bahn gelegenen Sitzreihen waren seit den ersten Zeiten der Kaiser für die Senatoren bestimmt, die zunächst höheren für die Ritter, die übrigen bis zu den obersten Gallerien für den dritten Stand. Die Frauen, welche in den übrigen Schauspielen gesonderte Sitze hatten, saßen im Circus unter die Männer gemischt. Die Kaiser hatten, wenn sie nicht bei den Spielen präsidirten, mit ihrer Familie den Ehrensitz in dem Podium unter den Senatoren; um aber von dem Volke abgeschieden zu sein, ließen sich manche hier eine geschlossene Loge herrichten.

Die Gesammtheit der Sitzreihen war durch Gürtungsmauern

(praecinctiones) in mehrere Stockwerke abgetheilt und von oben nach unten durch Treppen in Grüppen zerschnitten, welche Keile (cunei) hießen. Die Sitze eines solchen Keils wurden häufig von dem Kaiser oder von den Magistraten, welche die Spiele veranstalteten, für Fremde und Freunde reservirt. Zu den zwischen den Sitzreihen hinlaufenden Treppen führten von außen durch den Unterbau 64 Thüren herein. Hinter diesen zogen sich in dem Innern des Steinbaues breite Gänge hin, aus denen die Masse der Zuschauer durch weite Ausgänge auf breiten Treppen ins Freie gelangte, und diese Treppen waren so vortrefflich angelegt, daß nie ein Gedränge beim Hinausgehen entstehen konnte. Die Sitze waren so breit, daß die Eintretenden hinter den schon Sitzenden vorbei zu ihren Plätzen gelangen konnten; zu den Füßen der Sitzenden zogen sich kleine Canäle längs der Sitze hin, um das Wasser, das bei plötzlichen Regengüssen in den unbedeckten Circus fiel, wieder abzuführen.

Die Sitzreihen hatten nach der Erweiterung des Circus durch Cäsar eine Gesammtlänge von 8 Stadien (1/5 einer deutschen Meile) und vermochten 150,000 Menschen zu fassen. Da die oberen Theile der Sitze aus Holz bestanden, so kam es öfter vor, daß der Circus durch Feuer verwüstet wurde. Das geschah z. B. durch den neronischen Brand. Als Nero darnach das Gebäude wieder herstellte, ließ er den Euripus, den zwischen der Bahn und dem Podium hinlaufenden Canal, zuschütten, und dadurch gewann er Raum zur Vermehrung der Sitzplätze, deren Zahl unter Titus bereits 250,000 betrug. Schon unter Domitian brannten abermals beide Seiten ab, so daß wieder ein Neubau nöthig ward, den jedoch erst Trajan vollendete. Auch bei dieser Restauration wurde der Bau wieder erweitert, und dies ist wahrscheinlich noch mehrmals geschehen. Im 4. Jahrhundert hatte der Circus Raum für 385,000 Menschen. Da die obersten Sitzreihen aus Holz aufgeführt waren, so geschah es auch öfter, daß Theile des Circus einstürzten. Unter Antoninus Pius kamen bei der Feier der apollinarischen Spiele durch einen Einsturz der

Sitzreihen 1112 Menschen um, unter Diocletian (284—305) sollen bei einem solchen Unglück sogar 13,000 Menschen das Leben verloren haben. Noch im 6. Jahrhundert wurden Spiele im Circus abgehalten.

Der Haupteingang in die Arena des Circus war an der schmalen Seite in Nordwest. Hier schloß ein großer links und rechts an die Langseiten sich anlehnender Bau den ganzen Raum des Circus ab. Durch die Mitte desselben führte das Hauptthor, zu dessen beiden Seiten sich je sechs Carceres befanden, die mit Schranken versehenen Behälter für die zum Wettrennen bestimmten Gespanne. Außerdem umfaßte dieses Gebäude auch Behälter für wilde Thiere, welche bei den Hetzen im Circus verwendet werden sollten, und die Wohnungen der beim Circus Angestellten, sowie mehrere Logen (maeniana), besonders über dem Haupteingang die des Magistrats, der den Spielen präsidirte. Das Gebäude hatte durch seine Zinnen und Thürme, deren namentlich zwei an den beiden Ecken emporragten, Aehnlichkeit mit einer Stadtmauer und hieß daher in der älteren Zeit Oppidum. Bis auf Claudius bestanden die Carceres aus Tufstein; dieser Kaiser, der den Circus bedeutend verschönerte, erbaute sie aus Marmor. Reste und Abbildungen von Circi zeigen das Gebäude der Carceres nicht in gerader, sondern in schräger und gebogener Linie. Diese Einrichtung war vielleicht die gewöhnliche und diente dazu, für die aus den Carceres auslaufenden Wagen eine gleichmäßige Entfernung bis zu dem Punkte herzustellen, von welchem aus der eigentliche Wettlauf zu beginnen hatte. Den Carceres gegenüber, in der Rundung des andern Endes, befand sich ein Durchgangsthor (porta triumphalis), durch welches die Sieger unter dem Beifallsruf des Volkes den Circus verließen.

Durch die Mitte der Arena zog sich in langer Linie parallel mit den Langseiten die sogenannte Spina mit den Metae oder Zielsäulen an beiden Enden, welche soweit von der Porta Triumphalis und andrerseits von den Carceres entfernt waren, daß die Rennbahn in gleicher Breite um die Spina ihren Umlauf hatte.

Die Metae waren auf jeder Seite drei Kegelsäulen, welche nahe bei einander auf einem Unterbau aufgestellt waren; sie bestanden zuerst aus Holz, Claudius ließ sie aus vergoldeter Bronze herstellen. Zwischen den Metae lief als eigentliche Spina eine Mauer von 12 Fuß Breite und 4 Fuß Höhe hin, welche mit Säulen, Götterbildern, Altären und Capellen geschmückt war. Augustus hatte in der Mitte der Spina statt eines bisher dort stehenden Mastbaums einen Obelisken (jetzt auf Piazza del Popolo) aufgestellt, zu welchem Constantius einen zweiten größern (jetzt auf dem Platze des Lateran) hinzufügte. Auch befanden sich auf der Spina, auf einem hohen Unterbau sieben wasserspeiende Delphine, welche M. Agrippa, wahrscheinlich mit Bezug auf den Neptunus equester, den Vorsteher der Wettrennen, aufgestellt hatte, und außerdem ein Gestell, auf welchem sieben eiförmig gestaltete Körper (ova) lagen; nach jedesmaliger Vollendung der für jedes einzelne Rennen festgesetzten sieben Umläufe wurde eins dieser Eier von seinem Postament herabgenommen, um den Zuschauern anzuzeigen, wie viele Umläufe vorüber seien. Während der Republik fehlte die Mauer zwischen den Meten ganz, da noch unter Cäsar der ganze innere Raum durch Wegnahme der Meten zur freien Arena für ein großes Gefecht gemacht wurde; es scheint, daß man bis zur Aufführung der Mauer für die Zeit der Wettrennen die Linien zwischen den Metä durch eine Reihe beweglicher Zierrathen, Statuen und Säulen und dergleichen, ausfüllte.

Die hauptsächlichsten Spiele, welche im Circus vorgenommen wurden, waren die Wagenrennen. Gewöhnlich fuhr man mit Zwei- und mit Viergespannen, seltener mit Dreigespannen; Virtuosen der Kunst aber zeigten sich auch mit sechs- bis zehnspännigen Wagen. Als solcher wollte Kaiser Nero gelten. Er trat in Olympia mit einem sechsspännigen Wagen auf; aber es ging ihm schlecht. Er fiel vom Wagen herab und ward wieder hinaufgehoben, und da er nicht ausdauern konnte, hielt er noch vor Erreichung des Zieles ein; nichts desto weniger wurde er gekrönt. Die Wagen waren zweirädrig, sehr klein und leicht, ganz ähnlich

den Rennwagen der Griechen. Bei der Biga oder dem Zweigespann gingen beide Pferde unter dem Joche; bei dem Rennen mit der Quadriga, der beliebtesten Art der Wettfahrten, waren die vier Pferde neben einander gespannt, so daß die beiden mittleren unter dem Joche, die beiden äußeren in Strängen gingen. Das tüchtigste und stärkste Pferd war das linke Handpferd, welchem die schwierigste Aufgabe zufiel, da es bei dem Umlenken um die Zielsäulen die innere kürzere Biegung zu machen hatte. Deshalb wird auf Inschriften häufig neben dem Namen des siegenden Wagenlenkers auch der seines linken Handpferdes genannt. Die besten Rennpferde lieferten die Gestüte von Spanien, Sicilien, von Arelas in Gallien, Afrika, Arabien und Kappadokien. Auch Italien hatte treffliche Pferde; man führte die besten Stuten aus dem Auslande zur Zucht ein und kreuzte dieselben. Die Pferde für die Wettrennen wurden von Kennern ausgesucht und angekauft, wobei genau auf Stammbaum und Alter, Bau und Farbe geachtet wurde, und mit großen Kosten und mit Sorgfalt zu Land und zu Schiff herbei transportirt. In Bezug auf das Alter galten die fünfjährigen für die besten. Der Preis des Rennpferdes war nie unter 1500 Thaler unseres Geldes; und doch befanden sich nach Angabe des Varro zu seiner Zeit 400,000 solcher Pferde in Rom.

Einzelne ausgezeichnete Pferde der Rennbahn waren die erklärten Lieblinge des Publikums; ihre Leistungen wurden mit rauschendem Applaus belobt, ihre Namen waren in Aller Mund. Der Dichter Martial war trotz aller Anerkennung, deren er in Rom genoß, dort nicht bekannter als der Gaul Andrämon. Bis zu welcher Tollheit die Leidenschaft für Rennpferde bei Einzelnen sich steigern konnte, davon gibt der Kaiser Caligula ein eclatantes Beispiel. Wenn sein Lieblingsroß Incitatus in dem Circus auftreten sollte, so ließ er den Tag vorher der ganzen Nachbarschaft durch Soldaten Stille gebieten, damit das Roß nicht in seiner Ruhe gestört werde. Er lud es bisweilen zu sich zu Gast und ließ ihm alsdann Korn und Getränke in goldenen Gefäßen

reichen. Der Kaiser gab ihm einen marmornen Stall und eine elfenbeinerne Krippe, er beschenkte es mit Purpurdecken und einem Halsband von Edelstein; zuletzt gab er ihm einen eigenen Palast mit Sclaven und Hausgeräth, damit Incitatus die vornehmen Römer, welche der Kaiser gezwungen hatte, dem Pferde die Aufwartung zu machen, zum Dank für diese Artigkeit zu sich einladen und um so prächtiger bewirthen könnte. Ja der Kaiser soll sogar vorgehabt haben, seinen Liebling zum Consul zu ernennen. Antonius Verus, der Mitregent des Marc Aurel, hatte ein Lieblingsroß mit Namen Volucer; davon ließ er sich ein Bild aus Gold machen, das er beständig bei sich trug. Er schüttete dem Pferde Rosinen und Pinienkerne statt der Gerste in die Krippe und ließ es mit purpurnen Kriegsmänteln über und über bedecken, wenn er es zu sich in seine Villa am Tiber führen ließ. Als das Pferd todt war, errichtete er ihm ein Grabmal im vaticanischen Circus.

In der alten Zeit hatten die Bürger selbst ihre Rennwagen in dem Circus gelenkt, oder sie hatten ihre Sclaven mit dem Gespann auftreten lassen, und der Sieg brachte solche Ehre, daß der gewonnene Kranz dem Sieger nach seinem Tode auf die Bahre gelegt ward. Später jedoch scheuten sich die Bürger, zur Belustigung des Volkes öffentlich aufzutreten, und das Lenken der Wagen im Circus ward lediglich ein Geschäft für niedere Leute, für Sclaven und Freigelassene. Wie die Pferde, so wurden auch die geschickten Wagenlenker aus allen Ländern verschrieben und durch Agenten herbeigeschafft. Die Wagenlenker standen auf ihren Wagen, aber nicht, wie bei den Griechen, unbekleidet, sondern sie trugen eine kurze Tunica ohne Aermel, welche durch einen breiten Ledergurt um den Oberkörper festgeschnürt war, um das Flattern des Gewandes zu verhüten. Die Zügel der Pferde hatten sie um den Rücken, damit sie ihnen nicht entschlüpften; aber sie trugen im Gürtel ein kurzes gekrümmtes Messer, um im Nothfall, wenn die Pferde durchgingen, rasch die Zügel durchschneiden zu können. Auf dem Kopfe hatten sie eine helmartige

Lederkappe, die auch Stirn und Wangen deckte und bei einem Sturz einigen Schutz gewährte; zu demselben Zwecke waren häufig ihre Oberschenkel mit Binden umwickelt oder Arme und Beine mit einem netzartigen Tricot bekleidet. In der Hand führten sie die Peitsche. Die Tuniken sowie auch Geschirr und Wagen hatten die Farben der Partei, für welche sie kämpften.

Die Belohnungen der Wagenlenker bestanden theils in Palmzweigen und silbernen Kränzen, theils in Geldpreisen und kostbaren Gewändern; der Sclave erhielt auch für seinen Sieg oft die Freiheit. Da die verschiedenen Parteien, von denen wir sogleich sprechen wollen, sich bemühten, die tüchtigsten Lenker für sich zu gewinnen, und den Siegern von den Festgebern und dem Kaiser oft noch beträchtliche Geschenke gegeben wurden, so konnten ausgezeichnete Wagenlenker bei der häufigen Wiederholung der Spiele es zu einem bedeutenden Wohlstand bringen. Caligula schenkte dem Wagenlenker Eutychus nach einem Gelage zwei Millionen Sesterzien. Der Wagenlenker Scorpus zur Zeit des Domitian und Martial gewann als Sieger in einer Stunde fünfzehn Beutel Gold. Im 4. Jahrhundert erhielten Wagenlenker ganze Besitzthümer als Prämien. Auch trotz ihres niederen Standes waren die Wagenlenker gewöhnlich bei Hoch und Niedrig sehr gefeierte Personen, sie hatten eine große Menge ergebener Anhänger und wurden in der Rennbahn mit lautem Beifallsruf und Siegeswünschen empfangen. Dichter besangen sie; man errichtete ihnen Ehrendenkmäler und Bildsäulen, verzeichnete ihre Siege in ausführlichen Urkunden auf Steintafeln, deren sich noch einige erhalten haben. Nach einem unter Antoninus Pius ums Jahr 150 gesetzten Denkmal des Diocles hatte dieser im Alter von 42 Jahren 1462 Mal gesiegt, neun Pferde hatte er zu „Hundertern“ (centenarii) gemacht, d. h. er hatte je 100 Siege mit ihnen gewonnen; mit einem Pferde hatte er sogar 200 Mal gesiegt. Eine solche Glorificirung der Helden des Circus hatte die natürliche Folge, daß sie bei ihrer geringen geistigen Bildung übermüthig und unverschämt wurden und sich manche Ungebühr

und Zügellosigkeit erlaubten. Nero verbot nach Sueton die Ausgelassenheit der Wagenlenker, „welche nach einer altherkömmlichen Freiheit überall herumschweifen und unter der Maske des Scherzes betrügen und stehlen durften“.

Obgleich die Theilnahme für die Wagenlenker und die Rennpferde im Circus groß war, so beruhte doch das Interesse an den Circusspielen, welche seit Ende der Republik das römische Volk außerordentlich in Anspruch nahm, ganz besonders auf dem eigenthümlichen Parteiwesen, das sich allmählich bei der Aufführung der Wettrennen ausgebildet hatte. Schon in der republikanischen Zeit gab es im Circus zwei Factionen oder Parteien, die mit einander wetteiferten; sie hießen die weiße und die rothe (factio albata und russata), weil ihre Lenker in weiße und rothe Tuniken gekleidet und auch Geschirr und Wagen durch diese Farben ausgezeichnet waren. Wahrscheinlich im Anfang der Kaiserzeit traten noch zwei Parteien hinzu, die grüne und blaue (f. prasina und veneta), und von Domitian wurden noch eine fünfte und sechste Faction ins Leben gerufen, eine goldne und purpurne (aurea und purpurea). Doch bestanden diese beiden nicht lange. Etwa am Ende des dritten Jahrhunderts verbanden sich die zwei untergeordneten Parteien mit den beiden bedeutenderen, die weiße mit der grünen, die rothe mit der blauen, so daß in der spätrömischen und der byzantinischen Zeit gewöhnlich nur von der blauen und grünen Partei gesprochen wird. Doch haben damit die rothe und weiße Partei nicht völlig aufgehört; noch im 9. Jahrhundert existirten die vier Farben in Constantinopel. Ein Schriftsteller des 12. Jahrhunderts spricht von den Parteien als einer vergangenen Sache.

Die Hauptstütze des Factionenwesens waren die Gesellschaften, welche die Lieferungen für die Circusspiele übernahmen. Da nämlich die Beamten, welchen die Veranstaltung der circensischen Spiele oblag, in der Regel nicht im Besitz der nöthigen Leute und Pferde waren, so machten reiche Capitalisten, namentlich Leute aus dem Ritterstand, ein Gewerbe daraus, die Wagenlenker

und die Rennpferde, sowie auch die Wagen und Livreen und was sonst für die Spiele nöthig war, den Beamten gegen Bezahlung zu liefern. Sie unterhielten große Gestüte und eine zahlreiche Sclavenfamilie, unter welcher sich auch die Wagenlenker befanden; doch nahmen sie auch Lenker von freiem Stande in ihre Dienste. Diese Lieferanten nun schlossen sich, der Eine dieser, der Andre jener Farbe an, und so bildeten sich nach den vier Farben vier geschlossene Gesellschaften oder Compagnien, von denen jede dem Veranstalter der Circusspiele eine Anzahl von Rossen und Wagenlenkern in ihrer Farbe lieferte, so daß jedesmal die vier Farben im Circus mit einander wettkämpften. Jede dieser vier Parteien hatte ihr besonderes Uebungslocal (stabulum), in welchem sich die Pferde und die Geräthe befanden und auch die Diener- und Beamtenschaft wohnte. Diese war sehr zahlreich. An der Spitze stand der Quaestor factionis, der Rentmeister der Partei, welcher die Einnahmen und Ausgaben besorgte und die gewonnenen Summen unter die Herren der Compagnie (domini factionis) vertheilte. Neben den Wagenlenkern und den Lehrern im Fahren, den Aerzten, den Verwaltern der Futter und Weide liefernden Grundstücke, den Boten und Stallleuten hatte man noch eine große Anzahl von Handwerkern in Dienst, als Wagenbauer, Schuhmacher und Schneider und Perlarbeiter (margaritarii), welche den Schmuck der Pferde besorgten, u. s. w.

Nachdem sich so durch die Bildung der Factionsgesellschaften das Parteiwesen des Circus organisirt hatte, war es Mode in Rom, sich einer der vier Parteien anzuschließen, sich für eine der vier Farben zu begeistern. Das ganze Volk vom Höchsten bis zum Niedrigsten, die Kaiser nicht ausgeschlossen, zerspaltete sich so in vier, später in zwei Parteien, welche um eine ganz inhaltslose Sache, um leere Farben sich ereiferten und bei dem Wettkampf im Circus sich zu solcher Leidenschaft erhitzten, daß es häufig zu blutigen Tumulten kam. „Mochte Nero oder Marc Aurel die Welt regieren, das Reich ruhig oder von Aufstand und Bürgerkrieg zerrüttet sein, die Barbaren die Grenzen bedrohen

oder von den römischen Heeren zurückgetrieben werden: zu Rom war für Hohe und Niedere, Freie und Sclaven, Männer und Frauen die Frage, ob die Blauen oder die Grünen siegen würden, immer von derselben Wichtigkeit und der Gegenstand unzähliger Hoffnungen und Befürchtungen. Als das Christenthum die alten Götter entthront hatte, denen zu Ehren die Circusspiele gestiftet worden waren, kämpften im Circus die Parteien noch immer mit der gleichen Leidenschaft um den Vorrang."*)

Der Kampf der Farben überlebte in Rom das weströmische Kaiserreich und setzte sich in Constantinopel mit erhöhter Feindseligkeit fort. Denn hier hatte das Factionswesen des Circus eine politische und religiöse Färbung angenommen. Oefter war der Circus der Ausgangspunkt blutigen Aufruhrs und mörderischer Kämpfe. Unter dem Kaiser Anastasius fanden im Jahre 501 mehr als 3000 Bürger bei einem Kampfe im Circus ihren Tod. Noch bei weitem furchtbarer war der sogenannte Nikaaufstand unter der Regierung des Justinian, welcher durch den Uebermuth der von der Kaiserin Theodora begünstigten Blauen hervorgerufen ward und drei Tage lang im Circus und in der Stadt wüthete. Nachdem mehr als 30,000 Menschen das Leben verloren hatten, ein großer Theil der Stadt mit den herrlichsten Gebäuden in Asche gelegt war, wurde durch Belisar der Aufstand gebändigt und der wankende Thron des geängsteten Justinian wieder neu gefestigt.

Kehren wir nach Rom in eine etwas frühere Zeit, in das erste Jahrhundert der Kaiser, zurück, um dort ein Wettrennen im Circus zu schauen. Der Einfachheit halber denken wir uns ein Fest von nur einem Tag, obgleich solche Spielfeste viele Tage lang dauern und mannigfaltige Belustigungen bieten. Längere Zeit vorher schon sind die Spiele öffentlich angezeigt mit Angabe der Namen der Wagenlenker und ihrer Rosse, und Alles sieht

---

*) Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. II. S. 197.

mit aufgeregter Spannung dem ersehnten Tage entgegen. Auf den Straßen und in den Häusern, ja selbst in den Schulen hört man von nichts Anderem sprechen als von den Spielen. Da wird gestritten und gewettet, man befragt die Wahrsager, ob dieser oder jener Lenker, diese oder jene Farbe siegen werde. Noch lebhafter geht es in den Kreisen her, welche unmittelbar bei den Spielen betheiligt sind. In den Uebungslocalen der Factionen werden die Wagenlenker und die neuen Pferde sorgfältig geübt, und die Gönner der Partei erscheinen häufig, um die Fortschritte der Lenker und die Dressur der Pferde zu sehen. Man versucht, diesen und jenen geschickten Wagenlenker einer andern Partei zu bestechen, daß er im Wettkampf sich besiegen läßt, daß er zu unserer Partei übertritt. Zauberer werden heimlich herangezogen, sie haben die Macht, den Lauf der Pferde zu beschleunigen und zu hemmen. Gegen unsere Rosse wird ein Zauberer nichts vermögen, davor schützen die Glocken, mit denen wir sie behängen; und wir haben Gifte und andre Reizmittel, um unsere Thiere zu schnellerem Lauf zu beflügeln; ein Tropfen dieses Giftes, dem gegnerischen Rosse heimlich ins Ohr geträufelt, wird es zur Raserei treiben, daß der Wagen zerschellt und der Lenker sich im Staube die Glieder zerbricht.

Der Tag der Spiele rückt näher. Schon kommen, gelockt durch den Ruf von der ungewöhnlichen Pracht des bevorstehenden Schauspiels, aus Italien und aus weiterer Ferne die Fremden in Masse zur Hauptstadt, die Häuser der Vornehmen füllen sich mit Gästen, wer den Freund nicht mehr im eigenen Hause unterbringen kann, logirt ihn ein in einem Hause in der Nähe des Circus. Aber wie mancher Fremde muß noch ein Unterkommen suchen in den offenen Hallen, in Buden und Zelten, welche zu diesem Zwecke auf den Straßen und freien Plätzen aufgeschlagen sind. Wenn nur im Gedränge Keiner Noth leidet, wie dies bei den Triumphalspielen des Julius Cäsar geschah; da wurden sehr viele Menschen, unter ihnen auch zwei Senatoren, todtgedrückt. In der Nacht vor dem Spieltage strömen schon vor Mitternacht die Massen des

Volkes in den Circus, um einen Platz zu gewinnen; denn nie ist der Circus groß genug für alle Menschen, die hineinzukommen wünschen. Groß ist das Gedränge in den Straßen und das Getöse in dem Circus selbst; es ist gut, daß Caligula nicht mehr lebt und morgen selbst als Wagenlenker die Spiele eröffnen will. Der ließ, als der Tumult des Volkes in und um den Circus ihn im Schlafe störte, die ganze Menschenmasse mit Schlägen wieder aus dem Circus hinaustreiben. In dem Dunkel der Nacht und dem Gedränge der Fliehenden wurden 20 römische Ritter und eben so viele Damen erdrückt, außer der unzähligen Menge „gewöhnlicher Menschen". — Mancher arme Mann hat schon in der Nacht sich in den Circus gedrängt und in den niederen Sitzen einen besseren Platz eingenommen, um ihn des Morgens an einen später kommenden wohlhabenderen Mann gegen Vergütung abzulassen. Er empfängt so viel, daß er Wochen lang davon leben kann, und darum war die Zahl solcher Locarii, die immer in den Circus dringen und doch nimmer die Spiele sehen, in Rom nicht unbeträchtlich. Es ist Morgen, und noch immer kommen neue Schaaren; die Designatores, „die Platzanweiser", mit ihren Dienern, den Lictoren, haben ihre Last, alle unterzubringen. Am längsten bleibt das Podium unbesetzt, wo die Senatoren, die Vestalinnen, die fremden Gesandten und sonstige ausgezeichnete Personen ihre reservirten Plätze haben. Auch die Sitzreihen hinter dem Podium füllen sich langsam; sie sind für die Ritter bestimmt, obgleich auch Mancher, der nicht zu den Rittern gehört, sich hier eingeschmuggelt hat. Einen solchen gewahrt der Designator Lectius, er treibt ihn von Platz zu Platz bis an das äußerste Ende der Ritterbank, wo er halb sich setzt und halb mit dem Leibe in der Luft hängt.

Endlich ist der große weite Bau mit seinen unabsehbar sich hinziehenden Sitzreihen bis zu den höchsten Stufen hinauf Kopf an Kopf mit Menschen gefüllt, und noch wogt draußen um den Circus eine unendliche Menge. Ganz Rom scheint sich nach dem Circus zusammengezogen zu haben. Es ist wirklich nicht über-

flüssig, daß in verschiedene Theile der Stadt Wachtposten vertheilt sind, um Einbrüche und Raubanfälle in den verlassenen Straßen zu verhüten. Auch in dem Circus selbst sorgt der Stadtpräfect für Aufrechterhaltung der Ordnung und der Ruhe, aufgestellte Militärposten stehen jeder Zeit zu seiner Verfügung. Werfen wir einen Blick über die ungeheure Menge der Zuschauer. Da sitzen die Senatoren und Ritter in ihrem Ornate, und auch die übrigen römischen Bürger sind in ihr Festkleid, in die Toga gehüllt; das ist eben Vorschrift, so lästig auch das schwere Kleid während der Hitze des Tages zu werden droht. Manche Kaiser erkannten diese Unbequemlichkeit an und gestatteten den Bürgern auch wohl eine leichtere farbige Kleidung. Im Anfang der Kaiserzeit mußte Alles baarhaupt in der Sonne sitzen — denn der Circus hatte kein Zeltdach — seit Caligula sind thessalische Hüte erlaubt. Auch durfte man bei schlechtem Wetter, das übrigens heute nicht zu erwarten, über die Toga Mäntel mit Kapuzen ziehen, die jedoch bei dem Erscheinen hoher Personen abzulegen waren. Die Frauen sitzen, mit weißen Kleidern angethan, bunt unter die Männer gemischt; sie spielen kokettirend mit ihren Sonnenschirmen, während artige Herren sich zum Zeitvertreib mit ihnen unterhalten und necken. Zwischen der sitzenden Menge hindurch drängen sich Knaben mit Trinkwasser und mit allerlei einfachen Speisen, die sie zum Kaufe bieten, Nüsse, geröstete Bohnen, Kichererbsen und dergleichen. Stille und Ruhe kann man hier unmöglich erwarten; ein dumpfes Tosen und Brausen, dann und wann untermischt von lauteren Tönen, wogt beständig durch die unendliche Menge, die ungeduldig auf den Beginn der Spiele harrt.

Da endlich hört man aus der Ferne der Stadt vereinzelte Töne einer Musik. Sie kommen! Die Pompa, die glänzende Festprocession, die vom Capitol ausgezogen ist, naht heran; schon muß sie das festlich geschmückte Forum und den Vicus Tuscus hinter sich haben und zieht, umdrängt von einer zahllosen Menge Volkes, durch das Velabrum nach dem Forum Boarium zu. Endlich schreitet die Spitze des Zuges, eine Bande von Musikern, durch

das Hauptportal in den Circus ein, und hinter ihnen erscheint der Consul, der mit der Ausrüstung der Spiele beauftragt ist, empfangen von der sich erhebenden Menge durch Händeklatschen und jubelnden Zuruf. Der festgebende Consul ist der Sitte gemäß in dem Schmuck eines heimkehrenden Triumphators. Bekleidet mit der Tunica palmata und der Purpurtoga, das elfenbeinerne, mit einem Adler gezierte Scepter in der Hand, steht er da auf hohem Wagen, und ein Staatssclave hält einen goldenen, mit Edelsteinen besetzten Kranz über seinem Haupte. Eine Schaar Clienten in weißer Toga umgibt seinen Wagen. Hinter dem Consul folgen in langem Zuge die mit ihren Attributen geschmückten Bilder der Götter, geleitet von ihren Priesterschaften und Collegien, sowie auch die Standbilder des regierenden Kaisers und einzelner Mitglieder seiner Familie, der lebenden sowohl wie solcher, denen nach ihrem Tode göttliche Ehren zu Theil geworden sind. Die Bilder werden theils auf Bahren und Thronen getragen, theils auf kostbaren, schön gezierten Wagen gefahren, welche Maulthiere, Pferde und Elephanten ziehen. Auch diesen Zug empfängt die Versammlung durch Aufstehen, Klatschen und Beifallrufen. Dem Kaiser und einzelnen beliebten Persönlichkeiten seines Hauses wurden freundliche Grüße und Segenswünsche zugerufen. Bei den Göttern hielt man wohl je nach den persönlichen Interessen eine Auslese; der Landmann klatschte der Ceres zu, um sich ihrem Wohlwollen zu empfehlen, der Soldat dem Mars, der Liebende der Venus, und wenn zufällig das Bild auf seinem Wagen wackelte, so glaubte er wohl gar, es nicke ihm geneigtest Gewährung.

Langsam und feierlich zieht die Procession einmal durch die mit rothem Sand bestreute Bahn, worauf die Theilnehmer derselben die ihnen bestimmten Plätze einnehmen. Die Musiker begeben sich auf die beiden Thürme an den Enden der Carceres; der Consul steigt zu seiner Loge hinauf, welche sich über dem Hauptportale des Circus erhebt. Alles harrt des Anfangs der Spiele; Manchem dauert die Zeit zu lang, er schüttelt zum Zeichen

seines Mißfallens die Toga. Aus vier Carceres fahren vier Rennwagen hervor — das ist die gewöhnlichste Zahl — jeder einer der vier Farben angehörig, und stellen sich, nachdem vorher ihre Plätze durchs Loos bestimmt worden sind, auf der rechten Seite der Bahn hinter einem gespannten Seile auf. Jetzt wirft der Consul ein weißes Tuch, die Mappa, von seinem Balcon herab in die Bahn, das ist das Zeichen, daß das Rennen beginnen soll. Ein Hornsignal ertönt, die Moratores lassen das hemmende Seil fallen, und nun stürmen die Viergespanne unter ungeheurem Geschrei der Menge in die Bahn. Dichter Staub umhüllet bald die rennenden Gespanne und ihre Lenker, die, weit vorgebeugt, ihre Rosse durch Zuruf beflügeln. Jetzt ist dieser, nun jener vor; aber der erfahrene Lenker spart im Anfang seine Kraft, denn im Ganzen muß ungefähr der Raum einer deutschen Meile durchfahren werden. Von der rechten Seite lenken die Wagen um die hinteren Metä auf die links von der Spina befindliche Bahn, um im Ganzen siebenmal die ganze Bahn zu durchmessen. Ein solches siebenmaliges Rennen hieß Missus, jeder einzelne Umlauf Curriculum oder Spatium. Vor dem Eingang der links gelegenen Carceres ist auf dem Boden eine Linie mit weißer Kreide gezogen; wer nach dem siebenten Umlauf zuerst diese Linie überfährt, ist Sieger. Zur Zeit der Republik war die übliche Zahl der Missus oder Rennen an einem Tage 10 oder 12, erst seit Caligula scheint die Zahl von 24 Missus, die den ganzen Tag ausfüllte, die gewöhnliche geworden zu sein. Es rannten also an einem Tage 384 Pferde. Zwischen je sechs Rennen fand eine kleine Pause statt, die wohl mit Musik ausgefüllt wurde und nach dem zwölften, um die Mittagszeit, eine größere, in welcher die Versammlung entweder zu einem Imbiß den Circus verließ, oder von dem Kaiser oder dem spielgebenden Magistrat im Circus gespeist ward. Auch wurde in den größeren Pausen das Volk noch durch manche Belustigung unterhalten.

Doch unser erster Missus ist noch nicht vorüber; noch tummeln sich die Gespanne in der staubigen Rennbahn. Sechs Ova,

sechs Eier sind von ihren Postamenten herabgenommen (s. S. 390), man ist am letzten Umlauf. Aber wir sehen nur noch drei Wagen dahinstürmen, wo ist der vierte? An den Meten dort oben liegt er zerschellt, die Rosse haben sich losgerissen und springen verwirrt und scheu durch die Bahn, der schwer verletzte Wagenlenker ist hinaus getragen. Das Umbiegen um die Metä ist für den Lenker die schwerste und gefährlichste Arbeit. Der eben Verunglückte wollte, um vor den andern einen Vorsprung zu erlangen, möglichst eng an den Meten vorbeibiegen; er stieß wider, und das Unheil war da. Welcher von den drei andern Wagenlenkern wird den Sieg erringen? Noch ist es zweifelhaft, Einer ist nahe dem Andern, und sämmtlich sind sie nahe der entscheidenden weißen Linie. Sie treiben wie Verzweifelte ihre Rosse mit der Peitsche und durch Zuruf an, und die Menge dort oben in den Sitzreihen, der Eine für diese, der Andre für jene Farbe entflammt, wie lärmt und tobt sie in Spannung und Angst, in Jubel und Wuth. Sie schreien ihren auserwählten Wagenlenkern und ihren Rossen zu, sie springen auf, biegen sich über, strecken die Arme aus, klatschen und schwenken mit Tüchern und Gewändern. Da — welcher Jubel, welches Frohlocken der Blauen! — da sprengt, kaum sechs Schritte dem Zweiten vor, der blaue Wagenlenker über das Ziel, und er hat den Sieg, mit ihm die ganze Partei. Die andern Farben fluchen und schimpfen und verwünschen ihren Wagenlenker und sich selbst.

Das erste Rennen ist zu Ende. Bald folgt das zweite, und so fort die übrigen, und bei jedem erhitzt sich die Leidenschaft des Volkes, das in der heißen Sonne bis zum Abend aushält, wie bei dem ersten. Am Schlusse findet von dem Balcon des festgebenden Consuls aus die Preisvertheilung statt. Die Sieger treten vor den Balcon und salutiren mit der Peitsche den Consul, der ihnen die Preise einhändigen und ihre Namen durch einen Herold ausrufen läßt. Auch gab es zweite und dritte Preise. Die unfreien Wagenlenker mußten die empfangenen Preise an den Quästor ihrer Factionsgesellschaft abgeben. Ein eigenthümliches Mittel,

seinen Sieg den Freunden in der Ferne aufs schnellste mitzutheilen, hatte der Ritter Cäcinna Volaterranus sich ausgedacht. Als er von einem Gute in Griechenland nach Rom zu den Spielen reiste, wo sein Viergespann auftreten sollte, nahm er unterwegs von dem Hause eines jeden seiner Freunde eine Schwalbe mit. Diesen band er, da er selbst sich zu den Blauen zählte, ein blaues Band um den Hals, und wie nun sein Wagenlenker nach gewonnenem Siege die goldene Krone aus der Hand des Preisrichters empfing, ließ Cäcinna zum unermeßlichen Jubel der Zuschauer seine Schwalben als Siegesboten in ihre Heimat fliegen.

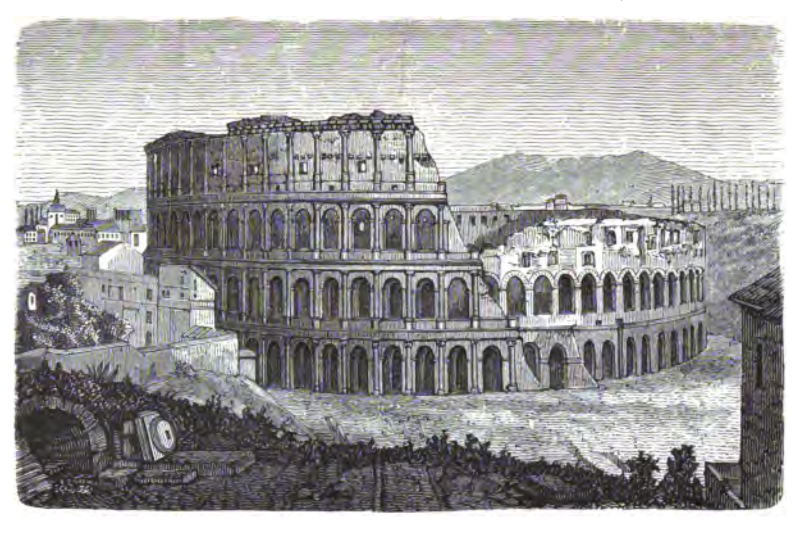
Heute ist das Circusthal vereinsamt und öde. Der großartige Prachtbau, in dem die Lust und Leidenschaft einer versunkenen Welt sich tummelte, ist völlig verschwunden. Eine Stätte des Todes, ein ärmlicher uneingefriedeter Judenkirchhof liegt in der von Schutt erfüllten Wüstenei, durch welche der Bach Marrana, von hohem Schilf umsäumt, traurig dahinschleicht.

Gladiatorenspiele und Thierhetzen.

Wie die Wettrennen im Circus, so hatten auch die Gladiatoren- oder Fechterkämpfe ursprünglich eine religiöse Bedeutung; sie waren eine Art von Todtenopfer, indem Menschen an den Gräbern der Verstorbenen zu deren Sühnung im Kampfe ihr Blut vergossen. In diesem Sinne waren sie bei den Hetruskern heimisch, einem Volke von düsterer, grausamer Gemüthsart und blutigem Cultus, und zu ähnlichem Zwecke wurden sie, jedoch erst verhältnißmäßig spät, in Rom eingeführt. Die ersten Gladiatorenkämpfe veranstalteten zu Rom die Gebrüder M. und D. Brutus im Jahre 264 v. Chr. zur Ehre der Manen ihres Vaters, indem sie drei Paare auf dem Ochsenmarkte auf Tod und Leben mit einander fechten ließen. Doch mochte dies ungewohnte Schauspiel den Römern wenig behagt haben; denn erst nach ungefähr einem halben Jahrhundert wird wieder ein solches erwähnt. Im Jahre

216 nämlich kämpften bei der Leichenfeier des M. Aemilius Lepidus 22 Paare auf dem Forum. Aber im Jahre 183 traten schon 60 Paare auf, und in den folgenden Jahren bis gegen Ende der Republik steigerte sich die Zahl solcher bei Todtenfesten kämpfenden Fechter immer mehr. Es ging den Römern ähnlich wie den Unterthanen des syrischen Königs Antiochus Epiphanes, von dem Livius sagt: „Ein Gladiatorenschauspiel römischer Sitte gab er anfangs zu größerem Entsetzen als Vergnügen der Menschen, die an einen solchen Anblick nicht gewöhnt waren. Dadurch aber, daß er es öfter veranstaltete und die Kämpfe anfangs nur bis zu Verwundungen, dann bis zum Fall eines Fechters fortsetzen ließ, brachte er es dahin, daß sich ihr Auge daran gewöhnte, daß sie an diesem Schauspiele Geschmack fanden, und entzündete in den meisten jungen Leuten die Lust zum Gebrauche der Waffen."

In ähnlicher Weise also gewöhnten sich die Römer an diese blutigen Kämpfe und fanden Geschmack daran. Cicero nennt sie ein Schauspiel, das unter dem größtmöglichen Zulaufe von Menschen aus allen Classen gefeiert wurde und an dem die Menge ihr süßestes Vergnügen finde; weder bei einer Volksversammlung noch bei irgend einem Wahlacte sehe man das Volk zahlreicher zusammen, als bei den Gladiatorenspielen. Diese wurden immer häufiger, umfangreicher und glänzender und verloren allmählich ganz ihren religiösen Charakter. Sie wurden eine Volksbelustigung wie die Circusspiele, und traten auch in die Reihe der vom Staate veranstalteten Spiele ein. Ehrgeizige Männer machten bei ihrer Ausrüstung, um sich die Gunst des Volkes zu erwerben, einen ungewöhnlichen Aufwand. Julius Cäsar z. B. kaufte zu den Schauspielen, die er im Jahre 65 als Aedil gab, so viele Gladiatoren zusammen, daß der Senat sich veranlaßt sah, durch einen besondern Beschluß die höchste Zahl von Gladiatoren, die ein Privatmann besitzen dürfe, festzusetzen. Dennoch ließ Cäsar 320 Paare zur Lust des Volkes auftreten, und zwar sämmtlich in silbernen Rüstungen. Uebrigens beruhte dieser Senatsbeschluß weniger auf der Absicht, den Luxus der Spiele zu beschränken,



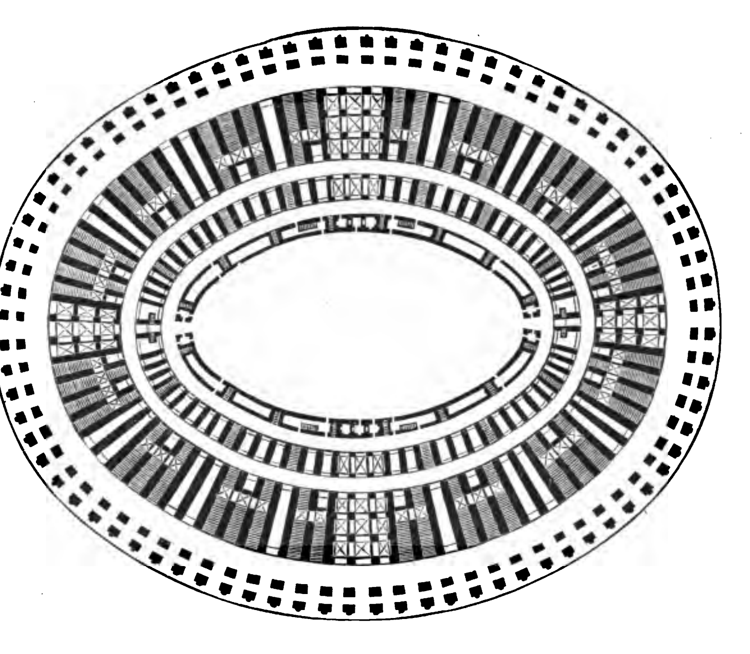
Amphitheater des Flavius (Coliseo) zu Rom.

als auf der Besorgniß, Cäsar möchte seine Gladiatorenbande zu staatsgefährlichen Zwecken mißbrauchen. In diesen Zeiten der sich auflösenden Republik nämlich hielten sich die Mächtigen zu Schutz und Angriff in den Parteikämpfen starke Gladiatorenbanden, die sich, wie die Banden des Milo und Clodius, oft Schlachten in den Straßen lieferten. Dies Unwesen hörte zwar in der Kaiserzeit auf, aber damit minderte sich die Zahl der Gladiatoren nicht; denn die Lust an den blutigen Fechterspielen war noch immer im Wachsen, und man veranstaltete solche nicht blos an den bestimmten stehenden Festen, sondern bei allen außerordentlichen Veranlassungen, bei denen überhaupt Spiele stattfanden. Konnte doch Augustus in seinem Testamente sich rühmen, daß er im Ganzen 10,000 Gladiatoren dem Amphitheater geliefert habe. Man ließ Gladiatoren nicht allein paarweise kämpfen, wie früher, sondern ganze Massen förmliche Treffen zu Land und zu Wasser aufführen. Bei einer 123 Tage dauernden Festlichkeit Trajans kämpften nicht weniger als 10,000 Gladiatoren.

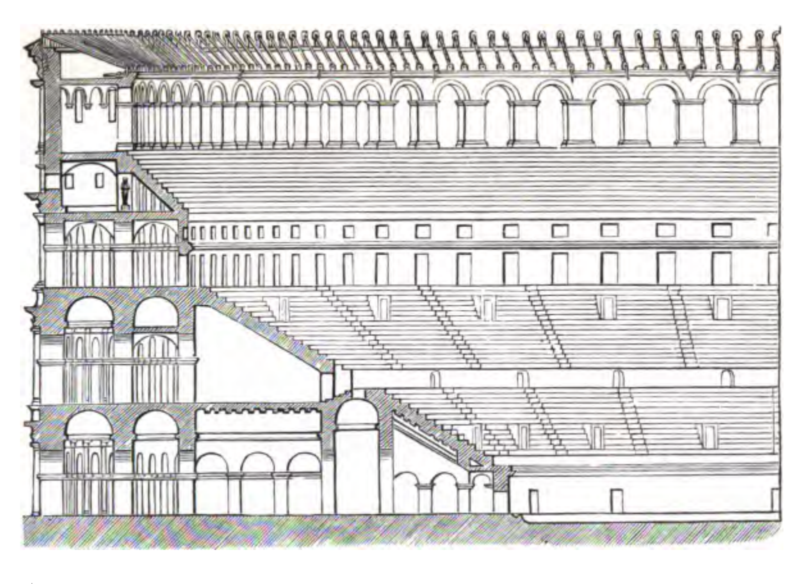
Während der Republik fanden die Gladiatorenkämpfe gewöhnlich auf dem Forum statt, bei welcher Gelegenheit dann das Comitium, wo hauptsächlich die Zuschauer saßen, zum Schutz gegen die Sonne mit Segeltuch überspannt war. Zu Cäsars Zeit wurden, wie Seite 45 u. 81 erwähnt, für die Fechterspiele die ersten Amphitheater aus Holz, und zwar nur für die Dauer der Spiele erbaut. Das unter Augustus entstandene steinerne Amphitheater des Taurus ging durch den neronischen Brand zu Grunde, worauf Vespasian das große flavische Amphitheater, das heutige Colosseum, bauen ließ, und dies war seitdem in der Regel der Schauplatz der Gladiatorenspiele. Es gibt keinen Ort auf der Erde, der so viel Blutvergießen, so viele gräßliche Mordscenen gesehen hätte, als dieses Amphitheater, dessen Ruine als ein trauriger Leichenstein vieler Tausende in die Gegenwart hereinragt. Und welch eine wilde wahnwitzige Lust hat auf jenen Sitzreihen getobt, wo eine gefühllose Menge dem verzweifelten Ringen und barbarischen Morden mit blutdürstiger Neugier zuschaute. Die Spiele im

Amphitheater sind ein Beweis der rohesten Verwilderung des versinkenden Römerthums, von welcher die heutige Welt sich kaum einen Begriff machen kann. Und nicht blos der Pöbel suchte und fand hier sein Vergnügen, sondern alle Stände und jedes Geschlecht, der Senator und Ritter und die Vestalin so gut wie der niedrigste Bürger und Sclave. „O dies zarte und weiche Gemüth der Vestalin," ruft der christliche Dichter Prudentius, „sie erhebt sich bei den Schwerthieben, und so oft der Sieger den Stahl in den Nacken stößt, sagt die ehrbare Jungfrau, dies sei ihre Lust, und gibt selbst das Zeichen, die Brust des Gefallenen zu durchbohren." Kaum finden wir Einen unter den römischen heidnischen Schriftstellern, der auf das Unsittliche dieser Kämpfe, welche allmählich nicht blos über Italien, sondern auch über die meisten Länder des römischen Reiches sich verbreiteten, hinwiese und darauf aufmerksam machte, daß diese Leute, die einander zum Vergnügen der Zuschauer hinwürgen müssen, auch Menschen sind und menschliche Rechte haben. Aber es sind ja Sclaven und solche, die den Sclaven sich gleichstellen, und der Sclave hat kein Recht; so dachte der Römer zu der Zeit, wo die Gladiatorenspiele in Rom aufkamen, und auch in der Folgezeit, wo dem fortgesetzten und wachsenden Blutvergießen gegenüber die Macht der Gewohnheit die Gefühle des Volkes mehr und mehr abstumpfte und durch die Aufregung des Schauspiels der Rausch der Geister sich steigerte.

Mit welcher dämonischen Gewalt die blutigen Spiele des Amphitheaters die Gemüther der Menschen erfaßte, davon führt der heilige Augustinus seinen jungen Freund und Schüler Alypius als ein trauriges Beispiel an. Er war in Carthago durch Augustin von der Leidenschaft für die circensischen Spiele geheilt worden und nach Rom gegangen, um die Rechte zu studiren, mit dem festen Vorsatz, nie das Amphitheater zu besuchen. Eines Tages aber führten ihn einige seiner Freunde trotz allen Widerstrebens ins Amphitheater, um dort einem Gladiatorenkampfe beizuwohnen. Er erklärte, daß sein Leib zwar dort, aber seine Seele abwesend sein würde. Lange saß er, seines Entschlusses



Grundriß des Amphitheaters des Flavius.



Durchschnitt des Amphitheaters des Flavius.

eingedenk, mit geschlossenen Augen da; da traf ein ungeheurer Aufschrei der versammelten Menge sein Ohr, er schlug die Augen auf, „und indem er jenes Blut sah, sog er zugleich Unmenschlichkeit ein und wendete sich nicht wieder ab, sondern heftete seine Augen fest darauf, wurde von der Verruchtheit des Kampfes ergötzt und durch das blutige Vergnügen berauscht. Kurz, er schaute, schrie, entbrannte und nahm in sich die Tollheit mit, welche ihn anstachelte, immer wieder ins Amphitheater zurückzukehren, und zwar nicht mit denen, von welchen er verführt worden war, sondern als Verführer Andrer."

Die Gladiatoren waren Sclaven und Kriegsgefangene und verurtheilte Verbrecher. Aber nur Nichtbürger und in der späteren Kaiserzeit Personen niederen Standes durften zum Schwerte der Gladiatoren verurtheilt werden, und zwar nur wegen schwerer Verbrechen, wegen Raubs, Mordes, Brandstiftung u. s. w. Indeß nahm es die Willkür der Kaiser damit nicht so genau; wenn es an Gladiatoren fehlte, wurden auch Menschen wegen leichter, oder wohl gar wegen erdichteter Verbrechen zu den Gladiatoren verurtheilt. Mit dieser Verurtheilung war jedoch der Tod nicht nothwendig verbunden; wer in den Kämpfen sich gut hielt, konnte nach drei Jahren von dem Auftreten in der Arena losgesprochen werden. Zum Zeichen deß wurde ihm das Stockrappier überreicht, mit dem er als Rekrut angefangen und das er jetzt dem Hercules weihen konnte, dem Heros schmerzhafter Kämpfe und Anstrengungen; nach fünf Jahren konnte er sogar den Hut empfangen, das Zeichen der vollen Freiheit. Auch freie Römer, welche durch Liederlichkeit herabgekommen waren und nicht arbeiten wollten, scheuten sich nicht, ihre Leiber an die Gladiatorenschulen zu verkaufen, obgleich der Gladiatorenstand mit Infamie behaftet war. Diese freiwillig Eintretenden leisteten dem Herrn, welchem sie sich völlig zu eigen gaben, einen furchtbaren Eid, daß sie sich „mit Ruthen hauen, mit Feuer brennen und mit Eisen tödten lassen wollten". Manchen freien Mann, der das Gefühl für Ehre verloren, trieb auch die natürliche Neigung für das blutige Waffenspiel sowie

die ein gemeines Herz blendenden Auszeichnungen und Belohnungen des Gladiators, die prunkende Kleidung und Bewaffnung, die Bewunderung der Bravour, die gute Bezahlung des Siegers und dergleichen, unter die Gladiatoren, zumal da mit der Zeit der Schimpf, der an dem Gewerbe haftete, sich gemildert hatte, da auch höher stehende Männer, Ritter und Senatoren, entweder freiwillig oder von den Kaisern gezwungen, zum Kampf in die Arena hinabstiegen. Ausgezeichnete Gladiatoren wurden bewundert und gefeiert, ähnlich wie die Wagenlenker des Circus; Dichter besangen sie, Künstler stellten ihre Bildnisse und ihre Thaten dar, manche hohe Dame schenkte einem Gladiator ihr Herz. Juvenal erzählt, wie die Frau eines Senators mit einem Gladiator, der noch dazu klein, zerfetzt und triefäugig war, nach Aegypten durchgegangen sei. „Es war ein Gladiator — dies macht aus allen Hyacinthe. Dies zog jene ihren Kindern und dem Vaterlande vor, dies der Schwester und dem Manne. Das Eisen zog sie an. Derselbe Sergius, vom Dienste befreit, würde ihr nicht mehr werth gewesen sein, als ihr Mann.“ Wie selbst Kaiser — ein Titus, ein Hadrian u. a. — es liebten, sich im Gladiatorenkampf zu üben, so hatten auch nach dem Zeugniß des Juvenal elegante Frauen ihre Ergötzung daran, in der Gladiatorenrüstung unter Anleitung eines Fechtmeisters nach Gladiatorenart mit dem Rappier gegen einen Pfahl Fechtübungen anzustellen.

Die zunftmäßigen Gladiatoren, deren in Rom, in Italien und den Provinzen jährlich eine ungeheure Zahl verbraucht wurde, lebten, zu Banden (familiae gladiatoriae) vereinigt, in Gladiatorenschulen (ludi), Casernen, in denen sie von Fechtmeistern (lanistae) für ihren blutigen Beruf ausgebildet wurden. Sie rekrutirten sich aus allen Ländern, in der republikanischen Zeit hauptsächlich aus Gallien und Thracien, in der Kaiserzeit zumeist aus Gallien und Dacien, aber auch aus Deutschland, Britannien, Afrika u. s. w. Es gab Gladiatorenhändler von Profession, welche, entweder irgendwo ansässig oder in den Provinzen und an den Grenzen des Reichs umherziehend, Sclaven für das Fechter-

handwerk zusammenkauften, um sie hernach anderweitig abzusetzen. Die meisten Händler waren selbst Fechtmeister, welche ihre Banden und gegen Entschädigung auch fremde Gladiatoren einübten, ihre eigenen Leute an solche, welche Fechterspiele geben wollten, vermietheten oder verkauften und auch auf eigene Rechnung für Geld Spiele veranstalteten. Das Gewerbe dieser Leute galt für verächtlich und schmutzig; dagegen gereichte es nicht zur Unehre, wenn vornehme und reiche Leute, was vielfach vorkam, sich eigne Banden und Gladiatorenschulen hielten, um ihre Fechter gelegentlich für sich zu benutzen oder auch an Andre vermiethen zu können.

Auch die Kaiser hielten Gladiatorenbanden, aber erst Domitian erbaute in der Nähe des von seinem Vater begonnenen, von seinem Bruder vollendeten Amphitheaters die vier kaiserlichen Ludi oder Schulen: Ludus Magnus, Gallicus, Dacius und Matutinus, von denen die letzte, „die Morgenschule", für die Thierkämpfer bestimmt war; denn wenn Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen an Einem Tage vorkamen, so fielen regelmäßig die letzteren in die Morgenstunden. Eine Vorstellung von einer solchen Gladiatorencaserne gibt uns der auf dem sogenannten capitolinischen Plane*) erhaltene Grundriß sowie die in Pompeji aufgefundenen Reste einer Gladiatorencaserne: ein länglichviereckiger Platz, rings von Säulenhallen umgeben, um welche nach allen vier Seiten Reihen von Zimmern für die Gladiatoren angebracht sind. Der freie Platz und die Säulenhallen dienten für die Uebungen. Die Zimmer in Pompeji messen im Quadrat 10—12 Fuß, haben keine Fenster und keine Verbindung unter einander und münden mit der Thüre sämmtlich auf die Säulenhallen. Ueber ihnen befand sich noch ein zweiter Stock mit ähnlichen Zellen, deren das Gebäude im Ganzen 66 gehabt zu haben scheint. Wahrscheinlich war jede Zelle von zwei Mann bewohnt, so daß die Caserne

---

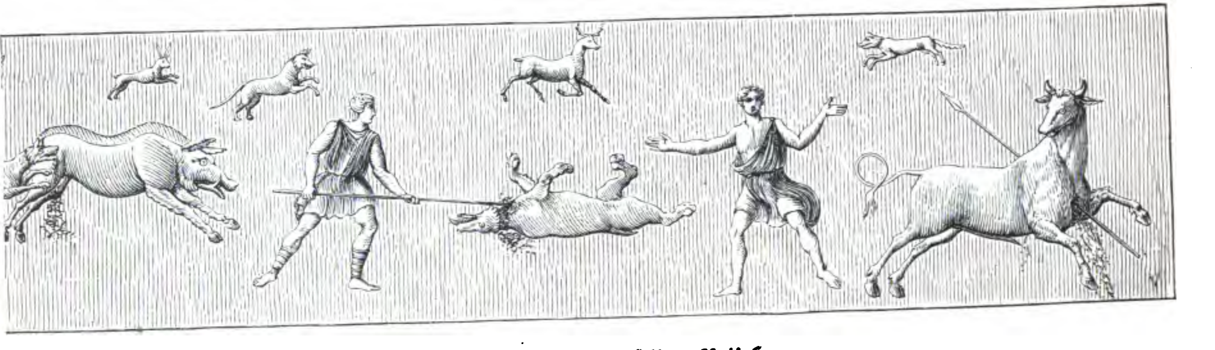
*) Ein antiker, unter Septimius Severus (c. 200 n. Chr.) in Marmor gegrabener Plan von Rom, dessen Fragmente im capitolinischen Museum in die Wände der großen Treppe eingemauert sind.

132 Mann fassen konnte, ohne die etwaigen Vorgesetzten. Mit den Ludi zu Rom waren außerdem noch mancherlei umfangreiche Baulichkeiten verbunden — es werden genannt die Rüstkammer, Waffenschmiede, die Leichenkammer — und ein zahlreiches Verwaltungspersonal war bei ihnen angestellt, Fechtmeister, Aerzte, Rechnungsführer u. s. w. An der Spitze stand ein Procurator.

Die Kaiser und die römischen Großen hielten Gladiatorenschulen auch außerhalb Roms. Verschiedene Städte Italiens haben durch ihre Fechterschulen eine gewisse Berühmtheit erhalten, wie Präneste, Ravenna, Capua; man wählte diese Orte wegen ihrer gesunden Lage und zum Theil auch wegen ihrer Wohlfeilheit der Lebensmittel, namentlich des Hammelfleisches, womit die Gladiatoren hauptsächlich genährt wurden. Auf die Gesundheit der Gladiatoren wurde eine besondere Sorgfalt verwendet; ihre Diät war genau geregelt, und die Kost eine auf die Herausbildung der Muskeln berechnete Mast (sagina). Im Uebrigen aber wurden sie unter der härtesten Zucht gehalten; denn sie waren durchgängig verwegene und gefährliche Gesellen, die nicht genug bewacht werden konnten. Daraus erklärt sich auch die oben erwähnte eigenthümliche Anlage ihrer Zellenwohnungen; jedwede schlimme Waffe wurde aus ihrer Caserne, bei der bewaffnete Wächter stationirt waren, fern gehalten, sie übten sich mit hölzernen Waffen. Die unbändigsten Subjecte wurden in Schließeisen gefesselt, wie man deren noch in Pompeji gefunden hat. Trotz der strengen Wache brachen die Gladiatoren doch bisweilen aus. Bekannt ist, wie Spartacus und seine siebenzig Genossen, nachdem sie in der Schule des Lentulus Batiatus zu Capua ihre Wächter überwältigt und sich außerhalb der Stadt mit Waffen versehen hatten, den Anfang zu dem furchtbaren Sclavenkrieg machten. Im Jahre 281 n. Chr. brachen ungefähr achtzig für Fechterspiele aufbewahrte Barbaren zu Rom aus; sie erschlugen ihre Wächter und füllten die Straßen der Stadt mit Blut und Verwirrung, bis sie zuletzt durch die Truppen überwältigt und niedergehauen wurden. Oefter kam es auch vor, daß Kriegs-



Gladiatorenkampf, von einem Grabrelief.



Jagdscenen aus demselben Relief.

132
den
Ba:
Wa·
wal:
Red

schn
hab
wie
ihre·
heit
die
heit
ihre
bild
aber
war
gen.
erw
schli
Wä
zern
eisen
Tre
aus
nach
Wä
ver·
ma·
Fech
ihre
Ver
nied

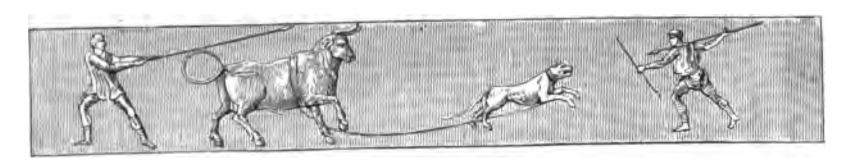
gefangene, welche zum Gladiatorenhandwerk gezwungen worden waren, sich durch Selbstmord aus ihrer unwürdigen Lage zu befreien suchten. Da es ihnen an Waffen fehlte, so griffen sie zu den verzweifeltsten Mitteln. Seneca erzählt, daß ein Thierkämpfer, während er auf einem Karren zwischen Wachen sitzend zum Kampfplatz gefahren wurde, allmählich wie vom Schlafe überwältigt den Kopf so tief sinken ließ, daß er zwischen die Radspeichen kam und ihm das Genick gebrochen ward. Zur Zeit des Symmachus (c. 380 n. Chr.) erwürgten sich 29 gefangene Sachsen am Tage vor ihrem Auftreten gegenseitig mit blosen Händen.

Die Rekruten (tirones) in den Fechterschulen wurden je nach der Waffengattung, welcher sie zugetheilt waren, von besonderen Fechtmeistern unterwiesen. Zuerst übten sie sich mit Stockrappieren an einem Strohmann oder einem in die Erde eingegrabenen Pfahle; später gab man ihnen zur Uebung Waffen, die schwerer waren als die zum wirklichen Kampfe bestimmten. Sie erhielten noch besondere Aufzeichnungen, Kampfesregeln und dergleichen, die sie auswendig lernen und nach denen sie verfahren zu wollen geloben mußten; namentlich versprachen sie, daß sie einen ehrlichen Kampf mit dem Gegner führen und nicht in der Noth heimtückische Mittel anwenden wollten. Hatte der Gladiator den ersten wirklichen Kampf glücklich bestanden, so empfing er eine längliche viereckige Marke (tessera) mit dem Datum dieses ersten Auftretens, welche er als Abzeichen an einem Bande um den Hals trug.

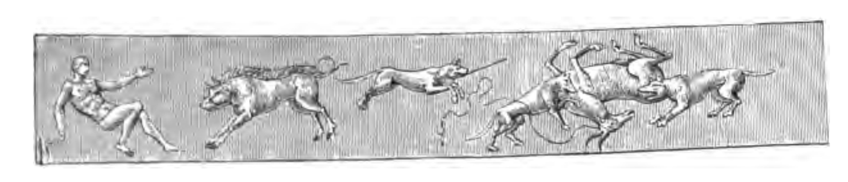
Die Gladiatorenwaffen unterschieden sich von den einfachen Waffen des Krieges durch reiche Verzierung und theatralischen Prunk. Die Helme hatten mannigfaltige Formen und Ornamentirung; sie waren ausgezeichnet durch einen breiten abstehenden Rand und ein aus vier Platten bestehendes Visir, das dem Kriegerhelm fehlte. Die beiden oberen Platten des Visirs waren siebartig durchbrochen, um das Durchsehen zu ermöglichen. Ein mannigfach geformter, über die mit Figuren geschmückte Kopfwölbung sich hinziehender Kamm diente als Buschträger; in

demselben steckten wallende Roßhaar- und Federbüsche. Reich mit Bildern verziert waren auch die Beinschienen und die Armberge, welche zum Schutz an den rechten Oberarm angeschnallt waren, während der linke Arm den Schild trug, der entweder viereckig, oval oder kreisrund war und sich von dem des Soldaten durch größere Leichtigkeit und zierliche Gestalt unterschied. Oft waren der rechte Arm und die rechte Hand und ebenso auch die Oberschenkel mit einem Riemengeflecht umwickelt, während der Unterschenkel in Schienen steckte; bei Andern wieder erscheint nur das rechte oder das linke Bein beschient. Ueberhaupt ist auf den Bildwerken bei den einzelnen Kämpfern die Umkleidung der Beine und Füße sehr verschieden. Die Angriffswaffen der Gladiatoren wichen im Allgemeinen von denen der Soldaten nicht sehr ab; sie bestanden in der Lanze, dem graden oder gekrümmten Dolchmesser und dem römischen Schwerte. Statt des letzteren aber führten sie nicht selten ein Stich- oder Korbrappier. Die Brust blieb bei dem Gladiator unbedeckt, um den Unterleib trug er ein kurzes, vom Gürtel festgehaltenes Gewand, das an den Hüften in die Höhe gezogen war, damit es die freie Bewegung der Schenkel nicht hinderte.

Nach ihrer Bewaffnung und Kampfesart zerfielen die Gladiatoren in verschiedene Gattungen. Die sogenannten Samniter hatten ihren Namen von der ihnen eigenthümlichen, von den Samnitern entlehnten Rüstung. Die Campaner nämlich, welche eine außerordentliche Leidenschaft für die Gladiatorenkämpfe hatten und sogar bei ihren Gastmählern Fechter auftreten ließen, sollen nach der Besiegung der Samniter durch die Römer aus Haß gegen jenes Volk deren Namen und Bewaffnung auf ihre Gladiatoren übertragen haben. Diese Bewaffnung bestand in einem kurzen Schwerte, einem großen oblongen Schild, einem Visirhelm mit Kamm und Federn und dem Galerus, einem Schulterstück für den rechten Oberarm mit einer aufsteigenden Platte, welche den Hals deckte. Die Samniter kämpften entweder unter einander oder mit den Thrakern oder Retiariern; denn es



Fortsetzung des Reliefs. Uebung eines Bestiarius.



Fortsetzung. Thierkampf.

war eine Eigenthümlichkeit der Gladiatorenkämpfe, daß gewöhnlich verschiedene Waffengattungen einander gegenübergestellt wurden. Die Thraker führten den kleinen thrakischen Schild, ein sichelartig gekrümmtes Dolchmesser, und trugen Schienen an beiden Beinen. Die Retiarier, d. h. Netzfechter, waren ohne Helm und hatten als Angriffswaffen einen Dreizack (die Thunfisch-harpune) und ein Dolchmesser, und außerdem ein großes Netz, mit welchem sie den Gegner durch einen geschickten Wurf zu umstricken suchten, um ihn alsdann mit dem Dreizack anzugreifen. Die gewöhnlichen Gegner der Retiarier waren die mit Helm, Schild und Schwert bewaffneten Secutores. Zur Zeit des Caligula erlagen einmal fünf Retiarier den fünf gegenübergestellten Secutoren und warfen sich, den Kaiser um Pardon bittend, auf die Knie. Aber Caligula gab den Befehl, alle fünf zu tödten. Da sprang Einer von ihnen auf, ergriff den Dreizack und tödtete sämmtliche Secutoren. Auch der Gallus und der Myrmillo, beide in gallischen Waffen, wurden oft dem Retiarius entgegengestellt. Der Myrmillo hatte seinen Namen von der seinen Helmkamm zierenden Figur eines Fisches (μορμύλος). Spottend rief der Netzwerfer oft dem ausweichenden Myrmillo zu: non te peto, piscem peto; quid fugis, Galle! „Nicht dich will ich, ich will den Fisch; warum fliehst du mich, Gallier!" Außerdem gab es auch Gladiatoren, die zu Pferde mit einander kämpften (andabatae) und auf britannischen Streitwagen (essedarii).

Eine Ergänzung gleichsam der Gladiatorenkämpfe bildeten die Thierhetzen (venationes), welche anfangs im Circus, später im Amphitheater zusammen mit den Gladiatorenspielen abgehalten wurden, so daß des Vormittags gewöhnlich die Thierhetzen, des Nachmittags die Fechterspiele stattfanden. Die Festgeber wünschten eben ihre Spiele recht mannigfaltig zu arrangiren, um der Ermüdung der Zuschauer vorzubeugen, durch stete Abwechslung stets neue Aufregung zu schaffen. Die erste Thierhetze, welche erwähnt wird, wurde zu Rom von M. Fulvius Nobilior, dem Besieger der Aetolier, im Jahre 186 v. Chr. ge-

geben, also ungefähr 80 Jahre nach dem ersten Gladiatorenspiel; bald wurden sie sehr häufig und außerordentlich glänzend. Man brachte mit ungeheuren Kosten und größter Mühe und Sorgfalt die verschiedenartigsten, seltensten und wildesten Thiere in einer erstaunlichen Zahl nach Rom, theils um sie blos zu zeigen, theils um sie unter einander oder mit Menschen kämpfen zu lassen. Die Thierkämpfer (bestiarii) waren, wie die Gladiatoren, zum Theil Verurtheilte, Sclaven und Kriegsgefangene, zum Theil hatten sie sich freiwillig zu dem Gewerbe entschlossen, das aber in noch geringerer Achtung stand, als das der Gladiatoren. Sie wurden gleich diesen, zu Banden vereinigt, in besonderen Schulen unterrichtet und eingeübt.

Die Thiere wurden durch Tausende von Jägern in allen Provinzen und jenseits der Reichsgrenze gejagt und gefangen, die Statthalter der Provinzen versorgten damit ihre Freunde, die in Rom Spiele geben wollten, zahlreiche Händler kauften sie auf und brachten sie nach Rom und in die andern großen Städte, wo sie wohl auch ihre Menagerien (vivaria) hatten. Auch die Kaiser hielten in Rom und in der Umgegend solche Vivarien und große Thiergärten, um immer den nöthigen Bedarf für die Spiele zu haben. Als dem Caligula einst der Aufseher seines Vivariums klagte, daß das Fleisch zur Fütterung der vielen Bestien zu theuer geworden sei, gab er sofort den Befehl, man solle die Thiere mit Sträflingen füttern. Die Sträflinge wurden aus dem Gefängnisse herausgeholt und in einem Saale in langer Reihe dem Kaiser vorgestellt. Zufällig stand an jedem Ende der Reihe ein Kahlkopf. Ohne Rücksicht auf das Vergehen der Einzelnen befahl der Kaiser, sie „von einem Kahlkopf bis zum andern", also die ganze Reihe, den Raubthieren zum Fraße vorzuwerfen. Von den Thieren, welche zu den Thierhetzen nach Rom gebracht wurden, nennen wir Elephanten, Löwen, Panther, Tiger und Bären, Stiere und Eber, Hyänen, Luchse, das Rhinoceros und Nilpferd und Krokodil, Zebras und Strauße, Giraffen, Gazellen und Antilopen, das Elenthier, auch Hasen, Rehe und Hirsche und vieles

gefangene, welche zum Gladiatorenhandwerk gezwungen worden waren, sich durch Selbstmord aus ihrer unwürdigen Lage zu befreien suchten. Da es ihnen an Waffen fehlte, so griffen sie zu den verzweifeltsten Mitteln. Seneca erzählt, daß ein Thierkämpfer, während er auf einem Karren zwischen Wachen sitzend zum Kampfplatz gefahren wurde, allmählich wie vom Schlafe überwältigt den Kopf so tief sinken ließ, daß er zwischen die Radspeichen kam und ihm das Genick gebrochen ward. Zur Zeit des Symmachus (c. 380 n. Chr.) erwürgten sich 29 gefangene Sachsen am Tage vor ihrem Auftreten gegenseitig mit blosen Händen.

Die Rekruten (tirones) in den Fechterschulen wurden je nach der Waffengattung, welcher sie zugetheilt waren, von besonderen Fechtmeistern unterwiesen. Zuerst übten sie sich mit Stockrappieren an einem Strohmann oder einem in die Erde eingegrabenen Pfahle; später gab man ihnen zur Uebung Waffen, die schwerer waren als die zum wirklichen Kampfe bestimmten. Sie erhielten noch besondere Aufzeichnungen, Kampfesregeln und dergleichen, die sie auswendig lernen und nach denen sie verfahren zu wollen geloben mußten; namentlich versprachen sie, daß sie einen ehrlichen Kampf mit dem Gegner führen und nicht in der Noth heimtückische Mittel anwenden wollten. Hatte der Gladiator den ersten wirklichen Kampf glücklich bestanden, so empfing er eine längliche viereckige Marke (tessera) mit dem Datum dieses ersten Auftretens, welche er als Abzeichen an einem Bande um den Hals trug.

Die Gladiatorenwaffen unterschieden sich von den einfachen Waffen des Krieges durch reiche Verzierung und theatralischen Prunk. Die Helme hatten mannigfaltige Formen und Ornamentirung; sie waren ausgezeichnet durch einen breiten abstehenden Rand und ein aus vier Platten bestehendes Visir, das dem Kriegerhelm fehlte. Die beiden oberen Platten des Visirs waren siebartig durchbrochen, um das Durchsehen zu ermöglichen. Ein mannigfach geformter, über die mit Figuren geschmückte Kopfwölbung sich hinziehender Kamm diente als Buschträger; in

demselben steckten wallende Roßhaar- und Federbüsche. Reich mit Bildern verziert waren auch die Beinschienen und die Armberge, welche zum Schutz an den rechten Oberarm angeschnallt waren, während der linke Arm den Schild trug, der entweder viereckig, oval oder kreisrund war und sich von dem des Soldaten durch größere Leichtigkeit und zierliche Gestalt unterschied. Oft waren der rechte Arm und die rechte Hand und ebenso auch die Oberschenkel mit einem Riemengeflecht umwickelt, während der Unterschenkel in Schienen steckte; bei Andern wieder erscheint nur das rechte oder das linke Bein beschient. Ueberhaupt ist auf den Bildwerken bei den einzelnen Kämpfern die Umkleidung der Beine und Füße sehr verschieden. Die Angriffswaffen der Gladiatoren wichen im Allgemeinen von denen der Soldaten nicht sehr ab; sie bestanden in der Lanze, dem graden oder gekrümmten Dolchmesser und dem römischen Schwerte. Statt des letzteren aber führten sie nicht selten ein Stich- oder Korbrappier. Die Brust blieb bei dem Gladiator unbedeckt, um den Unterleib trug er ein kurzes, vom Gürtel festgehaltenes Gewand, das an den Hüften in die Höhe gezogen war, damit es die freie Bewegung der Schenkel nicht hinderte.

Nach ihrer Bewaffnung und Kampfesart zerfielen die Gladiatoren in verschiedene Gattungen. Die sogenannten Samniter hatten ihren Namen von der ihnen eigenthümlichen, von den Samnitern entlehnten Rüstung. Die Campaner nämlich, welche eine außerordentliche Leidenschaft für die Gladiatorenkämpfe hatten und sogar bei ihren Gastmählern Fechter auftreten ließen, sollen nach der Besiegung der Samniter durch die Römer aus Haß gegen jenes Volk deren Namen und Bewaffnung auf ihre Gladiatoren übertragen haben. Diese Bewaffnung bestand in einem kurzen Schwerte, einem großen oblongen Schild, einem Visirhelm mit Kamm und Federn und dem Galerus, einem Schulterstück für den rechten Oberarm mit einer aufsteigenden Platte, welche den Hals deckte. Die Samniter kämpften entweder unter einander oder mit den Thrakern oder Retiariern; denn es

Halle, sieht man ärmlich gekleidete Leute (pullati), denen es an der weißen Toga mangelt. Hier oben sitzen in besonderen Abtheilungen auch die Frauen in reicher und sorgfältiger Toilette; manche hat für den heutigen Tag sich Gewänder und Geschmeide, Sitzkissen, Zofen und sonstiges Gefolge geborgt. Auf dem höchsten Rande des Gebäudes stehen auch die kaiserlichen Matrosen, denen das Geschäft obliegt, zur rechten Zeit die bunten Segel (vela) über den ungeheuren Raum des Amphitheaters hinzuziehen, damit die Versammlung gegen die Sonne geschützt werde. Die verschiedenen Farben der Segel verbreiten ein eigenthümliches magisches Licht über die Versammlung, welche auch dann und wann durch Besprengung mit wohlriechendem Crocuswasser gekühlt wird. Gewaltige Druckwerke unter der Arena treiben dieses Wasser in Röhren bis hinauf zu den obersten Sitzreihen.

Am Vormittag haben wir es mit den Thieren zu thun. Da werden zuerst mancherlei seltene und schöne Thiere nur zur Schau ausgestellt. Sie sind geputzt mit bunten Schärpen und mit Goldblech, ja sonderbarerweise sogar mit Farben angestrichen. Da sieht man Strauße mit Zinnober gefärbt und Löwen mit vergoldeter Mähne. — Danach werden verschiedene gezähmte und dressirte Thiere vorgeführt. Löwen und Tiger, Bären und Pardel ziehen unterm Joche geduldig den Wagen. Wilde Stiere lassen Knaben und Mädchen auf sich tanzen, stehen auf den Hinterfüßen, bleiben auf schnellfahrenden Wagen als Wagenlenker unbeweglich. Kraniche kämpfen mit einander, ebenso friedliche Antilopen, welche so lange mit den Hörnern gegen einander rennen, bis eine oder beide todt niederstürzen. Gezähmte Löwen jagen flüchtige Hasen, „sie entlassen und haschen ihre Beute, die ganz sicher durch ihren Rachen hinschlüpft. Sie, noch triefend vom Blut erwürgter Stiere, halten sorgsam die Zähne auseinander, scheu, so zarte Gefangene zu zermalmen.“ (Martial I, 105.) Elephanten führen auf Befehl ihrer schwarzen Führer Tänze auf, zu denen einer von ihnen die Cymbeln schlägt, sie gehen auf dem Seil, sie schreiben mit dem Rüssel lateinische Buchstaben in den Sand; vier

Elephanten tragen einen fünften wie einen Kranken in einer Sänfte. Es werden sechs Tische in die Arena getragen mit köstlichen Speisen in goldenen und silbernen Gefäßen; zwölf Elephanten, sechs in männlicher, sechs in weiblicher Tracht, setzen sich paarweise an den Tischen nieder und beginnen auf ein Zeichen ihr Mahl.

Nachdem die Wärter und Lehrmeister ihre Thiere friedlich abgeführt, folgen nach kurzer Pause die Kämpfe wilder Thiere unter einander. Ein Stier kämpft mit einer gewaltigen Molosser-dogge, ein zahmer Tiger mit einem Löwen und zerreißt ihn. Ein Stier und ein Rhinoceros werden in die Arena getrieben. Das Rhinoceros scheint keine Lust zu einem Kampfe zu haben. Die Wärter, nicht ohne Angst, reizen es mit glühenden Eisen und durch das Schmettern der Trompete, daß es langsam den Zorn sammelt; plötzlich geräth es in Wuth und wirft den Stier, der mit gesenkten Hörnern auf ihn zustürzt, wie einen Strohmann in die Luft. Ein Stier wird mit brennenden Fackeln in Wuth gesetzt, daß er alle Strohmänner, die, ihn zu reizen, mit rothem Tuch überzogen in der Arena ansgestellt sind, in die Höhe wirft; jetzt sieht er einen dahertrabenden Elephanten, der durch geistige Getränke berauscht ist, er greift ihn an und erliegt. Oft kämpften solche Bestien in großer Zahl und Mannigfaltigkeit mit einander; Bären, Löwen, Tiger, Hyänen und Leoparden zerfleischten sich gegenseitig. Zuletzt werden die getödteten und halbzerrissenen Thiere hinausgeschafft und dem draußen harrenden Pöbel zur Beute überlassen; gierig stürzt Alles mit brüllendem Jubel über die Thiere her, um ein Stück zu erhaschen und nach Hause zu schleppen. Fette Bären sind die gesuchteste Beute.

Nun wird eine große Jagd von allerlei Thieren in Scene gesetzt. Es wird eine Menge von weniger gefährlichen Thieren in die Arena getrieben, viele Strauße, Giraffen, Zebras, Elephanten, Hirsche, Rehe und Gazellen und auch Hasen, und nun treten Jäger in ihren nationalen Trachten und mit ihren nationalen Waffen auf, um mit Hülfe von Hunden die Thiere zu jagen und zu erlegen. Auf einem pompejanischen Relief (Overbeck I. Fig. 135)

sehen wir einen Bären, der von einem Jäger mit der Lanze niedergestreckt ist, einen Stier, dem eben ein Speer durch den Hals gerannt ward, einen Eber, von zwei Hunden verfolgt und von dem einen am Hinterschenkel zerfleischt, einen Hirsch, von zwei Hunden gejagt, und zwei springende Häschen, um die weder Hunde noch Menschen sich kümmern. Denkt man sich dieses Gemisch verhundertfacht, so bekommt man etwa eine Idee von einer großen Jagd im Amphitheater oder im Circus. Unter Probus wurden einmal 1000 Hirsche, 1000 Eber, 1000 Damhirsche, Steinböcke, wilde Schafe u.s.w. zur Jagd in die Arena getrieben. Bei diesen Jagden kam es öfter vor, daß das Publikum sanfte und gefällige Thiere in ihrer Noth in Schutz nahm und durch Schütteln der Toga Gnade für sie erbat.

Der mit feinem Sande bestreute Boden der Arena ist mit großen Blutlachen überdeckt; in der Pause wird neuer Sand gestreut, und nun beginnen die gefährlichen Kämpfe der Bestiarii mit den wilden reißenden Thieren. Ein antikes Bild (Guhl II. Fig. 493) zeigt rechts einen Bären, der gegen einen gladiatorartig bewaffneten Bestiarius anspringt, in der Mitte springt ein Panther an einem Kämpfer empor und will ihm eben den viereckigen Schild mit der Tatze niederreißen, vielleicht versetzt ihm der Mann mit dem kurzen Schwerte einen tüchtigen Stoß in die Brust und rettet sich; links hat ein am Vorderbein verwundeter Löwe einen mit dem Schuppenpanzer bekleideten Kämpfer zerfleischt und zu Boden geworfen und stürzt sich eben mit gewaltigem Sprunge gegen einen zweiten Mann, dem er seine Tatze in die Brust bohrt, dessen linken Arm er in seinem Rachen zermalmt. Zwar hat der Unglückliche sein Schwert dem Löwen gegen die Brust gekehrt; aber er scheint denn doch verloren, wenn nicht der dritte Kämpfer in seiner Nähe noch rechtzeitig herbeispringt. Bemerkenswerth ist, daß sämmtlichen Thieren ein starker lederner Gurt um den Leib und die Brust geschlungen ist, der oben auf dem Rücken durch einen starken Ring zusammengehalten wird. Mittels dieser Stricke waren die Bestien in ihren Käfigen gefesselt gewesen. Auf einem andern Bilde „tritt ein mit zwei

Speeren bewaffneter Bestiarius einem anspringenden Panther oder Tiger entgegen, der durch eine Leine an einen Stier angebunden ist. Dieser, durch die Lanze eines andern Bestiarius angetrieben, folgt in kurzem Trabe der wilden Bestie und hindert dieselbe zugleich, weiter zu springen, als eben die Länge des Strickes erlaubt.“ (Guhl II. Fig. 394.) Auf einem dritten Bilde (Guhl Fig. 395) „dringt, mit vorgehaltenem Tuch in der Linken, um das Thier zu blenden, der am linken Arm und Bein durch Binden geschützte Thierkämpfer, ähnlich wie bei den Stierkämpfen der Spanier, mit blankem Schwert gegen einen Bären vor, und es erforderte eine große Uebung, dem Thiere im Augenblick des Anspringens das Tuch überzuwerfen und gleichzeitig den Todesstoß zu versetzen.“ Bären wurden auch durch einen geschickt auf den Kopf geführten Faustschlag getödtet. Auch Löwen blendete man durch ein über den Kopf geworfenes Tuch, um sie dann ohne Schwierigkeit zu überwinden. Martial feiert in mehreren Epigrammen einen Thierkämpfer Karpophorus, der in Einer Hetze einen Bären, einen Löwen und einen Panther tödtete, ohne zu ermüden, und ein andermal in kurzer Zeit einen Löwen und zwei Stiere erlegte, die er auf seinem Nacken aus der Arena trug. Bis auf Sulla waren die Löwen gefesselt vorgeführt worden; dieser aber ließ über 100 Stück dieser Bestien frei im Circus herumlaufen und durch afrikanische Speerschützen erlegen. Bisweilen wurden auch Soldaten gegen die Bestien zum Kampfe beordert. So ließ einst Kaiser Claudius eine Schwadron von der Garde zu Pferde gegen afrikanische Panther, Cäsar 500 Fußsoldaten gegen 20 Elephanten kämpfen. Auch Stiergefechte, die in Thessalien heimisch waren, wurden in dem Amphitheater aufgeführt. Nachdem die Stiere durch aufgestellte rothe Strohmänner und durch Bewerfen mit Feuerbränden wüthend gemacht waren, jagten Reiter ihnen nach, sprangen den ermüdeten Thieren auf den Rücken, rutschten ihnen über den Hals auf den Kopf und warfen sie dann mit einem gewaltigen Ruck an den Hörnern zu Boden.

Das letzte Vergnügen für das entmenschte römische Volk

während des Vormittags oder auch in der Pause zwischen Vor- und Nachmittag, wo viele Menschen in dem Amphitheater zurückblieben, waren die schauderhaften Executionen an den Verbrechern, die zum Tode durch die wilden Thiere verurtheilt waren. Mancher Unschuldige war unter ihnen, auch mancher Christ um seines Glaubens Willen. Die Unglücklichen wurden zu Hunderten entweder wehrlos festgebunden oder mit schlechten Waffen zum Kampfe aufgestellt und alsdann die hungrigen reißenden Thiere in Masse gegen sie losgelassen, um sie zu zerfleischen und zu fressen. Als einst dem Caligula die Thiere noch nicht von dem Fleische der zerrissenen Verbrecher hinlänglich gesättigt schienen, gab er den Befehl, aus der Mitte des armen Volkes, das sich ohne festen Platz neugierig auf die Treppen eingedrängt hatte, eine Anzahl herauszugreifen und den Bestien vorzuwerfen; zuvor aber ließ er ihnen die Zungen ausschneiden, damit sie nicht schreien und ihn verwünschen könnten. Das Volk saß stumm und starr vor Entsetzen da, und Keiner wagte nur eine bittende Miene, geschweige einen Laut des Unwillens. Entsetzlicher wurden diese Executionen noch dadurch, daß man theatralische Scenen aus ihnen machte. Man ließ eine Anzahl Verurtheilter in golddurchwirkten Purpurgewändern, mit Kränzen auf dem Kopfe heitere Tänze aufführen; plötzlich wurden sie gestachelt und gepeitscht, und aus den prächtigen Gewändern schossen Flammen, welche die Tänzer verzehrten. Verbrecher mußten den Mucius Scävola darstellen, der sich über dem Feuer die Hand abbrennt, den Hercules, der auf dem Oeta den Flammentod stirbt. Ein Verbrecher machte den Räuber Laureolus, der in einem bekannten mimischen Stücke am Kreuz hangend dargestellt ward; während er mit nackter Brust am Kreuze hängt, kommt ein grimmiger Bär und zerfleischt ihn; „die zerrissenen Glieder lebten, sie zuckten, das Blut rann, und der entfleischte Leib war bald kein menschlicher Leib mehr." (Martial.) Bei demselben Schauspiel stieg ein anderer Verdammter, den Orpheus vorstellend, aus der Tiefe des Bodens, aus der Unterwelt, herauf; er spielt seine

Leier, und durch eine unter dem Boden angebrachte kunstvolle Maschinerie drängen sich, wie von dem Spiele bezaubert, Felsen und Bäume an ihn heran, Vögel schweben über ihm, zahlreiche Thiere der Wildniß umgeben ihn, bis zuletzt ein Bär ihn zerreißt.

Von solcherlei Art waren die Vergnügungen des römischen Volkes im Amphitheater während des Vormittags. Man sollte meinen, es wäre des Gräßlichen genug für diesen Tag; aber die römischen Nerven konnten viel vertragen, man war unersättlich in dem Anschauen von Marter und Blut. Für den Nachmittag hat man die Lust, die Gladiatoren sich zerfleischen und morden zu sehen. Vor dem Auftreten derselben sieht man in der Arena, wie die Kampfwärtel die Schwerter schärfen, wie Eisen geglüht, Ruthen und Peitschen herbeigetragen werden, um damit nöthigenfalls die feigen Kämpfer vorzutreiben. Wieder harrt ungeduldig das Volk, da ertönt ein Signal, und unter kriegerischer Musik marschiren in feierlichem Aufzug die Gladiatoren zu Fuß und zu Roß in geschaarten Gliedern durch das Hauptthor in die Arena herein, kräftige Gestalten voll Muth und Trotz, in goldgestickten Tuniken und glänzenden Rüstungen, mit wallenden Federbüschen. Mancher trägt um den Hals eine goldene Ehrenkette. Vor dem Festgeber oder dem Kaiser rufen die Kämpfer: „Heil dir, Imperator, die zum Tode gehen, grüßen dich!"*) Nach vollendetem Umzug kehren sie wieder zurück, um dann nach der Kampfesordnung paarweise oder in größerer Anzahl den Kampfplatz wieder zu betreten, der unterdeß gegen die Eingangsthore durch mächtige Gitterthüren abgeschlossen ist. Nun werden dem Festgeber von den Fechtmeistern die Waffen zur Prüfung übergeben. Als Einleitung zu dem nachfolgenden blutigen Schauspiel beginnt eine Art Vorspiel mit stumpfen Waffen. Dann erklingt die Tuba, und der Kampfwart ruft: „Legt die stumpfen Schwerter ab, jetzt wird mit scharfen gekämpft!" Die Fechtmeister und Kampfwärtel bestimmen hierauf die Stellung der kämpfenden Paare

*) Ave imperator, morituri te salutant!

und die Mensur und reichen den Kämpfern die Waffen. Während der Gefechte erklingt Musik, die auch wohl am Morgen nicht gefehlt hat.

Das Publikum folgte den Bewegungen des Kampfes mit größtem Interesse. Man erwartete von einem guten Fechter, daß er nicht gleich beim ersten Anprall, wenn der Gegner ihm eine Blöße bot, ihn niederstieß, sondern er mußte durch Zögern und Finten und durch Herbeiführung gefährlicher Situationen die Spannung der Zuschauer zu steigern suchen, bis er dann zuletzt durch einen geschickten Hieb oder Stich seinen Gegner kampfunfähig machte. Während des Kampfes schlug Mancher unter den Zuschauern dem in Gefahr schwebenden Gladiator, den er in seinem Innern begünstigte, den Daumen ein. Das half dem Gefährdeten, wie man glaubte. Die Zaghaften erregten die Erbitterung des Volkes; voll Wuth rief man: „Tödte, peitsche, brenne! Warum fällt dieser so furchtsam ins Schwert? Warum führt der den Todesstreich so wenig herzhaft? Warum stirbt jener so verdrossen?“ „Hoc habet!“ „Der hat sein Theil!“ war der Ruf, wenn ein Kämpfer entscheidend getroffen war. Dann ließ der Verwundete die Waffen fallen und gab durch das Ausstrecken des Zeigefingers zu erkennen, daß er um Gnade flehe. Ursprünglich hatten die Festgeber das Recht der Begnadigung; diese aber überließen es in der späteren Zeit gewöhnlich der Laune des Volkes, ob der Verwundete sterben sollte oder nicht. Das Umwenden des Daumens war das Zeichen zum Todesstoß, das der Gnade, wie es scheint, das Schwenken von Tüchern, vielleicht auch das Aufrichten des Daumens. Gab der Kaiser das Fest, so hatte dieser allein das Recht der Gnade. Uebrigens kamen auch Kämpfe vor, bei welchen von vornherein die Begnadigung ausgeschlossen war und so lange gefochten werden mußte, bis Einer auf dem Platze blieb. Augustus verbot diese Art des Kampfes. Der Besiegte und Verurtheilte mußte mit Fassung und Gleichmuth sterben. Die Gefallenen wurden von Menschen in der Maske des hetruskischen Dämons Charon mit

glühenden Eisen geprüft, ob sie sich nicht blos todt stellten, und darauf von Leuten in der Maske des Mercurius, welcher die Todten zur Unterwelt geleitet, durch die sogenannte Todtenpforte (porta Libitinensis) auf Bahren hinausgetragen oder an eisernen Haken hinausgeschleppt in die Todtenkammer (spoliarium), wo ihnen die Waffen abgezogen und die Schwerverwundeten völlig getödtet wurden.

Anstatt uns Kampfscenen der Gladiatoren mit der eigenen Phantasie auszudenken, wollen wir einige von den aus dem Alterthum erhaltenen Bildern, welche Gladiatorenkämpfe darstellen, vorführen. Ein Vorspiel zu den blutigen Kämpfen ist dargestellt auf einem bei Nennig an der Mosel aufgefundenen Mosaik: zwei junge Fechter, der eine nur mit einem Stock, der andere mit einer langen Peitsche ausgerüstet, stehen kämpfend einander gegenüber; beiden ist der linke Arm durch hölzerne Schienen gedeckt. Auf einem pompejanischen Bilde (Overbeck I. Fig. 127) sehen wir zwei Gladiatoren, von denen der eine stark am linken Arm blutet, während seine Rechte das verbogene und unbrauchbar gewordene Schwert zu Boden senkt; den Schild hat er zur Erde geworfen und steht ruhig da, mit erhobenem Daumen die Entscheidung des Volkes erwartend, ob er leben soll. Seine Bitte um Gnade scheint von dem Volke nicht gewährt zu werden, denn sein siegreicher Gegner tritt an ihn heran, um ihm das Schwert durch die Gurgel zu stoßen. — Ein zweites Bild (Overbeck I. Fig. 129) enthält mehrere Gruppen. Zunächst links kämpfen zwei leicht gewappnete Reiter mit geschlossenem Visirhelm. Sie führen den runden Schild und eine Lanze; nur der rechte Arm ist mit Binden oder glatten Metallringen bedeckt. Noch ist der Kampf unentschieden, doch scheint der Eine, der schon fünfzehn Siege erfochten, sich der zielenden Lanze des Andern, dem die Beischrift elf frühere Siege zutheilt, nicht erwehren zu können. Alle folgenden Gruppen zeigen den Kampf der Paare schon entschieden und die Besiegten mit aufgehobenen Daumen ans Publikum sich wendend. Das erste Paar sind, wie es scheint, zwei Samniter, gleich gerüstet, nur

hat der Eine eine etwas leichtere Wappnung, aber einen größeren Schild, hinter dem er kauernd sich ganz bergen könnte. Dieser ist besiegt; er blutet aus einer Brustwunde und sieht, mit der äußersten Ruhe sich auf den Rand seines Schildes stützend, seinem Schicksal entgegen. Der Andere erwartet mit gleicher Ruhe den Executionsbefehl. Hinter diesem Paare ist ein zweites, wie es scheint, ein Thraker und ein Samniter, von denen der letztere, nachdem er eine Wunde in die Brust erhalten, in die Knie gesunken ist und ziemlich ängstlich nach dem Gegner hinblickt, der schon zum Todesstreich ausholt. Dieser scheint ein alter ausgedienter Fechter zu sein, neben seinem Kopfe sind 34 Siege verzeichnet. Es folgt eine Gruppe aus vier Personen, deren Erklärung schwieriger ist. Ein Gladiator, aus mehreren Wunden am Ober- und Unterschenkel und am Arme blutend, scheint schon vom Publikum verurtheilt zu sein; das Knie senkend, umfaßt er flehend das Bein des Siegers, der seine rechte Hand ihm auf den Kopf gelegt hat und ihn niederzudrücken scheint, während er mit dem Schwert in der Linken ihm eben den Hals abhauen will. Ein mit dem Dreizack bewaffneter Mann hat den Schwerverwundeten von hinten am Gewande ergriffen und drückt mit seinem Fuße das Bein desselben zu Boden, um jeden Flucht- oder Vertheidigungsversuch unmöglich zu machen. Er, sowie ein Andrer, der, ebenfalls mit dem Dreizack versehen, aus dem Hintergrund herbeieilt, scheint ein Kampfwärtel zu sein, der den Gladiator, sobald er getödtet ist, in die Todtenkammer schaffen will. Denn ein Netzkämpfer, wofür man ihn wegen des Dreizacks halten könnte, scheint er nicht zu sein; es fehlt ihm das charakteristische Netz. Auf einer Fortsetzung des eben beschriebenen Bildes (Overbeck I. Fig. 130) sehen wir einen Fechter, der den tödtlichen Streich empfangen hat und kunstgerecht sterben will; er hält den Schild hinter sich, um mit Anstand auf denselben niederzusinken. Netzfechter und Secutoren sind dargestellt auf zwei Bildern bei Guhl II. Fig. 488 a und b. Auf dem ersten hat der Retiarius seinem Gegner das Netz übergeworfen, so daß es ihm den Kopf und den

ganzen Körper bis über die Knie bedeckt; aber er ist zu Boden gestürzt und hat den Dreizack fallen lassen, er vertheidigt sich mit dem Dolche gegen den mit einem großen viereckigen Schilde und einem Dolche bewaffneten, auf ihn eindringenden Secutor, der die Ueberhand zu behalten scheint. In dem zweiten Bilde empfängt der Retiarius den mit dem Netze umstrickten, mit Schild und Dolch andringenden Secutor mit gefälltem Dreizack.

Das allmählich erstarkende Christenthum war bemüht, den blutigen Gladiatorengefechten ein Ende zu machen. Im Orient hörten sie mit dem Ende des 4. Jahrhunderts auf; in Rom wurden sie von dem Kaiser Honorius im Jahre 404 aufgehoben. Es wird erzählt, daß damals ein orientalischer Mönch Namens Telemachus mit der Absicht nach Rom reiste, gegen die Gladiatorenspiele mit Wort und That einzuschreiten. Als eben die Spiele begannen, stürzte er sich mitten unter die Kämpfenden, um sie zu trennen; aber das Volk gerieth über die Unterbrechung des Schauspiels in Wuth und steinigte ihn zu Tode. Als Honorius dies hörte, erhob er den Mönch unter die Märtyrer und verbot die Gladiatorenspiele durch ein Gesetz, dem sich das Volk jetzt willig fügte. Die Thierhetzen aber dauerten noch, obgleich in beschränkter Weise, unter Justinian fort.

Das Theater.

Die ersten scenischen Spiele, welche der Staat zu Rom veranstaltete, fallen in das Jahr 364 v. Chr. Damals ließ man wegen einer furchtbaren Pest, deren Gewalt weder durch menschliche noch durch göttliche Mittel gemildert werden konnte, zur Sühnung der Götter Schauspieler aus Hetrurien auftreten, welche unter Begleitung einer Flöte stumme mimische Tänze aufführten. An einheimischen Volksbelustigungen von einer gewissen dramatischen Form, possenhaften Darstellungen mit scherzenden und spottenden Wechselreden und Gesängen hatte es auch vorher in Rom nicht gefehlt, denn die italischen Völkerschaften haben bei

einer lebhaften Gestikulation und ausdrucksvollem Geberdenspiel eine natürliche Neigung zu neckendem Witz; seit jenem Auftreten der hetruskischen Tänzer aber geschah es, wie Livius (7, 2) erzählt, daß die römischen Jünglinge die mimischen Darstellungen derselben nachahmten und ihnen einen Text muthwilligen und satirischen Inhalts in abwechselnden Versmaßen unterlegten, woraus die dramatische Satura entstand, ein kunstloses dramatisches Stück von losem Zusammenhang. Der Schöpfer des regelmäßigen römischen Dramas war ein Grieche aus Tarent, Livius Andronicus, der nach der Einnahme seiner Vaterstadt im Jahre 272 v. Chr. als Gefangener nach Rom kam und als Sclave des Livius Salinator und dann als Freigelassener das Gewerbe eines Schauspielers und Schulmeisters trieb. Er unternahm es, zum Gebrauch in seiner Schule die Odyssee ins Lateinische zu übertragen und für die Bühne Comödien und Tragödien nach griechischen Mustern zu schreiben. Indem er der Pantomime und den von Flötenspiel begleiteten Gesängen einen auf eine Erzählung (fabula) basirten Dialog hinzufügte, erhielten die Stücke einen zusammenhängenden, planmäßig durchgeführten Inhalt und eine gewisse künstlerische Abrundung.

Der Geschichtsschreiber Livius erzählt an der vorhin angeführten, für die Geschichte des römischen Dramas wichtigen Stelle, daß dem Andronicus, der in seinen Stücken selbst als Schauspieler auftrat, bei den geforderten öfteren Wiederholungen eine Heiserkeit zugestoßen sei, und er habe daher nach erbetener Erlaubniß einen Knaben zum Singen vor den Flötenbläser gestellt und den Gesang dieser einen Person mit um so lebhafterer Gesticulation begleiten können, weil ihm nun der Aufwand seiner Stimme nicht mehr hinderlich war. Diese Einrichtung blieb in der Folge immer bestehen; der Dialog (diverbium), der nie mit Musik begleitet war, wurde von den Schauspielern gesprochen; sobald aber ein Monolog eintrat, eine lyrisch erregte Partie, ging die Recitation in Gesang, die Gesticulation in Tanz über, und dann ergab sich die uns so seltsam erscheinende Trennung, daß

der Schauspieler den Inhalt des Monologs nur durch Pantomimen darstellte, während ein Sänger, bisweilen auch mehrere, den Text desselben unter Flötenbegleitung vortrug. Ein solcher musikalisch componirter Monolog hieß Canticum, und er kam in der Tragödie sowohl wie in der Comödie vor; außerdem aber hatte die Tragödie, wenn sie wenigstens griechischen Originalen nachgebildet war, noch einen Chor, dessen Gesänge ebenfalls von der Flöte begleitet wurden. Da übrigens die Orchestra, der Standort des Chors im griechischen Theater, im römischen zu Sitzplätzen verwendet wurde, so mußte der Chor, dem überhaupt die hohe Bedeutung des Chors der griechischen Tragödie abging, auf der Bühne selbst auftreten.

„Als sich die Form der Bühnenstücke," sagt Livius, „durch den von Andronicus eingeführten regelmäßigen Gang immer mehr vom blosen Lachen und ausgelassenen Scherze entfernte und ihr Spiel allmählich zur Kunst gediehen war, so überließen die jungen Römer die Aufführung der Bühnenstücke den wirklichen Schauspielern, den Histriones, wie sie nach dem hetruskischen Worte Hister zu Rom genannt wurden, und machten es sich zum eigenen Geschäft, nach der alten Weise allerlei Stoff zum Lachen in Versen vorzutragen, welche man nachher, unter der späteren Benennung der Exodia, hauptsächlich mit den atellanischen Possenspielen in Verbindung setzte. An diese den Oskern abgelernten Spiele hielt sich die Jugend und ließ sie nicht von den Histrionen entweihen."

Das erste Stück des Andronicus wurde im Jahre 240 aufgeführt. In seine Fußtapfen traten, die dramatische Kunst vervollkommnend, sein jüngerer Zeitgenosse Cn. Nävius, T. Maccius Plautus (254—184) und P. Terentius (geb. 184), welche beide nur Comödien verfaßten, Q. Ennius (239—169), M. Pacuvius (geb. 221), L. Attius (geb. 171) und mancher Andere, dessen Name verschollen ist. Alle gehörten sie der niederen Volksclasse an, sie waren Sclaven und Freigelassene oder Bürger von geringem Stande, und ihre Poesie wurzelte nicht tief in dem Leben des Volkes, wie das Drama der Athener, bei denen der dramatische

Dichter eine hochangesehene und gefeierte Persönlichkeit war. Ihre Produkte waren fast sämmtlich Nachbildungen griechischer Originale, und zwar schloß sich die Tragödie, die überhaupt bei den Römern neben der Comödie zurücktritt, besonders dem rationalistischen und auf sinnliche Wirkung gerichteten Euripides an, während die Comödiendichter hauptsächlich die Stücke der sogenannten neuen Comödie der Griechen verarbeiteten. Diese lieferten Nachbildungen aus dem gewöhnlichen bürgerlichen Leben, meistens eine Liebesgeschichte mit mancherlei Verschlingungen und überraschenden Entwickelungen, ohne wahre Leidenschaft und eigentlich poetische Wirkung; ihre Charaktere sind gering an Zahl und stets dieselben: strenge und sparsame oder milde und nachsichtige Väter, närrische und herrschsüchtige oder liebevolle und verständige Mütter und Hausfrauen, leichtsinnige und verschwenderische Söhne und leichtfertige Mädchen, rohe und verschmitzte Sclaven, Schmarotzer und Schmeichler, Kupplerinnen und Sclavenhändler u. s. w. Die Moral dieser Stücke ist sehr zweideutiger Art, und die römischen Dichter haben die griechischen Originale meistens noch, um sie dem rohen römischen Publikum mundgerecht zu machen, ins Rohe, ins Possenhafte und Gemeine umgestimmt. Das ist die Comoedia palliata, so genannt, weil die Personen in derselben fast nur Griechen sind, Leute in dem Pallium, dem griechischen Obergewand; ihr Local ist immer das Ausland, gewöhnlich Athen. Neben ihr wurde die Comoedia togata, in welcher Leute in der Toga, dem Kleide der Italiker, auftraten, wenig cultivirt.

Die Stücke der oben erwähnten Dichter, welche etwa vom ersten bis zum dritten punischen Kriege dichteten, wurden bis zur Kaiserzeit zumeist auf der Bühne aufgeführt; sie gefielen mehr, als später verfaßte Stücke, welche zum großen Theil auch weniger für die Bühne als zum Lesen geschrieben waren. Man gab scenische Spiele zuerst blos an den Ludi Romani, dann aber auch an den meisten andern stehenden Festen, welche durch Spiele gefeiert wurden, sowie bei besonderen außerordentlichen Gelegenheiten, wie Einweihungen von Tempeln und Theatern, Triumphen,

Leichenfeiern, Amtsantritt der höheren Magistrate u. s. w. Schon im 6. Jahrhundert der Stadt behaupteten die Bühnenspiele ein auffallendes Uebergewicht über die Spiele des Circus. Man darf aber den Grund hiervon nicht etwa in einem ganz besonderen Gefallen finden, welches das Volk an ihnen gehabt hätte, sondern darin, daß sie wohlfeiler waren und weniger Schwierigkeiten machten. Die aufregenden Spiele des Circus, die Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe hatten für die rohe Menge eine größere Anziehungskraft, und es geschah nicht selten, daß das Volk mitten in der Aufführung eines Dramas plötzlich mit Ungestüm eine Thierhetze oder ein Gladiatorengefecht forderte. Die Aufführung der Hecyra des Terenz erlitt zweimal eine derartige Unterbrechung: „Als ich sie zum erstenmal in Scene setzte," sagt er, „erwartete das Publikum mit Spannung berühmte Faustkämpfer und einen Seiltänzer. Das Zuströmen des sich ihnen anschließenden Gefolges, der Lärm, das Geschrei der Weiber zwangen mich, vor der Zeit die Vorstellung zu schließen. Später machte ich einen zweiten Versuch. Der erste Act gefällt; aber auf das Gerücht hin, daß Gladiatoren auftreten sollten, entsteht ein Zusammenlauf des Volkes; man tobt, man schreit, man streitet um die Plätze, so daß ich den meinigen nicht behaupten konnte." Horaz klagt, „daß die Mehrzahl der Zuschauer an Kunstsinn und Ehrenhaftigkeit der Minderzahl nachsteht und ohne Bildung in roher Albernheit mit den Fäusten, im Falle die Ritter (der kunstverständigere Theil des Publikums) dagegen sind, es durchzusetzen sich bereit zeigt, wenn mitten im Drama das Verlangen nach einer Bärenhetze auftaucht oder nach Faustkämpfern; denn daran hat das Völkchen sein Vergnügen."*)

*) In Deutschland ging es im vorigen Jahrhundert nicht viel besser. Als Lessing in Hamburg ein deutsches Nationaltheater gegründet hatte, mußten, um das Publikum anzuziehen, Ballet- und Seiltänzer auf die Bühne gebracht werden, und unmittelbar nach der Aufführung seiner Minna von Barnhelm traten Luftspringer auf.

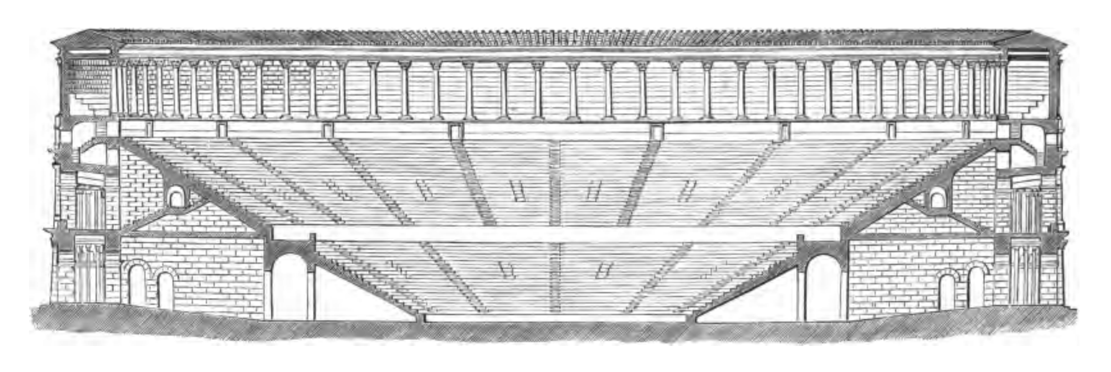
Aber auch dem gebildeten Theil des Publikums hat Horaz den Vorwurf zu machen, daß die Poesie des Stückes selbst ihn wenig anzieht, „daß bei ihm das Hauptvergnügen vom Anhören der Dichtung zu unstetem Schauen und eitelem Gepränge sich gewendet. Vier Stunden und länger bleibt der Vorhang der Bühne geöffnet, während Reiterschwadronen und Schaaren von Fußvolk im Kampfe hin und herfliehen; alsdann werden die vom Glück verlassenen Könige mit auf dem Rücken gebundenen Händen einhergeschleppt, Streitwagen fahren vorbei und Prachtkarossen, Lastfuhren und Schiffe; erbeutetes Elfenbein wird vorübergetragen, die gesammte Beute Korinths. Wäre Demokritus noch auf der Welt, er würde lachen, wenn ein ganz widersprechendes Naturgebilde, Kameel und Panther zugleich (eine Giraffe) oder ein weißer Elephant die Augen des Publikums auf sich zöge." Daß Horaz in dieser Schilderung des Schaugepränges der Bühne nicht übertreibt, ersehen wir aus den Nachrichten des Cicero über die Schauspiele des Pompejus, welche er bei der Einweihung seines Theaters gab. Es sei nichts gespart worden, sagt er, um den größten Glanz zu entfalten; Pompejus habe weniger von der theatralischen Kunst erwartet, als von der äußeren Zurüstung; es fehlte an einer geschmackvollen Anordnung und Auswahl, die Menge und Mannigfaltigkeit des Gegebenen sollte Staunen erregen, so etwa wie bei einem Triumphe. Man sah in der „Clytämnestra" des Attius eine endlose Zahl von Maulthieren, und in dem „trojanischen Pferde" des Livius Andronicus 3000 Mischkrüge; die Gefechte wurden durch Schaaren von Fußvolk und Reitern mit verschiedenen Waffen vorgestellt. — Auch in dem Kostüm der Schauspieler sowie in der Ausrüstung der Scenerie wurde in den letzten Zeiten der Republik und unter den Kaisern eine ungeheure Pracht entfaltet, so daß Livius das Bühnenspiel seiner Zeit einen Unsinn nennt, für welchen selbst die Reichthümer mächtiger Reiche kaum hinlänglich wären.

Ursprünglich hatte man in Rom kein ständiges Theatergebäude gehabt. In roher strenger Einfachheit schlug man jedesmal, wenn

scenische Spiele gegeben werden sollten, für die Spieldauer eine hölzerne Bühne auf, meistens wohl am Fuße einer sanft ansteigenden Fläche, auf welcher in einem von hölzernen Schranken eingeschlossenen Raume das Volk ohne Sonderung der Stände bunt durcheinander gemischt stehend, hockend und liegend zuschaute. Sitzplätze waren nicht hergerichtet, „damit," wie es bei Tacitus heißt, „das Volk nicht, wenn es sich setzen könnte, ganze Tage in Müßiggang zubrächte." Die erste Sonderung der Plätze trat im Jahre 194 v. Chr. durch Scipio Africanus ein, indem, zur großen Unzufriedenheit des Volkes, für die Senatoren und ihre Familien der nächste Raum vor der Bühne durch Schranken abgeschieden wurde. Doch ist hierbei von festen Sitzplätzen noch nicht die Rede; höchstens ließ man sich Sessel von Hause in das Theater nachtragen. Im Jahre 145 v. Chr. unternahmen es die Censoren Valerius Messala und Cassius Longinus, ein Theater mit festen Sitzplätzen zu errichten; aber auf den Antrag des Scipio Nasica wurde der begonnene Bau als „unnütz und den öffentlichen Sitten schädlich" wieder niedergerissen und das Sitzen bei den Spielen verboten. Als jedoch Carthagos Zerstörung das Volk sicher und anspruchsvoller und den Senat nachsichtiger gemacht hatte, konnte L. Mummius, der Zerstörer von Korinth, sich erlauben, für die Aufführung der griechischen Dramen, in denen er griechische Schauspieler auftreten ließ, ein Theatergebäude nach griechischem Muster mit festen Sitzplätzen in erhöht umherlaufenden Reihen herzurichten, und seinem Beispiel wird man von nun an bei dem Bau von Theatern immer gefolgt sein; aber sie wurden stets, wie auch das des Mummius, nach der Aufführung der Spiele wieder niedergerissen. Erst Pompejus der Große baute ein bleibendes Theater aus Stein, das im Jahre 55 v. Chr. vollendet ward; um es jedoch für die Zukunft vor etwaiger Zerstörung zu schützen, verband er damit einen Tempel der Venus Victrix in der Weise, daß die Sitzreihen des Theaters wie Treppenstufen zu dem Tempel hinaufführten (s. S. 44 f.), und bei der Ankündigung der Einweihung des Gebäudes nannte er blos den Tempel,

mit dem Zusatz, er habe neben ihm Sitze zum Behufe der Schauspiele erbaut. Ein zweites steinernes Theater errichtete Augustus zu Ehren seines Neffen Marcellus (theatrum Marcelli), und zu derselben Zeit nöthigte er den reichen Cornelius Balbus, ein Gleiches zu thun (th. Balbi). So besaß jetzt Rom drei steinerne Theater, von denen nach der höchsten Angabe das erste 40,000, das des Marcellus 20,000 und das dritte 30,000 Sitzplätze hatte. Andre steinerne Theater hat es in Rom nicht gegeben; dagegen wurden noch oft hölzerne Theater für kurze Dauer an verschiedenen Orten der Stadt aufgeschlagen. Augustus z. B. ließ nach dem Vorgange des Julius Cäsar bisweilen in allen Stadtquartieren zugleich hölzerne Theater errichten nnd darin Stücke von Schauspielern aller Sprachen aufführen.

Die Anlage des römischen Theaters weicht von der des griechischen nur in Wenigem ab. Will man sich den Plan eines römischen Theaters construiren, so zeichne man in einen Kreis ein gleichseitiges Dreieck, so daß die Ecken desselben in die Kreislinie fallen. Eine Seite des Dreiecks, übrigens nach beiden Seiten hin bedeutend verlängert, wähle man zur Hinterwand (scena) der Bühne und ziehe, um das vordere Ende der Bühne zu erhalten, damit parallel eine gerade Linie durch den Mittelpunkt des Kreises. Der noch übrig bleibende Halbkreis bildet die Orchestra, hinter welcher sich die Sitzreihen amphitheatralisch erheben. Die Bühne, Orchestra und der Zuschauerraum sind, wie in dem griechischen, auch die drei Haupttheile des römischen Theaters. Die Orchestra war im Verhältniß zu den übrigen Räumen kleiner als die griechische Orchestra; denn sie diente nicht wie bei den Griechen als Tanzplatz eines Chors, sondern wurde noch als ein auszeichnender Sitzraum verwendet. Die Bühne (pulpitum, proscenium, auch scena genannt), bei den Griechen ungefähr 10 Fuß über der Orchestra liegend, war im römischen Theater nur etwa 5 Fuß höher als die Orchestra, damit die hier sitzenden Zuschauer Alles bequem sehen konnten, und übertraf, da „alle Schauspieler auf der Bühne agirten" (Vitruv), die griechische Bühne sowohl an Breite wie an Länge; diese war gleich



Theater des Marcellus zu Rom.

zwei Durchmessern der Orchestra. Das Theater zu Pompeji, das für 5000 Zuschauer eingerichtet war, hatte eine Bühne von 33 Meter Länge und 6½ Meter Breite. Die hinter der Bühne sich erhebende Wand, aus welcher drei Thüren auf die Bühne führten, war die Front eines aus zwei oder mehreren Stockwerken bestehenden steinernen Gebäudes und mit architektonischen Decorationen, mit Säulen und Pilastern, mit Nischen, Statuen und Gemälden reich geschmückt. War eine andre Decoration als die bleibende (scena stabilis) nöthig, so mußte die Veränderung durch bemalte Vorhänge oder Tafeln bewerkstelligt werden, die entweder vor der Bühnenwand aufgehängt oder von den Seiten vorgeschoben wurden (scena ductilis). Seitenzugänge von beiden Schmalseiten aus wird die römische Bühne gleich der griechischen gehabt haben, sowie auch die sogenannten Periakten, Versurae. Dies waren an den Schmalseiten aufgestellte große dreiseitige Prismen, welche, mit Zapfen in den Boden befestigt, um ihre Axe gedreht werden konnten, so daß je nach Bedürfniß die eine oder die andre Seite mit ihrer besonderen Decoration nach der Bühne gekehrt ward. Die Räume hinter der Bühnenwand dienten zum An- und Umkleiden der Schauspieler und zum Aufbewahren der verschiedenen Utensilien des Theaters. Hinter diesem Bühnengebäude befand sich oft noch eine Säulenhalle, wie bei dem Theater des Pompejus (S. 45), „damit, wenn die Schauspiele durch Regengüsse unterbrochen wurden, das Volk aus dem Theater sich dahin flüchten könnte und ein Raum für die Vorbereitung und Anordnung etwaiger feierlicher Aufzüge vorhanden wäre.“ (Vitruv.) Eine Eigenthümlichkeit der römischen Bühne war, daß sie einen Vorhang (aulaeum) hatte, welcher der griechischen fehlte. Doch wurde abweichend von unserem Theater beim Anfang des Stückes die Bühne in der Weise eröffnet, daß man den davorgezogenen Vorhang von oben auf den Boden niederfallen ließ; am Schlusse des Stückes aber zog man ihn zur Verdeckung der Bühne in die Höhe.

Der Zuschauerraum (cavea, griech. θέατρον) stieg, der Bühne gegenüber und unmittelbar der Rundung der Orchestra sich an-

schließend, in stets weiter geschweiften Bogen empor und hatte hinter und über der höchsten Sitzreihe einen bedeckten Säulengang, dessen Dach nach den Vorschriften des Vitruv nicht niedriger sein durfte als die Höhe des Bühnengebäudes, damit der Schall der Stimme des Schauspielers in gleichmäßiger Verbreitung zusammengehalten werde. Vom griechischen Theater unterscheidet sich das römische dadurch, daß in diesem jede der Sitzreihen einen Halbkreis bildet, während in dem griechischen an beiden Seiten die Sitzstufen noch über den Halbkreis hinausgingen und so die Form eines Hufeisens hatten. Im Uebrigen war die römische Cavea wie das griechische Theatron und wie die Sitze im Amphitheater durch breitere Umgänge (praecinctiones, διαζώματα) in mehrere Stockwerke und durch Treppen in eine größere Zahl von keilförmigen Abtheilungen (cunei, κερκίδες) geschieden. Durch die Unterbauten der Sitzreihen ermöglichten den Zugang in das Innere wie beim Circus und Amphitheater Treppen und Corridors, welche durch Arkaden sich nach außen öffneten.

In der Orchestra hatten die Senatoren ihren Sitz, und zwar auf hölzernen Bänken, welche man seit Caligula mit Kissen belegen ließ; auch die Zuschauer, die auf den harten Sitzen der Cavea saßen, konnten sich solche Kissen von Hause mitbringen. Die Kaiser hatten jedenfalls ihren Platz in der Orchestra oder im Podium, auf der untersten Sitzreihe unmittelbar hinter der Orchestra; denn von diesen Plätzen aus hatte man die bequemste und beste Schau auf die Bühne. Seit dem Jahre 67 v. Chr. wurden auch den Rittern Ehrenplätze zugetheilt auf den vierzehn Sitzreihen zunächst hinter den Senatoren. Aber diese Theaterordnung blieb nicht immer in Kraft. Zur Zeit des zweiten Triumvirats drängten sich gemeine Soldaten in die Sitze der Ritter, und man nahm es dem Antonius übel, daß er einen zudringlichen Soldaten aus denselben wegjagen ließ. Augustus beschloß daher, durch neue durchgreifende Verordnungen der Verwirrung im Theater ein Ende zu machen; er wurde, wie Sueton erzählt, dazu veranlaßt durch die Beleidigung, welche einem Senator zu Puteoli wider-

fahren war, dem bei vollem Theater Niemand einen Platz gab. „Er wies die Orchestra wieder allein den Senatoren zu und gestattete nicht einmal den Gesandten der freien und verbündeten Völker in der Orchestra zu sitzen, weil er erfahren hatte, daß zuweilen auch Freigelassene unter ihnen gesendet würden. Die Soldaten sonderte er vom Volke ab. Den Ehemännern aus dem dritten Stande gab er eigene Sitze; auch die Knaben erhielten ihre eigenen Bänke und zunächst hinter ihnen ihre Pädagogen. Er verordnete ferner, daß kein gemeines Volk, Leute in dunkeln Kleidern (pullati), in Zukunft in der Mitte des Theaters sitzen sollten; sie wurden auf die obersten Sitzreihen verwiesen. Auch den Frauen erlaubte er nur von den obersten Sitzen aus, und zwar abgesondert von den Männern, zuzusehen. Den vestalischen Jungfrauen gab er einen abgesonderten Platz im Theater, und zwar dem (erhöhten) Sitze des Prätors (in der Orchestra) gerade gegenüber. Die Ritter erhielten ihre früheren vierzehn ersten Sitzreihen zurück; weil aber die meisten Ritter an ihrem Vermögen durch die Bürgerkriege Einbuße erlitten hatten, so daß sie das ritterliche Vermögen von 400,000 Sest. nicht mehr besaßen, und deshalb aus Furcht vor der Theaterstrafe es nicht wagten, die zugewiesenen Sitze einzunehmen, so that Augustus den Ausspruch, daß diejenigen, die entweder selbst oder deren Eltern einmal das ritterliche Vermögen besessen, dieser Strafe nicht unterworfen sein sollten." (Sueton.) Der Zutritt zum Theater war allen Bürgern gestattet, und zwar ohne Eintrittsgeld; denn das Spiel war ja ein Festgeschenk an das Volk. Die Zuschauer erhielten Marken (tesserae), die ihnen ihre Plätze zuwiesen und wahrscheinlich vor den Spielen in den verschiedenen Stadtquartieren ausgetheilt wurden. Auf den Marken war der Cuneus und die Sitzreihe bezeichnet. Designatoren sorgten dafür, daß Jeder in der für ihn bestimmten Abtheilung Platz nahm und erhielt.

Zum Schutz gegen die Sonne und plötzlichen nicht zu starken Regen war über die Zuschauerräume wie im Amphitheater

ein großes Zeltdach (vela) ausgespannt. Diese Erfindung der verweichlichten Campaner hatte zuerst Q. Catulus eingeführt bei den Festen, die er im Jahre 69 v. Chr. bei der Einweihung des capitolinischen Tempels gab. Er gebrauchte dazu purpurne Leinwand; später war der Luxus mit gewöhnlicher Leinwand nicht zufrieden, man nahm die feinste des Auslandes, Cäsar gebrauchte Seide, die damals mit Gold aufgewogen ward; Nero ließ in die Mitte des Purpurdaches sein eigenes Bild einsticken, den Sonnenwagen lenkend und umgeben von goldenen Sternen. Pompejus leitete zuerst Wasser in die Wege und Treppen des Theaters, um die Hitze zu mildern; bald aber erzeugte man die Kühlung für die Zuschauer durch Besprengungen mit Wasser, das mit Wein und wohlriechenden Essenzen gemischt war (sparsiones, s. S. 417 f.). Auch bestreute man verschiedene Plätze des Theaters mit Blumen, besonders mit dem scharfriechenden Crocus. Ebenso wurde in der Ausschmückung des Theatergebäudes schon gegen Ende der Republik ein ungeheurer Luxus getrieben. Die Decoration der Bühne durch Malerei genügte nicht mehr; C. Antonius und L. Murena deckten sie mit Silberplatten, Petrejus mit Gold, Q. Catulus mit Elfenbein. Eine beispiellose Pracht zeigte das hölzerne Theater des Aemilius Scaurus, über das man S. 45 das Nähere sehe.

Der Magistrat, welcher die Festspiele gab, hatte für Alles zu sorgen, für die Ausschmückung der Bühne, für die Geräthe und Maschinen, welche für die Aufführung nöthig waren, für die aufzuführenden Stücke und das Costüm der Schauspieler, die er anwerben und besolden mußte. Die Schauspieler bildeten Gesellschaften (greges), mit einem Director (dominus gregis) an der Spitze, welcher oft selbst der erste Schauspieler der Truppe war. An diesen wendete sich der Magistrat, daß er ihm die nöthigen Leute stelle; auch wählte er mit diesem häufig die aufzuführenden Stücke aus. War das Stück von einem noch lebenden Dichter, so bestimmte bisweilen der Schauspieldirector das Honorar, welches der Magistrat dem Dichter zahlen sollte; doch war dabei die

eigenthümliche Bedingung, daß er im Falle, daß das Stück durchfiel, die gezahlte Summe dem Magistrat zurückerstatten mußte. Dagegen behielt er wahrscheinlich nach der Aufführung das Stück als Eigenthum, so daß er es hernach zu eignem Vortheil spielen konnte, wo er wollte. Häufig gebrauchten die Festgeber vor dem Ankauf des Stückes auch kunstverständige Männer zur Prüfung desselben. Als Terenz, der Anfangs als Sclave, dann als Freigelassener in Rom lebte, sein erstes Lustspiel, „das Mädchen von Andros", den Aedilen anbot, bestimmten diese, daß er es dem damals schon hochbejahrten Comödiendichter Cäcilius vorlese. Cäcilius lag eben zu Tische, als der ärmlich gekleidete Freigelassene eintrat; er ließ ihn sich auf ein Bänkchen neben seinem Speisesopha setzen und die Vorlesung beginnen. Kaum aber hatte Terenz einige Verse gelesen, so lud ihn Cäcilius ein, mit ihm zu speisen, und nach der Mahlzeit hörte er das Stück mit steigender Bewunderung zu Ende. Ueber die Höhe des Dichterhonorars ist wenig bekannt; Terenz erhielt für seinen „Eunuchus" 8000 Sesterzien (572 Thlr.), wahrscheinlich aber waren dabei zwei Aufführungen bedungen. Die Million Sesterzen, welche Varius für seinen im Jahre 20 v. Chr. aufgeführten „Thyestes" erhielt, war ein kaiserliches Geschenk. Der Dichter vertheilte in der Regel die Rollen unter die Schauspieler und übte sie ein; lebte der Dichter des Stückes nicht mehr oder war er verhindert, so that dies der Schauspieldirector.

Die Schauspieler waren bei den Römern nicht wie in Griechenland geehrte freie Leute; sie waren Sclaven und Freigelassene oder auch Freie aus Griechenland, Asien und Aegypten, und ihr Stand war rechtlich mit Infamie behaftet, so daß sie in dem Gesetzbuche dem Kuppler, dem schimpflich entlassenen Soldaten, dem überwiesenen Diebe, Betrüger und Verleumder gleichgestellt waren. Mit dem Sohne eines Schauspielers oder einer Schauspielerin konnten selbst Enkelinnen und Urenkelinnen von Senatoren im Mannesstamm keine gültige Ehe schließen. Der Soldat, der sich zum Schauspieler hergab, wurde ebenso mit dem Tode bestraft, wie

wenn er sich hätte zum Sclaven machen lassen. Erst Augustus nahm den Beamten das Recht, einen Schauspieler überall und zu jeder Zeit körperlich zu züchtigen, und beschränkte es auf die Dauer der Spiele und den Bereich des Theaters. Wenn auch diese rechtlichen Verhältnisse der Schauspieler im Allgemeinen dieselben blieben, so stiegen sie doch mit der Zeit in ihrer gesellschaftlichen Stellung. Während Schwelger und Freunde einer lustigen und witzigen Gesellschaft, wie Sulla und Antonius, gerne mit dem lustigen und heiteren Völkchen der Bühnenkünstler verkehrten, suchten auch ernstere Männer den Umgang talentvoller und gebildeter Schauspieler. So standen z. B. Meister des ersten Ranges, wie der Comöde Roscius (gest. 76 v. Chr.) und sein Zeitgenosse, der Tragöde Aesopus, in hohem Ansehen und erfreuten sich der Freundschaft der bedeutendsten Staatsmänner, eines Cicero, Pompejus u. A. Die Hofschauspieler der Kaiserzeit waren oft als Günstlinge ihrer Herren von größtem Einfluß.

Allerdings die gewöhnliche Sorte von Schauspielern genoß zu jeder Zeit im geselligen Leben keine besondere Achtung, und namentlich mag die Lage der auf der Bühne verwendeten Sclaven nicht beneidenswerth gewesen sein. So macht Seneca darauf aufmerksam, daß jener Mensch auf der Bühne, der im Purpurmantel den Agamemnon darstellt und stolz sich brüstend spricht: „Ich bin der Beherrscher von Argos; Pelops hinterließ mir das Reich, bis wo der Isthmus vom jonischen Meere und Hellas Sunde geengt wird," ein Sclave ist und die monatliche Sclavenration von fünf Scheffeln Weizen erhält und fünf Denare Spielgeld; ein Anderer, der aufgeblasen und voll Selbstvertrauen droht: „Wenn du nicht ruhig bist, Menelaus, so streckt meine Rechte dich zu Boden!" steht auf karger Tageskost und schläft in Lumpen. Diese Sclaven waren gewöhnlich das Eigenthum von reichen Privatpersonen, die in ihren Sclavenfamilien oft ganze Truppen hatten zur Unterhaltung ihrer eignen Person und ihrer Gäste, sowie besonders zum Vermiethen für die öffentliche Bühne. Zeichneten sie sich durch ihre Kunst aus, so wurden sie nicht selten durch Freilassung

belohnt, welche bisweilen das Publikum während des Spieles forderte.

Ihre Ausbildung erhielten die Schauspieler größtentheils in Schulen, welche von bedeutenden Meistern gehalten wurden. So hatte z. B. der berühmte Roscius eine Schauspielerschule. Einst wurde er wegen eines Sclaven Panurgos, den ihm Fannius Chärea in die Lehre gegeben hatte, in einen Proceß verwickelt, in welchem Cicero ihn vertheidigte. Roscius und Fannius hatten nämlich ausgemacht, daß, wenn Panurgos einst gehörige Kunstfertigkeit erlangen würde, der Gewinn zwischen beiden getheilt werden sollte. Nun wurde aber Panurgos nach glänzendem Erfolg von Flavius aus Tarquinii getödtet. Als deswegen Flavius den Roscius mit einem Landgute im Werth von 100,000 Sest. entschädigte, beanspruchte Fannius von Roscius die Hälfte dieser Entschädigung, obgleich er selbst schon eine nicht geringere Summe sollte erhalten haben. Diese Geschichte zeigt uns, in wie hohem Preise tüchtig geschulte Sclaven der Art gestanden haben. In den Schauspielerschulen wurde der Unterricht Jahre lang mit größter Strenge und Ausdauer gegeben, und wer es zu etwas Ausgezeichnetem bringen wollte, mußte auch in der Folge seine Studien noch mit Ernst fortsetzen; denn die Anforderungen des Publikums an den Schauspieler in Rücksicht auf Gesticulation, Haltung und Geberdenspiel, auf Correctheit der Aussprache, Angemessenheit des Vortrags u. s. w. waren außerordentlich groß. Von Roscius, der mit seinem Zeitgenossen Aesop die Schauspielkunst zur höchsten Ausbildung und Blüthe gebracht, wird berichtet, daß er auf der Bühne keinen einzigen Gestus gemacht, den er nicht vorher zu Hause überdacht und einstudirt hätte.

Wie zwischen den ausgezeichneten Schauspielern und denen untergeordneter Art in Bezug auf ihre sociale Stellung ein außerordentlicher Abstand obwaltete, so waren auch die Honorare, welche sie für ihr Spiel bezogen, höchst verschieden. Der geringste Preis für einen Spieltag waren in den Zeiten Senecas fünf Denare (etwas mehr als ein Thaler); hervorragende Spieler erhielten

jedenfalls bedeutend mehr; das gewöhnliche Honorar für eine Vorstellung schwankte in der Kaiserzeit zwischen 25—50 Thalern. Aus Ciceros Rede für den Roscius wissen wir, daß die Mime Dionysia jährlich 200,000 Sest., Roscius 600,000 Sest. verdienten; für Eine Vorstellung erhielt er 1000 Denare. Außer ihrem Honorar empfingen übrigens die Schauspieler auch noch Siegespreise; denn vielleicht schon seit der Zeit des Plautus fand ein Wettkampf der Schauspieler statt. Dabei gab der Beifall des Publikums die Entscheidung, insofern der vorsitzende Beamte, welcher die Siegespreise ertheilte, diesen sich zum Maßstab nahm. Deshalb versäumten denn auch die Schauspieler am Ende des Stückes nie, durch ihr Plaudite! (klatschet Beifall!) das Publikum um seine Beifallsbezeigung zu ersuchen. Die Siegespreise waren Palmzweige und goldene Kränze, wozu noch außerordentliche Geschenke kamen, namentlich Geld und in der späteren Kaiserzeit auch kostbare Kleider. Als der jüngere Cato statt der goldenen Kränze Olivenkränze vertheilte, wußte das Volk nicht, ob es über diese Kargheit lachen oder zürnen sollte. Uebrigens waren oft die Goldblätter des Kranzes so dünn, daß Martial sie mit Spinngeweben, Seifenschaum und der Haut des Eies vergleichen durfte. Außerordentliche Geschenke forderte das Publikum häufig für beliebte und ausgezeichnete Spieler von dem Festgeber mit lautem Ungestüm; in der Regel aber ertheilte der Festgeber schon aus freien Stücken, um nicht der Kargheit beschuldigt zu werden, solche Gratificationen, und zwar gewöhnlich von hohem Werthe. Vespasian, der sonst das Geld nicht wegzuwerfen pflegte, schenkte bei den Schauspielen, die er zur Einweihung der wiederhergestellten Bühne des Marcellustheaters gab, keinem der mitwirkenden Künstler weniger als 40,000 Sest. und dem Tragöden Apollinaris sagar 400,000 Sest.; außerdem vertheilte er noch viele goldene Kränze. Nach Allem, was wir über die Einkünfte der Schauspieler erwähnt, ist es natürlich, daß die ausgezeichneteren unter ihnen es zu großem Wohlstande bringen konnten. Aesopus z. B. hinterließ trotz seiner beispiellosen Ver-

schwendung ein Vermögen von 20 Millionen Sest. (gegen $1^1/_2$ Millionen Thaler).

Im griechischen Theater traten in jedem Stück nur drei Schauspieler auf, unter welche sämmtliche Rollen vertheilt waren. Das römische Theater hatte diese Einrichtung nicht; hier kamen so viele Schauspieler auf die Bühne, als das Stück Rollen hatte. Mit Ausnahme der Mimen, in welchen auch Frauen auftraten, wurden sämmtliche Rollen von Männern gegeben; erst in der späteren Kaiserzeit spielten auch Frauen in der Comödie. Die Masken hatte Terentius eingeführt; doch traten auch in der Folge noch Spieler, wie z. B. Roscius, ohne Maske auf. Vor Terenz war ein blonder, schwarzer oder röthlicher Kopfaufputz (galerus) von verschiedener Form, vielleicht dem Onkos der Griechen entsprechend, zur Unterscheidung des Alters getragen worden. Das Costüm der Tragöden waren prächtige schleppende Gewänder (syrmata) aus Purpurstoffen und goldgestickt; der Schuh war der hohe Kothurn. Die Comöden dagegen hatten den niederen Schuh (soccus) und Kleider nach dem Schnitt des Alltagslebens von möglichst grellen Farben. Seit Ende der Republik riß, wie in der übrigen Ausstattung des Theaters, auch in dem Costüm ein immer größerer Prunk ein, der das Publikum mehr interessirte als die Stücke selbst. „Wenn der Schauspieler," sagt Horaz, „überhängt mit den Reichthümern ferner Länder, auf die Bühne getreten ist, so erhebt sich gewaltiges Beifallklatschen." — „Hat er schon etwas gesagt?" — „„Nein."" — „Was ist also, was so gefällt?" — „„Das wollene Gewand, veilchenblau von tarentinischem Färbestoff.""

Auch die Gebildetern achteten weniger auf die Güte des Stückes, als auf die Feinheit und Accuratesse des Spiels. Der Schauspieler war die Hauptsache. Gutgespielte Partien wurden mit lautem Beifallklatschen und stürmendem Dacaporufen aufgenommen. Schon in der republikanischen Zeit hatten die Dichter und Schauspieler unerlaubte Mittel angewendet, sich Beifall zu verschaffen; es waren unter die Zuschauer Leute zu einer künstlich

organisirten Claque vertheilt, gegen welche wieder von Seiten des Magistrats sogenannte Conquisitores angestellt waren, welche durch die Sitzreihen gingen, um die bestellten Claqueurs aufzusuchen. Später wurde die Claque ein förmliches Gewerbe; Martial fragt einen armen ehrlichen Mann, wovon er in Rom leben wolle, wenn er sich nicht dazu verstehen könne, Kuppler oder Herold zu werden, oder Schauspielern und Musikern Beifall zu klatschen. Nero organisirte für sein eigenes Spiel eine Claqueurbande von mehr als 5000 Mann, welche in den verschiedenen Arten der Beifallsbezeugungen, „dem Gesumse, dem Geplätscher, dem Geklapper", unterrichtet wurde und deren Anführer einen Gehalt von 40,000 Sest. erhielt. — Spielte ein Schauspieler schlecht, so gab das Volk durch Pochen und Pfeifen und Schreien seinen Unwillen zu erkennen, was sogar öfter bei dem geringsten Verstoße geschah, den der Spieler sich hatte zu Schulden kommen lassen. Nicht selten wurde ein schlecht spielender Schauspieler von der Bühne fortgejagt, und dann hatte er sicherlich nach Beendigung des Stückes seine Schläge zu erwarten, die der vorsitzende Magistrat ihm dictirte. Schläge erhielt gewiß auch der Schauspieler Fufius, von dem Horaz scherzhaft sagt, daß er die Ilione nicht „spielte", sondern „schlief". Als dieser nämlich in dem Trauerspiel des Pacuvius „Ilione" die schlafende Ilione darstellte, vermochte der aus der Unterwelt heraufgestiegene Schatten des Deïphilos, der die Mutter Ilione um ein Begräbniß bat, ihn nicht aus dem Schlafe aufzuwecken — weil er in seiner Betrunkenheit fest eingeschlafen war.

In der älteren Zeit wurde wahrscheinlich an jedem der Spieltage nur Ein scenisches Stück gegeben; später wuchsen die Aufführungen, so daß ganze Tage gespielt wurde. Caligula ließ das Spiel unter Fackelschein fortsetzen bis in die Nacht. Das Theater war stets gestopft voll von Zuschauern. Der Lärm des Publikums war groß, so daß die Herolde, welche Stille und Ruhe zu gebieten und zu erhalten hatten, keine geringe Last mögen gehabt haben. Wenn vor dem Beginn des Stückes Günstlinge des Volkes in das Theater traten, wurden sie mit nie enden

wollendem Klatschen und Beifallsrufen empfangen; mißliebige Personen dagegen wurden mit Zischen und Pfeifen und allen Zeichen und Tönen des Mißfallens überschüttet. Auch während des Spiels ging es oft laut her. Horaz sagt: „Man sollte meinen, daß das Drama einem tauben Esel vorgetragen würde; denn welche Stimme mag das Getöse überbieten, das in unsern Theatern ertönt? Man könnte glauben, es dröhne des Garganus Bergwald oder das tuskische Meer.“ Das Interesse für die Schauspieler erzeugte Parteien unter dem Publikum, ähnlich den Parteien des Circus, wenn auch nicht in dem Grade ausgebildet; die Anhänger der rivalisirenden Künstler suchten die Gegenpartei zu terrorisiren und zu unterdrücken, wodurch es manchmal im Theater Raufereien und Tumulte gab. Einmal kam es unter Tiberius zu einem blutigen Tumulte, in welchem nicht nur mehrere aus dem Volke, sondern auch Soldaten und ein Centurio der wachehaltenden Cohorte umkamen. Nero, ein Freund von Unfug und Spectakel, entfernte die prätorische Cohorte, welcher die Theaterwache übertragen war, und feuerte noch durch Straflosigkeit und Belohnungen die Parteien zu Tumulten an, denen er anfangs im Verborgenen, dann aber meist öffentlich zusah; ja er betheiligte sich oft selbst an den Kämpfen, und wenn es zum Handgemenge kam und Steine und zerbrochene Bänke hin und herflogen, warf er selbst lustig mit; einst verwundete er sogar einen Prätor am Kopfe. Da die Uneinigkeit des Volkes immer größer und die Unruhen gefährlicher wurden, hielt man es denn doch für gut, das Theater wieder mit Soldaten zu besetzen.

Wir wollen zuletzt noch einige Arten von scenischen Spielen anführen, welche neben der Trägödie und Comödie bei den Römern in Gunst standen. Zu diesen gehörte die Atellane, eine in Campanien entstandene Posse, welche von dem campanischen Landstädtchen Atella ihren Namen hatte, nicht etwa deshalb, daß sie dort ihren Ursprung gehabt hätte, sondern weil diese Stücke gewöhnlich in Atella, als einer Art Krähwinkel, spielten. Als die Atellane nach Rom kam, im 6. Jahrhundert der Stadt, bemächtigten

sich ihrer die jungen römischen Bürger, welche auch bisher schon zu ihrer und fremder Belustigung ähnliche Possenspiele aufgeführt hatten. Die Stücke wurden ursprünglich nicht auf der Bühne gespielt, und die Spieler blieben in ihrer socialen und rechtlichen Stellung ungeschädigt und von den verachteten Histrionen geschieden; sie traten immer in Masken auf, während das gewöhnliche Schauspiel bis auf Terenz keine Masken kannte. Die Atellanen hatten stehende Charaktermasken mit stark aufgetragenen Zügen, welche man noch heut in den italienischen Harlekinaden wiedererkennt. Zu diesen gehörte der Maccus oder Harlekin, ein blödsinniger Dummkopf, der, ewig Grimassen schneidend, Allen zu Spott und Muthwillen dient und sich vieler Schläge erfreut, dargestellt mit glatt rasirtem Kopf, dicker Nase, Eselsohren, einem Buckel; ferner Bucco (Großmaul), dessen Tugenden im Maule liegen, im Fressen und Schwatzen, ein zudringlicher Schmarotzer und Vielfraß. Der Pappus (der gute Papa) ist ein eitler und lüsterner, geiziger und abergläubiger Alter, der bei großer Dummheit sich weise dünkt und überall gefoppt und überlistet wird, besonders von Frau und Sohn; der Dossenus endlich (der Buckelorum, von dorsum) entspricht dem italienischen Dottore; er ist ein pfiffiger Beutelschneider, der überall als weiser Berather auftritt und die Leute, welche sich von ihm berücken lassen, gründlich betrügt und ausnutzt. Auch allerlei gespenstische Wesen traten auf, Popanze für furchtsame Weiber und Kinder, wie der Manducus, der das Maul aufreißt, als wollte er die Leute fressen, die Pytho mit laut klappernden Riesenzähnen u. A. Die Sprache der Atellane war in Campanien die oskische, welche sich zur lateinischen etwa verhielt, wie Plattdeutsch zu Hochdeutsch, in Rom dagegen die lateinische, wie das gemeine Volk sie sprach. Der Ton war im Ganzen ein niederer, die Späße höchst derb und unsauber.

Ursprünglich wurden die dem gemeinen, besonders dem ländlichen Leben entnommenen Stücke nach einem vorher besprochenen Plane improvisirt, zur Zeit des Sulla aber ward die Atellane durch die Dichter Pomponius und Novius in die Litteratur ein-

geführt. Sie erhielt eine regelmäßige Gestaltung, aber der burleske Ton blieb bestehen; die Stoffe waren nicht mehr vorherrschend aus dem ländlichen Leben genommen, wie die zahlreichen erhaltenen Titel von Atellanen beweisen. Neben Stücken wie „das Zicklein", „der Hühnerhof", „der Winzer" wurden städtische Gewerbe, vor allen die Walker, für den Volkswitz unsere heutigen Schneider, ferner bestimmte Nationalitäten wie „die Campaner", die „transalpinischen Gallier", mythologische Personen wie „der untergeschobene Agamemnon" auf die Bühne gebracht. Maccus war noch immer eine beliebte Persönlichkeit, wie man aus den Titeln „Maccus als Jungfer, als Soldat, als Schenkwirth, als Landmann" ersieht. Nachdem die Atellane so ein Zweig der Kunstdramatik geworden war, ging sie auf die Bühne über und wurde von Histrionen, nicht mehr von freien Bürgern gespielt, und zwar wurde sie gewöhnlich als Nachspiel regelmäßiger Spiele (exodium) gegeben. Sie erhielt sich auf der Bühne bis in die späte Kaiserzeit.

Auch der Mimus war ein possenhaftes Charakterbild aus dem gemeinen Leben, aber ohne die stehenden Masken der Atellanen, lasciv und obscön wie diese und voll Grimassen, Schimpfreden und Prügel. Er wurde wie die Atellane als Nachspiel oder als Zwischenspiel (embolium) aufgeführt, und zwar auf dem vordersten Theil der Bühne, welche dann durch einen Zwischenvorhang (siparium) von der hinteren Bühne getrennt war. In dem Mimus traten auch Frauen auf, natürlich fremde und Libertinen, die keinen sittlichen Ruf zu bewahren hatten; an den Floralien namentlich zeigten sie sich dem Publikum mit großer Schamlosigkeit fast ganz nackt. Der Mimus hatte nur Einen Hauptschauspieler, der vorzugsweise die Posse durchzuführen hatte, während eine oder mehrere Nebenpersonen, unter denen besonders der kahlköpfige, dickbackige Parasitus oder Stupidus (Schmarotzer oder Dümmling) zu nennen ist, das Spiel desselben nur durch gelegentliche Antworten und Gesticulationen secundirten. Die Mimen spielten ohne Masken, in Schuhen mit dünnen Sohlen,

in einer aus bunten Lappen zusammengesetzten Harlekinstracht (centunculus), über welche ein kurzes Mäntelchen (recinium) geworfen war. Mimus und Atellane, die niedere Posse, waren in der Kaiserzeit außerordentlich beliebt und verdrängten immer mehr die Comödie und Tragödie; der Mimus überdauerte sogar das weströmische Reich.

Am meisten aber herrschte auf der Bühne während der Kaiserzeit der Pantomimus, eine unserem Ballet ähnliche, aber viel kunstvollere Darstellung eines dramatischen Gegenstandes durch blosen Tanz und rhythmische Gesticulation. Der Pantomimus hat sich gegen Ende der Republik aus dem römischen Drama entwickelt. In dem Canticum des Dramas waren, wie wir gesehen, schon Gesticulation und Gesang von einander geschieden; der eigentliche Schauspieler stellte den Inhalt des Monologs pantomimisch dar, während ein Sänger den Text unter Flötenbegleitung absang. Ließ man nun von dem Drama den gesprochenen Dialog weg und faßte die Hauptsituationen in eine Reihe von Cantica zusammen, welche ein Tänzer gesticulirend aufführte, während der Text derselben von einem mit Musik begleiteten Chor gesungen wurde, so hatte man den Pantomimus. Die Stoffe derselben waren zum größten Theil aus der Mythologie genommen und dem gebildeten Publikum im Allgemeinen bekannt, so daß dies leicht die auf einander folgenden, von einem einzigen Tänzer dargestellten Situationen sich zu einem Ganzen verbinden konnte, wobei der während des Tanzes abgesungene Text es unterstützte. Doch sind wahrscheinlich noch verbindende Texte, ähnlich den erzählenden Recitativen unserer Oratorien, in den Pausen, während denen der Tänzer die Maske für die folgende Rolle wechselte, vom Chore vorgetragen worden. Der Gesang während des Tanzes diente nicht blos dazu, das Verständniß des stummen Spiels zu unterstützen, sondern hatte auch den Zweck, die rhythmischen Bewegungen des Tänzers zu leiten. Die begleitende Musik bestand anfangs nur im Flötenspiel, bald aber wurde sie vervollständigt durch Syringen und Cymbeln, Cither

und Lyra; besondere Tactschläger regelten ihren Gang durch das sogenannte Scabillum, ein Instrument, das aus zwei verbundenen, an der Sohle befestigten eisernen Platten bestand und beim Auftreten lautschallend zusammenschlug.

Der pantomimische Tanz wurde blos von Männern aufgeführt, Frauen traten erst in der spätern Kaiserzeit auf und vielleicht blos in Griechenland; daher war die Maske nöthig, weil der Tänzer, der das ganze Stück durchzuführen hatte, auch Frauenrollen zu spielen hatte. Dadurch ging zwar das Mienenspiel verloren, aber dies wurde hinreichend ersetzt durch die ausdrucksvollen Bewegungen des Kopfes und besonders der Hände sowie des ganzen Körpers. Der pantomimische Tänzer hatte eine sehr schwierige Aufgabe zu lösen; er hatte nicht blos die verschiedensten Personen, Männer und Frauen, hinter einander darzustellen, sondern mußte auch, während er die Hauptperson spielte, zugleich die Gegenwart der übrigen Personen der Scene durch sein Spiel andeuten und deren Beziehungen zur Hauptperson ausdrücken. In dem „Achill auf Skyros" z. B. stellte der Tänzer den Achilles in Weibertracht unter den spinnenden und webenden Jungfrauen vor; sein Spiel bewirkte, daß man glaubte, den Odysseus an der Thür erscheinen zu sehen und Diomedes in die Trompete stoßen zu hören. Als zur Zeit des Nero der cynische Philosoph Demetrius sich einmal geringschätzig über die Pantomimen aussprach und behauptete, daß sie ohne Chor und Musik nichts zu leisten vermöchten, bat ihn der damals bedeutendste Pantomime zu Rom (wahrscheinlich Paris), er möge, bevor er über ihn urtheile, ihn erst tanzen sehen, und er tanzte vor ihm ohne Begleitung des Gesanges und der Musik die Liebesgeschichte des Mars und der Venus mit so ausdrucksvoller Kunst, daß man sich alle Nebenfiguren der Scene und deren Thun vergegenwärtigen mußte und der Philosoph voll Bewunderung ihm zurief: „Was für ein Mann bist du! Ich sehe nicht nur, ich höre Alles, was du machst, und da du so gut mit den Händen reden kannst, ist dir eine andre Sprache leicht entbehrlich." Eine ähnliche Ansicht von demselben Pantomimen

erhielt ein Barbarenkönig, der am Hofe des Nero zu Besuche war und jenen einige Pantomimen so deutlich aufführen sah, daß er Alles verstand, wiewohl ihm die Worte des Gesanges verloren gingen. Als Nero den König bei seinem Abschied aufforderte, er möchte sich Etwas ausbitten, was er wolle, es solle ihm mit Vergnügen gewährt werden, da sprach der König: „Du würdest mich sehr glücklich machen, wenn du mir den Pantomimen schenken wolltest." Auf des Kaisers Frage, was er in seinem Lande mit dem Pantomimen machen wollte, antwortete er: „Ich habe verschiedene Nachbarn, die eine andre Sprache reden, und es findet sich nicht immer sogleich ein Dollmetscher; so oft ich nun einen brauche, soll er diesen Leuten durch Geberden meinen Willen erklären."

Der pantomimische Tanz wurde gleich nach seiner Entstehung unter Augustus zu seiner höchsten Ausbildung gebracht durch zwei Griechen, Pylades aus Cilicien und Bathyllus aus Alexandria, von denen dieser, ein Virtuos in der Darstellung des Weichen und Weiblichen, des Heitern und Komischen, eine dem griechischen Satyrspiel ähnliche, leichte und heitere Gattung des Pantomimus begründete, während Pylades der Urheber des in der Folge zur Herrschaft gelangenden tragischen Pantomimus wurde; denn er war ein Meister im Feierlichen und Pathetischen. Auch die meisten ausgezeichneten Pantomimen der späteren Zeit waren Griechen, oder auch Syrer und Aegypter. Sie standen bei Hoch und Niedrig, bei Männern und Frauen in ausnehmender Gunst, und man besuchte und schaute ihre Spiele mit der größten Leidenschaft; denn sie bezauberten nicht blos durch den höchst sinnlichen Reiz der Darstellung, sondern auch durch die Schönheit und anmuthige Gelenkigkeit ihres tadellosen, im Schmuck der Gewänder prangenden jugendlichen Körpers. Und diese ausschweifende Vorliebe für die Pantomimen, welche selbstverständlich nicht wenig zur Corruption der Sitten beigetragen hat, erhielt sich in Rom sowie in Constantinopel noch über den Untergang des weströmischen Reiches hinaus; noch Cassiodor, der bis etwa zum Jahre 577

lebte, spricht von „den geschwätzigen Händen und den zungenfertigen Fingern, von dem schreienden Stillschweigen und der stummen Erzählung" der Pantomimen.

Dem Pantomimus verwandt, jedoch von mehreren Personen, Tänzern sowohl wie Tänzerinnen aufgeführt, war die Pyrrhiche, eine in der Kaiserzeit beliebte balletartige Darstellung, welche von dem spartanischen Waffentanz ihren Namen hatte. Theils waren diese Ballets, in denen immer eine große Pracht des Costüms entwickelt ward, nur Scheinkämpfe von Tänzern und Tänzerinnen oder verschlungene Tänze in mannigfach wechselnden Figuren ohne dramatischen Inhalt, theils brachten sie zusammenhängende Geschichten, die vorzugsweise der Mythologie entnommen waren, zur Anschauung. In den Metamorphosen des Apulejus (10, 29 ff.) haben wir eine ausführlichere Beschreibung van zwei Pyrrhichen, welche bei einem Feste zu Korinth unmittelbar hinter einander aufgeführt wurden. Die erste, ohne dramatischen Inhalt, wurde auf der vorderen Bühne getanzt, während ein Zwischenvorhang dieselbe von dem hinteren Theile abschied; die zweite stellte das Urtheil des Paris dar.

„Zuerst tanzten," so erzählt Apulejus, „Jünglinge und Mädchen von jugendlicher Frische und schöner Gestalt in glänzenden Gewändern mit graziösem Schritt die griechische Pyrrhiche. Reihenweise geordnet, schwebten sie in zierlichen Windungen einher, bald im Kreise sich drehend, bald in Kreuzungen sich verschlingend, und jetzt zum hohlen Viereck geschaart, jetzt wieder sich trennend in einzelne Haufen. Endlich gab das Schmettern der Trompete das Zeichen zur Auflösung der labyrinthischen Drehungen; der Hauptvorhang (aulaeum) wurde in die Höhe gezogen, um die Bühne dem Auge der Zuschauer zu verschließen; man entfernte den Zwischenvorhang (siparium), und als nun der Hauptvorhang wieder fiel, sah man auf der Bühne einen künstlich aus Holz gebildeten Berg, den berühmten homerischen Ida, mit Gesträuch und lebendigen Bäumen bepflanzt. Von dem höchsten Gipfel des Berges rieselte ein Quell klaren Wassers, einige zerstreute Ziegen

pflückten sich Gras, und ein Jüngling in phrygischer Tracht, mit prächtiger Obertunica und einer goldenen Tiara um das Haupt, spielte den Hirten Paris. Jetzt erschien ein andrer netter Jüngling, blondgelockt, nur mit einem kurzen, von der linken Schulter herabwallenden Mantel bekleidet. Die goldenen Flügelchen zu beiden Seiten des Hauptes und der Heroldstab kennzeichneten ihn als den Götterboten Mercurius. Leichtfüßig herbeitanzend, reichte er Paris einen goldenen Apfel dar, richtete ihm durch Geberden den Auftrag Jupiters aus und verschwand sofort wieder, indem er mit anmuthigem Schritt sich zurückzog. Hierauf kam eine Tänzerin herein, würdigen Antlitzes, der Juno ähnlich, mit dem Scepter und auf dem Haupte ein glänzendes Diadem; es kam eine Zweite, die man an dem mit einem Olivenkranz geschmückten funkelnden Helm als Minerva erkannte; sie hatte den Schild hoch erhoben und schwang die Lanze wie zum Kampf. Darauf trat eine Dritte ein, an Schönheit die beiden andern überstrahlend, von rosiger Anmuth übergossen; es war Venus, deren schöne Gestalt nur zum Theil mit einem blauen Gewande von dünner Seide leicht umhüllt war. Jede Göttin hatte außerdem die ihr zukommende Begleitung. Der Juno zur Seite gingen Castor und Pollux, durch die Sterne ihrer Helmspitzen kenntlich; sie selbst schritt nach dem Rhythmus des Flötenspiels vor und machte mit ruhiger, würdevoller Gesticulation und Geberde dem Hirten verständlich, daß sie ihm die Herrschaft über ganz Asien verspräche, wenn er ihr den Preis der Schönheit zuerkennen würde. Die Minerva begleiteten zwei Jünglinge, die Kriegsdämonen Furcht und Schrecken, welche mit entblößten Schwertern nach dem Marsch kriegerisch tönender Flöten trotzig einhertanzten. Sie selbst, in unruhiger Haltung, mit drohenden Augen und heftigen Gesten, versprach Paris Heldenruhm und kriegerische Ehren, wenn er ihrer Schönheit den Sieg gebe. Venus endlich, eine liebliche Augenweide der Zuschauer, stand holdlächelnd in der Mitte der Bühne, umringt von einem ganzen Volke kleiner lustiger Liebesgötter, die beflügelt und mit Köchern und Pfeilen bewaffnet, der

Herrin hochzeitliche Fackeln vortrugen. Schöne Gratien und Horen strömten herein und huldigten ihr, indem sie einen lieblichen Chor um die Herrin schlossen und sie mit Blumen und Blumengewinden schmückten. Jetzt ertönt liebliche Flötenmusik, und lieblicher noch als die Musik bewegte sie sich vorwärts, zögernden Schritts, mit anmuthigen Wendungen des Körpers und leiser Bewegung des Hauptes, indem ihre Augen bald sanft schmachteten, bald drohend blitzten und bisweilen allein zu tanzen schienen. Wie sie vor die Augen des Richters trat, deutete sie ihm durch die reizenden Winke ihrer Arme an, daß sie ihm, wenn er sie den beiden Andern vorziehe, das herrlichste Weib zur Ehe geben werde, das ihr selbst an Schönheit gleich sei. Da reichte ihr freudig der phrygische Jüngling den goldenen Apfel, den er in der Hand hielt. Traurig entfernten sich Juno und Minerva, die Indignation über ihre Zurücksetzung pantomimisch ausdrückend. Venus dagegen bezeugte mit ihrem Chor im Tanz ihre Freude. Zum Schlusse entsprudelte der Quelle wohlriechender Crocus, der die Zicklein gelb färbte und das ganze Theater durchduftete, bis endlich der ganze Berg vor den Augen der Zuschauer versank."

Der Triumph.

Ein Schauspiel für das römische Volk war auch der Triumph, die feierliche Einholung und der Einzug eines siegreich heimkehrenden Feldherrn in die Stadt. Wenn der Triumph auch hauptsächlich als eine Belohnung und Auszeichnung des Feldherrn galt, so war er doch zugleich ein Fest für die ganze Bürgerschaft, die an dem stattlichen Prunke des Zuges sich ergötzte und bei dem Anblick der zur Schau getragenen Beute und der vornehmen Gefangenen, welche den Zug verherrlichten, mit jubelnder Freude sich das stolze Bewußtsein von ihrer Macht und Unwiderstehlichkeit wach rief. Ursprünglich war der Triumph einfach und prunklos gewesen, der Schmuck hatte sich auf die erbeuteten

Waffen und die gefangenen Feinde beschränkt; in der späteren Zeit der Republik aber wuchs die luxuriöse Pracht und die Menge der aufgeführten erbeuteten Schätze ins Maßlose, so daß der Triumph eine oft mehrere Tage lang dauernde, eitle Schaustellung für den großen Haufen ward und ein Symbol der unersättlichen römischen Eroberungs- und Plünderungssucht.

Das Recht des Triumphs hatten nur wirkliche Magistrate, die ein selbständiges Commando führten, der Dictator, die Consuln und Prätoren, nicht aber solche, welche als Proconsuln und Proprätoren in einer Provinz commandirt hatten; Feldherren jedoch, denen nach Ablauf des Konsulats oder der Prätur das Commando in ihrer Provinz verlängert worden war, durften sich um einen Triumph bewerben. Eine Ausnahme war es, wenn in den letzten Zeiten der Republik dann und wann auch Unterfeldherrn, Legaten, triumphirten, wenn Pompejus triumphirte, ohne noch irgend eine höhere Magistratur bekleidet zu haben. Die Bewilligung des Triumphes stand dem Senate zu; nur selten geschah es, daß in Fällen, wo der Senat aus persönlicher Ungunst den Triumph zu verweigern schien, die Volksversammlung auf Antrag eines Tribunen die Sache in die Hand nahm. Der übermüthige und gewaltthätige L. Postumius in der Zeit der Samniterkriege triumphirte sogar zweimal gegen den Willen des Senates und ohne Erlaubniß des Volkes aus eigner Vollmacht, weshalb er von den Tribunen vor ein Volksgericht gestellt und mit einer Strafe von 500,000 As belegt wurde. Dasselbe that auch Appius Claudius Pulcher, der im Jahre 143 v. Chr. Consul war; als ein Volkstribun ihn vom Triumphwagen herunterreißen wollte, verhinderte dies seine Tochter (oder seine Schwester) Claudia, die Vestalin war, dadurch, daß sie den Wagen bestieg und ihren Vater bis auf das Capitol begleitete; denn die Vestalin war unverletzlich.

Zu den Bedingungen, welche den Anspruch auf einen Triumph begründeten, gehörte die, daß der Feldherr sein Heer aus der Provinz mitbringen mußte, eine Forderung, die nur

dann unterblieb, wenn er das eroberte Land seinem Nachfolger völlig in Unterthänigkeit und Frieden übergeben hatte. Ferner mußte der Sieg in der eigenen Provinz des Feldherrn, nicht etwa auf dem Marsche oder in einer andern Provinz erfochten und der Krieg ein bedeutender gewesen sein. Er mußte die Grenzen des römischen Reiches erweitert haben, weshalb in einem Bürgerkriege nicht triumphirt werden durfte, und wenigstens mußten 5000 Feinde in demselben gefallen sein. Doch alle diese Grundsätze blieben schwankend, da der Senat sich vielfach durch persönliche oder Parteirücksichten leiten ließ. Dem Q. Minucius Thermus z. B., der im Jahre 192 in einer Schlacht, wie er dem Senat meldete, 9000 Ligurier getödtet und das ligurische Land mit Feuer und Schwert verwüstet hatte, der dann im folgenden Jahre versichern konnte, Ligurien ganz unterworfen zu haben, wurde der Triumph verweigert, wie es scheint, besonders auf den Antrag des Cato, welcher unter Andrem behauptete, Minucius habe falsch berichtet, er habe nicht einmal 5000 Feinde getödtet; dagegen gestattete man im Jahre 180 den Consuln Cethegus und Bäbius Tamphilus den Triumph, obgleich sie auf einem Feldzug in Ligurien gar nicht gefochten hatten. Oft wurde solchen Feldherren, denen man das Anrecht auf einen Triumph durchaus nicht absprechen konnte, dennoch durch Intriguen diese Ehre Jahre lang verzögert.

Der Triumph konnte natürlicherweise nur in Rom selbst, in der Hauptstadt, gehalten werden, „von wo," wie ein Redner bei Livius hervorhebt, „der Consul oder Prätor im Feldherrnpurpur mit seinen beiltragenden Lictoren in den Krieg zog, nachdem er auf dem Capitol den Göttern des Staates seine Gelübde ausgesprochen, und wo er nach Beendigung des Krieges, als Sieger im Triumphe zum Capitole zurück kehrend, den Göttern, vor denen er das Gelübde that, die gebührenden Dankgeschenke des römischen Volkes zuführt." Daher war es ein schweres Vergehen, das nicht unbestraft blieb, daß T. Albucius, der als Proprätor von Sardinien nach Ciceros Ausspruch „mit einigen

Hülfscohorten gegen Räuber in Fellen gefochten hatte," weil der Senat ihm eine Supplication verweigerte, „sich selbst nahm, was er begehrte," und in Sardinien einen Triumph hielt; daher erregte der Triumvir Antonius so sehr den Zorn des römischen Volkes, als er, der Cleopatra zu Liebe, in Alexandrien einen Triumphzug aufführte; er erklärte dadurch gleichsam, daß die ägyptische Hauptstadt an Roms Stelle getreten sei. Dagegen wurde es einem Feldherrn, dem die Ehre des Triumphs zu Rom verweigert worden war, nicht verargt, wenn er ohne weitere Erlaubniß auf dem Albanerberge bei dem Tempel des Jupiter Latiaris, des Schutzgottes von Latium, für seine eigne Person einen Triumph hielt; allerdings mußte er die Kosten desselben allein bestreiten, der Staatsschatz gab dazu keinen Beitrag.

Wenn der Feldherr mit seinem Heere aus der Provinz zurückkehrte, war er noch mit dem Imperium bekleidet und durfte daher die Stadt Rom nicht betreten. Deswegen verblieb er, nachdem er vorläufig sein Heer entlassen, vor den Thoren, und der Senat, bei dem er um Gewährung des Triumphes nachgesucht hatte, hielt seine Versammlung außerhalb der Stadt, damit der Feldherr in derselben erscheinen und seine Ansprüche auf einen Triumph durch Auseinandersetzung seiner Thaten begründen konnte. Der Versammlungsort des Senates war in diesem Falle gewöhnlich der Tempel der Bellona oder der des Apollo in dem außerhalb des Pomöriums gelegenen Campus Martius, und als Aufenthaltsort des Feldherrn konnte während dieser Tage die in der Nähe des Bellonatempels befindliche Villa publica dienen. Wenn der Triumph bewilligt worden war, so wartete der Feldherr vor den Thoren den Tag ab, an welchem der Einzug stattfinden sollte, und rief unterdessen das beurlaubte Heer wieder ein, damit es mit ihm die Ehre des Triumphes theile; denn ohne das Heer, das ihm Ruhm und Sieg mit seinem Blut erkauft, durfte der Feldherr nicht in die Mauern der Hauptstadt zurückkehren. Unterdessen war dem Feldherrn auch durch einen besonderen Volksbeschluß ausnahmsweise das Imperium

innerhalb der Stadt während des Tags des Triumphes zuerkannt worden.

Der Triumphzug ging von dem Campus Martius aus und zog durch die Porta triumphalis in die eigentliche Stadt ein. Diese Pforte auf der Grenze des Marsfeldes und des städtischen Gebietes ist wohl als ein einfacher, dem Janusthore ähnlicher Durchgang zu denken, der gewöhnlich geschlossen war und nur dem Triumphirenden geöffnet wurde, und lag wahrscheinlich nicht weit von dem Bellonatempel. An der Porta triumphalis versammelten sich in der Frühe des Morgens der Senat, die Magistrate und viele Bürger, um den Triumphator zu empfangen, sämmtlich bekränzt und im Feierkleide. Was in der Regel dem Beginn des Zuges vorausging, ersehen wir aus der Erzählung des Josephus über den Triumph des Kaisers Vespasian und seines Sohnes Titus. Beide hatten die Nacht in einem öffentlichen Gebäude des Marsfeldes (in der Villa publica oder vielleicht in dem Diribitorium) zugebracht, in dessen Nähe auch das Heer die Nacht über schon sich gesammelt und geordnet hatte. Mit Tagesanbruch traten die Imperatoren heraus und begaben sich nach der Porticus Octaviä, wohin nach alter Sitte die Senatoren und Magistrate beschieden worden waren. Nachdem dort Vespasian das solenne Gebet verrichtet und eine kurze Anrede gehalten, entließ er die Truppen, welche ihn begleitet hatten, zu dem üblichen Frühstücke; er selbst aber kehrte mit seinem Sohne zu dem Triumphalthore zurück, und nachdem sie hier gefrühstückt, legten sie die Triumphgewänder an, opferten den Göttern, deren Heiligthümer sich an dem Thore befanden, und ließen dann den Zug sich in Bewegung setzen.

Der Weg, den jedesmal der Triumphzug von der Porta triumphalis aus nahm, ging durch den Circus Flaminius und dann durch die Porta Carmentalis über das Velabrum und Forum Boarium in den Circus Maximus, darauf durch die Via Sacra über das Forum nach dem Capitol hinauf. Die beiden Circus wurden durchwandert, weil hier die Volksmenge

zahlreiche Sitze hatte, von denen aus sie den Zug bequem betrachten konnte; sonst aber waren durch die ganze Stadt hin an den Stellen, wo der Zug vorbeikam, und namentlich auf dem Forum viele Brettergerüste für die Zuschauer aufgeschlagen; alle Fenster und alle Erker der Häuser waren angefüllt mit Frauen und Kindern, nirgends blieb ein Platz, der einen Stand oder Sitz zur Schau bot, unbenutzt. Die Straßen und freien Plätze, vor allen das Forum waren bekränzt und mit sonstigem Schmucke ausgestattet; die bekränzten Tempel waren geöffnet und dufteten von Weihrauch. Das Volk, mit Kränzen geschmückt und festlich gekleidet, hält Blumen und Kränze in den Händen, um sie den vorüberziehenden Theilnehmern des Zuges zuzuwerfen, überall ertönt der Jubelruf: Io triumphe!

Dem Triumphzuge voraus gingen die Senatoren und Magistrate, welche dem Triumphator bis zur Porta Triumphalis entgegen gekommen waren; dann folgten als der eigentliche Anfang des Triumphzuges die musicirenden Hornbläser (tubicines) und nach diesen in langem Zuge die Kriegsbeute; Lictoren vor und neben dem Zuge machten durch die drängende Menge Platz und hielten die Ordnung aufrecht. Die Beute bestand aus Waffenstücken und Feldzeichen, die zu Trophäen geordnet waren, aus Kunstschätzen verschiedenster Art und Schmuckgeräthen, gemünztem und rohem Silber und Golde in großer Menge, das nach dem Triumphe im Aerarium niedergelegt wurde. Papirius Cursor brachte aus dem Samniterkriege 2,535,000 As und 1830 Pfund Silber, der ältere Scipio Africanus aus Spanien 14,342 Pfund Silber ohne das baare Geld, und aus Carthago mehr als 100,000 Pfund Silber; T. Quinctius Flamininus führte in seinem Triumphe, den er im Jahr 194 über Philipp von Macedonien drei Tage lang feierte, außer einer Menge schöner Waffen 3713 Pfund zusammengeschmolzenes Gold, 43,270 Pfund Silber, 14,514 Goldphilippen (Philippsd'or) auf. Auch merkwürdige Naturproducte der eroberten Länder, seltene Thiere und Bäume, wurden dem Volke gezeigt. Außerdem sah man Modelle

und Bilder der eroberten feindlichen Plätze, Schiffe und Maschinen, Darstellungen ganzer Treffen, Statuen, welche überschrittene Flüsse und eroberte Städte personificirten, Bilder besiegter Feinde, Tafeln, deren Inschriften die Thaten des Siegers verkündeten u. s. w. Endlich kamen die goldnen Kronen, die dem Feldherrn geschenkt worden waren. Alles dieses wurde, geschmackvoll geordnet, theils von einzelnen Männern auf Bahren und auf Stangen getragen, theils auf Wagen und kleinen Gerüsten gefahren, und Tafeln oder Schilde, welche an den Gegenständen angebracht waren, zeigten die Namen und die Bedeutung derselben an. — Den Schluß des Beutezugs machten die vornehmen Gefangnen, welche zur Verherrlichung des Triumphes aufbewahrt worden waren und jetzt in ihrem Unglück sich dem Spott der rohen Menge ausgesetzt sahen. Diese wurden, wenn der Zug am Fuße des Capitols angekommen war, nach dem Gefängniß (Tullianum) abgeführt und daselbst getödtet; doch wurde dieser grausame Gebrauch nicht immer beobachtet. König Perseus von Macedonien z. B. wurde nach dem Triumph des Aemilius Paulus auf Beschluß des Senates mit seinen beiden Söhnen nach Alba in die Verwahrung abgeführt; Pompejus entließ nach seinem asiatischen Triumphe fast alle seine Gefangenen mit Geschenken auf Kosten des Staates in ihre Heimat; auch Cäsar ließ den Sohn des Juba und Arsinoe, die Schwester der Cleopatra, wieder frei. — Zwischen der Beute und den Gefangenen gingen die weißen Opferstiere, welche zum Opfer auf dem Capitolium bestimmt waren, an 100 Stück und noch mehr, mit vergoldeten Hörnern, mit Binden geschmückt, begleitet von den Priestern und Opferschlächtern.

Hinter dem Beute- und Gefangenenzuge kam der Triumphator selbst und nach ihm sein Heer, so daß der Triumphator in der Mitte des ganzen Zuges auftrat. Er fuhr stehend auf einem hohen vergoldeten Triumphwagen von runder, thurmähnlicher Form, der von vier Rossen gezogen ward. Weiße Rosse hatte zuerst Camillus bei seinem Triumphe gebraucht, was da-

mals vom Volke übel genommen wurde; später aber sind weiße Rosse gewöhnlich. Pompejus hatte bei seinem afrikanischen Triumphe zum erstenmal vier Elephanten vor seinen Wagen gespannt, was sich bei triumphirenden Kaisern öfter wiederholte; auch von Hirschen, Löwen und anderen Thieren ließen die Kaiser ihre Triumphwagen ziehen. Der Triumphator trug die mit Palmzweigen gestickte Tunica (tunica palmata) und die weite, mit goldenen Sternen verzierte Purpurtoga (toga picta), welche beide in der älteren Zeit wenigstens aus dem Tempel des capitolinischen Jupiter genommen waren. Dies war nämlich die Kleidung, mit welcher die Statue des capitolinischen Jupiter geschmückt war, und um die Aehnlichkeit mit Jupiters Statue zu vervollständigen, hatte sich der Triumphator geschminkt. In der Hand trug der Triumphator ein mit Gold und Silber verziertes, elfenbeinernes Scepter mit einem kleinen Adler auf der Spitze, das Zeichen der von Jupiter ausgehenden Herrschergewalt, und auf dem Haupte eine Lorbeerkrone; über seinem Haupte hielt ein hinter ihm stehender Staatssclave einen goldenen Kranz. Neben dem Feldherrn saßen seine Kinder und nächsten Angehörigen; seine unerwachsenen Söhne pflegten auf den Pferden des Triumphwagens zu sitzen. Dem Wagen gingen Sänger und Musiker und auch Possenreißer voraus, Lictoren, welche die Fasces mit Lorbeer umwunden hatten, und Männer, die räucherten; zur Seite des Wagens und hinter demselben schritten die untergeordneten Beamten und Diener des Triumphators, und die Legaten und Kriegstribunen desselben folgten zu Pferde. Oefter geschah es, daß sich dem Wagen des Triumphators römische Bürger anschlossen, welche durch ihn aus der Sclaverei oder aus der Verbannung befreit worden waren. Als den schönsten Schmuck des Triumphs des Flamininus erklärte man die 1200 Italiker, welche mit geschorenem Hauptthaar und mit Filzhüten auf dem Kopfe, dem Zeichen freigelassener Sclaven, hinter seinem Wagen einherzogen; es waren Kriegsgefangene des Hannibal, welche er nach Griechenland verkauft und deren Frei-

lassung Flamininus veranlaßt hatte. Dem Triumphwagen des Sulla folgten viele vornehme Römer mit Kränzen geschmückt und nannten ihn Retter und Vater, weil er sie aus der Verbannung ins Vaterland zurückgeführt, Frauen und Kinder ihnen zurückgegeben habe.

Nach dem Feldherrn folgte das Heer, mit Lorbeerzweigen, mit allen Decorationen und den an diesem Tage ertheilten Ehrengeschenken geschmückt. Nach den Mühen und Gefahren des Krieges war bei dieser Ehrenfeier den Soldaten die ausgelassenste Lust und Freiheit gestattet, die auch den Feldherrn nicht unangetastet ließ. Laut ertönte ihr Io triumphe! durch die Straßen, sie sangen in kunstlosen, improvisirten Versen Lob- und Spottlieder auf ihren Feldherrn und ihre Offiziere und erlaubten sich die derbsten Späße. Livius erwähnt in seiner römischen Geschichte öfter derartige Auslassungen der Soldaten, an denen sich auch das Volk nicht selten betheiligte. Von dem Triumphe des Quinctius Cincinnatus heißt es: „Das mit Beute beladene Heer folgte dem Wagen. Vor jedem Hause soll ein Mahl zubereitet gewesen sein, und die Schmausenden schlossen sich unter Triumphliedern und den dabei üblichen Scherzen, nach Art der schwärmenden Zecher, dem Zuge an.“ (Liv. 3, 29.) Bei der Ovation, dem kleinen Triumph des Consuls Valerius Potitus, zu einer Zeit, wo die Volks- und Adelspartei in heftigem Streite mit einander lagen, „ließen die Soldaten in rohen Liedern, welche sie in ihrer Ausgelassenheit sangen, Schmähungen auf den Consul (der dem Heere zur Strafe für den Widerstand des Volkes die Beute vorenthalten) mit dem laut verkündigten Lobe des Volkstribunen Mänius, des Hauptvertheidigers der Volkssache, abwechseln, und so oft der Name des Tribunen ertönte, wetteiferte die Zuneigung des Volks durch Beifallklatschen und Einstimmen in das Geschrei der Soldaten.“ (Liv. 4, 53.) Camillus wurde bei seinem Triumphe über die Gallier von den Soldaten gepriesen als ein zweiter Romulus, als der Vater des Vaterlands, als der zweite Gründer Roms. Als Cäsar seinen gallischen Triumph hielt, sangen die Soldaten mit Bezug auf seinen Hang zur Ausschweifung den Spottvers:

„Bürger, Acht auf eure Frauen! Denn da kommt der kahle Schelm.“ Auch hörte man den Vers: „Hast dein Geld verpraßt in Gallien, das du hier in Rom geborgt.“ Zur Zeit des zweiten Triumvirats sangen die Soldaten bei dem Triumphe der Consuln Lepidus und Plancus, welche bei den Proscriptionen ihre leiblichen Brüder (germani) hingeopfert hatten, den Vers: „Nicht den Galliern, nein, Germanen gilt des Consulpaars Triumph.“

Langsam, so daß den Mitziehenden und auch dem Triumphator selbst oft die Sache langweilig wurde, ging der Zug durch die Stadt und gelangte endlich auf die Höhe des Capitols, wo der Feldherr in dem capitolinischen Tempel dem Jupiter, dem Geber des Sieges, dankbar den Lorbeer der Fasces in den Schooß legte. Von Cäsar und dem Kaiser Claudius wird erwähnt, daß sie auf den Knien die Stufen zu dem Sitze des Gottes hinaufgestiegen seien, was vor ihnen auch schon andre Triumphatoren mögen gethan haben. Hierauf wurde vor dem Tempel das große Opfer dargebracht, welchem ein Festmahl des Senates und der Magistrate folgte, doch waren die Consuln des Jahres dabei nicht zugegen, damit durch deren hohen Rang der Glanz des Triumphators nicht verdunkelt würde. Zuweilen gab der Triumphator auch den Soldaten und dem Volke ein Gastmahl und Geschenke. Lucullus verbrauchte bei der Bewirthung des Volkes mehr als 100,000 Fässer Wein. Cäsar bewirthete nach der Feier seiner Triumphe das Volk an 22,000 Triclinien, und nicht blos im Ueberfluß, sondern auch mit den kostbarsten Speisen und Getränken, mit Muränen, mit Falerner- und Chierwein. Jedem der Bürger, welcher berechtigt war, Getreide zu fordern, zahlte er 100 Denare; auch vertheilte er an die Einzelnen 10 Scheffel Getreide und eben so viele Pfunde Oel; für die, welche in Rom nicht über 2000 und außerhalb der Stadt nicht über 500 Sesterzien für die Wohnung gaben, erlegte er den Miethzins eines Jahres. Jeder Soldat erhielt 5000 Denare, der Centurio das Doppelte, und der Kriegstribun und der Anführer der Reiterei das Vierfache.

Am Schlusse des Triumphtages wurde der Triumphator

feierlich nach Hause geleitet. Als Cäsar nach jenem großartigen Schmause nach seiner Wohnung begleitet ward, beleuchteten 40 fackeltragende Elephanten seinen Weg; über das besiegte Afrika, das Vaterland der Elephanten, hatte er an diesem Tage triumphirt. Mit dem Triumphe hatte der Römer den höchsten Gipfel der Ehre erreicht, und es war verstattet, auch später noch die Insignien dieser Auszeichnung zur Schau zu tragen; er hatte das Recht, öffentlich in dem Triumphalkleide zu erscheinen und die Pfosten seines Hauses mit Lorbeer und mit kostbaren Beutestücken zu verzieren.

Die Ehre des Triumphes wurde im Ganzen nur Wenigen zu Theil; von 293 v. Chr. bis zum Ende des Augustus, also in ungefähr 300 Jahren sind 209 Triumphe bekannt. In der Kaiserzeit triumphirten nur die Kaiser selbst und ihre Söhne und Neffen. Dem Helden Agrippa hatte Augustus den Triumph angeboten; aber in dem richtigen Gefühle, daß der Triumph eines Bürgers mit der Monarchie unverträglich sei, hatte er die Ehre zurückgewiesen. Er nahm nur die Insignien des Triumphes (ornamenta oder insignia triumphalia) an, und so blieb es denn auch in der Zukunft, der Kaiser bewilligte solchen, die er auszeichnen wollte, das Recht, bei feierlichen Gelegenheiten in der Toga und Tunica des Triumphators, mit dem Elfenbeinstab und dem Lorbeerkranz zu erscheinen. Augustus ertheilte diese Ehre noch allein als Belohnung für glücklich beendigte Feldzüge, nach ihm jedoch erhielt sie gar Mancher, der nie im Kriege gewesen.

Eine Ovation, ein kleiner Triumph, wurde häufig solchen Feldherrn gewährt, welche ihr Rang oder ihre Kriegsthaten nicht zu einem eigentlichen Triumphe berechtigten. Bei einem solchen Triumphe fuhr der Feldherr nicht auf dem Triumphwagen, sondern er ging zu Fuß oder er hielt den Einzug zu Pferde, was in der späteren Zeit Regel war; auch trug er weder den Lorbeerkranz noch das Scepter noch die Toga picta, sondern eine Toga praetexta und einen Myrtenkranz.

Wir wollen noch die Beschreibung mehrerer Triumphzüge folgen lassen. Der Triumph des Aemilius Paulus über Mace=

donien, beschrieben von Livius und Plutarch, war bei weitem der prachtvollste, den man bis dahin gesehen, er erstreckte sich über drei Tage. Livius (45, 39) erzählt darüber Folgendes: „Das Volk in festlichen Kleidern sah dem Triumphzuge auf Gerüsten von Brettern zu, die nach Art der Schausitze auf dem Markte und in den übrigen Gegenden der Stadt errichtet waren, wo der Zug vorübergehen mußte. Alle Tempel waren geöffnet und dampften, mit Kränzen behangen, von Weihrauch. Beilträger und Leibwachen hielten den blindlings herzuströmenden und schwärmend hier- und dorthin eilenden Volkshaufen von der Mitte zurück und die Straßen weit genug offen und frei. Da der Aufzug des Schauspiels auf drei Tage vertheilt war, so reichte der erste Tag kaum hin, die erbeuteten, auf 250 Wagen geladenen Standbilder und Gemälde vorübergehen zu lassen. Am folgenden Tage zogen auf einer Menge Wagen alle die schönsten und prächtigsten macedonischen Waffen vorbei, die theils vom Glanze des frisch geputzten Stahls und Erzes blitzten, theils so zusammen aufgethürmt waren, daß sie, ob sie gleich mehr in Haufen über einander geworfen, als künstlich geordnet zu sein schienen, gerade durch dieses gleichsam absichtslose und zufällige sich Zusammenfinden dem Auge einen wundervollen Anblick gewährten; Helme mit Schilden zusammengeworfen, Panzer mit Beinschienen, kretische Reiterschilde und thracische Rundschilde, und Brustschilder der Rosse mit Zügeln der Reiterei; hier und dort bloße Schwerter, mit ragender Spitze drohend, und auf den Seiten hervorstehende Lanzen. Und wenn nun diese Stücke, alle nur locker mit einander verbunden, im Vorüberfahren gegen einander stießen, so gaben sie ein so kriegerisches und furchtbares Gerassel, daß man sie selbst in ihrer Besiegung nicht ohne eine Art von innerem Schauder anblicken konnte. Dann folgten, von 3000 Menschen getragen, 750 Gefäße, mit geprägtem Silber gefüllt. In jedem trugen vier Menschen drei Talente. Andre Träger hatten die silbernen Mischkessel, die Trinkschalen, Kelche und hornförmig gewundenen Becher, die theils auf eine schickliche Art zusammengestellt waren, theils

durch Größe und Gewicht, theils als Meisterwerke von auffallend hoch getriebener Arbeit sich auszeichneten.

„Am dritten Tage eröffneten gleich mit frühem Morgen die Trompeter den Zug und bliesen nicht die bei feierlichen Aufzügen gewöhnliche Weise, sondern ein Kriegslied, als ginge es jetzt zur Schlacht. Ihnen nachgeführt wurden 120 fette Ochsen mit vergoldeten Hörnern und mit Opferbinden und Kränzen behangen. Geleitet wurden sie von Jünglingen, welche mit prächtig gestickten Binden umgürtet waren und ein Gefolge von Knaben hatten, die goldene und silberne Opferschalen trugen. Ihnen folgten die Träger des gemünzten Goldes, mit 77 Gefäßen, deren jedes, so wie die, worin das Silber vorübergetragen ward, drei Talente enthielt. Dann sah man die geweihte, mit kostbaren Edelsteinen besetzte Trinkschale von zehn Talenten Goldes, welche Paulus hatte fertigen lassen, ferner die sogenannten Antigoniden, Seleuciden und Thericleen*) und die übrigen goldenen Becher, welche die Speisesäle des Perseus geziert hatten. Hinterher fuhr der Wagen des Perseus, mit seiner Waffenrüstung beladen und der darüber gelegten Königsbinde. Nun folgte der Zug von Gefangenen: Bithys, der Sohn des thracischen Königs Cotys, und des Perseus eigne Kinder, begleitet von einer Menge Erzieher und Lehrer, welche mit Thränen ihre Hände den Zuschauern flehentlich entgegenstreckten und die Kleinen anhielten, sich das Mitleid der Sieger demüthig zu erflehen. Es waren zwei Söhne und eine Tochter; und sie flößten den Zuschauern so viel mehr Mitleid ein, weil sie selbst in ihrem zarten Alter ihr Unglück kaum einsahen. Daher konnten sich die Meisten der Thränen nicht enthalten, und Alle kamen über ihren stummen Gram außer Fassung, der sie ihre Freude, so lange sie die Kinder vor Augen hatten,

---

*) Antigoniden und Seleuciden sind Becher, wie die Könige Antigonus und Seleucus sie hatten fertigen lassen und an ihrem Hofe gebraucht hatten. Die thönernen schön geformten Thericleen hatten den Namen von ihrem Erfinder Thericles, einem berühmten Töpfer in Korinth zur Zeit des peloponnesischen Krieges.

nicht ungetrübt genießen ließ. Hinter seinen Kindern ging Perseus mit seiner Gemahlin, in dunkelfarbiger Kleidung und nach griechischer Sitte in Pantoffeln, einem Staunenden und Bedonnerten gleich, dem die Größe seiner Leiden alles Bewußtsein genommen zu haben schien. Ihm folgte eine Menge von Günstlingen und Vertrauten, in deren Mienen herber Schmerz sich ausdrückte, und die, da sie beständig ihre von Thränen rinnenden Augen auf den König hefteten, Jedermann einsehen ließen, daß sie, ihres eignen Unglücks vergessend, um das seinige trauerten. Hinter Perseus her wurden die 400 goldenen Kränze getragen, welche dem Paulus meistens von allen Städten Griechenlands und Asiens als Beweise ihres Glückwunsches zum Sieg durch Gesandte zugeschickt waren, für sich selbst betrachtet, in der That von großem Werth, jetzt aber eine mittelmäßige Zugabe zu den ungeheuren Schätzen, welche in diesem Triumphe vorbeigefahren waren.

„Die Summe des sämmtlichen erbeuteten Goldes und Silbers, das im Triumphe eingeliefert wurde, gibt Valerius von Antium auf 120 Millionen Sesterzien an, da doch unstreitig eine weit größere Summe aus der Zahl der Wagen und der Gold- und Silbermassen, die er besonders nach ihren Metallen verzeichnet hat, herauskommt. — Zuletzt kam Paulus selbst auf seinem Wagen, Ehrfurcht gebietend theils durch sein würdevolles Aeußere, theils durch sein Alter selbst; und hinter seinem Wagen seine zwei Söhne Quintus Maximus und Publius Scipio, von andern angesehenen Männern umgeben; dann die Reiter in ihren Geschwadern und die Cohorten des Fußvolks in ihren Ordnungen. Jeder vom Fußvolke bekam zu seinem Antheil 100 Denare, ein Hauptmann das Doppelte, der Reiter das Dreifache. Nicht aber Perseus allein war in diesen Tagen ein redender Beweis vom Wechsel der menschlichen Schicksale, als er in Ketten dem Wagen des siegenden Feldherrn durch die Stadt der Feinde vorangeführt wurde, sondern auch der von Gold und Purpur strahlende Sieger Paulus. Denn da er die oben genannten zwei Söhne zur Aufnahme in andere Familien hingegeben hatte, so

starben ihm von den beiden andern, die er als die einzigen Erben seines Namens, seiner heiligen Hausfeierlichkeiten und seines Stammes bei sich behielt, der jüngere, beinahe zwölf Jahre alt, fünf Tage vor dem Triumph, und der ältere, von vierzehn Jahren, drei Tage nach dem Triumphe, da sie, jetzt noch im verbrämten Knabenrocke, unter Vorahnungen ähnlicher Triumphe für sie selbst, mit dem Vater im Triumphwagen hätten herumfahren müssen."

Pompejus hielt, nachdem er in früheren Jahren schon über Afrika und über Spanien, also über Europa, wie man sagte, triumphirt hatte, im Jahre 61 v. Chr. seinen Triumph über Asien, d. h. über Mithridates und andere in Asien besiegte Feinde, und zwar zwei Tage lang, von denen der zweite, der Haupttag, auf seinen Geburtstag fiel. Der Triumph war so großartig, sagt Plutarch, daß die Zeit nicht hinreichte, Alles zu entfalten, obgleich derselbe auf zwei Tage vertheilt war. Vieles, was vorbereitet worden war und das hinreichend gewesen wäre, einen zweiten Festzug in glänzender Weise zu verherrlichen, mußte bei der Aufführung weggelassen werden. Am ersten Tage trug man zunächst große Tafeln einher, das Programm des Festes. Sie nannten die Namen der Völkerschaften und Länder, über welche er triumphirte. Diese waren folgende: Pontus, Armenien, Cappadocien, Paphlagonien, Medien, Colchis, die Iberer, Albaner, Syrien, Cilicien, Mesopotamien, Phönicien, Palästina, Judäa, Arabien und endlich die Seeräuber, die er zu Land und zur See vollständig überwunden. Ferner besagten die Tafeln, der Imperator habe in diesen Ländern nicht weniger als 1000 feste Plätze und beinahe 900 Städte erobert, den Seeräubern 800 Schiffe weggenommen und 39 neue Städte angelegt. Auf andern Tafeln war angegeben, daß die Länder, welche er dem Staat erworben, demselben 85 Millionen Drachmen Einkünfte abwürfen, während derselbe seither nur 50 Millionen bezogen habe, daß er ferner in den Staatsschatz an gemünztem Gelde und an goldenen und silbernen Geräthschaften 20,000 Talente abliefere, abgesehen von den Summen, welche unter die Soldaten

vertheilt worden seien, von welchen die, die verhältnißmäßig am wenigsten bekamen, doch noch 1500 Drachmen erhielten. Eine unzählige Menge von Wagen führte die übrige Beute vorüber, Waffen, Schiffsschnäbel, Kunstwerke und kostbares Geräth, wovon Pompejus das Meiste auf dem Capitol weihte. Dahin gehörte die Daktyliothek des Königs von Pontus, nicht die erste, aber bis dahin die vorzüglichste in Rom. Ein Brettspiel mit Würfeln, nur aus zwei Edelsteinen verfertigt, und dennoch drei Fuß breit und vier Fuß lang, so daß man es mit einem goldenen Monde von 30 Pfund an Gewicht hatte verzieren können. Drei Speisebänke von großem Werth, Gefäße von Gold und Edelsteinen für neun Schenktische, 33 Kronen von Perlen, drei goldene Statuen der Minerva, des Mars und Apollo, ein viereckiger goldener Berg mit Hirschen und Löwen und mit Früchten aller Art und von dem goldenen Weinstocke, dem Geschenk des Aristobulus, überschattet. Ein kleiner Musentempel mit einer Uhr im Giebel, ein Ruhebett, angeblich einst das Eigenthum des Darius Hystaspis, murrinische Gefäße, die silberne Statue des pontischen Königs Pharnaces, eines Zeitgenossen von Philipp III. von Macedonien, die silberne Statue des letzten Mithridates und dessen colossales, acht Ellen hohes, goldenes Brustbild nebst seinem Thron und Scepter. Dann das Brustbild des Pompejus selbst von Perlen. Auch das Pflanzenreich mußte seinen Beitrag liefern; zum erstenmal sah man bei dem Einzuge eines Feldherrn Bäume, und zum erstenmal in Rom einen Ebenholzbaum und die Balsamstaude.

Als lebendige Zeugen seines Sieges gingen vor dem Wagen des Pompejus, also am zweiten Tage, die Gefangenen und Geißeln in ihrer Landestracht und ohne Fesseln, Fürsten, Fürstinnen und Anführer, im Ganzen 324. Darunter waren Tigranes der Jüngere von Armenien, auf den Tafeln gegen die Sitte als Gefangener König der Könige genannt, mit seiner Gemahlin und Tochter, und mit Zosime, einer Gemahlin seines Vaters, ferner fünf Söhne und zwei Töchter des Mithridates, Aristobulus, der jüdische Fürst, mit seinem Sohne Antigonus

und zwei Töchtern, mehrere Tyrannen, deren sich Pompejus in Cilicien, Phönicien und sonst bemächtigt hatte u. A. Die besiegten Könige, so viele abwesend oder gestorben waren, wurden in Gemälden vorgestellt, wie sie kämpften und die Flucht ergriffen, insbesondere Tigranes und Mithridates, der letzte auch, wie er mit seinen Töchtern Gift nahm; außerdem waren seine Kinder abgebildet, welche vor ihm mit Tod abgingen, und die Götter der Barbaren in ihrem Schmuck. Dann folgte Pompejus auf einem mit Edelsteinen verzierten Wagen und in einem Gewande, welches angeblich Alexander d. Gr. gehört hatte. Den Beschluß machten seine Legaten und Kriegstribunen zu Fuß und zu Pferde; denn ausnahmsweise triumphirte Pompejus ohne Heer. Das Volk erklärte ihn einstimmig durch freudigen Zuruf für Pompejus „den Großen".

Ueber die Triumphe Cäsars nehmen wir das Interessanteste aus der Zusammenstellung Drumanns in seiner Geschichte Roms, dem wir auch über des Pompejus Triumph Manches entlehnt haben. Als Cäsar im Jahre 46 aus Afrika von dem Kriege gegen die Pompejaner und den König Juba zurückgekehrt war, hielt er im Monat August an verschiedenen Tagen und nicht unmittelbar nach einander vier Triumphe, über Gallien, Aegypten, Pontus und Afrika, in welchen das Volk mehr als 60,000 Talente und 2822 goldene Kronen, 20,414 Pfund an Gewicht, vorübertragen sah. Die Tragen, auf welchen Beute, Statuen und die Gemälde der eroberten Städte zur Schau gestellt wurden, und die übrigen Geräthschaften bestanden bei den einzelnen Triumphen aus verschiedenen Stoffen. Für den gallischen wählte Cäsar Citronenholz, für den ägyptischen Schildkrötenschalen, mit welchen man das Material bekleidete, für den pontischen Akanthus und für den afrikanischen Elfenbein. Bei dem ersten, dem gallischen, welcher der glänzendste war, erinnerten die Abbildungen Massiliens und die Statuen des Rheins, der Rhone und eine goldene des gefesselten Oceans an die Feldzüge in Gallien, Germanien und Britannien; die schönste Zierde war aber in

den Augen der Menge der edle Arverner Vercingetorix, seit dem Jahre 52 Cäsars Gefangener; er wurde nach der Feier getödtet. Der ägyptische Triumph war, wie die übrigen, gleichsam nur Nebenwerk; er erhielt aber dadurch einen besonderen Reiz, daß sich unter den Gefangenen eine Fürstin zeigte, Arsinoe, die Schwester der Cleopatra. Als Sinnbilder des Kriegs am Nil erblickte man die Statue dieses Flusses und den flammenden Pharus, nebst Pothinus und Achillas, wie sie als Verräther starben. Auch der dritte Triumph hatte sein Eigenthümliches; er sollte nicht Bewunderung, sondern Lachen erregen, zum Theil auf Kosten der Wahrheit; Pharnaces erschien auf eiliger Flucht, und vor dem Wagen des Imperators trug man eine Tafel mit der Inschrift: „ich kam, sah und siegte“. Am Tage des Triumphs über Juba bemerkte man dessen Sohn gleiches Namens und noch im Knabenalter. Nichts deutete auf Pharsalus und Thapsus, auf Cäsars größte und glänzendste Thaten; denn an den Bürgerkrieg sollte nicht erinnert werden. Den fünften Triumph dagegen, welchen Cäsar im folgenden Jahre über Spanien feierte, bezog Jedermann auf die besiegten Söhne des Pompejus und die Bürger in deren Heer; aber nicht Jeder hielt es für unerhört und frevelhaft, daß er die Feier des Triumphes sich selbst erlaubte und dann sogar zwei seiner Legaten sie wiederholen durften, als sei der Untergang der Republik ein nicht genug zu preisendes Glück, und nur der Volkstribun Pontius Aquila wagte es, seinen Unwillen dadurch zu äußern, daß er sich nicht erhob, als der Dictator an den Sitzen der Tribunen vorüberfuhr. Die Bilder und Geräthschaften waren mit Silberblech überzogen, dem vorzüglichsten Erzeugnisse der spanischen Provinzen. Man befriedigte die Schaulust der Menge, um sie zu beschwichtigen, und das wurde erreicht; sie sah und dachte nicht. Der Triumphalschmaus ließ sie aber Cäsars gewohnte Freigebigkeit vermissen; deshalb folgte nach fünf Tagen eine zweite reichliche Bewirthung, bei welcher auch der Falerner und Chier nicht fehlten. Zugleich entschädigten sie Spiele aller Art.

Viertes Buch.

Die Erziehung.

Wenn in einem Hause zu Rom ein Kind geboren war, so entschied der Vater vermöge seiner bei den Römern sehr ausgedehnten väterlichen Gewalt (patria potestas), ob es erhalten werden sollte oder nicht. Die Amme legte das Kind dem Vater zu Füßen, und wenn dieser es aufnahm, so erklärte er dadurch, daß es aufgezogen werden sollte, im andern Falle wurde es getödtet oder ausgesetzt. Und dies letztere geschah nicht selten, sogar in den bedeutendsten Familien. Doch war das Recht der Aussetzung und Tödtung einigermaßen beschränkt; schon Romulus soll durch ein Gesetz verboten haben, Söhne und erstgeborene Töchter zu tödten, vorausgesetzt, daß diese gesund und kräftig waren; denn das Tödten und Aussetzen von Mißgeburten und krankhaften Kindern scheint sogar durch das Gesetz vorgeschrieben gewesen zu sein. Auch scheint es, daß man Kinder, die an Unglückstagen geboren waren, aussetzte. Sueton erzählt, daß an dem Sterbetag des allgemein verehrten Germanicus die Tempel mit Steinen geworfen, die Altäre der Götter umgestürzt, die Familienlaren von Einigen auf die Straße hinausgeworfen und die neugebornen Kinder ihrer Gattinnen ausgesetzt wurden. Die ausgesetzten Kinder erwartete oft ein trauriges Loos; fremde Leute hoben sie auf, um sie später als Sclaven zu verkaufen oder der Prostitution preiszugeben, Bettler bemächtigten sich

ihrer und verstümmelten sie, um bei ihrem Gewerbe durch sie das Mitleid der Leute zu erwecken.

In die Sorge um die Wöchnerin und das neugeborne Kind mischte sich mancherlei altreligiöses und zauberhaftes Ceremoniell. So bestand ein altrömischer ländlicher Gebrauch darin, daß drei Götter zum Schutze der Wöchnerin angerufen wurden, damit Silvanus nicht zur Nachtzeit in das Haus schleiche und die Mutter plage, und daß, um diesen Schutz sinnbildlich auszudrücken, drei Männer in der Nacht um das Haus gingen und die Schwelle der Vorder- und Hinterthüre zuerst mit einem Beile, dann mit einer Mörserkeule schlugen und zuletzt mit einem Besen abfegten. Nach diesen drei Handlungen hießen die drei Schutzgötter der Wöchnerin Intercidona (vom Einschneiden des Beils), Pilumnus (von pilum, Mörserkeule) und Deverra (vom Fegen des Besens); die Ceremonien aber waren Sinnbilder menschlicher Cultur, welche der Waldgott Silvanus nicht leiden mochte, mit dem Beile nämlich wurden die Bäume abgehauen, mit der Keule das Getreide gestampft, mit dem Besen die Feldfrucht zusammengekehrt. Demselben Pilumnus war gemeinsam mit Picumnus gleich nach der Geburt eines Kindes im Atrium neun Tage lang ein Speisepolster gebreitet, wobei die bösen Dämonen durch Zaubersprüche gebannt wurden. In vornehmen Häusern geschah dies der Juno und dem Hercules. Außerdem wurde in Folge der altrömischen Glaubensansicht, daß jedem einzelnen Acte des Lebens eine besondere Gottheit gleichsam wie ein Schutzengel vorstehe, in den ersten Tagen des Kindes eine große Zahl von schutzreichen Lebensmächten, welche auf einzelne Verhältnisse und Lebensmomente des Kindes Bezug hatten, bei specieller Veranlassung in Gebetsformeln angerufen oder auch durch Opfer geehrt. Zur Opis, d. i. der Mutter Erde als einer kinderpflegenden Göttin, wurde gleich nach der Geburt gebetet, indem man das Kind auf die Erde legte oder stellte und dabei auch zugleich erforschte, ob das Kind gerade Glieder habe. Die Göttin Levana stand dem Acte vor, wo der Vater das zu seinen

Füßen gelegte Kind von der Erde wieder aufhob (levat), um es aufziehen zu lassen; der Vagitanus (von vagire) öffnete dem Kinde mit dem ersten Schrei den Mund, die Cunina war Schutzgöttin der Wiege, die Rumina sorgte für die reiche Mutterbrust u. s. w. Auch in den weiteren Entwickelungsstadien des Kindes walteten besondere höhere Wesen. Die Educa und Potina segneten dem Kinde, wenn es von der Mutterbrust entwöhnt war, Speise und Trank, die Cuba legte es von der Wiege in das Bettchen, die Ossipago festigte ihm die Knochen; dem Statanus und Fabulinus brachte man ein Dankopfer beim ersten Stehen und Sprechen der Kinder u. s. f.

Ein wichtiger Tag für das Kind war der Weihetag (dies lustricus), der bei Knaben am neunten, bei Mädchen am achten Tage nach der Geburt stattfand. Es war ein Familienfest, an welchem das Kind seinen Namen und seine religiöse Weihe erhielt, es wurde lustrirt und gegen allen Zauber geweiht. Man brachte dabei ein Opfer im Hause dar und feierte den Tag durch ein Festmahl. Da an diesem Tage das Kind gewissermaßen als eigene Person ins Leben trat, so flehte man alle Schicksalsmächte um Segen für dasselbe an, man trug es auch wohl in diesen oder jenen Tempel und empfahl es der Huld der Götter. So trug nach dem Zeugniß des Sueton Caligula seine Tochter Julia Drusilla durch die Tempel aller Göttinnen, legte sie der Minerva in den Schooß und empfahl ihr die Erziehung und Bildung des Kindes. Persius erzählt in seiner zweiten Satire, wie eine abergläubische Großmutter oder eine Tante an diesem Tage den Knaben aus der Wiege nimmt und ihm mit dem Mittelfinger Speichel auf Stirn und Lippen streicht, damit er vor der neidischen Behexung des bösen Blickes geschützt bleibe; dann schüttelt sie ihn in den Händen und schickt ihn der guten Vorbedeutung halber durch die Häuser der reichsten Bürger und durch die Tempel der Götter und Göttinnen, wobei mancherlei hochfliegende Wünsche ausgesprochen werden: „Daß der Knabe einst Schwiegersohn eines Königs werden, daß die Mädchen um ihn sich

reißen, daß sein Fuß nur auf Rosen wandeln möge." Eltern und Verwandte und selbst die Sclaven des Hauses beschenkten an diesem Tage das Kind mit allerlei zierlichen Kleinigkeiten, namentlich mit Spielsachen aus Metall, welche dem Kinde an den Hals gebunden wurden und von ihrem Klirren und Klappern Crepundia hießen. Auch die goldene Bulla, ein rundes oder herzförmiges Medaillon, welches irgend ein Amulet als Schutzmittel gegen bösen Blick und sonstige Bezauberung in sich schloß, wurde an dem Weihetag dem Kinde um den Hals gehängt, und der Knabe trug sie bis zur Anlegung der männlichen Toga, das Mädchen wahrscheinlich bis zu seiner Verheirathung. Dieser Gebrauch der goldnen Bulla war von den Hetruskern zu den Römern herübergekommen und im Anfang nur den Kindern der Patricier gestattet gewesen; später trugen sie die Kinder der Reichen, während die ärmeren ihr Amulet in einer ledernen Bulla hatten. — Als Weihetag hatte man gerade den neunten Tag auserseßen, weil dieser überhaupt und auch ganz besonders für die Wöchnerin als kritischer Tag galt; erst jetzt durfte sie sich wieder von ihrem Lager erheben, um an dem Familienleben von neuem Theil zu nehmen.

Eine Anzeige von der Geburt des Kindes bei einer weltlichen oder kirchlichen Behörde war bis auf den Kaiser M. Aurelius nicht üblich. Allerdings hatte schon Servius Tullius verordnet, daß bei der Geburt eines Kindes ein gewisses Geldstück in das Aerarium der Juno Lucina, ebenso wie bei jedem Todesfall in das Aerarium der Venus Libitina und bei Anlegung der männlichen Toga in den Schatz der Juventus gelegt werden solle, damit man jedes Jahr danach die Zahl der Bevölkerung und der Militärpflichtigen berechnen könnte; allein die Führung von Verzeichnissen war mit dieser Spende an die Tempel nicht verbunden. Erst Marc Aurel führte amtliche Geburtslisten ein, damit man danach in nöthigen Fällen, z. B. bei Processen, den Stand und das Alter der Personen feststellen könne. Eine Sitte der vornehmen Häuser ward es seit Julius Cäsar, in der soge-

nannten „römischen Tageschronik" (acta populi diurna), welche vorzugsweise Ereignisse der kaiserlichen Familie und Staatsangelegenheiten, soviel man davon mitzutheilen für gut fand, zur allgemeinen Kenntniß brachte und täglich auf einem öffentlichen Platze aufgestellt wurde, die Geburten in ihrer Familie, sowie auch Verehelichungen, Todesfälle und dergleichen bekannt zu machen.

In den Zeiten altrömischer Sitte schenkte die Mutter das Kind selbst; Ammen wurden erst in der späteren Zeit bei den höheren Ständen gewöhnlich. Die Mutter übernahm auch hauptsächlich die sonstige Pflege und Hütung des aufwachsenden Kindes und wurde, da häufig mehrere Familien im Hause des gemeinsamen Familienhauptes, des Pater familias, zusammen wohnten, nicht selten von einer älteren Frau der Verwandtschaft, welche sämmtliche Kinder des Hauses in ihre besondere Obhut genommen, unterstützt. Die Mutter hatte bei der würdigen und selbständigen Stellung, welche die römische Hausfrau genoß, neben ihrem Gatten einen sehr durchgreifenden Einfluß auf die Erziehung der Kinder, welche durchaus dem Hause anheimfiel und bei dem Knaben darauf berechnet war, ihn in die derbe Tüchtigkeit altrömischer Sitte und Denkungsart hereinzuführen, ihn zu einem practisch tüchtigen Manne für das Haus und für den Staat heranzubilden. Darum hielt man fremde Einflüsse möglichst fern und war sehr vorsichtig in der Wahl der Sclaven und Pflegerinnen, welche zur Wartung und Bedienung nöthig waren. An der eigentlichen Erziehung hatten die Sclaven des Hauses keinen Theil; sie lag ganz in den Händen der Eltern. Sie pflegten früh in dem jungen Gemüth die Keime der Gottesfurcht, die Ehrfurcht vor dem Gesetz und die Liebe zum Vaterland, erzogen ihn zu strengem Gehorsam, zur Einfachheit und Mäßigkeit, lehrten ihn bescheiden sein, anständig und züchtig in Rede und Betragen. Die körperliche Erziehung war rauh und hielt alle Verweichligung fern. Der Vater, der den aufwachsenden Sohn auch außerhalb des Hauses, soviel er konnte, um sich hatte, ihn mit-

nahm zu den Arbeiten des Feldes wie zu geselligen Zusammenkünften und zur Mahlzeit in fremden Häusern, lehrte selbst den Knaben reiten und schwimmen und die Handhabung der Waffen.

Auch den theoretischen Unterricht in den wenigen Kenntnissen, welche der Sohn dereinst im Dienste des Staates und als Verwalter seines Hauswesens nöthig hatte, im Lesen, Schreiben und Rechnen und in der Kenntniß der Gesetze, übernahm der Vater sehr häufig selbst. Da jedoch gar mancher Vater zu einem solchen Unterrichte nicht fähig war, so gab es in Rom schon früh auch Hauslehrer und Schulen, welche jedoch immer Privatanstalten waren; denn der Staat kümmerte sich weder um die häusliche Erziehung noch um den öffentlichen Unterricht. Die erste Erwähnung einer öffentlichen Schule finden wir in der Geschichte der Virginia (449 v. Chr.), deren der Decemvir Appius Claudius sich bemächtigte, als sie, ein zwölfjähriges Mädchen, in Begleitung ihrer Amme nach der Schule in den Tabernen des Forums ging. In die Zeit des Camillus fällt die Geschichte von dem verrätherischen Schulmeister zu Falerii, dem die Einwohner dieser Stadt ihre Kinder zum Unterricht und zur Verwahrung übergeben hatten. Als derselbe Camillus einst mit seinem Heere in die Straßen des feindseligen Tusculum einzog, wußten die Tusculaner den Zorn der Römer durch friedliches Verhalten zu entwaffnen: alle Hausthüren und alle Kaufbuden waren offen, die Handwerker waren jeder mit seiner Arbeit beschäftigt und „aus den Lehrschulen ertönten die Stimmen der Lernenden".

Diese Schulen der älteren römischen Zeit waren niedere Elementarschulen, in welchen das Lesen, Schreiben und Rechnen in beschränktem Maße gelehrt, mancherlei Sentenzen und Sprüche und wohl auch Lieder sowie die Zwölftafelgesetze auswendig gelernt wurden. Sie reichten hin zur Vorbildung für das practische Leben. Als jedoch nach dem zweiten punischen Kriege die griechische Bildung immer mehr bei den vornehmen Römern Eingang fand, da wurde das altnationale Erziehungswesen der

Römer durch griechische Elemente zersetzt, indem man das ideale Erziehungsprincip der Griechen zu Grunde legte und den Kreis der Unterrichtsgegenstände nach griechischem Muster erweiterte. Zu den Schulen der Elementarlehrer, der Grammatistae oder Litteratores, kamen jetzt die höheren Schulen der Grammatici oder Litterati, d. h. der Philologen von Profession, welche die in den Elementarschulen Vorgebildeten in die griechische und römische Litteratur einführten. Die meisten derselben waren Griechen. Sie bildeten den Geist des Zöglings aus durch Lesen und Erklärung griechischer und römischer Dichter und Prosaiker und bereicherten ihn mit mancherlei Kenntnissen aus dem Bereich der Geschichte, der Geographie, der Mythologie u. s. w.; durch gründlichen grammatischen Unterricht und stylistische Uebungen in beiden Sprachen brachten sie ihm die Fertigkeit in mündlichem und schriftlichem Ausdruck bei. Auch die Elemente der Metrik wurden gelehrt. Das Hauptschulbuch wurde jetzt wie bei den Griechen der Homer, neben welchem aber auch des Livius Andronicus lateinische Uebersetzung der Odyssee, die noch Horaz in der Schule las, sowie später Virgil, Horaz, Cicero und andre römische Schriftsteller gebraucht wurden. Den ersten Anstoß zur Errichtung grammatischer Schulen in Rom soll der griechische Grammatiker Krates von Mallos gegeben haben, der um das Jahr 167 v. Chr. als Gesandter des pergamenischen Königs Attalos nach Rom kam und dort durch den Sturz in die Mündung einer Cloake das Bein brach. Während seines gezwungenen Aufenthaltes zu Rom nun hielt er beständig Vorträge über Grammatik, welche mit ungemeinem Beifall aufgenommen wurden. Indeß hatten schon vorher einzelne vornehme Familien, die zum Hellenismus hinneigten, im Hause die Söhne von Griechen in griechischer Weise unterrichten lassen. Livius Salinator hatte den Griechen Livius Andronicus, seinen Freigelassenen, als Lehrer seiner Kinder, Aemilius Paulus zog nach dem Berichte des Plutarch zur Ausbildung seiner Söhne griechische Grammatiker, Sophisten, Rhetoren, Bildhauer, Maler u. a. in sein Haus.

Erst seit dieser Zeit, wo Griechenland seinen Einfluß auf den Unterricht und die Erziehung der Römer geltend zu machen begann, erscheint auch der Pädagogus, ein griechischer Sclave oder Freigelassener, der, wie dies auch in Griechenland der Fall, dem Knaben stets als Führer und Erzieher zur Seite war. Er begleitete seinen Zögling überall hin, auch in die Schule, wo er während des Unterrichts anwesend blieb, und beaufsichtigte ihn in jeder Weise; er lehrte ihn Anstand und gute Sitte und sollte alle verderblichen Einflüsse von ihm abwehren. Wenn so die Functionen des Pädagogen vorzugsweise ethische Zwecke zu verfolgen hatten, so konnte er doch nebenbei auch für diesen und jenen Unterrichtsgegenstand verwendet werden; namentlich aber mußte er mit dem Knaben stets griechisch sprechen und hatte hierbei besonders darauf zu achten, daß richtig und fein gesprochen wurde. Das Amt des Pädagogen, das bis zu der Zeit dauerte, wo der Zögling die männliche Toga anlegte, war von großer Wichtigkeit, weshalb gewissenhafte Eltern bei der Wahl desselben mit Vorsicht werden verfahren sein. Indeß fand sich unter dieser Classe von Menschen gar mancher von niederem sclavischem Sinne; sie werden oft als mürrisch, anmaßend und unwissend geschildert. „In Betreff der Pädagogen," sagt Quintilian, „möchte ich noch bemerken, daß sie entweder vollkommen gebildet sein oder wenigstens wissen müssen, daß sie nicht gelehrt sind. Denn es gibt nichts Schlimmeres, als Leute, die ein wenig über die Elementarkenntnisse hinaus sind und nun eine falsche Meinung von ihrem Wissen angenommen haben. Sie halten es dann unter ihrer Würde, erfahrenen Lehrern nachzustehen, und durch das Recht zu befehlen, das diese Menschen stolz macht, tyrannisch und jähzornig werdend, lehren sie ihre Albernheit fort und fort." — Die Stelle des Pädagogen vertrat bei den Mädchen eine griechische Sclavin.

Erst im letzten Jahrhundert der Republik zweigte sich von dem Grammaticus der Rhetor ab, der nach Absolvirung des grammatischen Unterrichts die jungen Leute durch theoretische

Lehre und practische Uebungen in der Beredtsamkeit ausbildete. So zerfiel also von nun an der gesammte Unterricht solcher, welche eine höhere Geistesbildung und namentlich rednerische Tüchtigkeit anstrebten, in drei Stufen, den elementaren, den grammatischen und rhetorischen, von denen der letzte noch über die Zeit der Anlegung der männlichen Toga hinausreichte und selbst noch von Männern besucht wurde, während der grammatische Unterricht höchstens bis zum Austritt aus dem Knabenalter dauerte. Die Masse des Volks begnügte sich zu jeder Zeit mit dem elementaren Unterrichte, auf welchen der Hellenismus keinen Einfluß übte, und auch der griechische grammatische Unterricht fand in der republikanischen Zeit noch nicht allgemeinen Eingang in den höheren Classen. Dies geschah erst mit der Kaiserzeit, wo die hellenische Bildung und hellenische Litteratur unter den höheren Ständen nicht blos in Rom und Italien, sondern in allen westlichen Provinzen des Reiches zu unbestrittener Anerkennung kam. In dieser Zeit erweiterte sich auch der Kreis der Schulbildung noch durch Hinzuziehung der Musik und Geometrie; aber eine harmonische Ausbildung der Jugend durch alle die Mittel, welche die griechische Erziehung in Anwendung brachte, fand doch nie bei den Römern volle Geltung. Wenn die Musik auch unter die Unterrichtsgegenstände aufgenommen war, so übte man sie doch nicht, wie dies bei den Griechen der besseren Zeit geschehen, wegen ihrer sittlich bildenden Macht, sondern als einen Gegenstand der Unterhaltung, und die Gymnastik, durch welche die Griechen bei ihrer Erziehung eine schöne Harmonie der geistigen und körperlichen Entwicklung erstrebten, existirte bei den Römern überhaupt nicht als ein erziehliches Mittel. Als die Römer die griechische Gymnastik kennen lernten, war sie schon mehr zur Athletik herabgesunken, und man schaute wohl der athletischen Kunstfertigkeit und Kraftentwickelung mit Vergnügen zu, schickte aber die Kinder nicht der körperlichen Ausbildung halber in die Palästra. Diejenigen Häuser, in welche die in der Kaiserzeit stets weiter um sich greifende raffinirte Verweichlichung

noch nicht eingedrungen war, hielten an der altrömischen Weise der Leibesübungen fest; sie erzielten bei der Erziehung ihrer Söhne Gesundheit des Körpers, Abhärtung und Ausdauer für den Zweck des Kriegsdienstes durch einfache Mittel, durch Laufen und Springen, Ringen und Faustkampf, Reiten und Schwimmen, Waffenübungen und Ballspiel, welche selbst bis in das Mannesalter fortgesetzt wurden. Der Tummelplatz für solche Uebungen und Vergnügungen war nach wie vor das Marsfeld.

Besuchen wir einmal eine Schule, in welcher die ABCschützen etwa vom siebenten Lebensjahre an sich ihre Weisheit holen. Sie lernen die ersten Anfänge des Lesens und Schreibens, das ABC oder, wie es damals hieß, das LMN, woraus der Römer das Wort Elementa machte; und daher hießen die niederen Schulen Elementarschulen. Wenn wir mit den Kleinen zugleich in der Schule eintreffen wollen, so müssen wir früh aufstehen. Noch vor Tagesanbruch ziehen sie durch die Straßen der Schule zu, begleitet von ihren Pädagogen, die ihnen ihre Rechentafel und Kästchen mit allerlei Schulgeräthschaften nachtragen; oft folgt auch noch ein Sclave (capsarius), der diese Dinge nachträgt. In Rom fehlte selbst dem ärmeren Knaben wenigstens ein solcher Sclave nicht; aber in Venusia, der Geburtsstadt des Horaz, war es anders; in dieser Soldatenstadt trugen selbst „die mächtigen Knaben, die Söhne hochmächtiger Centurionen", in eigener Person ihre Kästchen und ihre Tafel am linken Arm durch die Straßen. Noch bei Lampenlicht beginnt die Schule, und die Nachbarn werden durch den Lärm und das Toben des eifernden Lehrers oft zu ihrem Aerger früh aus dem Schlafe aufgestört. Juvenal bedauert, allerdings die Sache übertreibend, den armen Schulmeister, der von Mitternacht an, früher als der Schreiner und der Wollspinner, in der Schule sitzt und den Dunst der von den Knaben mitgebrachten Lampen athmen muß; die Lampen qualmen so sehr, daß die Büsten des Horaz und Virgil in der Schulstube davon mit schwarzem Ruße überzogen werden. Martial läßt seinen

Aerger über einen ihn im Schlafe störenden Schulmeister in folgenden Worten aus:

„O du verdammter Schulmonarch, den Knaben ein Gräuel
Und den Mädchen verhaßt! Sage, was thaten wir dir?
Noch nicht störte die Ruh das Krähn der behelmeten Hähne,
Und schon donnerst du los, brüllend und prügelnd im Zorn.
Wachen, mein Freund, ist erträglich, sich überwachen ist schmerzlich:
Nur ein Stündchen der Nacht fordern wir Nachbarn zum Schlaf.
Schließe die Schule doch lieber zu, verderblicher Schwätzer!
Was man dir gibt, daß du schreist, gibt man dir gern, wenn du schweigst."

Man sieht aus diesem Epigramm, daß Mädchen und Knaben gemeinsam in Eine Schule gingen. Das Schullocal war in der Regel ein überdeckter, aber an den Seitenwänden offener Vorbau eines Hauses unmittelbar an der Straße oder auch ein fast ganz offener Raum auf dem flachen Dach eines Hauses oder einer Taberne.

Die Lehrgegenstände der Elementarschule werden zu allen Zeiten wohl ziemlich dieselben gewesen sein, wenn auch die Methode im Laufe der Zeit sich mag vervollkommnet haben. Beim Lese- und Schreibunterricht ließ man zuerst die Buchstaben lernen, und zwar in und außer der Reihe, wie man vielleicht aus den Buchstaben, welche in Pompeji kleine Schreiber an die Wände eingekratzt haben, schließen darf. Hier sieht man theils das lateinische Alphabet, mit dem X schließend, in einfacher Folge geschrieben theils hat der Schreiber, das Alphabet von vorn und von hinten anfangend, die ersten und die letzten Buchstaben abwechselnd gesetzt, also: AXBVC u. s. w. oder ABVCDSERFIQ. Man scheint beim Lesen die Syllabirmethode angewendet zu haben, wobei die geübteren Schüler den Lehrer unterstützten, indem sie die Sylben und Wörter einzeln und deutlich vorsprachen, damit sie hernach im Chorus nachgesprochen würden. Beim Schreiben gebrauchte man zuerst Wachstafeln, auf welche die Schüler die vorgezeichneten Züge mit einem metallenen Griffel nachahmten, indem der Lehrer dann und wann selbst die Hände führte. Statt

dessen empfahl Quintilian, die Figuren in Tafeln einzuschneiden, damit die Kinder mit dem Griffel den Furchen nachführen, bis sie sich die Form des Buchstabens angeeignet hätten. Auf diese Weise, meint er, könne die Hand im Zuge nicht abirren, wie das bei der Wachstafel oft geschehe. Von der Wachstafel und dem Griffel ging der Schüler zum Papier und dem Schreibrohr über; man gab ihm aber gewöhnlich altes Papier zum Gebrauch, das auf der einen Seite schon beschrieben war. Martial sagt zu seinem Büchlein, das er eben in die Welt sendet: „Wenn der sachverständige Apollinaris dich verdammt, so laufe nur sofort in die Buden der Salzfischhändler, oder laß dir die Knaben weidlich auf dem Rücken ackern." Man beschrieb nämlich bei Büchern nur die eine Seite des Blattes, die andre blieb leer. Als Vorschriften mag man vornehmlich lehrreiche Sprüche und Sentenzen gewählt haben, die auch aus gnomologischen Elementarbüchern auswendig gelernt wurden. Vom Lehrer wurde viel dictirt zum Auswendiglernen und zur Uebung in der Orthographie. Als ein sehr wichtiger Gegenstand wurde das Rechnen angesehen, denn die Römer waren sehr materiell gesinnte Leute. „O Bürger, Bürger," ruft der ironische Horaz, „vor Allem ist Geld zu erwerben; die Tugend kommt nach dem Gelde." Man rechnete theils mit den Fingern, theils auf Rechentafeln. Für den höheren Unterricht gab es besondere Rechenlehrer (calculatores), sowie man auch für Schnellschreiben und Stenographie eigene Lehrer (notarii) hatte.

In manchen Schulen von etwas höherer Art kam es vor, daß die Zöglinge nach ihren Leistungen in verschiedene Classen getheilt wurden, die jedoch sämmtlich in Einem Raume zusammen waren, und daß monatlich certirt ward. Auch wurden an solche, die sich auszeichneten, Prämien ausgetheilt, namentlich schöne und seltene Bücher. Die kleinen Anfänger suchte der Lehrer wohl auch durch Süßbrot und sonstiges Naschwerk sich zu gewinnen und zu Fleiß und Aufmerksamkeit anzuspornen. Im Ganzen aber war in den höheren wie in den niederen Schulen

die Zucht sehr streng, und die „traurige Ruthe, das Scepter der Erzieher", spielte eine Hauptrolle. Die Ruthe bestand gewöhnlich aus dem Stengel des sogenannten Steckenkrauts (ferula communis, νάρθηξ), einer leichten und markigen, zähen und mit Knoten versehenen Doldenpflanze, und hatte ihr Arbeitsfeld hauptsächlich auf der flachen Hand der Kinder. Schlimmer als die Ruthe war die Scutica (σκυτική), eine Peitsche mit daran hängenden Riemen, für den bloßen Rücken der Schüler bestimmt; in den Schulen hieß sie der Aal (anguilla). Bei diesem Instrument mochte es nicht selten vorkommen, daß Einem, wie es bei Plautus heißt, „das Fell gegerbt ward so bunt, wie das Pallium der Amme." Auf einem in Pompeji gefundenen, das Innere einer Schulstube darstellenden Gemälde erhält ein Delinquent seine Strafe auf den Rücken, während ein Schüler ihm die Füße zusammenhält und ein anderer ihn, an beiden Armen gefaßt, auf seinen Schultern liegen hat; doch ist hier das Strafinstrument die gewöhnliche Ruthe. Drei andere Schüler, hinter denen die wartenden Pädagogen und Sclaven stehen und lehnen, sitzen da und sehen beklommenen Herzens zu. Als schlimmer Prügelant (plagosus) ist durch Horaz der Grammatiker Orbilius berüchtigt geworden, der, zu Benevent geboren, im Jahre 63 v. Chr., nachdem er lange als Soldat zu Fuß und zu Roß gedient, nach Rom kam und dort eine Schule errichtete, in der es militärisch streng herging und auch der junge Horaz sich seine Schläge holte. Auch Sueton nennt ihn einen mürrischen und wider seine Gegner und Schüler oft bissigen Mann. Indeß stand die Schule des Orbilius in gutem Rufe, was schon daraus zu erkennen, daß Horaz sie besuchte; denn dessen Vater, der mit dem Sohne von Venusia nach Rom zog, um ihm eine möglichst gute Ausbildung zu geben, und aus väterlicher Besorgniß selbst das Amt des Pädagogen versah, war bemüht, dem Knaben die tüchtigsten Lehrer auszusuchen. Das Prügeln war aber damals selbstverständlich und mag in dieser verderbten Zeit bei manchem Jungen nöthig gewesen sein.

Ferien gab es für die Schüler namentlich an dem mehrere Tage dauernden Feste der Sartunalien im December und an dem Quinquatrusfeste vom 19. — 25. März; auch waren jedenfalls die andern höheren Festtage schulfrei. Die Quinquatrien, ein der Minerva, der Göttin aller Künste und Wissenschaften, gefeiertes Fest, waren der Schuljugend gar liebe Tage; dann war der jährliche Schulcurs beendigt, und die Schüler zahlten dem Lehrer das jährliche Honorar; die neu Eintretenden brachten als Eintrittsgeld ein besonderes Geschenk, Minerval, damit der Lehrer der Minerva ein kleines Opfer darbringe. Aus einem Verse des Horaz (Sat. 1, 1, 75) hat man nachweisen wollen, daß die römischen Schulen vier Monate lang, von den Iden des Juni bis zu denen des October, Ferien gehabt hätten, zu einer Zeit, in welche die Oliven- und die Weinernte fiel, und daß während der acht Schulmonate die Schüler an den Iden jeden Monats ihr Schulgeld zum Lehrer trugen. Diese Stelle ist aber nicht auf die Schulen zu Rom zu beziehen, sondern auf die von Venusia. Hier und in den andern Landstädten mögen viermonatliche Ernteferien in den Elementarschulen stattgefunden und die Schüler monatlich ihr Schulgeld bezahlt haben; in Rom aber wurde das Schulgeld jährlich entrichtet, und lange Ernteferien waren dort nicht nöthig.

Der Schulmeister der Römer aß, wie seine heutigen Collegen, ein hartes Stück Brot; man verlangte viel von ihm und gab wenig. Alle Schulen waren Privatunternehmungen, und der Lehrer mußte sein Leben von dem geringen Schulgelde fristen, an dem ihm oft noch Abzüge gemacht wurden, um das er oft noch vor Gericht processiren mußte; und die besonderen Geschenke, die er an manchen Tagen erhielt, das Minerval, an den Saturnalien die Sportula Saturnalĭcia, am Neujahrstage die Strena calendaria u. s. f., werden die Finanzen des Mannes auch nicht bedeutend gebessert haben. Am geringsten war natürlich das Einkommen des Elementarlehrers, höher das der Grammatiker; am besten wurden in der Kaiserzeit die Rhetoren honorirt, die auch seit Vespasian zum Theil vom Staate besoldet wurden und zu

hohen Ehren gelangen konnten. Die größte Masse aber der Schulmeister aller Art blieb in Bezug auf Besitzthum vom Schicksal verkürzt, war stets eine turba misella. Die Concurrenz war groß und drückte das Honorar herab; zu Ende der Republik gab es zu Rom zuweilen zwanzig besuchte grammatische Schulen neben vielen Winkelschulen in entlegenen Theilen der Stadt. Oefter hielten auch zwei Lehrer zusammen eine Schule und theilten dann den Erwerb. Orbilius, der doch einen bedeutenden Ruf hatte, lebte als alter Mann „unter den Dachziegeln", also hoch oben in einer Miethswohnung, und starb in einem Alter von etwa 100 Jahren in Armuth. Er hatte eine Schrift geschrieben mit dem Titel *Περιαλγής*, „der Vielgeplagte", in welcher er sich über das viele Ungemach verbreitete, von dem ein Lehrer heimgesucht werde, über die Kränkungen klagte, die dem Lehrer durch die Nachlässigkeit und Eitelkeit der Eltern zugefügt würden. Die Hauslehrer, besonders die griechischen, beschweren sich über unwürdige Behandlung und Demüthigungen aller Art, und daß ihr ganzes Gehalt kaum hinreiche, den Arzt, Schuhmacher und Kleiderhändler zu bezahlen. Manchen geschickten Lehrern ging es nicht besser als dem Orbilius; der gelehrte Valerius Cato, jüngerer Zeitgenosse des Sulla, mußte sein Landgütchen bei Tusculum den Gläubigern überlassen und lebte zuletzt in größter Noth in einer entlegenen Bretterhütte; Julius Hyginus, Freigelassener des Augustus, Vorsteher der palatinischen Bibliothek und einer sehr besuchten Schule, wurde in seinem Alter von dem Geschichtschreiber C. Licinius unterhalten.

Einzelne Lehrer indeß brachten es zu einem großen Vermögen, wie der Grammatiker Rhemmius Fannius Palämon, der zu Vicenza als Sclave sich die ersten Kenntnisse gesammelt hatte, indem er das Söhnchen des Hauses als Capsarius in die Schule begleitete, und der nach seiner Freilassung unter Tiberius in Rom eine Schule gründete. Hier gewann er einen großen Ruf und galt für den ersten Grammatiker der Stadt; er hatte einen ungeheuren Zulauf, obgleich er als ein höchst unsittlicher und

schlechter Mensch bekannt war. Seine Schule trug ihm nach Sueton jährlich 400,000 Sesterzien ein, und außerdem gewann er durch einen einträglichen Kleiderhandel und durch sorgfältige Bewirthschaftung seiner Landgüter noch große Summen. So brachte er ein vernachlässigtes Weingut, das er für 600,000 Sesterzien erwarb, durch angemessene Bebauung in weniger als acht Jahren so weit, das er die Lese am Stock für 400,000 Sesterzien verkaufte. Die Leute strömten zusammen, um die Unmasse von Trauben zu sehen, ein einziger Stock soll deren 365 gehabt haben. Zehn Jahre nach dem Ankauf veräußerte er das Gut an den Philosophen Seneca für das Vierfache des Einkaufspreises.

Was man Alles von einem Schulmeister verlangte, hat Juvenal in der siebenten Satire nach seiner übertreibenden Weise etwa in folgende Worte gefaßt: „Er mußte alle Regeln der Grammatik wissen, die ganze Weltgeschichte, alle Schriftsteller kennen, so genau wie die eigenen Nägel und Finger; zufällig auf dem Wege zu den Thermen wird er von Einem gefragt, wie die Amme des Anchises geheißen, wer die Stiefmutter des Königs Anchemolus gewesen sei, wie alt der Siculer Alcestes geworden und wie viel Eimer Wein er dem Aeneas geschenkt. Man verlangt von ihm, daß er die zarten Naturen der Kinder forme gleich dem Künstler, der mit dem Daumen ein Gesicht aus Wachs formt, daß er der Kinderschaar ein Vater sei, der sie unausgesetzt im Auge behalte, sie nichts Unlauteres thun lasse und ihre Hände und zwinkernden Augen stets bewache. Und ist das Jahr um, so muß er sich mit der Summe Goldes begnügen, die das Volk in der Rennbahn für einen Sieger beansprucht."

Der Unterricht nahm in der Regel sein Ende mit der Anlegung der männlichen Toga (toga virilis, pura, libera), welche in der älteren Zeit gewöhnlich nach zurückgelegtem 17. Jahre, später nach zurückgelegtem 16. oder gar 15. Jahre und noch früher stattfand. Dieser Act, durch welchen der junge Mensch aus dem Knabenstande austrat, war mit einer religiösen Feier verbunden,

an welcher sich die Freunde und Verwandten der Familie betheiligten, und wurde gewöhnlich an dem Feste der Liberalia (16. März) vorgenommen, weil jetzt der Knabe zu einem freieren Leben überging. Die Feier begann im Hause mit einem Opfer am Altar der Laren, vor denen der Jüngling die Zeichen der Knabenschaft, die Bulla und die purpurverbrämte Toga (toga praetexta), ablegte, um sich hierauf mit der Tunica recta, einem nach alter Sitte mit vertikal, nicht horizontal gezogenen Kettenfäden gewebten Unterkleid, und der Toga virilis, welche ohne Purpurstreif war, zu bekleiden. Die Bulla wurde den Laren geweiht und über dem Herde aufgehängt. Nach diesen Ceremonien führte der Vater oder Vormund den Jüngling unter einer möglichst großen Begleitung von Verwandten, Freunden und Clienten und andern Leuten, welche ausdrücklich um diese Gefälligkeit gebeten worden waren, auf das Forum, wo er wahrscheinlich dem Prätor vorgestellt ward. Dann begab sich der Zug nach dem Capitol. Hier scheint der Name des neuen Bürgers in dem Archiv (tabularium) der Tribunen in die Bürgerlisten eingetragen worden zu sein, worauf im Tempel der Juventas eine Münze gezahlt und ein Opfer dargebracht ward. Den Beschluß machte ein Gastmahl. Diese Feier hieß, sowie auch das auf dieselbe folgende Jahr, Tirocinium, weil der Knabe dadurch zum Tiro ward, er wurde zum Kriegsdienst wie zu öffentlichen Geschäften, zum Stimmrecht und zu privatrechtlichen Handlungen befähigt. Doch war er damit noch nicht für majorenn erklärt; denn er blieb noch immer unter der väterlichen Autorität und konnte selbst über seine selbsterworbene Habe ohne Genehmigung des Vaters nicht verfügen. Die Volljährigkeit trat erst mit dem 25. Lebensjahre ein.

Der vornehme Römer, welcher sich dem Militärdienste weihen wollte, begann gewöhnlich gleich nach Annahme der männlichen Toga sein Tirocinium militiae, er trat nämlich in das Gefolge eines Feldherrn ein und bereitete sich in demselben, ohne vorher den gemeinen Dienst zu thun, für eine Offiziersstelle

vor. Wer sich der staatsmännischen Wirksamkeit widmen wollte, hielt ungefähr ein Jahr lang sein Tirocinium fori. Am Tage der Anlegung der männlichen Toga war er in das öffentliche Leben eingetreten, er besuchte von nun an das Forum und wohnte den Gerichtsverhandlungen bei, jedoch weniger, um sich activ zu betheiligen, als um zu lernen und sich für seinen Beruf vorzubereiten. Gewöhnlich schloß er sich während dieser Zeit einem bewährten Staatsmanne an, in dessen Begleitung er den gerichtlichen und politischen Verhandlungen beiwohnte und dessen Belehrung er umgangsweise genoß. So war Cicero von seinem Vater in die Obhut des Augurs Q. Mucius Scävola gegeben worden. Der Unterricht von Rhetoren und Philosophen wurde auch jetzt noch fortgesetzt, nur mit dem Unterschied, daß der junge Mann sich nun mehr nach eigner Wahl für diesen oder jenen Lehrer entscheiden konnte. In den letzten Zeiten der Republik geschah es häufig, daß junge Leute sich zu weiterer wissenschaftlicher und rhetorischer Ausbildung auf mehrere Jahre nach Griechenland begaben, namentlich nach Athen, das noch immer der Hauptsitz der Kunst und Wissenschaft und der Herd feiner Sitte und Bildung war. Andre derartige Studienorte waren Rhodus, Apollonia, Mytilene, Ephesus und andre asiatische Städte, auch das griechische Massilia in Gallien.

Hochzeit und Ehe.

Die Mädchenzeit war bei den Römerinnen von kurzer Dauer; sie vermählten sich in der Regel zwischen dem 13. und 16. oder 17. Lebensjahre. Schon mit zurückgelegtem 12. Jahre wurden sie volljährig und konnten eine rechtmäßige Ehe eingehen; ja manche heiratheten in noch jüngerem Alter, wie z. B. Octavia, die Tochter des Kaisers Claudius, welche im 11. Jahre die Gattin des 16jährigen Nero wurde. Ein Jüngling konnte schon mit 14 Jahren sich vermählen, und wir kennen manches

Beispiel, wo der in die Ehe Tretende, wie der eben genannte Nero, mehr noch Knabe als Jüngling war. Ovid sagt, daß er bei seiner ersten Verheirathung fast noch Knabe gewesen; Julius Cäsar war 17 Jahre alt, als er Cornelia, die Tochter des Cinna, zum Weibe nahm.

Bis zur Vermählung wurde das Mädchen im Hause erzogen unter den Augen und der leitenden Hand der Mutter, welche von der Amme und Wärterin unterstützt ward. Die Ausbildung war überwiegend practisch. Die Mädchen wurden vorzugsweise im Spinnen und Weben unterwiesen; denn die Wollarbeit war von jeher bis in die Kaiserzeit die Hauptbeschäftigung der Frauen; wie von Lucretia, der Gemahlin des Tarquinius, erzählt wird, daß sie von ihrem Manne und seinen vornehmen Begleitern noch in später Nacht mit ihren Sclavinnen im Atrium fleißig bei der Wollarbeit betroffen ward, so hielt auch noch Augustus seine Tochter und Enkelinnen zum Wollespinnen an und trug keine andern Kleider, als welche diese oder seine Frau und Schwester gefertigt hatten. Den wissenschaftlichen Unterricht erhielten die Mädchen der niederen Classen gemeinsam mit den Knaben in den öffentlichen Schulen; in vornehmen Familien dagegen wurden die Töchter zu Hause von eigens bestellten Lehrern oder auch von den Eltern, von der Mutter unterrichtet. Sie wurden mit der römischen und griechischen Literatur bekannt gemacht und lasen besonders die Dichter, vornehmlich Homer und Virgil; auch bildete man daneben in späterer Zeit die Mädchen in der Musik aus, in Gesang und Saitenspiel, sowie in dem Tanze, der dem Körper graziöse Haltung und edlen Gang verlieh.

Der Heirath ging eine Verlobung voraus, welche oft lange vorher stattfand, während das Mädchen noch ein Kind war. Die oben genannte Octavia z. B. war bei ihrer Verlobung im 7. Lebensjahre. Ein Werben und Freien des jungen Mannes bei dem Mädchen, wie es bei uns üblich ist, gab es bei den Römern nicht; der Bewerber wandte sich entweder selbst oder

durch irgend eine Mittelsperson an die Eltern oder den Vormund des Mädchens. Oft vereinbarten sich auch blos die beiderseitigen Väter über die Ehe ihrer Kinder sowie über die Mitgift. Dabei war es in der älteren Zeit Sitte, daß die Väter, um die Familie zusammenzuhalten, sich ihre Schwiegersöhne in der eigenen Gens suchten; doch war eine Heirath zwischen sehr nahen Verwandten, zwischen Ascendenten und Descendenten, zwischen Geschwistern, Oheim und Nichte, Tante und Neffen, durch das Gesetz verboten; auch Ehen zwischen Geschwisterkindern waren selten.

Die Verlobung war ein festlicher Act, der im Beisein einer großen, zur Feier geschmückten Gesellschaft begangen und mit einem Gastmahle beschlossen wurde. Von der bei dem Vertrage üblichen Formel: Spondesne? worauf der Vater der zu Verlobenden mit: Spondeo antwortete, hieß die Verlobung Sponsalia, die Verlobten Sponsus und Sponsa. Der Verlobte gab, wie dies bei allen Verträgen üblich war, der Braut ein Handgeld (arra), ein in werthvollen Gegenständen bestehendes Unterpfand, welches er einbüßte, wenn er das Verhältniß brach; auch die Braut beschenkte den Bräutigam. Außerdem empfing die Braut von dem Bräutigam als Unterpfand für die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtung einen eisernen (später einen goldenen) Ring ohne Stein, aber sie gab nicht, wie es bei uns geschieht, einen Ring dagegen; denn nicht sie ging die Verpflichtung ein, sondern diejenigen, in deren Gewalt sie sich befand. Uebrigens hatte die Verlobung keine zwingende Kraft, beide Theile konnten das eingegangene Verhältniß aufkündigen. Auch führte die Verlobung keinen, dem unseren ähnlichen bräutlichen Umgang herbei, wodurch die zukünftigen Gatten sich näher hätten kennen lernen können; sie blieben sich bis zur Hochzeit fast eben so fern wie bisher.

Die Eheschließung selbst konnte in verschiedener Weise geschehen. Durch die strengere Form der Ehe kam die Frau in die Gewalt (manus) des Mannes, in ein Verhältniß, das der väterlichen Gewalt ähnlich war; sie trat aus ihrer eigenen Familie ganz heraus und ging in die ihres Mannes über, wo-

durch auch ihr mitgebrachtes Vermögen in die Hände des Gatten kam und sie selbst in der Familie desselben erbberechtigt ward. Es konnte aber auch eine freiere Ehe eingegangen werden, bei welcher die Frau nicht in der Gewalt des Mannes war, sondern in der ihres Vaters verblieb und das Recht behielt, über ihr Vermögen selbst zu verfügen. Die Schließung der strengeren Ehe, in welcher die Frau sich in der Manus des Mannes befand, war in dreifacher Art möglich. Entweder geschah sie durch Confarreatio, eine öffentliche religiöse Handlung, die nach vorhergegangenen Auspicien an einem heiligen Orte vor zehn Zeugen vollzogen ward und mit einem vom Pontifex Maximus und dem Flamen Dialis dargebrachten Opfer verbunden war. Sie hatte ihren Namen von dem Speltkuchen (farreum libum), den die sich Verehelichenden bei der Handlung zusammen aßen. Dann konnte die strengere Ehe entstehen durch einen symbolischen Kauf (coemtione), bei welchem der Vater die Tochter in Gegenwart von nicht weniger als fünf Zeugen und einer Person, die eine bei diesem Scheinkauf angewendete Wage hielt, in die Gewalt des künftigen Gatten gab, und drittens durch Verjährung (usu), indem die Frau ein Jahr lang in dem Hause ihres Mannes blieb, ohne sich drei hintereinander folgende Nächte von demselben zu trennen; wollte die Frau aber verhüten, daß sie in die Manus des Mannes kam, so geschah dies einem Gesetz der zwölf Tafeln zufolge dadurch, daß sie jedes Jahr drei Nächte hintereinander sich aus dem Hause desselben fern hielt.

Die Confarreatio war die älteste und nur bei den Patriciern übliche Eheschließung und bewirkte vermöge ihres religiösen Charakters eine unverletzliche, heilige und strenge Verbindung; nur Kinder aus einer solchen Ehe (patrimi et matrimi) waren befähigt zur Uebernahme der patricischen Priesterthümer. Wegen ihrer Unbequemlichkeit wurden Ehen durch Confarreatio mit der Zeit immer seltener, und es traten an ihre Stelle die von den Plebejern ausgehenden Ehen durch Verjährung und durch Scheinkauf, welche als Civilehen zu betrachten sind. Während in dem

religiösen Act der Confarreatio zugleich Eingehung der Ehe und der Manus enthalten war, wurde durch die Coemtio nur Manus erlangt, so daß hier die Vereinigung zur Ehe unmittelbar voraus-gehen oder sogleich nachfolgen mußte, und ebenso waren selbst-verständlich bei Usus diese beiden Acte getrennt. Als mit der einreißenden Verderbniß der Sitten das Verlangen der Frauen nach Emancipation sich steigerte, wurden überhaupt die Ehe-schließungen, welche Manus begründeten, von der freien Ehe, in welcher die Frau die Verfügung über ihr Vermögen behielt und nicht in der Gewalt des Mannes war, immer mehr verdrängt. In der Kaiserzeit gab es fast nur noch solche freie Ehen, in welchen beide Gatten mit gleichen Rechten nebeneinander standen.

Die eben besprochenen Unterschiede der Eheschließung waren von Wichtigkeit in Bezug auf die rechtliche Stellung der Ehe-gatten zu einander; die Hochzeitsfeier aber war bei allen gleich und hatte für die rechtlichen Verhältnisse der Ehe gar keine Be-deutung. Die Gebräuche der Hochzeit, welche bis in späte Zeiten so ziemlich dieselben mögen geblieben sein, waren von der Con-farreatio hergenommen, nur war dabei der Unterschied einge-treten, daß die Feier aus dem öffentlichen Heiligthum in das Haus verlegt wurde und die Hausväter oder Privatauspices die Stelle der Staatspriester übernahmen.

Die Wahl des Tages für die Hochzeit war nicht gleich-gültig. Unglückliche Zeiten in dieser Beziehung waren wegen der Reinigungs- und Sühnfeste der ganze Monat Mai und die erste Hälfte des Juni, nicht blos alle Dies religiosi, religiös bedenkliche Tage, wie die, an welchen die Unterwelt offen stand, sondern auch sämmtliche Festtage, alle Kalenden, Nonen und Iden. Am Tage vor der Hochzeit legte die Braut ihre Mädchen-kleidung, die Toga praetexta, ab und bekleidete sich vor dem Schlafengehn mit der Tunica recta oder regilla (s. S. 487), die sie von nun an zu tragen hatte, und einer rothen Netzhaube; sie nahm Abschied von ihren Puppen und anderem Spielzeug ihrer Jugend und weihte sie den Hausgöttern. Am frühen

Morgen des folgenden Tages ward die Braut, nachdem sie ein Bad genommen, zu dem Feste geschmückt. Die weiße Tunica recta wurde mit einem aus Schafwolle gewobenen Gürtel umschlungen, in den zum Schutze gegen Bezauberung der sogenannte Herculesknoten geknüpft war. Das Haar wurde in sechs Theile gescheitelt zu sechs Flechten, wobei man die gekrümmte Spitze der sogenannten Hasta caelibaris, der Jungfernlanze, gebrauchte, um dadurch anzuzeigen, daß die Braut in die Gewalt des Mannes komme, oder vielleicht zum Andenken daran, daß das Weib ursprünglich von dem Manne geraubt oder entführt ward. Außerdem war das Haupt der Braut mit einem hohen thurmartigen Aufsatze geschmückt und einem Kranze von Blumen, die sie selbst gepflückt hatte. Darüber war der viereckige, gelbrothe Brautschleier (flammeum) gelegt, ein wollenes Kopftuch, das den Kopf verhüllte und, an den Seiten und hinten herabfallend, nur das Gesicht frei ließ. Ein solches Kopftuch trugen alle Ehefrauen beim Ausgehen, der Brautschleier unterschied sich davon nur durch die rothe Farbe. Der ganze Anzug der Braut war möglichst kostbar, und es fehlte nicht an goldenen Ringen und Gehängen mit Perlen und Edelstein.

Schon in der ersten Frühe des Morgens hatten sich die Hochzeitsgäste, in festlichen Gewändern und mit Kränzen geschmückt, mit ihren Hochzeitsgaben in den Wohnungen der beiden Verlobten eingefunden. Beide Häuser waren mit ausgehängten Teppichen, Kränzen und grünen Zweigen verziert; das Atrium prangte in festlicher Beleuchtung, und die Schränke der Ahnenbilder waren geöffnet. In der Stille des Morgens sind die Auspicien gehalten worden, von Auspices, welche den Vogelflug beobachten, oder, was in der späteren Zeit gewöhnlich war, von Haruspices bei einem Opfer. Sobald der Bräutigam, in festlichem Schmuck und Kranz, und sämmtliche Gäste sich in dem Hause der Braut eingestellt haben, treten die Auspices ein und verkünden den Erfolg der Auspicien, der Contract wird unterschrieben, Braut und Bräutigam erklären ihre Einwilligung zur

Ehe, und die Braut spricht im Falle einer Confarreatio oder einer Coemtio die Worte: Quando tu Gaius, ego Gaia, um damit zu bekennen, daß sie in die Manus und dadurch in die Familie des Mannes eintrete. Zugleich liegt in diesen Worten der Sinn, daß die künftige Ehefrau neben dem Hausherrn die Hausherrin sein werde. Hierauf giebt die Brautführerin (pronuba), eine nur einmal verheirathete Ehefrau, das Paar zusammen, indem sie mit segnenden Worten ihre rechten Hände ineinander legt. Auf einem alten Relief, welches die Vereinigung eines Ehepaars darstellt, hält der Mann in der linken Hand die Schriftrolle mit dem Contract und reicht die Rechte der Braut; hinter beiden steht die Brautführerin, beiden die Hände auf die Schultern legend; vor beiden steht ein Knabe mit der Fackel, neben dem Bräutigam ein Paranymphus, Bräutigamsdiener, neben der Braut eine Paranympha, eine Brautjungfer; beide letzteren sind Sclaven. — Das vereinigte Paar tritt nun an den Altar, um unter den üblichen Gebeten ein Opfer darzubringen. Geopfert wird eine Kuh, ein Schwein, ein Schaf. Das weiche Vließ des Schafes wird über zwei Sitze gebreitet, auf welche sich die Neuvermählten neben einander niederlassen. Während das Brautpaar von links nach rechts den Altar dreimal umwandelt, spricht der bestellte Auspex, oder bei der Confarreatio der Pontifex Maximus, nach dem Ritualbuch die Gebetsformeln vor, in welchen die Götter der Ehe, besonders Juno, Tellus, Mars Picumnus und Pilumnus, angerufen werden. Nach der Beendigung dieser Feierlichkeit bringen die Gäste dem Brautpaar ihre Glückwünsche dar, und nun beginnt das festliche Mahl, bei welchem die junge Frau zur Seite ihres Gemahles liegt.

Nach dem Hochzeitsmahle folgt unter dem Schutze der Juno Domiduca die feierliche Heimführung der Braut in das Haus ihres Gatten. In der älteren Zeit geschah dies mit dem Erscheinen des Abendsterns, später jedoch schon bei hellem Tage; aber die Hochzeitsfackeln leuchteten trotzdem noch immer voran.

Vor dem Beginne des Zugs flüchtet sich die Braut in den Schooß ihrer Mutter, um so mit Gewalt entführt zu werden; denn wie bei den meisten Völkern des Alterthums, so war auch bei den Römern ursprünglich die Braut geraubt worden. Die Römer selbst erklärten sich die Gebräuche der Hochzeit, welche auf eine Entführung hindeuteten, aus dem Umstande, daß die ersten Ehen zu Rom durch Raub, durch den Raub der Sabinerinnen, zu Stande gekommen seien. An dem Zuge betheiligen sich sämmtliche Gäste, sowie auch anderes, nicht geladenes Publikum, Freunde und Freundinnen der Braut und des Bräutigams. Voran gehen die Fackelträger und Flötenbläser, mit deren Spiel der Jubel ausgelassener Hochzeitsgesänge sich mischt und der Ruf: Talassio, Talassio! welcher zuerst bei dem Raub der Sabinerinnen soll gehört worden sein. Knaben haben sich in Masse in den Straßen, durch welche der Zug geht, eingefunden und rufen lärmend dem Bräutigam zu, daß er Nüsse für sie auswerfe, da er ja nun von den Spielen der Jugend Abschied genommen. Mit den Nüssen streut er auch kleine Münzen aus. Zwei Knaben aus guter und noch blühender Familie führen die Braut, die Geraubte, an den Händen; vor ihr her schreitet ein andrer Knabe von gleicher Herkunft mit einer brennenden Fackel, die nicht wie die übrigen Fackeln aus Fichtenharz besteht, sondern vom Weißdorn oder Hartriegel genommen ist, neben einem Knaben oder auch einem Mädchen mit einem Becken voll Wasser, das aus einer reinen Quelle geschöpft sein muß: Die junge Braut bringt dem Gatten Feuer und Wasser zu, die Elementarbedingungen jedes Hausstandes. Außerdem wird ein aus Spelt gebackener Kuchen, und Rocken und Spindel vor ihr hergetragen. Sie selbst führt drei Asses bei sich; den einen, welchen sie in der Hand trägt, übergibt sie nach dem Eintritt in das Haus dem Gemahl, den zweiten unter dem Fuße weiht sie auf dem Altar des Hauses den Laren, den dritten, den sie in der Tasche führt, opfert sie den nächsten Compitallaren des Stadtviertels, in das sie jetzt aufgenommen wird.

Wenn der Zug an der festlich geschmückten Schwelle des Bräutigams angelangt ist, so bestreicht die Frau die Thürpfosten mit Fett oder Oel, auf daß die Götter mit ihrem Eingang dem Hause reichen Segen gewähren, und umwindet sie zur Heiligung und Consecration des Hauses mit wollenen Binden. Man gebrauchte hierbei Schweinefett oder auch Wolfsfett, dem man eine Unheil abwehrende Kraft zuschrieb. Nach dieser Ceremonie, der die Juno Unxia vorstand, wurde die Braut über die Schwelle in das Haus getragen, sei es, daß man sie vor einem bösen Omen, vor dem Anstoßen ihres Fußes an der Schwelle bewahren wollte, sei es, um nochmals den Raub der Braut symbolisch darzustellen. Bei ihrem Eintritt in das Atrium, den großen Familiensaal, wurde der Braut von dem Manne Feuer und Wasser vom Herde des Hauses entgegen getragen, zum Zeichen, daß er sie in die Theilnahme an dem häuslichen Leben und Gottesdienste aufnehme. Hierauf läßt sie sich in dem Atrium auf einem wollenen Vließe nieder, sie ist an der Stätte angekommen, wo hinfort hauptsächlich ihr Aufenthalt sein wird; hier wird sie mit ihren Mägden emsig der Wollarbeit obliegen, von hier aus wird sie als Mater familias, als Familienmutter, den Haushalt leiten. Auch das Ehebett (lectus genialis) stand in dem Atrium, dem Eingang grade gegenüber, und als man es in späterer Zeit von da entfernte, wurde es doch immer noch an dieser Stelle durch ein symbolisches Bett vertreten. Heute, am Hochzeitstage, ist es von der Pronuba bereitet und mit einer Toga überdeckt; die Braut tritt zu demselben heran und betet zu dem Genius.

Wenn nicht schon in dem Hause des Brautvaters ein Hochzeitsmahl gehalten worden ist, so findet es jetzt in dem des jungen Ehemannes statt; auch mag es wohl vorgekommen sein, daß man in beiden Häusern eine Mahlzeit veranstaltete. An Lust und Scherz bis in die tiefe Nacht wird es nicht gefehlt haben. Wenn die Hochzeitsgäste nach Hause gingen, so wurde ihnen, wenigstens in der späteren Zeit, als Anerkennung für die dem

Hause erwiesene Ehre ein Geldgeschenk überreicht; auch gab man ihnen noch Hochzeitskuchen mit, welche nach dem Recepte des alten Cato auf folgende Weise bereitet wurden: „Nimm eine Metze Mehl und menge sie mit Most, Anis, Kümmel, zwei Pfund Schmalz, ein Pfund Käse. Dann schabe etwas von einem Lorbeerzweig und thue es dazu. Wenn du dann den Kuchen geformt, lege Lorbeerblätter darunter und thue ihn in den Ofen."

Am folgenden Tage begann die junge Frau ihr Hausregiment mit einem Opfer am Altar des Hauses und erhielt von dem Manne eine Morgengabe; sie bestand in reichen Häusern in blanken Golddenaren, welche ihr auf silberner Schüssel entgegen getragen wurden. Sie empfängt als Matrone den Besuch der Verwandten, und nochmals wird ein festliches Mahl (repotia) gehalten. Am siebenten Tage macht sie den ersten Besuch im elterlichen Hause.

Die römische Hausfrau hatte eine viel freiere Stellung und Bewegung als die griechische. Sie wurde nicht, wie diese, in den Frauengemächern eingeschlossen gehalten, sondern schaltete frei im Hause als Leiterin der Hauswirthschaft und Erzieherin der Kinder; sie theilte die Herrschaft des Hauses mit dem Hausherrn, der mit allen Familiengliedern sie ihrer Würde gemäß mit rücksichtsvollem Anstand behandelte. Man ehrte sie mit der Anrede: Domina. Keine sclavische Arbeit, so soll schon Romulus angeordnet haben, durfte ihr zugemuthet werden; sie mahlte kein Getreide und kochte nicht, spinnen und weben mit den Mägden war neben der Verwaltung der Hauswirthschaft ihre einzige Arbeit. Sie nahm Theil an der Mahlzeit des Mannes, während die Kinder unten am Tische oder an einem eigenen Tische saßen; sie konnte Besuche annehmen und war in ihrem Ausgang nur durch Anstand und Sitte beschränkt, sie ging zum Besuche in die Häuser der Freunde, zu gottesdienstlichen Handlungen, zu Mahlzeiten, ins Theater und zu den Spielen; ja selbst vor Gericht konnte sie erscheinen, um Zeugniß abzulegen oder um für einen verklagten Angehörigen zu bitten; getadelt aber wurde es denn

doch, wenn Eine als Klägerin oder als Beklagte selbst vor Gericht auftrat, obgleich dies gesetzlich nicht verboten war. Auf der Straße mußte nach einem altromulischen Gesetze jeder Begegnende der Matrone ausweichen, wer ihre Zucht mit schamlosem Wort oder Anblick kränkte, war des Todes schuldig. Von ihr selbst natürlich verlangte die strenge Sitte dagegen ein anständiges und würdevolles Auftreten und eine decente Tracht; sie sollte nicht ohne Wissen ihres Mannes ausgehen und nicht ohne Begleitung.

Eine wie große Freiheit jedoch die römischen Frauen sich außerhalb des Hauses manchmal erlaubten, davon liefert Livius ein Beispiel an der Stelle (34, 1—8), wo er von den Verhandlungen über die Aufhebung des oppischen Gesetzes spricht. Im Jahre 215, in der schweren Zeit des zweiten punischen Krieges, hatte der Tribun C. Oppius den Vorschlag durchgesetzt, daß keine Frau mehr als ½ Unze Goldes besitzen, keine bunten Kleider tragen und weder in Rom noch in einer römischen Stadt, noch unter 1000 Schritten davon, ausgenommen zu heiligen Feierlichkeiten, mit einem Zweigespann fahren solle. Zwanzig Jahre nachher (195), als nach Beendigung des Krieges die Verhältnisse sich wieder gebessert hatten, trugen zwei Volkstribunen auf Abschaffung dieses oppischen Gesetzes an, während zwei Tribunen dasselbe in Schutz nahmen. „Den Vorschlag zu empfehlen oder ihn zu widerrathen, traten Viele vom Adel auf. Das Capitol war voll von Menschen, die dem Vorschlag wohl oder übel wollten. Die Frauen ließen sich durch kein Abrathen, durch keine Regel des Anstandes, durch kein Gebot der Männer in ihren Häusern halten; sie besetzten alle Straßen der Stadt und die Zugänge zum Forum und baten die zu Gericht gehenden Männer, doch nicht dagegen zu sein, daß man bei dieser Wohlhabenheit des Staates, bei dem täglichen Wachsthum jedes Privatvermögens auch den Frauen ihren ehemaligen Schmuck wieder zugestehe. Mit jedem Tage wurde der Zulauf der Frauen größer; denn sie sammelten sich auch aus den kleineren Städten

und Gerichtsorten. Schon wagten sie es sogar, die Consuln, die Prätoren und andere Obrigkeiten anzusprechen und zu bitten." Obgleich nun der damalige Consul, der durch seine Strenge berühmte Cato, für das oppische Gesetz auftrat und in seiner Rede das Gebahren der Frauen heftig tadelte, so wurde doch am folgenden Tage der Auflauf derselben noch größer; sie besetzten in Massen die Hausthüren der beiden Tribunen, die gegen den Vorschlag ihrer Amtsgenossen Einsprache erheben wollten, und ließen nicht eher ab, als bis diese von ihrer Einsprache zurücktraten. So wurde denn das oppische Gesetz wieder aufgehoben.

Ueberhaupt mischten sich die römschen Frauen, wenn auch nicht in dieser alles Maß übersteigenden Weise, oft und gerne in politische Angelegenheiten; die Männer besprachen sich häufig über solche Dinge mit ihren Frauen und hörten ihren Rath. So erwähnt Cicero in einem Briefe einer politischen Berathung zwischen ihm, Brutus, Cassius und Favonius, an welcher die Mutter und Frau des Brutus und die Frau des Cassius sich betheiligten. In Familienangelegenheiten, wie namentlich bei Verheirathung der Kinder, beanspruchten die Frauen eine entscheidende Stimme. Aemilia, die Gemahlin des älteren Scipio Africanus, war sehr ungehalten, als ihr Mann einst vom Capitol kam, wo er mit den Senatoren zu Abend gespeist hatte, und ihr mittheilte, daß er ihre jüngste Tochter Cornelia verlobt habe; man hätte sie doch, sagte sie vorwurfsvoll, über eine Tochter, die ihr gehöre, zu Rathe ziehen sollen, und selbst wenn der Bräutigam Tib. Gracchus wäre, hätte sie als Mutter von dem Plane wissen müssen. Gerade diesem Gracchus, seinem bisherigen Widersacher, aber einem trefflichen und hoch angesehenen Manne, hatte Scipio auf die Aufforderung seiner Freunde bei jenem Mahle seine Tochter verlobt; voll Freude über das Zusammentreffen in der Würdigung des Mannes antwortete er seiner Gemahlin: „Der eben ist es, dem ich sie versprochen habe." Diese Cornelia war die viel gerühmte Mutter der Gracchen, eine der gebildet-

sten und ausgezeichnetsten Frauen Roms, welche, nach der bekannten Erzählung, einer mit ihren Pretiosen prahlenden Gastfreundin ihre beiden aufs trefflichste von ihr erzogenen Söhne als ihren einzigen Schmuck vorführte. Sie hing an ihrem Manne, der lange vor ihr starb, mit außerordentlicher Liebe und verlebte mit ihm eine sehr glückliche Ehe. Sonst sollen die römischen Frauen im Allgemeinen ein hartes und auch den Männern oft drückendes Regiment im Hause geführt haben. Die Frauen der älteren Zeit werden geschildert als ernst, unfreundlich und herbe, ohne sittlichen Makel allerdings, aber auch ohne Liebenswürdigkeit, ohne die heitre Anmuth, wodurch die Griechinnen sich auszeichneten, und wenn dazu, wie bei vielen, auch noch ein hochmüthiges, anspruchvolles und herrschsüchtiges Wesen kam, so mögen sie dem Manne das Leben oft verbittert haben. Mancher, der eine reiche Frau genommen, mag schon lange vor Juvenal geklagt haben: „Unerträglicher ist nichts als ein reiches Weib."

Von sittlichen Verirrungen römischer Frauen schwerster Art wollen wir aus Livius zwei Beispiele anführen. Das eine fällt in die ältere Zeit der Republik, in das Jahr 329 v. Chr., welches in den alten Annalen als ein Pestjahr bezeichnet war. Livius wünscht die Angabe der Geschichtschreiber, welche melden, daß die Menschen damals nicht an der Pest, sondern durch Gift gestorben seien, für unrichtig halten zu dürfen; um jedoch keinem der Erzähler seine Glaubwürdigkeit abzusprechen, will er die Sache darlegen, wie sie berichtet werde. Da die Vornehmsten des Staates, so erzählt er (8, 18), an einerlei Krankheit starben, die auch fast bei allen einen gleichen Ausgang nahm, so machte eine Sclavin der Obrigkeit die Anzeige, daß an dem Unglück des Staates weibliche Bosheit Schuld sei, daß Frauen von Rang für ihre Männer und Angehörigen Gifte kochten; man könne sie auf der That ertappen, wenn man ihr sogleich folge. Man fand auch wirklich Einige mit dem Kochen solcher Mittel beschäftigt, manches schon Gekochte auf die Seite gestellt. Es ward Alles auf den Markt gebracht; an 20 Frauen, bei denen man Solches

gefunden, wurden durch den Gerichtsboten vorgefordert. Zwei von ihnen, Cornelia und Sergia, beide aus patricischen Geschlechtern, betheuerten die Unschädlichkeit ihrer Arzneien, und da die Klägerin sie aufforderte, selbst ihre Tränke auszutrinken, so thaten sie dies zugleich mit den übrigen Frauen, nachdem sie eine kurze Rücksprache mit ihnen genommen, und alle büßten ihre Bosheit mit dem Leben. Die zu ihrer Begleitung gehörigen Sclavinnen, deren man sich sogleich bemächtigte, gaben eine große Anzahl von Frauen an, von denen an 170 verurtheilt wurden.

Der andre Frevel, an welchem sich die römischen Frauen in Masse betheiligten, fällt in das Jahr 186 v. Chr. In diesem Jahre wurde zum großen Schrecken des Senates und des ganzen Volkes eine geheime Gesellschaft von Männern und Weibern entdeckt, welche die Mysterien des Bacchus, die Bacchanalien, in nächtlichen Zusammenkünften auf die schandbarste Weise begingen. „Um zur Theilnahme an diesen geheimen Orgien anzulocken, wurden die Reize des Weins und des Mahles mit dem Gottesdienste in Verbindung gebracht. Wenn der Wein die Besinnung, wenn die Nacht und das Gemisch aus Männern und Weibern, des zarten Alters mit Bejahrteren jede schamhafte Entfernung vernichtet hatte, so führte dies zuerst zur Sünde der Unzucht aller Art; aber diese Ausschweifungen blieben nicht die einzige Art der Verbrechen, sondern falsche Zeugnisse, falsche Siegel, Testamente und Anklagen gingen aus derselben Werkstatt hervor, ebendaraus Vergiftungen und Familienmorde, bei welchen nicht einmal die Leichname zum Begräbniß aufzufinden waren. Vieles unternahm hier die List, das Meiste die Gewalt, und die Gewaltthat blieb verborgen, weil man vor vielfachem Geheul, vor dem Getöse der Pauken und Schallbecken bei allen Schändungen und Mordthaten kein Hülferufen hören konnte.“ Dies verderbliche Uebel war zuerst in Hetrurien durch einen griechischen Opferpriester und Weissager aufgekommen und hatte sich dann wie eine ansteckende Seuche auch nach Rom gezogen und über ganz

Italien verbreitet. In Rom blieb es wegen der Größe der Stadt lange verborgen, bis es endlich durch ein Mädchen verrathen ward, das als Sclavin seine Herrin in das verbrecherische Heiligthum im Haine der Stimula (Semele) begleitet hatte und auch in die Mysterien eingeweiht worden war; nach ihrer Freilassung aber hatte sie den Ort nicht mehr betreten. Sie offenbarte der Obrigkeit Folgendes: „Das Heiligthum sei anfangs nur für Frauenzimmer bestimmt gewesen, und der Regel nach hätte man keine Mannsperson zugelassen; nur drei Tage im Jahre hätte man neu Aufzunehmende eingeweiht, und zwar bei Tage. Zu Priesterinnen habe man regelmäßig die Hausfrauen von Stande eine nach der andern gewählt. Da habe eine Campanerin, Pacula Annia, wie auf Verlangen der Götter Alles geändert. Sie habe in ihren beiden Söhnen zum erstenmal Männer eingeweiht, sie habe aus dem Gottesdienste bei Tag einen nächtlichen, aus den drei Weihetagen im Jahre fünf für jeden Monat gemacht. Seitdem die Theilnahme an der Feier frei gegeben, die Zirkel aus Männern und Weibern gemischt gewesen und die nächtliche Ungebundenheit dazu gekommen, sei hier kein Frevel, keine Schandthat unausgeübt geblieben. Wäre Einer zu bedenklich, so würde er als Schlachtvieh geopfert. Nichts für Sünde halten, sei ihr heiligstes Glaubensgesetz. Die Männer sprächen wie wahnsinnig, unter schwärmerischen Verzuckungen des Leibes, Weissagungen, die Weiber liefen in der Tracht der Bacchantinnen, mit fliegenden Haaren und brennenden Fackeln an den Tiber, tauchten ihre Fackeln ins Wasser und zögen sie, weil sie mit gediegenem Schwefel und Kalk überzogen wären, in voller Flamme wieder heraus. Wenn man Menschen, an eine Winde gebunden und in verborgene Höhlen fortgerissen, verschwinden lasse, sage man: „die Götter haben sie von uns entrückt"; das wären aber solche, die dem Eide nicht hätten beitreten, an den Freveln keinen Antheil nehmen oder sich der Entehrung nicht hätten hingeben wollen. Die Gesellschaft sei von bedeutender Größe, fast schon ein zweites Volk, und darunter

mehrere Männer und Frauen von hohem Stande.“ Es fand sich nach einer weitläufigen Untersuchung, daß über 7000 sich auf diesen Geheimbund des Verbrechens eingelassen hatten. Die meisten derselben wurden hingerichtet, andre ins Gefängniß geworfen, und für alle Zeiten wurden die Bacchanalien verboten. Aber schon nach sechs Jahren mußten aus demselben Grunde wieder 3000 Menschen verurtheilt werden, und es war noch kein Ende abzusehen. Liv. 39, 8 ff.

Dieses letzte Beispiel sittlicher Verwilderung, in welche auch das weibliche Geschlecht sich hatte hineinreißen lassen, gehört schon in eine Zeit, in welcher die Sitten der Römer überhaupt zu entarten und die Zucht der Familien sich zu lockern begonnen hatte. Die Frauen entzogen sich immer mehr den heiligen Pflichten der Ehe, sie strebten, wenigstens in den höheren und reicheren Ständen, durch Eingehung von freien Ehen, in denen ihnen die Disposition über ihr Vermögen verblieb, nach freier, ungebundener Stellung und verfielen so, auf dem schlüpfrigen Boden der Freiheit, in immer größere Sittenlosigkeit. Die furchtbaren Zeiten der Bürgerkriege mit ihren Proscriptionen, in denen alle sittlichen Schranken sich löſten, in denen Frauen ihre Männer, Mütter ihre Söhne den Würgern überlieferten, vollendeten mit der allgemeinen Corruption auch die der Frauen, welche sich in die Kaiserzeit fortsetzte. Als besonders verderblich für die Sitten der Frauen werden von den alten Schriftstellern angegeben ihre Theilnahme an den schwelgerischen Gelagen, an welchen sie nicht wie früher sitzend, sondern liegend und die Nächte durchwachend mit den Männern in unmäßigem Genusse wetteiferten, und der leidenschaftliche Besuch des Circus, des Theaters und Amphitheaters, wo sich Gelegenheit bot zu unmäßigem Putz und Prunk und zur Anknüpfung von verbotenen Bekanntschaften mit Männern, wo die Schlächtereien der Gladiatoren und die unzüchtigen Darstellungen der Mimen das Herz verwilderten, die Sinnlichkeit reizten und das Gefühl für Anstand und Sitte abstumpften.

Die Schriftsteller der Kaiserzeit erzählen, klagen und spotten

viel über die Verderblichkeit der Frauen; das Aergste in dieser Hinsicht enthält aber die sechste Satire des Juvenal, in welcher den Frauen alle möglichen Schlechtigkeiten nachgesagt werden. Das Weib, sagt er, ist durch und durch nichtsnutzig und schlecht; alle Zucht und Keuschheit ist dahin; in den Theatern reizen sie sich zur Unzucht und Lüderlichkeit, und wenn sie keine Schauspiele sehen können, so spielen sie selbst mit tragischer Maske und Thyrsusstab als Bacchantinnen; Schauspieler, Musiker und Gladiatoren sind ihre Liebhaber. Und sind sie von den Lastern der Sinnlichkeit frei, so nähren sie Stolz und Hoffahrt, verschwenden das Gut des Mannes, den sie in kläglicher Abhängigkeit halten, durch Laune und Jähzorn plagen. Selbst scheinbare Kleinigkeiten sind unerträglich, wie die Affectation, blos griechisch sprechen zu wollen. Andre sind widerwärtig durch ihre Streit- und Proceßsucht, ihre Klatschsucht und Neuigkeitskrämerei; es gibt sogar solche, die wie die Männer turnen, die in Gladiatorenrüstung fechten oder mit den Männern um die Wette zechen. Viele treiben kostspieligen Aberglauben in Bezug auf ausländische Gottesdienste, hängen sich an Sterndeuter und Wahrsagerinnen und kaufen Zaubermittel und Gifte, womit sie die Männer verderben und die Kinder vergiften u. s. f.

Wenn wir auch glauben müssen, daß der Satiriker in diesem schauderhaften Gemälde sicherlich viel übertrieben hat und daß das den Frauen zur Last Gelegte nicht in seiner Allgemeinheit als wahr anzunehmen ist, so müssen doch die gerügten Fehler und Gebrechen zum Theil bei Einzelnen vorgekommen, zum Theil auch mögen sie allgemeiner verbreitet gewesen sein, so daß man im Ganzen an einer traurigen Corruption der Frauen der höheren Stände wenigstens in der späteren römischen Zeit nicht zweifeln kann, zumal da auch andere Schriftsteller, die nicht karrikiren und höchstens rhetorisirend die Farben etwas stark auftragen, dafür in hinlänglichem Maße Beispiele liefern. Uebrigens muß man zur Entschuldigung der Frauen hervorheben, daß die Männer zu der gleichen Zeit eher noch schlechter gewesen

sind als sie und an der Entsittlichung der Frauen einen großen Theil der Schuld trugen. Ein Sympton dieser Verderbtheit beider Geschlechter waren auch namentlich die häufigen Ehescheidungen, der Leichtsinn, mit welchem Ehen eingegangen und wieder gelöst wurden. In der älteren Zeit waren Ehescheidungen selten gewesen, der erste Fall wird aus dem Jahre 306 v. Chr. erwähnt; seit dem zweiten punischen Kriege werden sie immer häufiger, gegen Ende der Republik sind sie an der Tagesordnung, oft durch die Untreue der Frau veranlaßt, oft aus den nichtigsten Gründen vom Manne und der Frau gesucht. Schon Sulla hatte fünf Frauen, Pompejus fünf, Cäsar vier, Antonius außer der Cleopatra vier. Ciceros Tochter Tullia hatte drei Männer. Seneca sagt, allerdings rhetorisch übertreibend, es gebe Frauen, die ihre Jahre nicht nach Consuln, sondern nach ihren Männern zählten, und Juvenal behauptet, manche Frauen ließen sich schon wieder scheiden, wenn die grünen Zweige, die beim Einzug der Neuvermählten die Hausthüre schmückten, noch nicht abgewelkt seien, und brächten es so zu acht Männern in fünf Jahren.

Die Sittenlosigkeit der Frauen war auch für viele Männer der wahre oder vorgeschützte Grund zur Ehelosigkeit, welche trotz der Strafen, die der Staat über den Hagestolzen verhängte, in den Zeiten des Verfalls immer mehr zunahm. Abgesehen davon, daß es bei der Verschwendung der Frauen und überhaupt bei den wachsenden Ansprüchen des Lebens schwer war, eine Familie standesgemäß zu unterhalten, hatte der ehelose Stand auch manche Annehmlichkeiten; der Mann konnte frei und sorglos das Leben genießen und ohne Zwang seinen wechselnden Neigungen nachgehen, dazu war er für Freunde und Verwandte, die ihn zu beerben hofften, ein Gegenstand liebevoller Sorge und Aufmerksamkeit, die, wenn sie auch vom Eigennutz eingegeben wurde, ihm doch manchen Vortheil brachte und das Leben verschönte.

Es ist uns geschehen, wie so manchem alten Schriftsteller, daß wir die schlimmen Eigenschaften der römischen Frauen ganz besonders in den Vordergrund gestellt haben; um aber gerecht

zu sein, wollen wir doch noch einmal hervorheben, daß das Gesagte vorzugsweise von den Vornehmen und Reichen gilt, daß dagegen in den mittleren und niederen Ständen, von welchen bei den alten Autoren wenig die Rede ist, höchst wahrscheinlich die Heiligkeit der Ehe treuer bewahrt wurde. Auch finden wir in den höchsten Ständen neben vielen Beispielen grauenvoller sittlicher Zerrüttung noch manche Frau von hoher Tugend und bis in den Tod ausharrender treuer Liebe zu ihrem Gatten und den nächsten Anverwandten. Als der Philosoph Seneca auf den Befehl seines Schülers Nero, sich auf irgend eine selbstgewählte Art den Tod zu geben, durch Oeffnen der Adern zu sterben sich anschickte, war sein Weib Paulina entschlossen, mit ihm in den Tod zu gehen. Sie schnitt sich zugleich mit ihrem Gatten die Adern auf. Seneca starb nach langer Qual, Paulina aber ward auf Befehl des Kaisers, der keinen persönlichen Groll gegen sie hegte, am Leben erhalten, indem die Sclaven und Freigelassenen ihr die Arme verbanden und das Blut stillten. „Sie lebte hernach," sagt Tacitus (Ann. 15, 64), „noch wenige Jahre, in löblicher Erinnerung an ihren Gatten, und zeigte durch die Blässe ihres Gesichts und ihrer Glieder, daß sie einen großen Theil ihrer Lebensgeister verloren hatte." In demselben Jahre 65 n. Chr. starb freiwillig die hochherzige Annia Pollitta. Drei Jahre vorher hatte sie sehen müssen, wie ihr Gatte Rubellius Plautus, der von mütterlicher Seite von dem julischen Geschlechte abstammte und deshalb dem Nero gefährlich schien, durch einen von diesem abgesandten Centurio niedergemacht wurde; sie hatte seinen blutigen Nacken umschlungen, bewahrte das blutbespritzte Gewand und lebte als Wittwe bei ihrem Vater in tiefer Trauer, ohne mehr Nahrung zu sich zu nehmen, als was zur Fristung des Lebens unumgänglich nöthig war. Als ihr Vater L. Vetus im Jahre 65 von einem treulosen Freigelassenen auf den Tod angeklagt ward, versuchte sie anfangs auf alle Weise Zutritt zu dem Kaiser zu erlangen, um ihren unschuldigen Vater zu vertheidigen; da sie aber sah, daß Nero, der den Schwiegervater

des Plautus um jeden Preis aus dem Wege schaffen wollte, durch kein Flehen zu rühren war, meldete sie ihrem Vater, man müsse die Hoffnung aufgeben und sich dem Schicksal unterwerfen. Vetus verschenkte seine ganze Habe an seine Sclaven bis auf drei Betten; diese sollten die Sterbelager werden für ihn, für seine Tochter und seine Schwiegermutter Sextia, denn die beiden Frauen waren bereit, mit ihm zu sterben. Auf die Betten gelehnt, durchschnitten die drei sich in demselben Zimmer mit demselben Messer die Adern und wurden dann schnell, Jedes in ein Gewand schamhaft verhüllt, ins Bad gebracht. Der Vater sah die Tochter an, die Großmutter die Enkelin, diese wieder sah auf beide, und Jedes wünschte sein sinkendes Leben bald aufzugeben und den Andern im Tode zuvorzukommen. Das Schicksal beobachtete die Naturordnung, die Alte starb zuerst, dann die beiden Andern nach der Ordnung ihrer Jahre. (Tac. Ann. 16, 10 f.)

Allbekannt ist der Heroismus der Arria, der Gemahlin des Cäcina Pätus, welcher im Jahre 42 n. Chr. der Mitschuld an dem verunglückten Aufstand des Scribonianus, des Statthalters von Dalmatien, gegen den Kaiser Claudius angeklagt wurde. Als Pätus gefangen nach Rom gebracht ward, um gerichtet zu werden, bat sie die Soldaten, ihn auf dem Schiffe begleiten zu dürfen, damit sie bei ihm die Stelle einer Sclavin vertrete, da man ja doch sonst einem Manne von seinem Rang einige Sclaven zur Bedienung beigeben werde. Als es ihr abgeschlagen wurde, folgte sie dem Schiffe auf einem gemietheten Fischerkahn. Ihr Gatte ward verurtheilt, sich den Tod zu geben; sie beschloß mit ihm zu sterben. Um dem zögernden Gatten Muth zu machen, stieß sie sich zuerst den Dolch in die Brust und reichte ihn dann jenem dar mit den Worten: „Pätus, es schmerzt nicht.“ Die Ihrigen verhinderten sie, sich durch einen zweiten Stoß vollends den Tod zu geben, und ihr Schwiegersohn, Pätus Thrasea, beschwor sie, sich zu erhalten, indem er unter anderem sagte: „Wünschest du denn, daß deine Tochter mit mir sterbe, wenn ich sterben

muß?" Sie antwortete: „Wenn sie so lange und so einträchtig mit dir gelebt hat, wie ich mit Pätus, ja." Als sie merkte, daß man sie aufmerksam bewachte, sagte sie: „Ihr erreicht nichts; ihr könnt bewirken, daß ich einen harten Tod leide; daß ich sterbe, könnt ihr nicht hindern." Mit diesen Worten sprang sie vom Sessel auf und rannte den Kopf mit solcher Gewalt gegen die Wand, daß sie bewußtlos zusammenstürzte. Nachdem man sie wieder zur Besinnung gebracht, sprach sie: „Ich hatte euch ja gesagt, daß ich einen Weg in den Tod finden würde, wenngleich einen schweren, falls mir ein leichter versagt wäre." Von der Seelengröße derselben Arria erzählt der jüngere Plinius (Epp. 3, 16) noch folgendes Beispiel. Ihr Gemahl und ihr schöner hoffnungsvoller Sohn lagen zu gleicher Zeit an einer lebensgefährlichen Krankheit darnieder. Der Sohn starb und Arria bestattete ihn, ohne daß der Vater etwas davon erfuhr. In der Nähe des kranken Gatten trug sie die Miene zufriedener Ruhe, und wenn dieser nach dem Befinden des Sohnes fragte, sagte sie, es ginge ihm besser, er habe gut geschlafen, habe mit Appetit Speise genommen. Wenn sie dann die Thränen nicht länger zurückhalten konnte, ging sie hinaus, um sich ihrem Schmerze zu überlassen; hatte sie sich satt geweint, so kam sie mit trockenem Auge und ruhigem Antlitz ins Krankenzimmer zurück. „Großartig ist es," sagt Plinius, „sich den Dolch in die Brust zu stoßen, ihn herauszuziehen und dem Gatten zu sagen: „er schmerzt nicht"; aber während sie dies that und sagte, hatte sie unsterblichen Ruhm vor Augen; wie viel größer ist es, ohne Aussicht auf Ruhm und Unsterblichkeit die Thränen zu verbergen, den Schmerz zu verdecken und nach Verlust des Sohnes noch die glückliche Mutter zu spielen!"

Auch die Tochter dieser Arria, die jüngere Arria, Gemahlin des Thrasea, war bereit, mit dem Gatten zu sterben, als er unter Nero zum Tode verurtheilt ward; sie ließ sich aber von ihm überreden, am Leben zu bleiben, damit ihre gemeinsame Tochter nicht der einzigen Stütze beraubt werde. Diese Tochter, Fannia, erwies sich ihrer Mutter und Großmutter würdig. Zweimal be-

gleitete sie ihren Gemahl Helvidius Priscus in die Verbannung, und nachdem dieser hingerichtet worden war, erlitt sie zum drittenmal Verbannung und Confiscation ihrer Güter, weil sie einen Freund ihres Mannes veranlaßt hatte, diesen durch eine Beschreibung seines Lebens zu verherrlichen.

Die Sclaven.

Eine römische Familie ist ohne Sclaven nicht wohl zu denken. Auch der Aermste hatte einen oder mehrere Sclaven zu seiner Bedienung, zur Unterstützung in seiner Arbeit; aber welch einer unendlichen Menge von Sclaven begegnete man, wenn man gegen Ende der Republik oder in der Kaiserzeit in ein reiches Herrenhaus eintrat. Ein solches Haus machte einen kleinen Staat für sich aus, der durch das Heer seiner Sclaven — Familia hieß die Gesammtheit derselben — einen möglichst großen Glanz und Luxus entfaltete und fast für sämmtliche materielle und geistige Bedürfnisse durch die Sclavenarbeit sorgte. Neben einer großen Zahl von solchen, welche für die niederen Dienste des Hauses bestimmt waren, welche das Haus reinigten, es bewachten, wie u. a. der Ostiarius (S. 95), Wasser holten, das Material für die Küche herbeischafften, welche die Hauscapelle, die Ahnenbilder, die verschiedenen Geräthe des Hauses unter ihrer Obhut hatten, besaß das vornehme Haus eine große Zahl von Sclaven, welchen die mannigfachen für das Hauswesen nothwendigen Handwerkerarbeiten übertragen waren. Da gab es Schmiede, Schreiner und Zimmerer, Bauleute, Bildarbeiter, Stuckarbeiter und Wandmaler, Sticker und Stickerinnen, Ciseleurs, solche, welchen die Sorge für die Bekleidung der Herren und Sclaven oblag, Spinnerinnen, Weber und Weberinnen, Schneider und Schneiderinnen, Walker und Schuster, und zwar von jedem Handwerk meist eine größere Zahl, so daß der Herr auch für den Verkauf arbeiten lassen und seine Leute an Andre vermiethen konnte. Auch hatte ein reiches

Haus unter seinen Sclaven einen oder mehrere Aerzte. Eine große Menge von Sclaven und Sclavinnen sorgte für die Beköstigung der Hausgenossen und für den Tafelluxus des Herrn, wie die Müller, Bäcker und Bäckerinnen, die Küchenfrauen, Küchenjungen und Köche, welche sämmtlich unter dem Befehl eines Oberkochs standen. „Siehe unsre Küchen an," schreibt Seneca, „und die zwischen so vielen Feuern umherlaufenden Köche; sollte man meinen, daß es ein einziger Magen wäre, für den mit solchem Tumulte Speise bereitet wird? Wenn sich endlich jene verwöhnten Zärtlinge zur Tafel gelagert haben, so steht ein großer Haufen Sclaven umher; auf ein Zeichen springen sie, um aufzutragen, auseinander; Einer zerlegt kostbares Geflügel, ein Andrer, herausgeputzt wie ein Weib, reicht den Wein; ein Dritter sammelt niedergebückt die Speiseüberreste der Trunkenen. Gute Götter! wie viel Leute setzt der eine Magen in Bewegung!" Bei der Tischbedienung wurde ein großer Luxus entfaltet. Für das ganze Arrangement sowie für die Beleuchtung hatte der Tricliniarcha, der Chef der Tafel zu sorgen; unter ihm standen die Schaaren der Tricliniarii und der Aufwärter, welche die Speisen anrichteten, zerlegten, auftrugen und vorschnitten, den Wein kredenzten, abräumten und sonst alle möglichen Dienste verrichteten. Diese bei der Tafel beschäftigten Sclaven waren durchgehends gewandte, schöne junge Leute, in zierlich leichten Gewändern, namentlich die Mundschenke mit dem langgelockten, balsamduftenden Haar, wahre Ganymede.

Zu der persönlichen Bedienung des Herrn und der Frau gehörten außerdem die Cubicularii, die Kammerdiener, welche die Aufsicht über die Wohn- und Schlafzimmer führten und vermuthlich, wenn der Herr anwesend war, in dem Vorzimmer sich aufhielten; von da aus hatten sie dem Herrn die Besuchenden anzumelden. Ferner die Pagen und Zofen und das Personal, welches für die Toilette des Herrn und der Frau angestellt war, die Barbiere und Friseure, diejenigen, welche dem Herrn und der Dame die Kleider anlegten, die Schuhe anzogen. Auch in

das Bad folgten dem Herrn mehrere Sclaven zu den nöthigen Diensten. Bei ihren Ausgängen prunkten die Herren und die Damen gewöhnlich mit einem großen Sclavengefolge. Da jedes Glied der Familie seine besondere Sänfte hatte, so hielt man für jede die bestimmte Zahl von Sänftenträgern. Mochte man sich tragen lassen oder zu Fuße gehn, so folgte eine Zahl von Sclaven oder Sclavinnen (pedissequi, pedissequae) hintennach, während andre zugleich mit einer Anzahl von Clienten vorausgingen und Platz machten (anteambulones). Der Dame trugen die begleitenden Sclavinnen die Sandalen, Fächer und Sonnenschirm; der Herr hatte oft unter seinen Sclaven einen Nomenclator (Namennenner), der ihm die Namen der Begegnenden, die er nicht kannte und mit denen er doch ein freundliches Wort wechseln wollte, zuflüstern mußte. Im Hause versah der Nomenclator dieselben Dienste beim Empfang der Besuche. Wenn der Herr in einem fremden Hause speiste, so behielt er einen der Sclaven, die ihn dorthin begleitet hatten, bei sich, damit er beim Mahle zu seinen Füßen stehe, ihm die Schuhe ablöse und sie nebst den abgelegten Kleidern aufbewahre, auch wohl Speise in Empfang nehme, die er mit sich nach Hause nehmen wollte. Die übrigen warten entweder in dem Hause bis zur Heimkehr, oder sie kommen später wieder, um den Herrn nach Hause zu führen, ihn des Abends mit Fackeln oder Laternen zu geleiten. Für die Einladungen hatte man eigene Invitatores; Boten (nuntii und renuntii) dienten dazu, um gewissermaßen mit Andern eine mündliche Correspondenz zu führen; die Tabellarii (Biefboten) brachten die Briefe oft an sehr entlegene Orte.

Luxuriös war in der Kaiserzeit das Gepränge der römischen Großen auf ihren Reisen; vor ihren prächtigen Carossen sah man Schaaren von Läufern und numidischen Vorreitern, hinterher zog eine Masse von Sclaven mit vielem Gepäck. „Jetzt reist,“ sagt Seneca, „Jedermann so, daß eine Abtheilung numidischer Reiter vorauszieht, um durch die aufwirbelnden Staubwolken das Nahen eines vornehmen Römers zu verkünden; dann folgt

eine Heerde von Saumthieren, beladen mit den kostbaren Vasen und Glas- und Porcellangefäßen, und den Schluß macht die Schaar der Pagen, deren Gesichter mit einer medicinischen Salbe bedeckt sind, damit ihre zarte Haut gegen Sonne und Kälte geschützt wird.“ Viele hielten sich für solche Reisen einen reichen Marstall, der eine zahlreiche Bedienung erforderte, Reitknechte, welche die Pferde satteln und dem Herrn aufs Pferd helfen mußten, Bereiter, Stallmeister, Maulthiertreiber u. s. f.

Eine bevorzugte Stellung unter den Sclaven nahmen bei gebildeten Römen diejenigen ein, welche den Herrn bei seinen Geschäften unterstützten und den höheren geistigen Bedürfnissen dienten. Dahin gehörten die Rechnungsführer, die verschiedenen Schreiber, denen der Herr seine Briefe und beim Studiren seine Excerpte und Notizen oder selbstverfaßte größere Arbeiten dictirte, welche Bücher für die Hausbibliothek abschrieben, ferner die Bibliothekare und Aufseher der Kunstsachen, die Vorleser, welche während der Mahlzeit, beim Bade und auch wohl vor dem Schlafen ihr Amt vor dem Herrn übten. Andre Sclaven mußten durch Recitation auswendig gelernter Stücke unterhalten und in Gesellschaften mit ihren gelehrten Kenntnissen dem Herrn zum Schein der Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Bildung verhelfen. So erzählt Seneca von einem Zeitgenossen, dem reichen Calvisius Sabinus, der den Schein der Gelehrsamkeit haben wollte, aber mit einem so schwachen Gedächtnisse begabt war, daß ihm die Namen des Ulixes, Achilles und andrer gleich bekannter Personen entfielen; er kaufte sich daher einen Sclaven, der den Homer, einen zweiten, der den Hesiod, und neun andre, welche die lyrischen Dichter auswendig wußten — für jeden bezahlte er 100,000 Sesterzien — und diese mußten ihm nun nicht blos die gewünschten Namen, sondern auch die betreffenden Verse zuflüstern, damit er seine Gäste in Staunen und Verlegenheit setze; dabei hatte er die glückliche Einbildung, daß er alles selbst wisse, was von irgend Jemand in seinem Hause gewußt werde. Neben diesen wissenschaftlichen Sclaven hatte ein reiches Haus auch

musikalische, die zu einer Capelle vereinigt waren, und Schauspieler und Mimen. Eine unwürdige und abgeschmackte Unterhaltung aber war es in der Kaiserzeit, daß man sich mißgestaltete und blödsinnige Menschen, Narren und Possenreißer hielt, um sich an ihren einfältigen Reden und Streichen zu amüsiren und sie zur Zielscheibe des Witzes zu machen. Eher zu entschuldigen war noch das Spiel mit kleinen, besonders aus Alexandrien bezogenen Kindern, an deren naiver Geschwätzigkeit man sich ergötzte, und mit possirlichen Zwergen. Die letzteren, so klein, daß man sogar Futterale für sie hatte, waren vornehmlich eine Passion der Damen; die Enkelin des Augustus, Julia, hatte einen Lieblingszwerg Canopas, der nur zwei Fuß und eine Palme hoch war. Man lehrte diese kleinen Monstra tanzen und mit Castagnetten klappern, auch ließ man sie lächerliche Kampfspiele aufführen.

Wenn auch diese sämmtlichen Classen von Sclaven, welche wir bisher aufgezählt haben, selbstverständlich nicht in jeder vornehmen Familie vollständig vorhanden waren, so belief sich doch in derartigen Häusern die Zahl der Haussclaven gewöhnlich auf mehrere Hunderte. Fast jede Dienstleistung und jede Hantirung wurde von einem besonderen Sclaven besorgt, und es verstieß gegen den Ton der feineren Gesellschaft, wenn einem und demselben Sclaven mehrere Functionen zugewiesen waren. Die Menge der Dienerschaft war so groß, daß der Herr sie nicht alle kannte und einen Nomenclator nöthig hatte, der ihm die Namen derselben sagte, daß man sie, um der Verwirrung und Unordnung zu steuern, in Classen mit besonderen Vorstehern und diese wieder in kleinere Abtheilungen, Decurien, sondern mußte, von denen jede einen Decurio an ihrer Spitze hatte. Als Disciplinarbeamter fungirte in dem Hause der Silentiarius, der Ruhegebieter, ebenfalls ein Sclave, der mit dem Stock in der Hand umherging und dafür sorgte, daß die Menge sich still und ruhig verhielt. An der Spitze der ganzen Hausverwaltung stand der Procurator, der die erste Stelle in der gesammten Sclavenfamilie

inne hatte; ihm war von dem Herrn die Verwaltung des Vermögens ganz oder theilweise übertragen und die oberste Aufsicht über das ganze Sclavenheer. Unter oder neben ihm fungirte der Dispensator, der Kassirer und Rechnungsführer. In der älteren Zeit versah der Atriensis als Haushofmeister die Dienste dieser beiden Beamten; später aber blieb dem Atriensis nur die Aufsicht über die Reinigung des Hauses und die Erhaltung des Ameublements. Unter den übrigen Hausbeamten nennen wir noch den Cellarius oder Promus, der den sämmtlichen Bedarf an Lebensmitteln unter seiner Obhut hatte, täglich das Nöthige herausgab und das Uebriggebliebene wieder in Verwahrung nahm.

Bis hieher haben wir nur von den Sclaven des Hauses, der Familia urbana, gesprochen. Während diese zum bei weitem größten Theil dem Luxus des reichen Römers in der Stadt diente, hatte er auf seinen weit ausgedehnten Landgütern zur Bebauung des Ackerfeldes, der Weingelände und Oelpflanzungen, zur Hut und Wartung der großen Viehheerden, zur Bewirthschaftung der Villen mit ihren Gärten und Thierparken, ihren Fischteichen und Vogelhäusern eine Familia rustica, seine Landsclaven, welche die Familia urbana an Menge weit übertrafen. Sie zählten nicht nach Hunderten, sondern oft nach Tausenden, welche, nach ihrer verschiedenen Verwendung in zahlreiche Sectionen geordnet, wieder ein sehr großes Aufsichtspersonal erforderten. Nach der in einem früheren Artikel (S. 114 ff.) besprochenen Einrichtung der römischen Villen kann man sich einigermaßen einen Begriff machen von der Mannigfaltigkeit der dort vorkommenden Beschäftigungen und der Zahl der Sclaven, welche dazu nöthig war; daneben aber führte die Landwirthschaft auch zu mancherlei industriellen Thätigkeiten, man legte auf seinen Gütern Sandgruben und Steinbrüche an, Bergwerke, Ziegeleien und Töpfereien, Weberei und Walkerei, und zu all diesen Arbeiten wurden Sclaven verwendet. Es ist wohl glaublich, was Athenäus sagt, daß ein reicher Römer oft 10—20,000 und noch mehr

Sclaven besessen habe. Diese Verhältnisse bestanden in den letzten Jahrhunderten der Republik und in der Kaiserzeit, seitdem die großen Latifundien den Kleinbauer in Italien verdrängt hatten, der Luxus der Römer ins Enorme gestiegen war und man angefangen hatte, nach dem Beispiel der Griechen die Sclaven auch zu industriellen Zwecken zu verwenden. In der einfachen alten Zeit, wo der Ackerbau, und zwar in kleinem Maße betrieben, die Haupterwerbsquelle des Römers war und man von Glanz und Luxus nichts wissen mochte, war die Zahl der Sclaven gering; die Arbeit auf dem Ackergut, welches der Besitzer oft selbst bewirthschaftete, erforderte nur wenig Leute, und ebenso reichte für den einfachen Haushalt in der Stadt eine kleine Dienerschaft aus. Selbst Consuln zogen nur mit wenigen Sclaven ins Feld; dem M'. Curius, dem Besieger des Pyrrhus, folgten zwei Sclaven, der ältere Cato nahm als Consul nicht mehr als drei Sclaven mit nach Spanien; dagegen hatte Cato der Jüngere in seinem Gefolge stets 15 Sclaven und zwei Freigelassene, und dem Prätor Tillius warf man es zur Zeit des Horaz als schmutzigen Geiz vor, daß er auf der vielbesuchten Straße von Tibur nur von fünf Sclaven begleitet war. Horaz hatte als armer Privatmann bei Tische drei Sclaven zur Bedienung und später deren acht auf seinem Landgut; der leichtsinnige und wankelmüthige Sängervirtuos Tigellius besaß, wie Horaz erzählt, manchmal 200 Sclaven und dann wieder nur zehn, welche Zahl der Dichter als das Minimum für seine Zeit zu bezeichnen scheint.

Wie überhaupt die Völker des Alterthums, so machte sich auch der Römer keine Gedanken darüber, daß er Menschen, die doch seines Gleichen, der Freiheit beraubte und wie das Vieh, wie ein rechtloses Werkzeug zu seiner Arbeit gebrauchte. Er hatte die Sclaverei als ein uraltes Institut von seinen Vätern überkommen; die Sclaven vertraten von Alters her zum größten Theil den niederen Arbeiterstand, und er hatte die Sclaven nöthig, das war ihm genug. Allgemeine Menschenrechte, das Recht jedes Menschen auf Freiheit erkannte das Alterthum nicht an; es kannte

nur Bürgerrecht, nur seinem Bürger garantirte der Staat die Freiheit, weshalb es auch nicht erlaubt war, daß ein Römer einen römischen Bürger als Sclaven hatte. Gegen den Nichtbürger, gegen den Fremden, wenn er nicht durch besondere Verträge geschützt war, galt das Recht des Stärkeren. Darauf beruhte ursprünglich die Sclaverei. Der Kriegsgefangene gehörte nach dem allgemeinen Völkerrecht wie jede andre erbeutete Sache dem Sieger, und der behielt ihn als seinen Sclaven. Von alter Zeit her verschafften sich die Völker ihre Sclaven hauptsächlich durch Krieg und Raub, und zu allen Zeiten hat der römische Staat dieses Recht gegen die Kriegsgefangenen geübt, indem er sie theils als Staatssclaven zum öffentlichen Dienste bestimmte, in der Mehrzahl aber durch den Quästor für Rechnung des Staates verkaufte. Bei dieser Versteigerung wurde eine Lanze aufgerichtet, und die Gefangenen trugen einen Kranz auf dem Kopfe, zum Zeichen, daß der Staat nicht für ihre etwaigen Fehler dem Käufer gegenüber haftete; daher die Ausdrücke sub hasta und sub corona venire. Oft wurden so nach einem Siege oder der Eroberung einer Stadt Tausende von Gefangenen an Ort und Stelle oder auf dem nächsten Sclavenmarkt verkauft, und deshalb folgten in der Regel Sclavenhändler (mangones) dem Heere, welche eine größere Menge erstanden, um sie alsdann nach Italien und besonders nach Rom auf den Markt zu bringen. Das Geschäft dieser Sclavenhändler war ein sehr einträgliches, aber sie waren verachtete Leute. Bisweilen geschah es auch, daß den Soldaten ein Theil der Gefangenen als Beute überlassen wurde; nach der Eroberung von Fidenä im Jahre 423 v. Chr. erhielt jeder Reiter einen Sclaven durchs Loos, die Tapfersten aber je zwei.

Nicht blos die siegreichen römischen Heere lieferten die Waare für die römischen Sclavenmärkte; die Händler brachten die Sclaven in Masse aus den verschiedensten Ländern, wo sie durch Krieg oder durch Land- und Seeraub oder auf irgend eine andre Weise in eine fremde Herrenhand mochten gekommen sein. Ein Schrecken aller Küsten des Mittelmeers waren die cilicischen Seeräuber;

in den Barbarenländern, namentlich in Scythien und in den Ländern Vorderasiens hielt man, wie heutiges Tages in Afrika, große Menschenjagden. Die Beute wurde auf die großen Märkte in Tanais am Ausfluß des Don, in Byzanz, zu Phaselis und Side in Pamphylien, zu Delos u. a. O. zum Verkaufe gebracht, von wo man sie dann wieder nach allen Seiten hin weiterführte, besonders aber nach Rom, wo der größte Verbrauch von Sclaven war. Auf dem römischen Sclavenmarkt waren alle Nationen vertreten. Die meisten scheint eben Asien geliefert zu haben, Leute, die gewöhnlich griechisch sprachen und darum vielfach für wissenschaftliche Zwecke und für die unmittelbare Bedienung bei Tisch u. s. f. gesucht wurden, aber die Phryger und Lyder, Karer und Myser und Syrer galten denn doch als schlechtes Volk, wie auch die Sardinier und Corsen; die Gallier waren gut als Pferdeknechte und wurden außerdem, wie auch die vom germanischen Stamme, hauptsächlich für den Landbau benutzt, Gallier und Germanen dienten auch als Sänftenträger, zugleich mit den Cappadociern, Syrern, Liburnern u. s. w. Die Leute der Donaugegenden qualificirten sich hauptsächlich für die Schafszucht, Numidier als Vorreiter und Boten; Neger oder Aethiopen wurden in der Kaiserzeit besonders zur Bedienung im Bade gesucht, doch galten sie immer als ein Luxusartikel und Rarität, Martial stellt sie mit den Meerkatzen und Schooßhündchen und andern vornehmen Liebhabereien auf eine Linie. Außer den genannten Völkerschaften sah man aber noch Sclaven aus vielen andern Ländern auf dem römischen Markte, Spanier und Britannier, Indier und Parther, Juden und Aegyptier u. s. w.

Auf dem Sclavenmarkt zu Rom wurden die Sclaven von dem Händler, oft unter Beihülfe eines Präco, eines Ausrufers, öffentlich verkauft. Sie standen auf einem Gerüste (catasta) oder einer steinernen Erhöhung und trugen jeder ein Täfelchen an dem Halse, auf welchem sein Vaterland, sein Alter, seine Befähigung und seine etwaigen körperlichen oder moralischen Fehler verzeichnet sein mußten. Wenn der Verkäufer für den Sclaven

nicht garantiren wollte, so setzte er ihm einen Hut auf, was also dieselbe Bedeutung hatte, wie der Kranz bei den zu verkaufenden Kriegsgefangenen. Den neu Eingebrachten waren die Füße mit Kreide weißgefärbt. Die Kauflustigen betrachten, betasten und untersuchen die Waare von allen Seiten, oft mit Zuziehung eines Arztes; denn man weiß, daß der Sclavenhändler nur zu gern betrügt. „Die Sclavenhändler," sagt Seneca, „versteckten durch irgend einen Aufputz alles Mißfällige; daher ist den Käufern jeder Schmuck verdächtig. Man mag daher einen Schenkel oder einen Arm umwickelt sehen, man läßt ihn entblößen und sich den Körper selbst zeigen. Siehst du jenen Prinzen aus Scythien oder Sarmatien, mit einem Kopfschmuck geziert? Wenn du ihn taxiren willst und genau wissen, was er werth ist, so löse ihm die Fürstenbinde. Viel Uebles ist unter ihr verborgen." Man stellte mit dem Sclaven allerlei Proben in Betreff seiner Stärke und körperlichen Gewandtheit und seiner geistigen Befähigung an, man ließ ihn laufen und Sprünge machen, wie die Pferde auf dem Roßmarkt, und die Peitsche des Verkäufers half dabei nach. Die feinen Luxussclaven wurden nicht öffentlich, sondern aus freier Hand in den Tabernen der Händler verkauft (S. 336), bei denen jedoch auch geringere Sclaven zu haben waren.

Die Preise der Sclaven waren in den verschiedenen Zeiten und je nach dem augenblicklichen Vorrath und der Qualität derselben sehr verschieden. In dem mithridatischen Kriege kaufte man im Lager des Lucullus einen Sclaven zu vier Drachmen, etwa einem Thaler. Da muß ein ungeheurer Ueberfluß vorhanden gewesen sein; denn Hannibal bekam für seine Kriegsgefangenen auf griechischen Märkten doch ungefähr je 500 Drachmen; der ältere Cato kaufte nie einen Sclaven für mehr als 1500 Drachmen, „denn es sei ihm," sagte er, „nicht um Ueppigkeit und Jugendblüthe, sondern um Tüchtigkeit und Muskelkraft zu thun, wie sie Pferdeknechte und Ochsentreiber brauchen." Als Censor verordnete er, daß für Luxussclaven unter 20 Jahren, insofern sie zu 10,000 Sesterzien oder mehr gekauft worden, eine Steuer

zu entrichten sei, als hätten sie das Zehnfache gekostet. Für schöne junge Luxussclaven, für gelehrte und solche, die eine besondere Geschicklichkeit besaßen, wurden sehr hohe Summen bezahlt. Antonius kaufte von einem Sclavenhändler zwei Knaben, einen aus Asien, den andern jenseits der Alpen gebürtig, die einander so ähnlich waren, daß sie der Verkäufer für Zwillinge ausgab, jeden zu 100,000 Sest. Martial wirft einem gewissen Quintius vor, daß er Sclaven um 100,000 und oft um 200,000 Sest. kaufe. Cäsar gab für solche Sclaven so ungeheure Preise, daß er sich selbst darüber schämte und sie nicht in seine Rechnungsbücher eintragen ließ. Q. Catulus zahlte für einen gelehrten Sclaven Namens Daphnis 700,000 Sesterzien.

Im Gegensatz zu den durch Kauf erworbenen Sclaven hießen diejenigen, welche innerhalb der Sclavenfamilie selbst geboren und im Hause aufgezogen worden waren, Vernae, „Haussclaven" im engeren Sinne. Da sie von Jugend auf mit den Verhältnissen des Hauses bekannt geworden und mit den Mitgliedern der Familie in engere und vertrautere Verhältnisse getreten waren, so galten sie für treuer, zuverlässiger und brauchbarer als die andern Sclaven, und die Herrschaft verwendete sie daher gerne zu ihrer nächsten Bedienung. Auch genossen sie in der Regel eine größere Freiheit, so daß sie sich eine dreistere Rede und manche muthwilligen Späße erlauben durften, vorlaut, unverschämt und geschwätzig wurden. Verna nannte man einen Lustigmacher oder auch einen unverschämten Burschen.

Die im Hause gebornen Sclavenkinder, sowie die jungen durch Kauf erworbenen Sclaven, wurden für irgend eine Beschäftigung abgerichtet; man that dies entweder selbst im Hause durch seine Präceptoren oder gab sie in eine für Sclaven bestimmte Erziehungsanstalt, ein Paedagogium. Der ältere Cato, sagt Plutarch, kaufte am liebsten die Sclaven in einem Alter, wo sie für Erziehung und Bildung, gleich jungen Hunden und Pferden, noch empfänglich waren. Er lieh auch seinen Sclaven auf Verlangen Geld, wofür sie Kinder kauften, um sie auf seine

Kosten zu üben und zu unterrichten und sie nach einem Jahr wieder mit Vortheil zu verkaufen. Besonders für die bei Tafel aufwartenden Sclaven hatte man in der Stadt Unterrichtsinstitute. Die Vorschneider lernten ihre Kunst in einer Schule an hölzernen Braten, um hernach ihre Tranchirkunst nach dem Tacte der Musik zu produciren. Die Lehranstalten von Toilettenkünstlern, Kosmeten, lieferten ihre Zöglinge den Damen; sie lehrten die Kunst falsche Gebisse einzusetzen, Augenbrauen zu malen, Runzeln zu glätten, zu schminken und geschmackvolle Schönheitspflästerchen aufzulegen.

Die Lage der Sclaven war bei den Römern hart, viel härter als bei den Griechen. Der Grieche verkehrte im Allgemeinen in freundlicher und humaner Weise mit seinen Sclaven und war durch die Gesetze verhindert, sie zu tödten oder grob zu mißhandeln; nach römischem Gesetze dagegen war der Sclave wie jede andre Sache das völlige Eigenthum des Herrn, so daß er ihn tödten und peinigen konnte ganz nach Laune und Willkür, und zudem war der Römer ein Mensch von harter, strenger und stolzer Art, der seine Untergebenen rücksichtslos und mit liebloser Härte behandelte und zu einem vertrauteren Verkehr sich selten herabließ. Mancher Römer würdigte seine Sclaven kaum einer Anrede und duldete nicht, daß sie in seiner Nähe ein Wort sprachen; im ganzen Hause forderte er von den Sclaven lautlose Stille. „Die unglücklichen Sclaven," schreibt Seneca, „dürfen nicht einmal zum Sprechen die Lippen rühren; durch die Ruthe des Silentiarius wird jedes Murmeln im Zaume gehalten, und nicht einmal zufällige Dinge sind von Schlägen ausgenommen, wie Husten, Niesen, Schluchzen; hart wird jeder die Stille unterbrechende Laut gebüßt, und so stehen sie nüchtern und stumm die ganze Nacht hindurch." In der alten guten Zeit allerdings, wo die Familie mit den wenigen Sclaven, die sie hatte, in engerem Verbande lebte und die Sclaven noch die Mitarbeiter ihres Herrn im Felde und im Hause waren, erfreuten sie sich einer milderen Behandlung und eines vertrauteren Ver-

kehrs mit den Familiengliedern. Da nahm der Sclave noch Theil an der Mahlzeit der Familie, indem er zu den Füßen des liegenden Herrn, wie die Kinder des Hauses, auf besonderen Subsellien saß. In dieser einfachen altbäurischen Weise arbeitete, aß und trank noch der alte Cato mit seinen Sclaven, und seine Frau nährte, als ihr ein Söhnchen geschenkt war, mit demselben zugleich auch die Säuglinge der Sclaven an ihrer Brust, um durch die gleiche Nahrung ihnen Liebe gegen ihren Sohn einzuflößen. Mit der Zeit aber, als die Sclavenmasse wuchs, änderten sich diese Verhältnisse; nur wenige Bevorzugte wurden wohl noch zu der Mahlzeit des Herrn hinzugelassen, während die übrige Zahl der Sclaven ihr Deputat an Speise und Trank, das in Getreide, Feigen, Oliven, Wein, Oel, Essig und Fischlake bestand, in täglichen oder monatlichen Raten zugemessen erhielt. Seitdem wurden sich Herren und Sclaven immer mehr entfremdet, es öffnete sich zwischen ihnen eine schroffe Kluft, und die Lage der Sclaven ward härter und schlimmer, wenn auch hier und da die billige Denkungsart des Herrn und andrerseits die Brauchbarkeit und Willigkeit des Sclaven ein milderes und erträgliches Verhältniß zu Wege brachte.

Am schlimmsten hatten es die Sclaven der Familia rustica, zu welcher in der Regel auch die schlechten, unbrauchbaren und des Entlaufens verdächtigen Mitglieder der Familia urbana zur Strafe verwiesen wurden. Der Herr kümmerte sich wenig um sie; sie standen unter dem Regiment des Villicus, des Gutsverwalters, der selbst ein Sclave war und nur zu häufig die Untergebenen mißhandelte und des eignen Vortheils halber darben ließ, indem er ihnen das zukommende Deputat schmälerte. Sie arbeiteten unter der Peitsche ihrer hartherzigen Aufseher in großen Massen auf den Feldern, in den Steinbrüchen den langen Tag in der Gluth der Sonne, viele mit Ketten an den Füßen, damit sie nicht entwichen, die Widerspenstigen und notorischen Flüchtlinge in Halseisen und Handschellen, gebrandmarkt oder mit halbgeschorenem Kopf. Die Nacht brachten sie in Ketten,

zusammengepferchte in den wohlverwahrten dumpfen Ergastulis, den Knechtszwingern oder Bagnos, zu, welche halb unter der Erde lagen und nur mit kleinen hohen Fenstern spärlich versehen waren. Wie der Name Ergastulum bezeugt, wurden diese traurigen Gebäude, welche zwischen den lachenden Villen zahlreich umherlagen, auch als Arbeitshäuser benutzt.

Die Sclaven der Familia urbana standen ihren Herrn näher, und manche genossen das besondere Vertrauen derselben, waren mehr Freunde des Herrn als seine Diener, wie wir dies von dem trefflichen und edlen Tiro wissen, dem Sclaven und später Freigelassenen des Cicero. Einen dem Tiro ähnlichen Sclaven und Freund hatte Atticus in seinem Alexis, und als ihm sein Sclave Athamas starb, wurde er durch dessen Verlust so erschüttert, daß Cicero ihn bat, seinen Schmerz zu mäßigen. Während so durch den näheren Verkehr sich Verhältnisse bildeten, welche den Sclaven seine rechtlose Stellung vergessen machten, waren auf der andern Seite doch auch die, welche in der nächsten Umgebung des Herrn und der Herrin sich befanden, am meisten den übermüthigen Launen und Leidenschaften derselben ausgesetzt. Und diesen überließ sich der hartherzige Römer seinen Sclaven gegenüber nur gar zu sehr. Als einst der Kaiser Augustus bei Vedius Pollio zur Tafel war, hatte ein aufwartender Sclave das Unglück, ein kostbares Krystallgefäß zu zerbrechen. Vedius gerieth so in Zorn, daß er befahl, den Sclaven sofort in seinen Fischteich zu werfen, den Muränen zum Fraß. Da warf sich der Unglückliche dem Kaiser zu Füßen und bat nur um eine andre Todesart. Augustus sprach ihn los; dem grausamen Herrn aber ließ er alle Krystallgefäße zerschlagen und den Fischteich zuschütten.

Grausam in ihren Launen sind besonders die Frauen. „Hat die Herrin sich über den Gatten geärgert," sagt Juvenal, „weh dann der Spinnmeisterin, die Garderobemeister bringen nie die rechten Kleider, der Sänftenträger wird beschuldigt, zu spät zu kommen und muß herhalten; auf dem Einen zerbrechen die Ruthen,

der Andre blutet von der Peitsche, der Dritte von der Knute. Manche bezahlet den Folterknechten ein besonderes Jahrgeld. Sie läßt zuschlagen und schminkt sich dabei das Antlitz; sie plaudert mit ihren Freundinnen oder betrachtet die breite Goldstickerei ihres Prachtkleides, und dabei regnet es Schläge; sie überliest die langen Zeilen des langen Ausgabejournals, die Schläge fallen fort und fort, bis endlich die Schlagenden ermüden und ein donnerndes: Hinaus! erschallt." Ist die Herrin eifersüchtig auf eine schöne Sclavin, so ist diese verloren, sie wird in dem Ergastulum, dem Arbeitshaus, das sich zu Rom in den Hintergebäuden der großen Paläste befand, auf Zeitlebens an einen Block geschmiedet, auf dem sie sitzt und spinnen muß. Einen schlimmen Stand haben die Sclavinnen, welche die Herrin ankleiden und putzen müssen, die Ornatrices. Sie verrichten bei der Toilette ihren Dienst mit entblößtem Oberkörper, damit die Herrin nach Belieben sie zur Unterhaltung mit der Nadel stechen oder sonst malträtiren kann, das kleinste Versehen trägt ihr Ohrfeigen und Schläge ein, sie wird zerkratzt auf dem Busen und im Angesicht, ihr aufgelöstes Haar wird zerrissen und zerrauft. „Warum ist diese Locke höher als die andre?" ruft die Herrin unwillig, und sofort straft der Ochsenziemer das Verbrechen. — „Laß für den Sclaven ein Kreuz errichten!" spricht bei Juvenal ein Weib zu ihrem Manne. Er sagt: „Durch welches Verbrechen hat er die Todesstrafe verdient? Wer ist Zeuge davon? Wer hat ihn angezeigt? Bedenke, kein Zaudern über eines Menschen Tod ist zu lang." „O Thor!" ruft sie, „also ist wohl der Sclave ein Mensch? Er mag nichts gethan haben, gut! aber ich will es, ich befehl' es, mein Wille ist Grund genug!"

Ohrfeigen und Faustschläge waren bei den Sclaven so alltäglich, daß sie sich wenig daraus machten, daß sie sogar darüber scherzten; doch gab es auch Schlagwerkzeuge, bei denen Einem das Lachen verging. Außer der Ruthe und dem dicken Stocke gebrauchte man Peitschen und Stricke, die man oft durch Anfeuchten eindringlicher machte, die mit Knoten versehen waren und mit

Stacheln (scorpiones); auch hatte man Stricke, aus Draht geflochten. Beim Ertheilen der Schläge war der Sclave bisweilen mit den Händen aufgehängt, während man an die Füße Gewichte gebunden hatte. Eine härtere Strafe war die Brandmarkung, welche besonders den Flüchtling (fugitivus) traf. Einem Sclaven, der entflohen, war es schwer durchzukommen; der Herr, der ihn verfolgen ließ, der durch Maueranschläge und durch Ausruf des Präcos sein Entweichen bekannt machte, ihn genau beschrieb und einen Preis für seine Habhaftwerdung aussetzte, wurde bei der Verfolgung durch die Obrigkeit unterstützt, und Niemand durfte einen flüchtigen Sclaven bei sich aufnehmen oder verbergen. Es gab Leute, die aus der Aufspürung und Ergreifung der Flüchtigen ein Gewerbe machten. Wurde der Flüchtling zum Herrn zurück gebracht, so war ihm außer andern schweren Strafen die Brandmarkung gewiß, es wurde ihm der Buchstabe F (d. h. fugitivus) auf die Stirn gebrannt. Da auch der Dieb (fur) mit demselben F, dem Anfangsbuchstaben seines Vergehens, gebrandmarkt wurde, so waren vielleicht zur näheren Bezeichnung der beiden Verbrechen dem F ein oder mehrere Buchstaben zugefügt. Dies Brandmal blieb das ganze Leben durch sichtbar, und war ein so Gezeichneter später als Freigelassener zu Reichthum und Ehre gelangt, so suchte er wohl die Schande durch Schönpflästerchen zu bedecken, wie jener salbenduftende, mit seinem Sardonyxring und dem Purpurmantel prahlende Ritter, der sich im Theater in die vordersten Reihen drängt. „Nimm ihm," sagt Martial, „die zahlreichen Schönpflästerchen von der Stirn, so kannst du lesen, was er ist." Indessen gab es zu Martials Zeit Aerzte, welche solche Brandmäler zu vertilgen verstanden. Der Kaiser Constantin verbot die Brandmarkung der Flüchtlinge, und seitdem wurden ihnen eiserne Halsbänder angelegt, auf welchen die Bezeichnung des Vergehens und der Name ihres Herrn eingeschrieben war. Froh konnte der eingefangene Flüchtling noch sein, wenn er außer der Brandmarkung zur weiteren Strafe nur noch in das Ergastulum oder in die Stampfmühle oder in die Stein-

brüche geschickt, wenn er nicht zu den wilden Thieren der Arena oder zu einer andern martervollen Todesstrafe verurtheilt wurde. Das Brennen mit glühendem Eisen ward auch zur Bestrafung von andern Vergehen angewendet; nach Galen wurden die entlaufenen Sclaven an den Beinen, die diebischen an den Händen, die geschwätzigen an der Zunge, die gefräßigen oder naschhaften an dem Magen gebrannt.

Eine sehr häufige Strafe war das Tragen der Furca, „des Gabelkreuzes“. Dies war ein gabelförmiges Strafwerkzeug, das, aus zwei Hölzern in der Gestalt eines V zusammengefügt, dem Sclaven auf die Schultern gelegt ward, so daß in der nach vorn gerichteten Oeffnung desselben der Hals des Sträflings steckte, während die Hände an die beiden Balken festgebunden waren. Wurde der Sträfling so gefesselt zur Schau umhergeführt, so war die Hauptsache die Beschämung; aber dabei blieb es gewöhnlich nicht, sondern in der Regel wurde er auch noch während des Herumführens geschlagen, gepeitscht, gestochen.

Die gewöhnliche Todesstrafe für die Sclaven, und zwar ursprünglich nur bei ihnen angewandt, war die Kreuzigung, welche in folgender Weise geschah. Ein Holzblock (patibulum), aus zwei gleichen Theilen bestehend, wurde von beiden Seiten dem Verurtheilten um den Hals gelegt und dann geschlossen, so daß also der Hals von dem quer nach beiden Seiten ausgestreckten Holze umschlossen war. An diesen Querbalken wurden die Hände festgebunden oder angenagelt. In solcher Stellung unter Geißelhieben nach der Richtstätte geführt, ward der Verbrecher, in dem Patibulum hangend, an einem dort aufgerichteten Pfahle hinaufgezogen und das Patibulum an diesem so befestigt, das es die Querstange des Kreuzes bildete. Wie die Hände an den Querbalken, so wurden auch die Füße gewöhnlich noch an den Pfahl angenagelt. Bisweilen wurde der Verbrecher auch ohne Patibulum an dem Pfahl aufgehängt, manchmal sogar mit zur Erde gekehrtem Kopfe; auch diente der Pfahl zum Aufspießen von unten nach oben. Gräßliche Strafen von andrer Art waren Ab-

hacken der Hände, Zerschlagen der Arme und Beine, Verbrennen im Ofen oder in einer Pechumhüllung und dergleichen Scheußlichkeiten mehr. Da der Herr, ohne Rechenschaft schuldig zu sein, seine Sclaven tödten konnte, wann und wie es ihm beliebte, so kam es öfter vor, daß ein Mann solche Sclaven, die Zeugen seines Verbrechens gewesen, durch Verurtheilung zum Tode aus der Welt schaffte. So erzählt Cicero, wie Jemand aus solchem Grunde einen Sclaven nach Ausschneidung der Zunge ans Kreuz hängen ließ.

„Der Sclaven Sinn und Denkungsart ist niedrig und schlecht, nur durch die äußerste Furcht kann dieses schlimme, verwegene Volk, das an Zahl den Freien weit überlegen ist, gebändigt werden." Durch solche Urtheile entschuldigte der Römer seine unmenschliche Härte gegen die Sclaven und dachte dabei wohl nicht, daß gerade diese herabwürdigende und grausame Behandlung eine Hauptursache von der Demoralisation und der Gefährlichkeit der Sclaven war. Es ist natürlich, daß ein Sclave, den der Herr soeben unmenschlich und vielleicht ganz unverdient gezüchtigt, von Rachedurst erfüllt, nach Vergeltung sucht und den Herrn schädigt, wo er kann. „Wir haben so viele Feinde, als wir Sclaven haben," sagte ein römisches Sprüchwort; aber Seneca corrigirt es, indem er sagt: „Wir haben nicht die Sclaven zu Feinden, sondern wir machen sie dazu." Ein Beispiel furchtbarer Sclavenrache erzählt der jüngere Plinius aus seiner Zeit. Largius Macedo, ein stolzer und gegen seine Sclaven sehr harter strenger Mann, der sich nicht mehr erinnern mochte, daß sein eigener Vater Sclave gewesen, badete eben auf seiner formianischen Villa; da überfielen ihn plötzlich seine Sclaven und würgten und schlugen ihn so lange, bis er wie todt dalag. Dann warfen sie ihn auf den heißen Estrich der Dampfbadstube, um zu versuchen, ob er wirklich todt sei. Aber er erholte sich wieder und lebte noch lange genug, um, wie Plinius es nennt, „den Trost der Rache" zu haben. Wehe den Sclaven des Hauses, in welchem der Herr von Sclavenhand ermordet worden war. Alle, welche

zur Zeit des Mordes mit dem Herrn unter demselben Dache gewesen, wurden nach einem alten Gesetz ohne Ausnahme getödtet; auch die nicht unmittelbar Betheiligten hätten ja, so setzte man voraus, den Mordplan verrathen oder verhindern können, und die Ueberzeugung stand fest, daß ein Haus nur dann sicher sei, wenn die Sclaven mit ihrem Kopfe für die Sicherheit des Herrn bürgten.

Zwischen Gebietern und Sclaven herrschte gleichsam ein ewiger Kriegszustand. Wo die Acker- und Hirtensclaven entfliehen konnten, da thaten sie es und gesellten sich in den Wäldern und Bergen zu den Banditen und Räubern; es gab nicht selten Sclavenverschwörungen und förmliche Sclavenkriege. So wurde Sicilien, das eine ungeheure Menge von Sclaven als Feldarbeiter und Hirten hatte, zweimal (135 und 103 v. Chr.) von schrecklichen Sclavenkriegen heimgesucht. Der erste brach durch die Härte eines gewissen Damophilus, eines reichen Mannes zu Enna, aus. Als diesen seine Sclaven einst um Kleider baten, prügelte er sie durch nnd fragte, ob denn die Reisenden auf der Landstraße nackt gingen. Seine Feldsclaven ermordeten ihn, und nachdem sich ihrer Horde noch andre Sclaven angeschlossen, drangen sie in Enna ein, wo viele reiche Grundbesitzer wohnten, und setzten dort ihr Rachewerk fort. Bald war die Rotte zu einem Heere von Tausenden angeschwollen, sie wählten sich einen syrischen Sclaven, der als Wunderthäter bekannt war, zum König und durchstreiften nun in verschiedenen Abtheilungen plündernd und mordend die ganze Insel. Zuletzt betrug das Sclavenheer 70,000 oder nach andern Angaben sogar 200,000 Mann, und die Römer mußten drei Jahre (134—132) consularische Heere gegen dasselbe ins Feld schicken, bis es ihnen endlich gelang, den Aufstand zu bändigen. 20,000 Sclaven wurden ans Kreuz geschlagen. Gefährlicher noch für die Römer war der bekannte Sclavenkrieg, der, durch den entsprungenen Fechter Spartacus in Italien selbst angefacht, in den Jahren 73—71 v. Chr. Rom und ganz Italien in nicht geringen Schrecken setzte und erst nach

mehreren schmachvollen Niederlagen römischer Heere von Crassus glücklich beendigt ward.

Nur einmal im Jahre war die traurige Dienstzeit der Sclaven durch wenige heitere Tage unterbrochen, durch das Fest der Saturnalien, das seit der Kalenderverbesserung des Julius Cäsar auf den 17.—19. December fiel; vorher war die Feier nur eintägig gewesen. Die Saturnalien waren mitten in der kältesten Winterzeit Tage voll Lust und ausgelassener Freude, der Römer glaubte in ihnen eine Erinnerung an das goldene Zeitalter zu feiern, an die glückliche Zeit, wo Saturnus auf Erden geherrscht. Damals hatte es noch keine Sclaverei gegeben, sondern ohne Sorge und Arbeit erfreuten sich die Menschen einer allgemeinen Freiheit und Gleichheit. Darum war an diesem Erinnerungsfeste lauter Freude und Freiheit, Jubeln und Schmausen und Schenken durch die ganze Stadt, und die Sclaven, frei von der Arbeit, nahmen an der allgemeinen Lust Theil. Sie trugen jetzt statt der gewöhnlichen Sclavenkleidung, der Tunica von grobem dunklem Stoffe, die Toga und den Hut, das Symbol der Freiheit, und wurden von den Herren wie ihres Gleichen behandelt; sie erhielten ihr festliches Mahl vor der Herrschaft oder speisten mit derselben zusammen, ja manche Herren bedienten sogar ihre Sclaven bei Tische. Auch durften die Sclaven an diesen Tagen sich manchen Scherz gegen den Herrn herausnehmen und ihrer Zunge freien Lauf lassen. Es dauerte leider nur kurze Stunden.

Obgleich der Rechtsgrundsatz galt, daß Alles, was der Sclave erwarb, für den Herrn erworben werde, so gestattete der Herr doch öfter seinen Sclaven, sich ein eigenes kleines Vermögen, ein Peculium, zu sammeln. Dies konnte auf gar verschiedenen Wegen geschehen. Der Sclave konnte sich von dem ihm gelieferten Deputat an Nahrungsmitteln manchmal Etwas sparen und es verkaufen; der Herr übertrug ihm bisweilen ein besonderes Geschäft, wobei er Etwas erübrigen konnte, oder erlaubte ihm, selbständig Geschäfte zu machen; der Hirte durfte

sich einige Schafe zu seinem Vortheil aufziehen. Gute und brauchbare Sclaven erhielten für ihre Arbeit von dem Herrn öfter noch einen besonderen Lohn an Geld, er bezahlte ihnen für gewisse Producte eine Prämie, Tubero z. B. gab für jedes Stück Geflügel eine Drachme, Rutilius für ein Pfund Fische drei Obolen. Auch durch Geschenke, durch einen glücklichen Fund konnte ein Sclave zu Etwas kommen und — durch geschicktes Stehlen. Häufig erwarb sich ein Sclave so viel Vermögen, daß er sich loskaufen konnte; doch wurde natürlich auch manchem Sclaven die Freiheit ohne Lösegeld geschenkt.

Die Freilassung eines Sclaven geschah entweder auf eine unfeierliche Weise, in welchem Falle nur der factische Zustand der Freiheit entstand, oder durch einen gesetzlichen feierlichen Act, der für den Freigelassenen das Bürgerrecht zur Folge hatte, obgleich erst seine Kinder in den vollen Genuß desselben eintraten. Dieser Uebergang in den freien Bürgerstand konnte dadurch herbeigeführt werden, daß der Herr in seinem Testamente die Freilassung des Sclaven aussprach, oder daß er ihn von dem Censor in die Bürgerlisten eintragen ließ, oder durch den ceremoniellen Vindicationsact (vindicta). Ein Assertor (Vertreter), der die Sache des Freizulassenden führen mußte, da dieser noch nicht im Genusse der Freiheit war, trat mit demselben vor den Magistrat, und indem er die Worte sprach: hunc hominem liberum esse aio etc., gab er ihm mit einer Ruthe (vindicta) einen Streich über den Kopf, in späterer Zeit einen Backenstreich mit der Hand; dann faßte der Herr den Sclaven bei der Hand, drehte ihn im Kreise herum und entließ ihn mit den Worten: hunc hominem liberum esse volo, worauf der Magistrat die Freiheit desselben erklärte. Der Freigelassene ließ sich das Haupt scheeren, legte die Toga an und setzte einen Hut auf, um sich als einen Freien zu kennzeichnen, er nahm den Namen seines Freilassers an, den er dem seinigen vorsetzte. Zwischen ihm und dem früheren Herrn blieb ein der Clientel ähnliches Pietätsverhältniß, und wenn er dieses frech verletzte, so konnte er in der Kaiserzeit mit Ver-

bannung oder körperlicher Züchtigung bestraft, ja sogar zum Rücktritt in die Sclaverei gezwungen werden. Der Freigelassene blieb oft in dem Hause des Herrn; wenn er es verließ, so trieb er gewöhnlich auf eigene Rechnung das Handwerk oder eine sonstige Beschäftigung, welche er früher als Sclave geübt hatte, so daß also der freie Handwerker- und Arbeiterstand zu Rom sich hauptsächlich aus den Sclaven rekrutirte. Nicht selten wurde dem Freigelassenen von seinem früheren Herrn ein Geschäft gegründet oder auch verpachtet; der Herr lieh ihm Gelder, daß er damit für sich und für ihn Geschäfte mache.

Wir haben bisher der öffentlichen Sclaven noch keine Erwähnung gethan, der Sclaven, welche der Staat für seine eigenen Dienste entweder gekauft oder aus den Kriegsgefangenen sich zurückbehalten hatte. Sie waren als niedere Bedienstete, wie z. B. die Lictoren, den Magistraten beigegeben, waren bei öffentlichen Bauten und Anlagen, Brunnen und Aquädukten angestellt, dienten als Gefängnißwärter, Tempel- und Opferdiener, oder sie arbeiteten in den Bergwerken und Steinbrüchen des Staates, bei Straßenbauten, in den Cloaken u. s. w. Die Lage dieser letzten Classe, der niederen Arbeiter, war nicht beneidenswerth, sie war „nicht weit von Strafe entfernt", wie der Kaiser Trajan sich in einem Briefe an Plinius ausdrückt; dagegen war die Stellung der übrigen viel freier und günstiger, als die der Privatsclaven. Sie hatten eine vom Staate zugewiesene Wohnung, ein reichliches Deputat an Naturalien und Geld für ihren Unterhalt und durften sich ohne Ausnahme ein eigenes Vermögen erwerben.

Die Lage des Sclavenstandes wurde im Laufe der Kaiserzeit allmählich besser. Eine herrschende Römergemeinde gab es unter den Kaisern nicht mehr; nur der Kaiser war der Herr, und alle andern Menschen waren seine dienenden Unterthanen, in deren Masse der Unterschied zwischen Bürgern und Fremden, Freien und Sclaven sich bis zu einem gewissen Grade verwischte, zumal da Sclaven und Freigelassene des kaiserlichen Hauses und der vielvermögenden Großen oft zu außerordentlichem Einfluß

gelangten und selbst wichtige Aemter bekleideten, da die Freilassungen immer häufiger wurden und Freie und Unfreie sich mehr und mehr gleichmäßig an allen Zweigen der Gewerbthätigkeit betheiligten. Dadurch kam der Sclave allmählich zu der Anerkennung seiner natürlichen Menschenrechte, es machte sich die philosophische Ansicht geltend, daß jeder Mensch Anspruch auf Freiheit habe, daß der Unterschied zwischen Freien und Unfreien nur ein äußerlicher und zufälliger sei. Diese Anschauung, welche auch der Staat sich zu eigen machte, führte eine mildere und menschlichere Behandlung der Sclaven herbei; der Staat selbst gewährte dem Sclaven gesetzlichen Schutz gegen grausame Mißhandlung und willkürliche Tödtung, er erkannte ihn bis zu einem gewissen Grade als eine Person an, welcher dieses und jenes Recht nicht vorenthalten werden dürfe.

Auch das Christenthum, welches sich im römischen Reiche unvermerkt und im Stillen stets mehr verbreitete, hat durch seine alle Menschen mit gleicher Liebe umfassende Lehre zu einer besseren Lage der Sclaven nicht wenig beigetragen; es verlangte von dem Herrn eine milde Behandlung der Untergebenen, von dem Sclaven willigen Gehorsam und geduldige Ergebung in das ihm einmal beschiedene Loos, und wenn es auch eine sofortige Aufhebung der mit den ererbten Verhältnissen eng verwachsenen Sclaverei nicht herbeizuführen vermochte, so hat die Kirche eine solche doch immer angestrebt und vor der Hand dadurch, daß sie ihre Mitglieder zur Freilassung und zum Loskauf christlicher Sclaven veranlaßte, die Sclavenzahl wenigstens zu mindern gesucht. Selbst in den christlichen Staaten Europas, welche auf den Trümmern des römischen Reiches sich erhoben, gelang ihr die völlige Abschaffung der Sclaverei erst in dem 14. und 15. Jahrhundert; bis ins 15. Jahrhundert bestanden noch Sclavenmärkte in Lyon, Venedig und Hamburg.

Die Clienten.

Clienten finden wir bei den Römern in zwei weit auseinander liegenden Zeiten, in der ältesten Zeit der römischen Geschichte und unter den Kaisern; doch ist der Charakter der Clientel in diesen beiden Zeitaltern sehr von einander verschieden. Die ältere Clientel war ein eigenthümliches Schutz- und Pietätsverhältniß zwischen dem patricischen Patronus und dem ihm untergebenen Clienten, ähnlich dem Verhältniß zwischen Vater und Kindern. Der Patron hatte seinem Clienten das Recht auszulegen, ihn vor Gericht zu vertreten und seiner wirthschaftlichen Angelegenheiten und seines Vermögens sich anzunehmen, ihm Schutz und Beistand zu gewähren in allen Verhältnissen des Lebens. Dagegen waren die Clienten ihrem Patron zu mancherlei Dienstleistungen verpflichtet; war der Patron mittellos, so hatten sie ihn mit ihrem Vermögen zu unterstützen, sie mußten zur Ausstattung seiner Töchter beitragen, ihn aus der Kriegsgefangenschaft loskaufen, vom Gericht verhängte Geldbußen für ihn bezahlen, den mit öffentlichen Aemtern und Würden verbundenen Aufwand ihm bestreiten helfen. Das Verhältniß der Pietät war ein gegenseitiges. Kein Theil durfte den andern vor Gericht verklagen, keiner gegen den andern Zeugniß ablegen, Stimme abgeben oder Sachwalter sein. Nach Catos Zeugniß ging der Client sogar dem Blutsfreund vor, und der Patron, der seinen Clienten in Schaden brächte, sollte nach einer uralten Rechtssatzung verfehmt sein (sacer esto).

Die Clientel der alten Zeit war ein erbliches Abhängigkeitsverhältniß persönlicher Art, so daß eine jede Patricierfamilie ihre Zahl von Clientenfamilien hatte, welche in enger forterbender Gemeinschaft mit ihr standen; die Clienten hatten den Geschlechtsnamen ihres Patronus und nahmen Theil an den gentilicischen Opfern, sie folgten ihrem Patron als Dienstmannen in den Krieg, und wenn dieser auswanderte, so folgten sie ihm in die Fremde. So kam in den ersten Jahren der Republik der

Sabiner Attus Clausus oder, wie er nachmals zu Rom hieß, Appius Claudius mit 5000 Clienten von Regillum nach Rom und erhielt von den Römern für sich und seine Leute Ländereien jenseits des Anio. Wenn auch in dieser Nachricht die Zahl der Clienten sagenhaft übertrieben sein mag, ebenso wie in der Erzählung von dem Auszug der Fabier nach der Cremera, denen 4—5000 Clienten gefolgt sein sollen, so muß doch im Ganzen die Masse der römischen Clienten groß gewesen sein. Ueber die Entstehung dieses Hörigkeitsverhältnisses sind wir ohne alle Nachricht, sie fällt in die vorhistorische Zeit; nach der wahrscheinlichsten Vermuthung stammten die Clienten von den unterjochten Ureinwohnern des Landes her, welche ihres Grund und Bodens beraubt worden waren und dafür in den erblichen Schutz der einzelnen Patricierfamilien gegeben wurden. Sie erhielten zum Theil Grundstücke ihrer Patrone in erblichen Pacht, die meisten aber werden sich durch Gewerbe und Handel genährt haben. Von der Plebs, mit der sie von Manchen für identisch erklärt worden sind, waren sie durchaus verschieden, weshalb in den Parteikämpfen der Patricier und Plebejer die Clienten immer auf der Seite ihrer Patrone gegen die Plebs gestanden haben; aber in späterer Zeit sind die Clienten mit den Plebejern allmählich verschmolzen, und das alte Clientelverhältniß löste sich auf. In den letzten Jahrhunderten der Republik ist davon keine Rede mehr. Dagegen erhielt sich in der Stellung der Freigelassenen zu ihrem früheren Herrn, der auch Patronus heißt, ein Verhältniß, das jenem verwandt war.

Die Clientel der Kaiserzeit war von ganz verschiedenem Ursprung und Charakter. Während der Republik war es Sitte gewesen, daß die vornehmen Herren, welche nach Staatsämtern und politischem Einflusse strebten, ein zahlreiches Gefolge um sich sammelten, um mit möglichst großem Glanz in der Öffentlichkeit aufzutreten und bei Amtsbewerbungen durch diesen Anhang die verschiedenen Classen der Bürgerschaft für sich zu bearbeiten und zu gewinnen. Unter diesem Gefolge, das sich zum Theil des

Morgens in dem Atrium des vornehmen Herrn einstellte, um ihn auf den Markt zu begleiten, befanden sich Freunde und Verwandte desselben, Gastfreunde, Nachbarn und Tribusgenossen auch von niederem Stande, deren Fürsprache bei ihres Gleichen Erfolg versprach, sowie Sclaven und Freigelassene, und der Herr suchte diesem Schwarm hoher und niederer Freunde durch allerlei Gegendienste und Gefälligkeiten, durch Vertheidigung vor Gericht, Leihen von Geld, durch Geschenke und Einladungen zur Mahlzeit sich erkenntlich zu erweisen und sie an sich zu fesseln. In der Kaiserzeit nun hörte allerdings die politische Bedeutung dieses Anhanges auf; aber die Vornehmen und Reichen, welche in der Oeffentlichkeit etwas gelten und ein großes Haus machen wollten, hielten es noch immer für nöthig, daß ihr Atrium täglich von aufwartenden Freunden und Anhängern gefüllt sei und bei ihrem Ausgang sie stets ein stattliches Gefolge umgebe. Und es fand sich immer eine Menge von Leuten höheren und niederen Standes, welche bereit waren, den Hofstaat eines reichen und angesehenen Hauses zu bilden; die Einen suchten in dem Anschluß an dasselbe eine gewisse Ehre und Sicherung einer gesellschaftlichen Stellung, die Andern Unterstützung und Lebensunterhalt. Diese letzte Classe war bei weitem die zahlreichste; denn der ehrliche Erwerb durch niedere Arbeit dünkte dem Römer zu gemein, der Pöbel ließ sich lieber durch das Getreide des Staates ernähren, und die etwas besseren Classen der Unbemittelten erhielten sich, so gut es ging, durch Clientendienst. Der Name Client war von der alten Zeit hergenommen, da auch hier in ähnlicher Weise Dienst und Gegendienst stattfand; aber das Verhältniß zwischen Patron und Clienten war denn doch jetzt ein ganz anderes. Während in der älteren Zeit der Client in einem erblichen Zusammenhang mit der Familie des Patronus stand und zwischen beiden ein geheiligtes Verhältniß der Pietät, der Anhänglichkeit und des Vertrauens waltete, war in der Kaiserzeit die Beziehung zwischen Client und Patron ein willkürlich eingegangenes und ebenso willkürlich lösbares Miethsverhältniß ohne

Wärme und Liebe, das der Egoismus geschlossen; der Client that seinem stolzen Herrn in aller Unterwürfigkeit die geforderten Dienste und erhielt dafür seinen kärglichen Lohn.

Die Clienten der Kaiserzeit waren, wie gesagt, meistens Leute von niederem Stande, welche von dem eigenen Vermögen nicht leben konnten, Hungerleider und Schmarotzer, wie jener Philo des Martial, der schwören konnte, daß er nie zu Hause gespeist habe, weil er, wenn Niemand ihn einlud, gar nicht speiste — Müßiggänger und Herumläufer, Glücksritter jeder Art, Possenreißer und darbende Poeten, verarmte und herabgekommene Söhne vornehmer Häuser. Alle wollen sie von dem Tisch und den Gaben des Herrn, dem sie als Freunde und Gesellschafter oder als niederer verachteter Troß in unterthänigem Gehorsam sich anhängen, leben; manche wollen gut leben, indem sie an der leckeren Tafel des Patrons theilnehmen; aber die meisten sind doch schon zufrieden, wenn sie von dem, was sie von dem Herrn empfangen, sich und die Ihrigen kümmerlich nähren und kleiden und die Miethe ihrer Wohnung bezahlen können. Aber, so heißt es bei Martial, dies Clientenhandwerk nährt kaum drei bis vier Leute, der übrige Schwarm hungert sich mager und bleich. Darum trieb dieser und jener neben dem Clientendienst noch ein anderes Geschäft, das ihm Etwas einbrachte, oder er suchte sich mehrere Patrone. Und das thaten die meisten. Wenn auch die Menge derer, welche von der Clientel leben wollten, ungeheuer groß war und man sich oft nur durch Bestechung der Sclaven und Freigelassenen die Thüren reicher Häuser öffnen konnte, so fand man doch immer noch hier und da eine Annahme; denn nicht blos die wirklich Reichen und Vornehmen hielten einen Schwarm von Clienten, sondern auch mancher gewöhnliche Geschäftsmann, wie der Advocat, suchte durch eine Anzahl solcher Leute, die seine Sänfte vorn und hinten umgaben, den Schein des Wohlstandes und eines blühenden Geschäftes zu gewinnen.

Außer dem ärmeren Volke thaten auch Männer, welche selbst ein Clientengefolge hatten, wiederum bei Höhergestellten

Clientendienst und nahmen auch wohl, wie die Armen, ihre Sportel in Empfang; aber die meisten hatten andere Zwecke dabei. Sie wollten durch die Freundschaft des vielvermögenden Mannes sich eine angesehenere Stellung verschaffen oder durch dessen Fürsprache ein hohes Amt erlangen. So tadelt Martial einen gewissen Paulus, einen Vornehmen, der selbst Consul gewesen, daß er in aller Frühe 1000 Schwellen besuche, um den Morgengruß darzubringen. „Was lässest du uns Andern denn übrig, Paulus, die wir von dem niederen Haufen des Numa sind? Herr und König soll ich dich grüßen, weil du mein Patron bist? Aber das thust du ja selbst, und noch viel schmeichlerischer als ich. Folgen soll ich deiner Sänfte? Nun, ich will mich nicht weigern; aber du ringst danach, noch früher als ich mitten im Koth zu gehn. Wenn du Gedichte liesest, soll ich, dir zum Beifall, mich erheben? Aber du selbst streckest ja beide Hände zugleich zum Munde, um den Vorlesenden Küsse zuzuwerfen." Zu einem andern vornehmen Manne sagt Martial: „Da du, ein Senator, am Morgen wohl 60 Schwellen betrittst, scheine ich dir gewiß ein lässiger Ritter, daß ich nicht auch vom Beginn des Tages an durch die Stadt hin und her laufe und ermüdet mir 1000 Küsse zurückbringe. Aber du thust es, um als Consul in das purpurne Jahrbuch eingetragen zu werden, um Cappadocien oder Numidien als Provinz zu erlangen; ich dagegen, den du zwingst, mir den Schlaf abzubrechen und den frühen Straßenkoth zu durchwaten, der ich mit zerrissenen Schuhen, aus denen der halbe Fuß herausschlottert, im dichten Regen dahin laufen muß, ohne eine Lacerna (einen schützenden Ueberrock über der Toga), was erreiche ich dadurch? Wir beide thun dasselbe, aber wir verdienen nicht dasselbe, du eine Provinz, ich eine kärgliche Abendmahlzeit."

Die eben erwähnte morgendliche Begrüßung oder Aufwartung (salutatio) gehörte zu den Hauptdiensten des Clienten, und sie war, wie wir aus den vielfachen Klagen des Martial und Juvenal ersehen, mit macherlei Beschwerden verbunden. Die

Empfangszeit war in der Regel in der ersten und zweiten Tagesstunde. In aller Frühe, noch vor Anbruch des Tages, muß der Client aufstehen, er muß den Schlaf sich abbrechen, um zu rechter Zeit zur Stelle zu sein; in Hast bekleidet er sich, und zwar nothwendig mit seinem besten Kleide, mit der weißen Toga, die freilich gar oft fleckig und schlecht, verschlissen und durchlöchert ist; und das fatale wollene Kleid ist doch so schwer und macht unterwegs so heiß, daß man oft von Schweiß trieft. Mancher zieht mit solchem Eifer sich die Schuhe an, daß er vergißt, die Riemen zu binden, denn er befürchtet, daß die ganze Schaar der „Morgengrüßer" (salutatores) oder, wie man die Clienten auch nannte, der „Togaträger" (togati) bereits den Rundlauf vollendet habe, während doch die Sterne noch undeutlich zu sehen sind. Eilig verläßt er die Gattin und die Kinder, und nun läuft er, unbekümmert um den Schmutz der Straßen, über den steilen Berg und durch die kalte Zugluft des Esquilinus, oft gehemmt durch die Menge der Menschen, die sich durch die Straßen drängen. Schlimm ists, wenn den Armen ein Regenguß überrascht oder ein Hagelwetter; dann trieft ihm das Wasser an der Pänula herab, die er über die Toga geworfen; doch wie Mancher hat keine Pänula und eilt frostig in der nassen Toga dahin. Endlich langt er auf dem Vorplatz des Herrenhauses an, wo schon seit der frühen Dämmerung eine Menge von Begrüßern versammelt ist. Wie die Fliegen zur Küche, so sind sie zu diesem Hause zusammengeschwärmt, Jeder will etwas erlangen; ihre Zahl ist so groß, daß sie sogar die Gasse stopfen und den Durchzug der Vorübergehenden hemmen. Die Thüre des Hauses wird jetzt aufgethan, damit die Menge in das Atrium einströme. Aber nicht Jeder wird eingelassen; der Ostiarius mit seinem Stock ist ein grober Sclave und macht ein Geschäft aus seiner Stelle; wenn man in das Haus kommen will, thut man am besten, ihm eine Kleinigkeit in die Hand zu drücken. Das ist besser, als sich mit ihm zu zanken oder gar ins Handgemenge mit ihm zu kommen.

Im Atrium stehen Bänke, auf welchen die Besucher sich

niederlassen können, bis sie dem noch in den inneren Gemächern oder im Schlafgemach weilenden Herrn ihre Aufwartung machen können. Vertraute und Bevorzugte werden einzeln oder in kleiner Zahl vorgelassen; Mancher unter ihnen hat vorher, um dies Glück zu erlangen, die dienstthuenden Sclaven und Freigelassenen bestechen müssen. Ist der Einzelempfang vorüber, so tritt der Patronus in das Atrium heraus, um von der übrigen Masse sich begrüßen zu lassen; der Nomenclator nennt ihm die einzelnen Namen. Mit großer Devotion naht man dem hohen Beschützer und spricht sein Ave! „sei gegrüßt", man nennt ihn unterthänigst Dominus und Rex. Ist der Herr ein wohlwollender und herablassender Mann, so spricht er wohl mit diesem und jenem, gewährt eine Bitte, ertheilt einen Rath; aber die Clienten haben auch über stolze, mürrische Herren zu klagen, die sie mit Geringschätzung und Verachtung behandeln, kaum den Aufwartenden eines Blickes würdigen und seinen Gruß nicht erwiedern. „Wie viele," sagt Seneca, „die noch von dem gestrigen Rausche beschwert und schläfrig sind, werden jene Armen, die ihren Schlaf abbrechen, um einen fremden Schlaf abzuwarten, mit kaum geöffneten Lippen bei den 1000mal eingeflüsterten Namen nur mit dem hochmüthigsten Gähnen anreden?" Es war allerdings für den Patron keine angenehme Sache, so täglich von den Besuchen und den Betteleien der Clienten behelligt zu werden, weshalb sich mancher, während die Menge in dem Atrium harrte, durch die Hinterthüre des Hauses davonschlich oder sich durch irgend einen Vorwand entschuldigen ließ. „Er schläft," „er ist beschäftigt," „er läßt sich rasiren," mit solchen und ähnlichen Gründen wurden die Clienten häufig durch die Sclaven abgewiesen, und nur zu oft sagten dies die Sclaven aus eigner Erfindung, weil sie kein Trinkgeld erhalten hatten, oder auch um ein solches zu erpressen. Ueberhaupt betrugen sich die verwöhnten Sclaven in der Regel sehr übermüthig gegen die ärmeren Clienten, sie würdigten sie kaum einer Antwort, wenn nach dem Befinden des Herrn gefragt wurde.

Bei solchem Hochmuth der Herren und der Diener und bei den Beschwerden des Herumlaufens am frühen Morgen unter jeder Witterung gegen geringen Gewinn war es natürlich, daß mancher Client sein Verhältniß wieder aufgab. „Seit du von Libyen zurückgekehrt bist, Afer," sagt Martial, „habe ich fünf Tage hinter einander dich zu begrüßen gesucht; fünfmal hieß es: er hat keine Zeit, er schläft. Jetzt ist's genug; willst du mein Ave! nicht hören, so höre mein Vale! mein Lebewohl." An einen gewissen Fabianus richtet derselbe Dichter folgende Bitte um Entlassung: „Dienste forderst du von mir, wie sie der neue, erst gestern gemachte Freund leistet; ich soll dich bei rauher Luft am frühen Morgen begrüßen, soll getreulich deiner Sänfte folgen durch Staub und Koth, soll müde in der zehnten Stunde oder noch später mit dir zu den Bädern des Agrippa gehn, da ich selbst in denen des Titus mich bade. Habe ich durch die dreißig December hindurch das verdient, daß ich noch immer ein Neuling deiner Freundschaft bin? Hab' ich durch meine abgeschabte Toga, die ich mir selbst habe kaufen müssen, nicht von dir zum Geschenk bekam, verdient, daß du noch immer nicht glaubst, ich müsse endlich entlassen werden?" Ein gewisser Cälius fingirte das Podagra, um sich dem unruhevollen Umherlaufen am Morgen und der Begrüßung aufgeblähter Gönner entziehen zu können; er schmierte und bepflasterte sich die gesunden Knöchel und schritt mühsam und wankend einher; er schmierte so lange, bis er das wirkliche Podagra bekam und — den Hohn des satirischen Martialis dazu.

Nach der Salutatio verließen die meisten Clienten das Haus ihres Gönners, und viele von ihnen eilten noch zu andern Häusern, um auch da den schuldigen Gruß zu bringen; die übrige Zahl blieb bei dem Herrn, um den Tag über in seiner Umgebung zu sein und bei seinem Ausgang sein Gefolge zu bilden. Das ist wieder ein lästiger Dienst, vor der Sänfte des Herrn herzugehn und durch das Gedränge oft mit dem Ellenbogen Platz zu machen, oder der Sänfte zu folgen durch Staub und Koth, bald zu diesem

bald zu jenem Hause, und dafür hatte man vielleicht das Glück, am Abend zu einem kärglichen Mahle geladen zu werden. „Du lädst mich zu Gaste, auf ein Gedeck von drei Denaren an Werth," sagt Martial zu Bassus, „und verlangst von mir, daß ich Morgens schon mit der Toga in deinem Atrium erscheine, daß ich dann an deiner Seite hange und deiner Sänfte vorantrabe, mit dir zu zehn und noch mehr alten Matronen gehe. Meine Toga ist zwar verschlissen, fleckig und elend, doch kauf' ich sie nicht für drei Denare."

Auch zu sonstigen Diensten mußte der Client dem Herrn und König stets gewärtig sein. Er begleitete ihn aufs Land und auf Reisen; wenn der Herr vor einer größeren Gesellschaft seine Gedichte vorlas, so mußte er dabei sein und durch Aufstehen und Küssezuwerfen und Zurufe wie: εὖγε! σοφῶς! seine Bewunderung kund thun und das Zeichen geben für die Beifallsäußerungen des Zuhörerkreises. Ebenso schreit der Schwarm der Clienten sein Bravo, wenn der Herr vor Gericht redet; „aber," meint Martial, „das gilt nicht dem Redner, sondern seiner Mahlzeit." „Höre doch," sagt derselbe Martial zu einem Patronus, „wie dieser Selius, nach deiner Mahlzeit angelnd, dich lobt, magst du lesen oder vor Gericht als Sachwalter sprechen; herrlich! ruft er, hinreißend! εὖγε! beate!" „Das hab' ich gewollt," sagt der Patron, „die Tafel, Selius, ist dir gedeckt; nun schweige." Diesen gewöhnlichen Togatendienst (opera togata) liebt Martial nicht, obgleich er zu mehr als Einem im Clientenverhältniß steht. „Du verlangst von mir in Einem fort Togatendienst," sagt er zu Candidus, „ich gehe nicht, sondern schicke dir lieber meinen freigelassenen Knecht. Das ist nicht einerlei, wirst du sagen; doch ich sage: es ist noch mehr. Jener wird deine Sänfte tragen, ich begleite sie kaum. Bist du auf der Straße ins Gedränge gerathen, so stößt er das Volk dir vom Halse; aber meine Schultern sind schwach und zu zart. Wenn du vor Gericht sprichst, so schweige ich; aber jener wird dreimal sein Bravo dir zubrüllen. Fällt ein Zank vor, so wird er für dich mit gewaltiger Stimme

fluchen und schimpfen; aber mir verbietet die Zucht und die Bescheidenheit heftige Worte." „Also," fragt Candidus, „wird mein Freund mir keine Dienste leisten?" „Gewiß," antwortete der Dichter, „alle Dienste, die ein freigelassener Sclave nicht leisten kann."

Alles, was der hohe Patronus that, mußte der Client in unterthänigster Ergebenheit loben; er mußte seinem Geplauder, und war es noch so fade, willig sein Ohr leihen und zu Allem Ja sagen. Da liegt der arme Schlucker unten am Tische und beachtet mit ehrfurchtsvoller Scheu jeden Wink des reichen Hausherrn, er wiederholt eifrig seine Reden und nimmt aufmerksam die hingeworfenen Worte wieder auf, wie ein Schulknabe, der die vorgesagte Lection dem strengen Lehrer nachspricht. Das ewige Jasagen gefiel übrigens doch nicht jedem Herrn. Bei dem Redner Cälius Rufus speiste einmal ein Client, der, wohlbekannt mit dem jähzornigen und streitsüchtigen Wesen des Herrn, zu Allem, was dieser sprach, geduldig Ja sagte; das wurde dem Cälius zuletzt so unerträglich, daß er rief: Widersprich einmal, damit man merkt, daß hier zwei sind. Den meisten Herren jedoch von der gewöhnlichen Sorte gefiel der Client um so besser, je mehr er in Schmeichelei und Speichelleckerei zu leisten vermochte, während sie selbst in Gegenwart der Clienten sich manchmal die gemeinste Ungebühr ungescheut erlaubten.

Anfangs wurden die Clienten, wenn sie den Tag über ihre Dienste gethan, des Abends zum Theil von dem Herrn zu Tische gezogen, die übrigen wurden nach Hause entlassen, erhielten aber ihre Mahlzeit in einem Körbchen (sportula) zugetheilt, um sie mit nach Hause zu nehmen. Von dem Körbchen hieß diese Mahlzeit Sportula, und als später statt der Mahlzeit Geld gegeben wurde, nannte man das Clientengeld Sportel. Diese Aenderung wurde zur Zeit des Nero eingeführt. Die Clientensportel war aber gering; sie betrug für den Tag in der Regel 100 Quadranten oder 25 As, etwa 1 Mark 30 Pf., und wenn auch manche Herren mehr gegeben haben mögen, so reichte sie doch das Jahr

hindurch nicht hin, um damit die Nahrung und Kleidung für die Familie zu beschaffen und die Miethe zu bezahlen; denn nur an solchen Tagen wurde die Sportula bezahlt, wo man auch wirklich Clientendienste gethan hatte. Deshalb war es durchaus nöthig, wenn man nur von der Clientel leben wollte, bei mehreren Patronen in Dienst zu treten. Die Sportel wurde täglich des Morgens bei der Salutatio ausbezahlt oder auch des Abends gegen die Zeit der Abendmahlzeit. Mißmuthig über solchen geringen Verdienst ging Mancher nach Hause, besonders wenn man, wie der Dichter Martial, doch das Bewußtsein seines Werthes in sich trug. „Schone, o Rom," ruft er einmal aus, „des müden Gratulanten, des müden Clienten! Wie lange soll ich unter Togaten und Vorläufern, ein fleißiger Morgengrüßer, um 100 schlechte As den ganzen Tag umhergehn, während in Einer Stunde Scorpus, der siegreiche Wagenlenker im Circus, 15 schwere Beutel glühenden Goldes davonträgt. Ich verlange ja nicht für meine schlechten Gedichte ein Landgut, ich verlange nur, daß man mich Morgens ausschlafen läßt."

Uebrigens kamen doch Leute sogar aus weiter Ferne nach Rom, um hier von der Sportula zu leben. So reiste in dieser Absicht zur Zeit des Domitian ein gewisser Tuccius von Spanien aus nach Rom; als er an die mulvische Brücke kam, hörte er die erschütternde Kunde, daß durch Gebot des Kaisers die Geldsportel aufgehoben und dafür wieder die Naturalverpflegung, die Mahlzeit, eingeführt worden sei, und auf der Stelle kehrte er um und reiste in seine Heimat zurück. Martial scheint sich über diese Aenderung des Domitian gefreut zu haben. „Lebt wohl nun," ruft er, „ihr elenden 100 Quadranten, du Trinkgeld des müden Vorläufers der Sänfte, das der schwitzende Badeknecht austheilte. Jetzt, stolzer König, der du die Freunde verhungern ließest, ist die Sportel weggefallen; jetzt keine Ränke und Listen, du mußt uns eine Mahlzeit geben." In einem andern Epigramm aber heißt es: „Jetzt wird keine Sportel mehr gegeben, jetzt gibt's Essen; sage, Gargilianus, was thust du zu Rom? Wovon willst

du dir jetzt deine Toga kaufen, woher die Miethe für dein dunkeles Kämmerlein nehmen und das Geld fürs Bad? Da solltest du doch lieber sterben oder wenigstens nicht in Rom leben." Das waren gewiß gerechtfertigte Bedenken, und zum Glück für die Clienten bestand auch diese Einrichtung nicht lange; bald wurde wieder die Geldsportula eingeführt. Daneben wurde der Client auch dann und wann einmal von dem Herrn zur Mahlzeit eingeladen, er erhielt gelegentlich Geschenke an Geld, eine Toga, auch wohl einmal nach langem Dienst ein kleines Gütchen oder wenigstens die Aufsicht über ein Gut des Herrn. Auch Darlehen, Bürgschaften, Rechtsbeistand und sonstigen Schutz konnte ein Client von einem guten Patron erwarten, doch gab es auch recht viele Herrn, die sich ihrer Schützlinge durchaus nicht annahmen und ihnen auch nichts schenkten. „Thut dir was nöthig? Du weißt, daß ich nicht lange mich bitten lasse," so spricht jener Bacchara des Tags zwei, dreimal zu seinem Clienten. Der Client wird vor den Richter gerufen, Bacchara hört's, aber er weiß nicht, was nöthig thut; der Hauswirth verlangt laut in Gegenwart des Bacchara die Miethe, er hört's, aber er weiß nicht, was nöthig thut. Der Client klagt, daß seine Mäntelchen so dünn sind, daß er sich erkältet, Bacchara hört's, aber er weiß nicht, was nöthig thut. „Das thut nöthig," ruft endlich der erzürnte Client, „daß dich der Schlag rührt, Bacchara, damit du nie mehr sagen kannst: thut dir was nöthig?" Von einem gewissen Marius sagt Martial, daß er Keinen zur Mahlzeit ladet, Keinem Geschenke schickt, für Keinen bürgt und Keinem Geld leiht; denn er hat auch keins; und dennoch zählt der so magere Gönner Aufwärter in Menge. „O Rom, wie albern sind deine Togen!"

Es gab besondere Tage, an welchen die Clienten dem Herrn Geschenke darbrachten, z. B. an Geburtstagen, den Saturnalien, am Neujahrstag; aber die Geschenke waren klein und unbedeutend, eine Kerze, ein Schreibtäflein, Tischtücher, Zahnstocher, irdene Gefäße, eine vergoldete Dattel und dergleichen Dinge

mehr. Dafür erwarteten sie dann große Gegengeschenke; doch die Erwartung ward oft getäuscht, „es war selten, daß ein Patron Goldstücke klingen ließ.“ Ein gewisser Umber schickte dem Martial alle die Geschenke, welche er während des Festes der Saturnalien von seinen Clienten empfangen hatte; acht handfeste Syrer brachten ihm die Geschenke ins Haus, aber alle zusammen waren kaum 30 Sesterzien werth. „Wieviel bequemer wäre es gewesen,“ meint der Dichter, „wenn ein Knabe mir fünf Pfund Silber gebracht hätte.“ Wenn der Client auch noch jedem der die Geschenke überbringenden Sclaven das Trinkgeld gab, das sie forderten, so hatte er von den Geschenken allerdings geringen Gewinn, und zudem war er nicht sicher, ob sie nicht Etwas davon unterschlagen hatten. Postumianus schickte vor zehn Jahren an den Saturnalien dem Martial vier Pfund Silber, und der Empfänger hoffte, daß mit den Jahren das Geschenk steigen werde; aber es ging gerade umgekehrt. Im zweiten Jahre empfing er blos die Hälfte, und so ging es jedes Jahr herunter, bis im neunten Jahre nur noch ein kleines Löffelchen kam, so leicht wie eine Nadel.

Zu einer Mahlzeit wurden die Clienten manchmal, wie an den Saturnalien, in großer Zahl geladen, öfter auch blos einzeln, wenn etwa auf einem Speisesopha der dritte Platz noch unbesetzt war; dann erinnerte sich der hohe Herr wohl einmal nach zwei Monaten des armen Clienten und befahl ihn zur Tafel. Das aber wurde von dem Herrn seinerseits als eine große Herablassung angesehen und als eine nicht hoch genug zu schätzende Ehre für den Clienten. Wie die Bewirthung der armen Schlucker war, davon entwirft uns Juvenal in seiner fünften Satire ein interessantes Bild; sie war in allen Dingen von der des Herrn und seiner vornehmeren Gäste schmachvoll verschieden. Der Herr trank den kostbarsten Wein, während dem Clienten eine Sorte geboten wurde, die man kaum hinunter bringen konnte. Der Herr trank aus großen kostbaren Bernsteinbechern mit zierlichen Schnitzgebilden, aus goldenen, mit Edelstein besetzten Schalen; der

Client bekam kein Gold in die Hände, oder geschah es einmal, so stand wie angeheftet ein Wächter bei ihm, der das Gestein nachzählte und auf seine spitzigen Nägel achtete, ob er nicht etwa einen kostbaren Jaspis sich heimlich herauskratzte; gewöhnlich mußte der Client aus einem gemeinen Becher trinken, dessen zersprungenes Glas des Schwefels zum Zusammenkitten bedurfte. Das Wasser, welches der Herr bei der Tafel trank, war abgesotten — denn das ist gesünder als das frisch geschöpfte — und war kühl und labend gemacht durch hineingeworfenes Eis und Schnee; für den Clienten war gewöhnliches Wasser bestimmt. Ihm reichte den Trunk ein gätulischer Läufer oder die knöcherne Hand eines versengten Mohren, dem man mit Grauen begegnet, wenn man in der Nacht zwischen den Gräbern der steilen latinischen Straße dahinfährt; dem Herrn stehen zur Bedienung die feinsten Sclaven, die „Blüthe Asiens", theurer erkauft, als das Vermögen aller römischen Könige gewesen. Ein Knabe, der so viel gekostet, ist zu gut, um Armen den Trunk zu mischen; und der schöne Sclave ist auch zu stolz, um zu dem Clienten heranzutreten, auf seinen Ruf zu erscheinen; er ärgert sich, daß der Etwas von ihm fordert und daliegt, während er selbst stehen müsse. Je vornehmer das Haus, desto hoffährtiger die Sclaven. Siehe, wie brummt der Andre, während er das schlecht geschrotene Brot herlangt, schimmliche Brocken klumpigen Teigs, so hart, daß der Zahn kaum hineindringt. Das zarte, schneeige Brot, gewirkt aus lieblichem Blumenmehl, ist ausschließlich für den Herrn bestimmt. Hüte dich nur, daß du nicht darnach greifest; bist du aber einmal etwas vorschnell und greifst doch zu, so ist gleich Einer da, der dich zwingt, es wieder hinzulegen. „Willst du, verwegener Gast," ruft er, „wohl dich füllen aus den gewohnten Körben und kennen die Farbe des dir zukommenden Brotes!"

Welch ein Unterschied ist in den Speisen! Dem Herrn wird auf großer Schüssel ein von Spargeln umsäumter Meerkrebs aufgetragen, mit langgestreckter Brust und mächtigem Schweif,

hoch auf seinen Armen hebt der riesige Diener ihn stolz empor; dem Clienten wird in winzigem Napf ein Hummer vorgesetzt, der mit einem halben Ei belegt ist. Der Herr wird auf seinen Fisch das beste Venafreröl aufgießen; aber der blasse Kohl, der dem Clienten geboten wird, riecht nach der Laterne, übelriechendes Sesamöl ist's, wie es die leichten Canots der Numidier heranführen. Der Fisch des Patrons ist ein Mullus oder Rothbart aus Corsika oder von den Klippen Tauromeniums, eine Muräne, so groß die sicilische Meerenge sie nur sendet; der Client bekommt einen Aal, einen Blutsfreund langringelnder Ottern, oder einen Tiberfisch, gemästet im Strom der Cloake und gewohnt, dem Gewölbe zu folgen bis mitten in die Subura. Vor dem Herrn dampft die Leber einer schweren Gans und ein Masthuhn, das in der Größe mit einer Gans rivalisirt; ein mächtiger Eber, würdig des Jagdspeers eines Meleager, würzige Trüffeln aus Libyen werden ihm aufgetragen, während der Client bei seiner schlechten Kost das Zusehn hat. „Siehe, gewiß reicht er uns den zur Hälfte verzehrten Hasen und etwas vom Schlägel des Ebers, dies Masthuhn, das kleinere, kommt wohl zu uns," so denkt er und hält still wartend das Brot empor, ohne es zum Munde zu führen, aber vergebens. Versucht er nur den Mund zum Sprechen zu öffnen, so wird er, wie der todte Cacus von Hercules, beim Bein zur Thüre hinausgeschleift. Wann trinkt der Herr dir, dem armen Gast, einmal zu? Wann nimmt er einmal den Becher in die Hand, den du mit deinen Lippen berührt hast? Wer von euch wäre so tollkühn und kopflos, daß er den „König" Bescheid zu thun hieße, ihm ein bibe! zuriefe? Gar Vieles gibt's, was die Menschen mit löcherigem Mantel nicht zu sagen wagen. Ja, wenn du reich wärest, wie groß wärest du dann, ein wie werther Tischgenosse wärest du dem vornehmen Herrn. Dann hieße es immer: „Gib es dem Trebius! setze es vor Trebius! Bruder, begehrst du dies Kernstück?" Obst wird der Herr für sich und die andern Herren reichen lassen so edel und würzig, daß du am blosen Geruch schon dich weidest, daß du glauben

möchtest, es komme aus den Gärten der Phäaken oder der Hesperiden; du dagegen bekommst schäbige Aepfel, wie auf dem Wall der exercirende Affe sie frißt.

Geschieht dies Alles von dem Herrn, nur um zu sparen? Nein, er thut es seinen Clienten zum Aerger, zu Spott und Schimpf; denn er setzt voraus, daß nur sein Küchenduft sie an seine Person kettet, und behandelt sie darum so verächtlich als möglich. Und es müssen auch unter diesem Schwarm ganz gemeine Subjecte sein. Sie kommen während der Mahlzeit mit den Freigelassenen in Zank und lärmenden Streit, sie greifen zu den Bechern und Flaschen und werfen sich damit die Köpfe blutig. Solch Gesindel ist allerdings widerlich und zu verachten.

Juvenal mag bei diesen Schilderungen übertrieben haben, aber im Allgemeinen müssen sie denn doch richtig sein, da wir auch Aehnliches bei seinem Zeitgenossen Martial finden. So heißt es in einem Epigramm auf einen Invitator: „Dir wird massischer Wein vorgesetzt, mir schlechter Vejenter; riechen will ich lieber deine Weine als sie trinken.“ Ein andres Epigramm sagt: „Wir trinken aus Gläsern, du, Ponticus, aus Murra. Warum? Ein durchsichtiger Kelch würde verrathen, daß du andern Wein trinkst.“ An denselben Ponticus sind folgende Verse gerichtet:

„Wenn du zu Tische mich bittest und nicht mehr mit Gelde mich ablohnst,
Warum gibt man mir nicht eben die Speise wie dir?
Du schlingst aus dem Lucriner See die fettesten Austern,
Wenn mir Armen die Bartmuschel die Zunge zersticht.
Dir sind Boleten, mir Schweinepilze bescheret. Du hast es
Mit Meerbutten und ich hab' es mit Brassen zu thun.
Wenn ein Täuber dich mästet, der bis zum Steiße gefüllt ist,
Gibt man ein Elsterchen mir, welches im Käfige starb.
Ponticus, speis' ich denn mit dir, wenn ich ohne dich speise?
Daß es nicht Sporteln mehr gibt, nütze mir; gleich sei der Tisch.“

„Du lädst mich,“ heißt es anderwärts, „zu einer Mahlzeit, die 100 Quadranten werth ist, und speisest selbst kostbar. Lädst

du mich ein, Sextus, damit ich esse, oder damit ich dich beneide?" — „Welche Grobheit, Cäcilianus! du rufst ein Heer von Gästen zum Schmaus und lässest sie zusehn, wie du alle Boleten allein verschlingst. Was verdienst du für deine abscheuliche Fresserei, was soll ich dir wünschen? Schlucke Boleten, wie Claudius sie aß." Der Kaiser Claudius wurde von seiner Gemahlin Agrippina mit einem Pilzengericht vergiftet. Von einem schamlosen Schlemmer Zoilus sagt Martial, daß er seine zu Tisch geladenen Clienten bei schlechten Speisen darben läßt, während er seinen Schooßhunden Gänselebern reicht, den Badeknechten die Kernstücke vom Wildschwein, dem Schlafburschen die Hintertheile der Turteltauben; opimianischen Nektar, d. h. uralten guten Wein aus der Zeit des Consuls Opimius, trinkt er aus Krystallbechern und Murrakelchen seinen Stocknarren (moriones) zu; seinen Clienten aber setzt er schlechten ligurischen Steinwein vor und massilischen, vom Rauch durchbeizten Most. Wenn er endlich, von der Weinmasse berauscht, einschläft, müssen die Clienten sich blos durch Winken zutrinken, damit sie nicht das Schnarchen des tollen Wirthes unterbrechen.

Die elende und schmähliche Lage der Clienten im 1. Jahrhundert der Kaiserzeit, wie sie uns durch Martial und Juvenal geschildert wird, dauerte auch in der folgenden Zeit noch fort, ja der Abstand zwischen Patron und Clienten ward allmählich noch schroffer und größer. Wie asiatische Könige saßen die Herren bei der Morgenbegrüßung da, in Purpurgewändern und überladen mit geschmacklosem Pomp; die Grüßenden mußten schon im Herannahen sich demüthig bücken, ja wohl gar dem „König" sich zu Füßen werfen, der sie stumm anblickte und durch Einen aus seinem Gefolge sie anreden ließ. Glücklich, wem es vergönnt war, die Rechte des Herrn oder sein Haupt, seine Brust oder sein Knie zu küssen. Schmachvoll war auch die Bewirthung; man zwang sie oft, sich zu betrinken, so daß sie beim Nachhausegehn an den Ecken sich erbrachen, auf den Straßen sich prügelten und am folgenden Tage krank zu Bette lagen.

Mahlzeit und Trinkgelage.

Der Römer nahm des Morgens nicht lange nach dem Aufstehen einen kleinen Imbiß (ientaculum). Dieser bestand aus Brot, das mit Salz gewürzt, in Wein getaucht, mit Honig bestrichen war, Käse, Milch, Oliven, Datteln, Trauben, Eiern, Backwerk und dergleichen. Etwa um Mittag, um die sechste oder siebente Stunde des Tages, wurde in der alten Zeit die Hauptmahlzeit (coena) gehalten, nach welcher dann gegen Abend noch ein Abendbrot (vesperna) folgte. Da jedoch die Geschäfte des öffentlichen Lebens sich bis zur neunten oder zehnten Stunde erstreckten, so verlegte man in der späteren Zeit das Hauptmahl in die Stunden, wo das Geschäftsleben zu Ende war und man bisher das Abendbrot genossen hatte, und hielt um die sechste Stunde ein größeres Frühstück, das Prandium, das aus warmen und kalten Speisen, Fischen und Fleisch, Gemüse, Früchten und Wein bestand. Genügsame Leute nahmen statt des größeren und kleineren Frühstücks nur ein einziges, das sie etwa in die vierte oder fünfte Stunde verlegten. Die Coena begann gewöhnlich um die neunte Stunde, um drei Uhr Nachmittags; wer jedoch recht lange die Freuden der Tafel genießen wollte, fing schon früher an und dehnte Essen und Gelage bis in die tiefe Nacht aus. Auch mäßige Leute tafelten mehrere Stunden lang; Plinius der Jüngere sagt von seinem Oheim, der mit der Zeit sehr sparsam umging, daß er im Sommer sich noch bei Tage vom Tisch erhoben habe, im Winter innerhalb der ersten Stunde der Nacht, seine Mahlzeit dauerte also ungefähr drei Stunden. Man liebte es eben, die letzten Stunden des Tages, wo man die ernsten Geschäfte hinter sich hatte, bei den Genüssen des Mahls in behaglicher Ruhe daliegend, unter traulichen Gesprächen heiter und angenehm zu verbringen.

Ob auch der genügsame Horaz, wenn er zu Hause für sich speiste, Stunden lang an seiner einfachen Tafel gelegen haben mag? „So oft mirs gelüstet," sagt er, „wandre ich gegen Abend

einsam umher, frage an nach den Preisen des Spelts und des Gemüses, oft treibe ich mich spät im gaunerischen Circus und auf dem dämmernden Markte herum, trete zu den Glückswahrsagern heran, wende dann endlich mich heim zu der Schüssel des Lauchs, der Kichererbsen und Plinsen (einem Kuchen aus Mehl und Oel). Drei Hausburschen bedienen meine Mahlzeit; zwei Becher trägt der Tisch und den Schöpflöffel (cyathus) zum Messen des zu mischenden Weins, dabei steht ein ärmlicher Spülnapf für den Becher, eine Opferschale und Caraffe, beide aus campanischem Thon. Dann gehe ich sorgenlos schlafen."

Wie bei den Griechen der Gerstenbrei, so war bei den Römern seit alter Zeit der Dinkelbrei (puls) die Nationalspeise, ein Brei aus dem Mehle des Dinkels oder Spelts (ador), der ein Mittelkorn ist zwischen Weizen und Gerste und neben diesen beiden Getreidearten sehr viel gebaut wurde. Die nordischen Kornarten Roggen und Hafer waren bei den Römern und Griechen nicht im Gebrauch; der Roggen wurde erst in der Zeit der Völkerwanderung im südlichen und westlichen Europa bekannt, der Reis beschränkte sich in römischer Zeit noch auf Ostindien, und der Mais, der jetzt für Italien so wichtig ist, kam erst seit der Entdeckung von Amerika dorthin. Der Dinkelbrei war in ältester Römerzeit auch die gewöhnliche Speise der vornehmen Classen. „Die größten Männer," sagt Valerius Maximus, „waren so auf Enthaltsamkeit bedacht, daß bei ihnen der Gebrauch des Breis häufiger vorkam, als der des Brotes"; später blieb er noch immer die Hauptkost des gemeinen Mannes, weshalb Plautus die Römer oft „Breiesser" nennt. Zu dem Brei kam wohl auch bisweilen ein Würstchen oder ein Stück Fleisch; doch war ein solcher Luxus von Fleischspeisen meist nur eine Auszeichnung der Festtage. Sonstige Speisen der alten einfachen Jahrhunderte und der ärmeren Leute späterer Zeit waren grobe Gemüse verschiedener Art, namentlich Kohl, Rüben, Lauch und Zwiebeln, Hülsenfrüchte wie Erbsen, Bohnen, Linsen, Lupinen, Alles höchst einfach zubereitet mit Salz, Oel, Honig, Käse, Milch, Essig und mit

heimischen Pflanzen, mit Kümmel, Anies, Dill u. s. w. gewürzt.

Zu einem einfachen ländlichen Mahle, wie man es in altpatriarchalischer Zeit etwa bei dem Könige Evander gefunden hätte, lädt Juvenalis seinen Freund Persicus auf seine Villa bei Tibur ein; was er auftischen wird, das liefert Alles sein Gütchen, aller Luxus des Macellums, des Fleischmarkts, bleibt fern. „Da wird dir vorgesetzt," sagt Juvenal, „das fettste Böckchen von der tiburtinischen Flur, zarter wie eins in der ganzen Heerde, noch unkundig des Grases und noch nicht dreist genug, die Sprossen des Weidichts zu rupfen; es hat noch mehr Milch als Blut. Dazu kommt Bergspargel, welchen die Meierin nach Weglegung der Spindel ausstach. Außerdem gibts große Eier, die noch warm sind von dem Heu des Nestes, mit den Hennen dazu und mit Trauben, die während der Hälfte des Jahres, so wie sie am Stocke hingen, aufbewahrt sind; Syrer- und Signiabirnen, und in demselben Körbchen treffliche süßduftende Aepfel, abgelagert und ausgefroren, damit ihr Saft den Eingeweiden nicht schadet. Solcher Schmaus hieß vor Zeiten unserem Senate schon Ueppigkeit. Curius legte die Rüben, die er selbst in dem kleinen Garten gesammelt, auch selbst auf den engen Herd, sie, die jetzt den schmutzigen Ackersclaven in schweren Fußeisen anwidern. Einst war es Sitte, die Rücken gedörrter Schweine, hangend an löcheriger Darre, auf festliche Tage aufzusparen und an Geburtstagen den Speck seinen Freunden aufzutischen; frisches Fleisch kam nur hinzu, wenn ein Opfer es darbot. Auch prunkendes Haus- und Tafelgeräth wirst du bei mir nicht finden, keinen kunstgelernten Zerleger und keine modische feingebildete, aber auch verderbte Dienerschaft; die Aufwärter sind alle gleich an Tracht, mit starrem und verschnittenem Haupthaar und nur heute, aus Rücksicht gegen die Gäste, gekämmt; der Eine ist der Sohn meines Kuhhirten, der Andere der des Schäfers. Reizende Tänzerinnen werden fern bleiben, unsere Unterhaltung seien die männlichen Verse Homers und Virgils."

Da sehen wir einen armen Schlucker — Vacerra nennt ihn Martial — über die Straße in eine andere Wohnung ziehn. Der Herr der früheren Wohnung hat ihm, obgleich er noch die Miethe für zwei Jahre schuldet, Nichts von seiner Habe zurückbehalten; da können wir seinen Hausrath und seine Eßvorräthe, die er, bleich vor Hunger und Frost, mit seinem Weibe, das auf dem Kopfe nur noch sieben rothe Haare zählt, mit der eisgrauen Mutter und der langen Schwester dahin trägt, in Augenschein nehmen. Der Hausrath ist ein niedres Ruhebett mit drei und ein Tisch mit zwei Füßen, ein Handlaternchen, ein Becher aus Horn und ein geborstener Topf. Vacerra selbst trägt auf dem Kopf einen thönernen Krug, in den Händen das Kohlenbecken. In einem stinkigen Topf sind kleine eingesalzene Häringe und Stinte; dazu kommt ein Stück tolosatischen Käses und ein Strang Knoblauch und Zwiebeln. Das sind so die Eßwaaren für ganz arme Leute.

Die altrömische Nüchternheit wurde von einem mit dem Anfang des zweiten Jahrhunderts v. Chr. aufkommenden Tafelluxus verdrängt, der allmählich in eine unsinnige Verschwendung und widerliche Schlemmerei ausartete. Livius leitet diesen Tafelluxus aus Asien her. Bei Gelegenheit des Triumphes, welchen Manlius Vulso im Jahre 187 v. Chr. über die kleinasiatischen Gallier hielt, sagt er: „Mit diesem Heere hielten die ersten Reize der ausländischen Ueppigkeit in Rom ihren Einzug. Dies Heer brachte zuerst die Tafelsophas mit ehernen Füßen, die kostbaren Zeugdecken, die Vorhänge und andre Kunstgewebe nach Rom, und die damaligen Prachtstücke des Hausraths, Rundtische mit einem Fuße und die Trinktischchen. Nun erhöhte man die Freuden des Mahles durch Sängerinnen, Harfnerinnen und durch die während der Tafel belustigenden Kunstspieler; auch das Mahl selbst wurde mit größerer Sorgfalt, mit größerem Aufwand ausgerichtet. Nun erhielt der Koch, bei den Alten im Preise und im Gebrauche der schlechteste Sclave, einen Werth, und was Knechtsgeschäft gewesen war, galt nun als Kunst. Und doch war

Alles das, was damals auffiel, im Verhältniß zu der Ueppigkeit, welche noch kommen sollte, kaum der Keim."

Vor dieser Zeit wurde, wenn man einmal ein festliches Mahl zurichten wollte, ein Koch aus dem Macellum gemiethet; jetzt aber, wo auch bei gewöhnlicher Mahlzeit die einfachen Gerichte nicht mehr genügten, hatte man unter seinen Haussclaven ein zahlreiches Küchenpersonal mit kunstgeübten Köchen; während früher die Hausfrau das Brot bereitet hatte, besorgten das Backen jetzt gelernte Sclaven, welche nicht blos das Brot beschafften, sondern sich auch auf die Bereitung von Pasteten und allerlei andern feinen Backwerken verstanden. Und diese Köche und Conditoren kaufte man um sehr hohe Preise. Der alte Cato schon zürnt darüber, daß man für einen Koch mehr gebe als für ein Cavalleriepferd; aber es dauerte nicht lange, so zahlte man für einen kunstverständigen Koch oder Zuckerbäcker 100,000 Sesterzien. In früherer Zeit hatte der Hausherr mit den Seinen im Atrium gespeist, so daß er von Allen gesehen werden und ein zufällig Kommender mitessen konnte. Die Männer lagen auf Speisesophas — in ganz alter Zeit saßen sie zu Tisch — die Frauen saßen auf den Sophas, erst in der Kaiserzeit lagen auch sie; die Kinder und bevorzugte Sclaven saßen, wenn sie nicht einen besonderen Tisch hatten, neben den Sophas auf Bänken, und sie aßen aus der Hand, was man ihnen vom Tische reichte. Jetzt wurden besondere Speisezimmer eingerichtet, Triclinia, und zwar verschiedene für jede Jahreszeit. Diese luxuriösen Speisezimmer waren besonders für Gesellschaft bestimmt, die der Herr sich einlud; doch nahmen daran auch noch häufig Frau und Kinder Theil.

Triclinium bedeutete eigentlich den viereckigen Speisetisch mit den drei Sophas (lecti), welche an drei Seiten desselben standen, während die vordere Seite des Tisches frei blieb; der Name wurde aber auch auf das Speisezimmer selbst übertragen. In einem solchen standen ein oder zwei Triclinien oder Tafeln, manchmal drei bis vier; ja in den Häusern der Reichen gab es

Säle, welche 30 Tafeln faßten. Eine einzige große Tafel für eine zahlreiche Gesellschaft gab es nicht; sondern die Gesellschaft vertheilte sich an die einzelnen Triclinien in der Regel der Art, daß an jedem neun Personen lagen, je drei auf einem Lectus. In der guten alten Zeit waren die Lecti höchst einfach gewesen, hölzerne, nach dem Tische zu etwas erhöhte Pritschen, über welche man Ziegenfelle legte. In den Zeiten des Luxus hatte man statt der hölzernen Pritschen Gestelle aus Holz, mit Gurten durchzogen und mit Polstern belegt, über welche kostbare Decken gebreitet waren. Nach dem Tische zu, wo der Lectus höher war, lag noch für jeden einzelnen Gast ein Kissen, auf welches er, mit den Füßen nach außen liegend, sich mit dem linken Arme stützte, um die rechte Hand zum Essen frei zu haben. Die Kissen hatten in der Kaiserzeit oft seidene Ueberzüge. Ueberhaupt wurde in der Herstellung dieser Triclinien ein außerordentlicher Aufwand getrieben. Tische und Ruhebetten waren aus kostbarem Holz und die Gestelle mit silbernen, goldenen und elfenbeinernen Reliefplatten belegt oder mit Schildkröte furnirt; die Füße waren von schöngeformtem Erz oder auch von Silber, ja in der Kaiserzeit hatte man sogar ganze Triclinien aus massivem Silber.

Von den Ruhebetten hieß dasjenige, welches der für die aufwartende Dienerschaft und das Auftragen der Speisen frei gelassenen Seite des Tisches gegenüber stand, das mittlere (medius), weil es die beiden andern rechts und links zur Seite hatte; seine Front war gegen den Eingang des Zimmers gerichtet, so daß man übersehen konnte, was sich durch denselben hereinbewegte. Auf diesem Sopha war rechts der vornehmste oder sogenannte consularische Platz. Der Lectus zur Linken des mittleren hieß der oberste (summus); hier war der linke Eckplatz der vornehmste, während der rechte Eckplatz, der an den mittleren Lectus anstieß, der geringste dieses Sophas war. Das mittlere und das oberste Sopha waren für die Gäste bestimmt, und zwar das mittlere für die vornehmsten; das dritte

Sopha, das sogenannte unterste (imus), nahm der Wirth, seine Frau und ein Kind, wenn dies zugezogen wurde, oder ein Freigelassener, ein täglicher Hausfreund ein. — Seit dem Ende der Republik wurden auch kostbare runde Tische als Speisetafeln gebraucht; an diesen stand ein einziges Sopha in Form eines Halbkreises, eines griechischen C oder Sigma, weshalb es auch den Namen Sigma trug. Da solche Tische nicht besonders groß waren, so faßte ein Sigma in der Regel weniger Gäste als neun; die Ehrenplätze waren hier die beiden Eckplätze, und zwar war der rechts der vornehmste. Der Tisch an dem Sigma hatte bisweilen nicht eine runde, sondern eine sichelförmige Gestalt.

Wie man die Speisesophas mit kostbaren Decken überbreitete, so waren auch die Wände des Zimmers nach altorientalischer Art mit schönen Vorhängen (aulaea oder plagulae) decorirt, ein Luxus, der auch in minder begüterten Häusern allgemein verbreitet war. Als Mäcenas nach der Erzählung des Horaz bei dem Glückspilz Nasidienus, dem der zugeströmte Reichthum die frühere Unbildung nicht abgestreift, zur Tafel geladen war, da fehlten natürlich auch die prächtigen Wandvorhänge nicht; während aber der alberne Wirth vor seinen Gästen selbstgefällig seine gastronomischen Kenntnisse entfaltet, da stürzen plötzlich zu allgemeinem Schreck die Vorhänge herunter, daß der schwarze Staub und der abbrechende Kalkputz der Wand auf die Schüssel fallen. Die Gäste erholten sich bald wieder, als sie das Gefahrlose der Lage sahen; aber Nasidien, der noch eben, wie er sich dünkte, so stolze Triumphe gefeiert, fühlte sich so niedergeschmettert und erschüttert, daß er, der Arme, gesenkten Hauptes in Thränen ausbrach und so bitterlich weinte, als wäre ihm ein Sohn gestorben. Manche glauben irrthümlich, daß die hier erwähnten Aulaea in dem Triclinium des Nasidienus nicht an der Wand angebracht, sondern unter der Decke horizontal ausgebreitet gewesen seien. Derartiges kam nicht vor; sondern die getäfelte Decke blieb über dem Tische frei, und in luxuriösen Häu-

fern war sie so eingerichtet, daß sie sich öffnen konnte und zur Ueberraschung der Gäste Blumen und Kränze und sonstige Geschenke herabschüttete, Röhren waren in ihr angebracht, aus welchen bisweilen Parfümerien über die Gäste gespritzt wurden.

Die Tische selbst waren bis auf die Zeiten Domitians nicht überdeckt, seitdem aber kommen häufig kostbare Tafeltücher vor. Dagegen waren Handtücher (mantele) im Gebrauch, um sich nach dem Händewaschen abzutrocknen. Auch gab es schon zu Horazens Zeit Servietten (mappa), wenigstens in feineren Gesellschaften; sie waren öfter mit breitem Purpursaum, mit Goldfranzen geziert. Die Servietten lieferte zum Theil der Wirth, zum Theil brachten die Gäste sie mit; jene dienten während des Essens zum Abwischen der Finger, in diese wickelten die Gäste die kleinen Leckerbissen, Obst und Confitüren, welche sie vom Tische mit nach Hause nehmen wollten. So unverschämt, wie der von Martial gegeißelte Cäcilianus, mögen nur Wenige im Mitnehmen gewesen sein. „Du fegst," sagt Martial, „alle Gerichte rechts und links weg, nimmst vom Schwein den Euter, nimmst das Rippspeer, den Fasan, der für zwei Gäste ausreichen sollte, den Mullus halb und den Lupus ganz, von der Muräne das Mittelstück, vom Huhn die Keulen und die in Speltgraupen gekochte Taube. Alles das wickelst du noch naß in deine Mappa und giebst es deinem Sklaven, es heim zu tragen; und wir, wir liegen müßig am Tisch und bekommen nichts. Schäme dich, Cäcilian, gib das Essen zurück; du bist nicht eingeladen, um für morgen das Essen zu haben." Noch schlimmer trieb's Sanctra, wenn's wahr ist, was Martial von ihm erzählt: „Kein elenderes Freßmaul gibts als diesen Sanctra. Wird er zu einer Mahlzeit geladen, um die er viele Tage und Nächte gebuhlt, so fordert er dreimal vom Drüsenstück des Ebers, viermal von der Lende, fordert beide Hüftbeine vom Hasen und die beiden Schulterblätter; er schwört die empfangene Drossel ab und stiehlt den Austern die bleifarbnen Bärte, stopft in die beschmutzte Mappa Bissen von Kuchen, Topfrosinen, Kerne der Granatäpfel

und die Haut der schon ausgegessenen Schweinemutter, morsche Feigen und halbe Boleten. Wenn von so vieler Beute fast seine Serviette platzet, so schiebt er den benagten Seefisch und das Bruststück der Taube, deren Kopf er verschlungen, in den Busen. Auch schämt er sich nicht, mit ausgestreckter Hand die Bissen, die vom Tische gefallen sind, und sogar was die Hunde unter dem Tische liegen gelassen, aufzusammeln. Und das Essen ist nicht genug für dieses Freßmaul, er füllt sich auch noch den gemischten Wein der Diener in die Flasche. Das Alles trägt er heim und steigt 200 Stufen damit hinauf zu seiner Kammer, die er ängstlich verschließt, und dann am andern Morgen wird der ganze Raub — gefressen? nein, verkauft."

In ältester Zeit aßen auch die vermögenden Römer zum großen Theil von thönernem Tischgeschirr; silberne Tafelgeräthe waren nur in geringem Maße erlaubt. Im Jahre 275 v. Chr. stießen die Censoren C. Fabricius und Q. Aemilius Papus den P. Cornelius Rufinus, der zweimal Consul gewesen und einmal Dictator, aus dem Senate, weil er zehn Pfund Silbergeschirr für Gastmähler besaß. Als die karthagischen Rathsherrn, die vor dem Ausbruch des ersten punischen Krieges als Gesandte nach Rom gegangen waren, nach Hause zurückkamen, spotteten sie über die Einfachheit und Armuth der Römer, sie erzählten ihren Collegen, das Verhältniß der römischen Senatoren sei ein überaus inniges, ein einziges silbernes Tafelgeschirr reiche aus für den ganzen Senat, in allen Häusern, wo sie zu Gast gewesen, hätten sie dasselbe Silbergeschirr wiedergefunden. Nur das heilige Geschirr des Tisches (res sacra), das Salzfaß mit der Mola salsa und die Opferschale (patella), waren seit alter Zeit auch bei Geringeren aus Silber; beide durften auf dem häuslichen Tische, der den Göttern geheiligt war, nie fehlen, man gebrauchte sie zu dem Opfer, das bei jeder Mahlzeit dargebracht wurde. In den späteren Jahrhunderten besaßen die reichen Römer eine Masse schweren silbernen Tafelgeräthes mit vielen andern Gefäßen kostbarsten Stoffes, welche alle auf schönen

Prunktischen im Triclinium aufgestellt waren. Messer mögen wohl auf der Tafel für die Gäste bereit gelegen haben, obgleich man ihrer wenig bedurfte; denn die meisten Speisen wurden schon von dem Zerleger so klein zerschnitten, daß sie mundgerecht waren. Auch Löffel hatte man, größere gleich unseren Eßlöffeln, die zum Essen des Mehlbreis und andrer Mehlspeisen gebraucht wurden, und kleinere, mit denen man Eier und Schnecken, Brühen und Würzen und dergleichen ausschöpfte. Aber Gabeln waren nicht im Gebrauch; diese kamen in Italien bei Tisch erst im 15. Jahrhundert und bei uns noch später auf. Man bediente sich einfach der Hände; doch geschah dies mit einer gewissen zierlichen Etiquette, so daß man Einem es gleich ansah, ob er in seiner Gesellschaft zu speisen gewohnt oder nicht.

Wenn ein exquisites Mahl gehalten werden sollte, wozu Gäste geladen waren, so war der Tricliniarch mit der ihm untergebenen Dienerschaft schon früh beschäftigt, das Speisezimmer und die Tafel herzurichten. Die Gäste stellen sich ein, nachdem sie vorher ein Bad genommen, denn das Bad schärft den Appetit; es sind so viele Gäste geladen, daß die gesammte Tischgenossenschaft neun ausmachen wird, denn nach der Vorschrift des Varro soll die Zahl der Gäste von der Zahl der Gratien an beginnen und fortschreiten bis zu der der Musen, d. h. sie soll nicht unter drei und nicht über neun gehen. Wenn der eine oder der andere der Gäste noch einen „Schatten" (umbra) mitbrächte, d. h. eine ungeladene Person, so käme der Wirth in Verlegenheit; indeß das thut man auch so leicht nicht, wenn der Einlader es nicht ausdrücklich einem freigestellt hat. Die Gäste erschienen in bequemen Sandalen (soleae), mit denen man gewöhnlich zum heiteren Gastmal ging, oder vielmehr in der Sänfte sich tragen ließ; ging man zu Fuß über die Straße, so trug man doch wohl den gewöhnlichen Schuh. Auch die Toga war für das Gastmahl zu unbequem, man war in die Synthesis gekleidet, ein leichtes Kleid von verschiedenen Farben, das namentlich an den Saturnalien allgemein getragen wurde. Während des Gastmahls wechselten

Manche die Synthesis öfter. Zoilus, bei welchem Martial speiste, erhob sich sogar elfmal vom Tische und vertauschte elfmal seine Synthesis, „damit," wie er sagte, „der Schweiß nicht in dem feuchten Kleide zurückbliebe und die geöffnete Haut nicht von der Zugluft litte;" er wollte indeß nur mit seinen Kleidern prahlen. Wenn der Gast sich zu Tische legte, löste ihm der Sclave, den er mitgebracht, die Sandalen, um sie aufzuheben, und stand dann während des Mahles ihm zu Füßen, um stets seines Winkes gewärtig zu sein. Nachdem man sich gelagert, wurde Wasser zum Händewaschen gereicht, welches man während des Essens je nach Bedürfniß wiederholte, namentlich wohl regelmäßig in den Pausen. Vor dem Beginn des Essens wurde ein Gebet gesprochen. Nun wurden in einem großen Tafelaufsatze, der in reichen Häusern in der Regel aus Silber bestand, die ersten Speisen aufgetragen, eine Menge von Schüsseln und Schalen, welche, geschmackvoll neben und aufeinander gestellt, den gesammten ersten Gang ausmachten. Die Gäste langten nach Belieben nach den mit dem Tafelaufsatz auf den Tisch gestellten Speisen, während andre, sowie das Brot, von den dienstthuenden Sclaven herumgereicht wurden.

Ein vollkommenes Mahl bestand aus drei Theilen, der Gustatio (Vorkost), der Hauptmahlzeit oder der eigentlichen Coena und dem Nachtisch (mensae secundae). Zur Vorkost dienten allerlei kalte Speisen, welche den Appetit für die Hauptmahlzeit reizen sollten, weiche Eier, Salate, pikant zubereitete Gemüse, Schalthiere, leichte Fischspeisen und dergleichen. Dazu genoß man eine Art Meth, ein Getränk, das aus $^4/_5$ Wein und $^1/_5$ Honig oder $^{10}/_{11}$ Most und $^1/_{11}$ Honig gemischt wurde und Mulsum hieß, weshalb auch diese erste Abtheilung des Mahls Promulsis genannt ward. Eine Hauptrolle bei dem Vormahl spielten die Eier, wie bei dem Nachtisch die Aepfel, und daher kam das Sprüchwort: ab ovo ad mala, „vom Ei bis zu den Aepfeln," d. h. von Anfang bis zu Ende. — Wenn der Aufsatz mit der Vorkost wieder abgehoben war, folgte die Coena. Diese bestand bei Unbemittelten

aus einem Gang, bei wohlhabenden Leuten, besonders wenn Gäste geladen waren, aus drei bis sieben Gängen, von denen jeder ganz, wie vorher die Vorkost, auf einem Repositorium auf den Tisch gesetzt ward. Am Tische des Augustus gab es in der Regel drei Gänge, wenn sehr reichlich bewirthet wurde, sechs. Wurde eine so große Menge von Gerichten aufgetischt, so hielt es der Wirth für nöthig, sich von dem Oberkoch eine Speisekarte vorlegen zu lassen, die auch das Gute hatte, daß die aufwartenden Sclaven so leicht nicht eine Speise wegstehlen konnten. Zwischen den einzelnen Gängen wurden die Tische abgewischt, mit Schwämmen, zuweilen mit purpurnen Tüchern, die Brocken, die auf die Erde gefallen, wurden von den Sclaven aufgelesen, der Boden wurde gekehrt und frisch mit gefärbten und wohlriechenden Sägespänen bestreut. Die Kehrbesen bestanden aus den Reisern der wilden Myrte, der Tamariske, auch aus Palmzweigen.

Wein wurde während der Coena von Anfang an gereicht, doch trank man im Ganzen nur mäßig, da der Wein den Geschmack für die Speisen abstumpfte; man sparte sich das Trinken für den Nachtisch oder für das Trinkgelage auf, welches gewöhnlich nach der Mahlzeit folgte. Bei dem Essen standen vor jedem Gast zwei Becher, in welche er sich nach Belieben einen kalten oder einen warmen Trunk von den dienenden Sclaven mischen lassen konnte. Man mischte nämlich mit dem Weine entweder kaltes oder warmes Wasser. Eine Erfindung des Nero war es, das zu mischende Wasser, um es vollkommen zu reinigen, erst zu kochen und dann zu kühlen. Um den Trunk recht kalt zu haben, warf man Eis oder Schnee in den Wein, und der Verbrauch von Eis und Schnee war in Rom so groß, daß der Handel damit Winter und Sommer ein sehr einträgliches Gewerbe war. Der warme Trunk hieß Calda; ein Gefäß, Caldarium, in welchem ein mit Kohlen gefüllter Cylinder das Wasser dazu heizte, stand in dem Speisezimmer zur Seite auf einem Tische, der auch die Gefäße mit Eis und Schnee trug.

Wenn die Hauptmahlzeit vorüber war, wurde nach alter

Sitte unter feierlichem Schweigen den Laren das Speiseopfer dargebracht, wobei man die Mola salsa verwendete. Das Opfer wurde in altherkömmlicher Weise von dem Spiel eines Flötenbläsers begleitet. Nach dem Opfer folgte der Nachtisch, bei welchem allerlei Backwerk, frisches, getrocknetes und eingemachtes Obst gereicht ward.

Häufig wurde nach der Mahlzeit noch ein Trinkgelage (comissatio) bis spät in die Nacht gehalten. In der zwischen beiden liegenden Pause nahm mancher der Gäste ein Bad, oder er erging sich eine Weile in den Hallen des Hauses. Unterdeß hatte die Dienerschaft das Speisezimmer gereinigt und zu dem Gelage hergerichtet, so daß die Gäste wieder ihre früheren Plätze auf dem Triclinium einnehmen konnten; oder es war ein andres Zimmer für das Gelage bereit. Vor dem Beginne desselben wurden den Gästen Salben und Kränze gereicht, worauf man den Göttern eine Spende darbrachte. Aus einer Caraffe mit engem Halse (guttus) träufelte man ungemischten Wein in eine Schale (patera, patella), um ihn dann auf den Boden zu spenden. In dem Jahre 29 v. Chr. wurde durch einen Senatsbeschluß bestimmt, daß auch dem Augustus bei öffentlichen und privaten Gastmählern eine solche Libation gebracht werden solle. Nun begann man das Trinken, und zwar Graeco more, „nach griechischer Sitte". Es wurde durch die Würfel ein König des Gelages (magister oder rex convivii) gewählt, welcher die Trinkweise und namentlich das Verhältniß bestimmte, in welchem Wein und Wasser gemischt werden sollte. Denn jetzt wurde nicht, wie bei der Mahlzeit, jedem Einzelnen, wie er es wünschte, der Trank gemischt, sondern für die ganze Gesellschaft in einem großen Mischkrug (crater). Ueber dem Mischkrug lag ein siebartiger Trichter (colum), durch welchen man den Wein goß, um ihn von dem Bodensatz zu reinigen. In diesen Trichter legte man auch das Eis, wenn man den Wein kühlen wollte. Um den Wein aus dem Mischkrug in die Becher zu füllen, bediente man sich eines Schöpflöffels von bestimmtem Maße, des Cyathus; er hielt den

12. Theil eines Sextarius, $2\frac{1}{2}$ Pr. Cubikzoll. Man trank der Reihe nach aus Einem Becher herum, oder Einer trank dem Andern eine Anzahl Cyathi vor und reichte ihm dann den Becher, damit er ihn ganz leere; man nannte dabei den Namen dessen, dem man zutrank. Man trank die Gesundheit der Anwesenden oder seine eigene mit den Worten: bene tibi, bene vobis, bene mihi. Die Zahl der Cyathi, welche man auf das Wohl der Geliebten trank, richtete sich nach der Zahl der Buchstaben ihres Namens (nomen bibere). So heißt es bei Martial:

„Sechs auf der Nävia Wohl, sieben Glas der Justina getrunken,
Fünf nur Lykas, und vier Lyde, und Ida nur drei."

Der Becher mußte in Einem Zuge, ohne abzusetzen, geleert werden. Bei fortgesetztem Trinken vertauschte man gewöhnlich die kleineren Becher mit größeren. Ueberhaupt arteten diese Trinkgelage häufig in wüste Orgien aus, die bis zu dem Morgen dauerten. Um unmäßig trinken zu können, nahm man Bimsstein, und weil Wein ein Gegengift gegen Schierling sein sollte, aß man Schierling, um sich durch Trinken vom Tode zu retten.

Man verlangte von einem fein gebildeten Gastgeber, daß er während der Mahlzeit und des Trinkgelages unterhaltende Gespräche einzuleiten und fortzuführen verstehe; indeß waren doch die Wenigsten mit einer einfachen Unterhaltung, auch wenn sie mit Witz und Scherz gewürzt war, zufrieden, und auch das Vorlesen von Gedichten und andern litterarischen Produkten, Erzählung von Märchen, das Lösen von Räthseln während der Tafel war den Gästen häufig langweilig; da unterhielten sich Manche noch lieber mit Würfel- und Brettspiel. Ein beliebtes Amüsement waren bei der Vorliebe der Römer für burlesken Witz die Späße der Possenreißer, ferner die Produktionen von Gauklern und Seiltänzern. Musik, Sänger, Tänzer und Tänzerinnen, namentlich die Darstellungen der Mimen durften in der späteren Zeit bei einem ordentlichen Mahl und Gelage nicht fehlen. Da blieb denn für die feineren geistigen Genüsse der Gesellschaft, wie der Grieche sie liebte, gar wenig Raum mehr;

während man sich an glänzendem aufregendem Sinnenspiel ergötzte, überließ man sich zu gleicher Zeit einer maßlosen Schlemmerei.

Die Verschwendung der Tafel hatte in den letzten Zeiten trotz den häufigen Luxusgesetzen, welche ihr steuern sollten, außerordentliche Dimensionen angenommen und war bei dem wachsenden Hange der Römer zu materiellen Genüssen noch immer im Steigen; selbst geistig hoch stehende Männer, welche in anderen Beziehungen ihre Zeitgenossen überragten, waren diesem allgemein verbreiteten Sybaritismus in einer uns kaum begreiflichen Weise verfallen. Alles, was die Länder des weiten Reiches an Leckerbissen erzeugten, kam auf die Tafeln der römischen Schlemmer, und auf ihren Villen machten diese, wie wir in einem früheren Artikel gesehen, im Interesse ihres Gaumens und Magens die kostspieligsten Anlagen zur Zucht und Mästung von Vierfüßlern und Vögeln, Fischen und Schalthieren. Die Gurmandise war ein vollständiges Studium geworden, und neue Erfindungen auf diesem Felde galten als des Andenkens würdige Verdienste. Behälter zum Mästen der Schnecken legte zuerst Fulvius Lupinus im Gebiete von Tarquinii an, Sergius Orata erfand die Austerbassins. Cornelius Nepos, der nüchterne Biograph, hat den Ruhm, zuerst gezeigt zu haben, wie man frischgefangene Krammetsvögel mästen könne; der Redner Hortensius brachte zuerst die Pfauen, und zwar in ihrem prachtvollen Gefieder, auf die Tafel, Messalinus Cotta die Gänsefüße mit Hahnenkämmen. P. Servilius Rullus, der Vater des durch sein Ackergesetz bekannt gewordenen Rullus, lehrte, den wilden Eber ganz auf die Tafel setzen, und seitdem machte dieser, gewöhnlich mit Würsten, Gänsen, kleinem Geflügel gefüllt, das Hauptstück der römischen Mahlzeit (caput coenae) aus. Einen Gastronomen ersten Ranges, einen feinen Lebemann, der die Genüsse der Tafel sich zum Lebensstudium gemacht und mancher eigenen wichtigen Erfindung sich rühmen darf, führet uns mit schalkhafter Ironie eine Satire des Horaz (2, 4) vor; wir wollen seine Weisheit, die er vorträgt, unsern Lesern nicht vorenthalten:

„Eier von länglicher Form, die sorg' auf die Tafel zu bringen,
Da sie von besserm Geschmack und nährender sind wie die runden.
Nämlich ein zäherer Stoff umschließet den männlichen Dotter.
Kohl vorstädtischer Zucht ist weniger lieblich, wie trocknen
Feldes Gewächs; so verwaschen ist nichts, wie bewässerte Gärten.
Wenn zur Nacht unversehens ein Gast zum Besuche dir eintrifft,
Daß durch Zähe das Huhn nicht übel behage dem Gaumen,
Wirst in falernischem Most du das lebende klüglich ertränken.
Hierdurch machst du es zart. Auf Wiesen gewachsene Schwämme
Achte für gut; nicht traue den übrigen. Stets in Gesundheit
Lebet die Sommer hindurch, wer's Frühmahl schließet mit schwarzen
Maulbeern, die er vom Baum vor drückender Sonne gesammelt.
Grundfalsch mengte zum Honig Aufidius starken Falerner;
Denn es gehört vor Tische für noch ganz leere Gedärme
Nichts als lindes Getränk. Weit richtiger spült man mit mildem
Meth sich den Magen zuerst. Wenn härterer Leib dich beschweret,
Treibt Miesmuschel das Stockende fort, und gewöhnliche Muscheln,
Sammt kurzblättrigem Ampher; dabei trink weißlichen Coer.
Wachsender Mond macht voller des Schalthiers schleimige Wohnung.
Doch nicht jegliches Meer ist edeler Arten ergiebig.
Bajä's stachliche Schnecke, sie weicht der lucrinischen Muschel.
Austern erzeugt der circejische See, Meerigel Misenum,
Mit Kammmuscheln sich rühmt, randbreiten, das weiche Tarentum.
Mög in der Gastmahlskunst doch Niemand Meister sich dünken,
Eh' er genau ausforschte die feineren Regeln des Wohlschmacks!
Nimmer genügt's, daß du Fische für Gold wegraffest vom Markttisch,
Ohne zu wissen, für welche sich Brüh' mehr schicke, für welche,
Sind sie gebraten, der Gast, der ermattende, wartend den Arm stützt.
Nur ein umbrischer Eber, genährt vom Futter des Eichwalds,
Laſt' auf der Runde des Beckens, wenn kraftlos Fleisch dir verhaßt ist.
Denn schlecht ist der Laurenter, von Rohr und Schilfe gemästet.
Weinland liefert dem Tisch nicht stets wohlschmeckende Rehe.
Von der befruchteten Häsin erwählt ein Kenner die Schultern.
Welches der Fisch' und der Vögel Natur sei, welches ihr Alter,
Hat vor dem meinen noch nie ein forschender Gaumen erkundet.
Mancher bewährt nur Witz in Erfindung neuen Gebäckes.
Nimmer jedoch reicht's hin, Ein Ding zu betreiben mit Sorgfalt;
Wie, wenn einzig der Wirth für die Güte der Weine bemüht ist,
Ohn' um das Oel sich zu kümmern, womit er die Fische beträufe.
Stellst du den massischen Wein in's Freie, bei heiterem Himmel,
Wird von der nächtlichen Luft, was Trübes verblieben, geläutert,
Und es entweicht der Geruch, nachtheilig den Nerven. Doch jener,

Den durch Leinen du seihst, büßt viel vom ächten Geschmack ein.
Wer Surrenter Gewächs klug mengt mit falernischer Hefe,
Der thut wohl, das Gemisch mit dem Eie der Taube zu klären,
Weil zum Grunde sich senkt, einwickelnd das Fremde, der Dotter.
Matt nachlassenden Trinkern erfrischt die geröstete Krabb' und
Afrische Schnecke den Muth. Denn Lattich schwimmt in dem Magen
Nach dem erhitzenden Wein; vielmehr durch Schinken und Knackwurst
Wünscht er, gebeizt wie er ist, sich zu kräftigen. Ja, es behagt ihm
Jegliches eh', was heiß man ihm bringt vom sudelnden Garkoch.
Wohl auch lohnt sich's der Müh, die Natur der gedoppelten Creme
Recht zu verstehn. Einfache besteht aus süßem Olivöl,
Welches mit fetterem Wein und Thunfischlake gemischt wird;
Anderer nicht, als die auf byzantischer Kruke gegohren.
Wann nun dies aufkochte, gemengt mit zerschnittenen Kräutern,
Streut man korykischen Safran darauf, läßt's stehen, und fügt dann
Dazu ein Oel, das quoll aus gekelterter Beere Venafrums.
Tiburs Obst steht nach dem picenischen, wegen des Wohlschmacks;
Denn an Gestalt ist's schöner. Es paßt die Venuculatraube
Gut für den Topf; Albaner Gewächs dörrt besser im Rauche.
Letzteres hab' ich mit Aepfeln, und ich Salzrogen mit Weinstein,
Ich, der Erfinder, zuerst schwarz Salz sammt weißlichem Pfeffer
Fein durchsiebt, um die Tafel in sauberen Näpfchen gestellet."

Danach folgen dann noch mancherlei Vorschriften über die geschmackvolle Anordnung einer Tafel und das Serviren bei derselben. — Mit welcher Wichtigkeit von späteren Römern die Delicatessen der Tafel behandelt wurden, beweisen folgende Worte des Ammianus Marcellinus, der in der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr. lebte. „Auf den römischen Tafeln," sagt er, „werden Vögel, Eichhörnchen und Fische von ungewöhnlicher Größe mit der gierigsten Aufmerksamkeit betrachtet; ihr Gewicht wird mittelst einer Wage auf das Genaueste ermittelt, und während die vernünftigen Gäste sich bei der wichtigen und ekelhaften Wiederholung einer und derselben Sache langweilen, werden Notare beigezogen, um in einer authentischen Urkunde die Wahrheit eines so wunderbaren Ereignisses zu beglaubigen."

Was Alles die Römer an Leckereien gegessen, läßt sich nicht aufführen; wir wollen nur einzelnes Charakteristische der römischen Küche erwähnen. Dahin gehört, daß die Speisen in der

Regel sehr stark und picant gewürzt waren, wozu eine Menge heimischer und besonders ausländischer Gewürze zu Gebote stand. Eine Hauptkunst bestand darin, einfachen Speisestoffen durch verschiedenartige Zubereitung den mannigfaltigsten Geschmack zu geben. So konnte man aus einem Kürbis alle Gänge einer Mahlzeit herstellen, wie wir aus folgendem Epigramm des Martial ersehen:

„Welch' ein Atreus der Kürbisköpf' ist Cäcilius,
Daß er, so wie die Söhne des Thyestes,
Sie zerreißt und in tausend Stücke schneidet!
Diese mußt du sogleich zum Anbiß essen,
Diese bringt er dir bei dem ersten Gange,
Setzt beim zweiten sie vor und auch beim dritten;
Hieraus schafft er dir noch den letzten Nachtisch;
Hieraus formet sein Bäcker fade Kuchen,
Hieraus künstelt er mannigfaches Naschwerk,
Und Palmfrüchte, wie vom Theater regnen.
Hieraus hacket der Koch so manch Gemüse,
Linsen glaubst du zu sehen und Bohnen; Würstlein
Ahmt er nach und Boleten, eingesalznen
Thunfischschwanz und gefleckte kleine Fische.
Dann erschöpfet der schlaue Kellermeister
Bei der Raute noch alle seine Künste,
Den Geschmack zu verändern. Und so füllt er
Seine länglichen, runden, tiefen, flachen
Schüsseln, Schalen, Saladieren, Teller,
Nennt das Schmausen und herrlich Leben, wenn er
Auf so manches Gericht — Ein As verwendet."

Das Schwein, das nach Varros Ausspruch von der Natur dem Menschen zum Schmausen gemacht ist, verstand man auf 50 verschiedene Arten zuzubereiten; man machte Gerichte aus den Schinken, den Füßen, dem Kopf, den Bauchlappen, den Knorpeln, der durch Feigenfütterung schmackhafter gewordenen Leber, namentlich hochgeschätzte Delicatessen aus der Gebärmutter und dem Euter. Einen besonderen Triumph suchte die raffinirte Kochkunst darin, den Grundstoffen ihren eigenthümlichen Geschmack zu nehmen und durch Mischung verschiedener Stoffe eine

Speise herzustellen, die auch dem geübtesten Kenner ein Räthsel blieb. Die Römer liebten sehr fette Speisen, weshalb das Geflügel, wie Hühner, Gänse, Enten, Pfauen, Krammetsvögel, Feigenschnepfen u. s. w. so stark wie möglich gemästet wurden; die Schnecken machte man fett mit Mehl und verdicktem Most, die Hasel- und Spitzmäuse mit Kastanien und Eicheln. Die Speisen wurden sehr heiß gegessen, weshalb man sie auf Wärmmaschinen ins Zimmer brachte, andre möglichst kalt, und darum setzte man diese in Eis. Bei Seneca heißt es: „O unglücklicher Kranker! Warum? Weil er keinen Schnee im Weine zergehn läßt, weil er die Kühle seines Tranks, den er in räumigem Becher gemischt hat, nicht noch überdies mit zerbrochenem Eise erneut, weil keine lucrinischen Austern für ihn erst an der Tafel geöffnet werden, weil um seinen Speisesaal sich kein Getümmel von Küchenbedienten drängt, welche die Herde mitsammt den Gerichten herauftragen. Denn auch das bereits hat die Schwelgerei ausersonnen; damit keine Speise lau werde, damit dem schon abgestumpften Gaumen Nichts zu wenig heiß sei, zieht die Küche der Mahlzeit nach."

Die Speisen, die der römische Schlemmer aß, mußten möglichst theuer und selten sein, das galt mehr als der Wohlgeschmack; und dazu war es nobel, von bestimmten Thieren nur einzelne besondere Theile zu essen. „Kaum werde ich es verhindern," sagt Horaz, „daß du dir lieber mit einem Pfau als mit einem Huhn den Gaumen kitzelst, verführt durch den eitlen Schein, weil der seltene Vogel mit Gold aufgewogen wird und durch seinen bunten Schweif blendet, als ob dies im Geringsten zur Sache gehörte. Issest du vielleicht jene Federn, die du lobst? hat er gekocht noch dieselbe Pracht?" Favonius sagt bei Gellius: „Die Hauptgutschmecker und Leckermäuler sagen, keine Mahlzeit sei nobel, wenn nicht ein Gericht eben, sobald es einem am besten schmecke, sofort abgetragen und ein andres noch besseres und köstlicheres aufgesetzt werde; sie behaupten, daß man keinen Vogel außer dem Feigenpicker ganz aufessen müsse; wenn von den an-

dern Vögeln und Hühnergeflügel nicht so viel aufgetragen wird, daß sie mit dem untern Theile von den Keulen ab satt werden können, so sagen sie, das Mahl sei bis zur Bettelhaftigkeit knauserig; von denen, die den Obertheil an Vögeln und Geflügel speisen, glauben sie, sie hätten keinen Geschmack.“ Von manchen Thieren aß man blos das Gehirn oder die Leber oder die Zunge. Der Kaiser Vitellius aß als Leckerbissen Flamingozungen. Der Tragöde Aesopus, der in königlicher Pracht lebte, ließ einst bei einem Gastmahl eine Schüssel aufstellen, die größtentheils mit Zungen solcher Vögel gefüllt war, welche Liedchen singen oder die Menschenstimme nachahmen konnten. Das Gericht hatte 100,000 Sest. gekostet. Trotz dieser enormen Verschwendung hinterließ er seinem lüderlichen Sohne noch ein solches Vermögen, daß dieser einst eine Perle von hohem Werthe in Essig auflöste und verschlang. Da sie ihm außerordentlich wohlschmeckte, so gab er auch seinen Gästen jedem eine Perle zum Verschlucken. Es ist natürlich, daß bei solchem Prassen Mancher auch das größte Vermögen zu Nichte machte.

Ein berüchtigter Gourmand war Apicius, ein Zeitgenosse des Augustus und Tiberius. Dieser hielt sich gewöhnlich zu Minturnä an den campanischen Küste auf wegen der dortigen großen Seekrebse, die größer als die von Smyrna und als die alexandrinischen Hummer waren. Als er nun vernahm, daß es auch in Afrika Squillen von ungewöhnlicher Größe gebe, schiffte er sich auf der Stelle ein und bestand eine sehr stürmische Fahrt. Da sein Vorhaben bekannt geworden, kamen ihm, noch ehe er den Strand erreichte, eine Menge Fischer entgegen und boten ihm die schönsten Seekrebse an. Er fragte, ob sie nicht noch größere hätten, und als man ihm antwortete, größere, als sie da gebracht, gäbe es gar keine, gebot er seinem Steuermann, ohne einen Fuß ans Land gesetzt zu haben, sofort nach Minturnä zurückzukehren. Von demselben Schlemmer erzählt Seneca: „Da er 100 Mill. Sesterzien in seine Küche geschüttet und enorme Summen in einzelnen Schmäusen aufgeschlürft hatte, sah er, von

Schulden erdrückt, jetzt zum erstenmal seine Rechnungen nothgedrungen ein. Er berechnete, daß ihm noch 10 Millionen übrig bleiben würden, und als werde er nun im äußersten Hunger leben müssen, wenn er von 10 Millionen Sest. leben sollte, so endigte er sein Leben mit Gift." Ein gewisser Mänius, einige Menschenalter vor Horaz, bekannt durch seine Verschwendung wie durch seinen cynischen Witz, hatte nicht blos sein großes Vermögen völlig verpraßt, sondern auch noch bedeutende Schulden gemacht. Am ersten Januar, wo man den Göttern seine Wünsche zu eröffnen pflegte, betete er mit lauter Stimme auf dem Capitol, daß er doch 40,000 Sest. Schulden haben möchte. Als ihn Jemand um den Grund dieses sonderbaren Wunsches fragte, antwortete er: ich habe deren 800,000. Der Ritter Cassius Nomentanus, ein Zeitgenosse des Horaz, wird jenem Mänius und dem Apicius als ebenbürtig an die Seite gestellt. Seneca schildert, wie dessen ausgesuchte Schwelgerei alle Sinne zugleich in Anspruch nahm, wie er, auf einem mit Rosen gefüllten Polster liegend, das üppige Mahl erwartete, seine Ohren an dem Ton der Musik, sein Auge an Schauspielen, seinen Gaumen an wohlschmeckenden Speisen weidete, und damit die Nase unterdessen nicht müßig bleibe, sei der ganze Ort, wo er der Ueppigkeit fröhnte, mit Wohlgerüchen angefüllt worden. Es dauerte nicht lange, so war ein Vermögen von sieben Millionen Sest. verpraßt und er so heruntergekommen, daß Horaz ihm weissagte, er werde sein Grab auf dem Esquilin unter Sclaven und armem Pöbel finden.

Eine häßliche Unsitte der Römer war es, bei Tische sich den Magen übermäßig mit Speisen und Getränken zu überladen und das Genossene alsdann durch Vomitive wieder von sich zu schaffen, um aufs neue dem wüsten Genuß zu fröhnen, oder um doch wenigstens den schlimmen Folgen der Ueberfüllung vorzubeugen. „Sie brechen sich, um zu essen," heißt es bei Seneca, „und essen, um zu brechen; die Speisen, die sie auf dem ganzen Erdkreis zusammensuchen, würdigen sie keiner Verdauung." Diese Sitte war allgemein

verbreitet und ward so wenig anstößig gefunden, daß Cicero in seiner Rede für den König Deiotarus den Dictator Cäsar daran erinnern konnte, wie er nach der Mahlzeit ins Bad geführt worden sei, um ein Vomitiv zu nehmen. Eine solche Völlerei, namentlich bei der üblichen scharfen Würzung der Speisen und bei der Sitte, dieselben entweder sehr heiß oder sehr kalt zu genießen, mußte natürlicher Weise für die Gesundheit höchst nachtheilig sein. „Willst du die Zahl der Krankheiten wissen,“ sagt Seneca, „so zähle die Köche.“

Das Gastmahl des Trimalchio.

Wir besitzen, wahrscheinlich aus den Zeiten des Nero, von einem gewissen Petronius unter dem Titel Satyricon einen humoristischen Roman, der, in irgend einer Stadt Unteritaliens spielend, außer manchen andern für die Sittengeschichte der damaligen Zeit interessanten Schilderungen aus dem niederen Volksleben auch die Beschreibung eines Gastmahls enthält — das berühmte und berüchtigte Gastmahl des Trimalchio. Dieser Trimalchio ist ein aus dem niedrigsten Sclavenstande erwachsener, zu ungeheurem Reichthum emporgekommener Mensch der ordinärsten Sorte, der in Schwelgerei und Albernheit kaum seines Gleichen hat. Heute hat er sich außer mehreren andern, an Rohheit und Uncultur ihm gleichstehenden Leuten auch einige junge Männer, welche in jener Stadt Rhetorik studiren, als Gäste geladen. Wenn die Schilderung des Gastmahls, dessen Verlauf Einer dieser Studirenden, Namens Encolpius, erzählt, auch satirisch und romanhaft übertrieben ist, so liefert sie uns doch nicht blos von der damals bestehenden Tafelsitte, sondern auch von der Denk- und Anschauungsweise der niederen Classen jener Zeit ein lebendiges und im Allgemeinen richtiges Bild. Wir geben die Erzählung, hier und da etwas abgekürzt, nach der Uebersetzung von Wellauer.

— — Wir waren nun in den Speisesaal gekommen und hatten uns niedergelegt; alexandrinische Sclaven gossen uns

Schneewasser auf die Hände; ihnen folgten andre, die zur Bedienung der Füße bestimmt waren und uns die Nägel aufs sorgfältigste reinigten. Und dieses beschwerliche Geschäft verrichteten sie nicht einmal schweigend, sondern sie sangen auch noch dazu. Ich wollte versuchen, ob die ganze Dienerschaft sänge, und forderte zu trinken. Ein schnell dienstfertiger Sclave brachte ein Getränk und sang dazu, und so jeder, von dem man irgend Etwas forderte. Jetzt wurde eine sehr reichliche Vorkost aufgetragen, denn Alle lagen schon an ihren Plätzen, außer Trimalchio, für den ungewöhnlicher Weise der erste Platz aufgehoben wurde. Auf dem Speisebrett stand ein Esel von korinthischem Erz mit zwei Säcken, worin er auf der einen Seite weiße, auf der andern schwarze Oliven hatte. Den Esel bedeckten zwei Schüsseln, auf deren Rändern Trimalchios Name und ihr Silbergewicht bemerkt war, und auf welchen Haselmäuse, mit Honig und Mohn übergossen, lagen. Außerdem waren siedende Würste auf einem silbernen Roste, und unter dem Roste syrische Pflaumen mit Granatäpfelkernen. Bei diesen Leckereien waren wir, als Trimalchio unter musikalischer Begleitung hereingetragen wurde und, zwischen einer Menge ganz kleiner Kopfkissen niedergelegt, uns wider Willen ein Lachen entlockte. Denn das geschorene Haupt streckte er aus einem darum gewundenen scharlachnen Tuche hervor, an den mit Kleidern überladenen Hals hatte er eine mit breiten Purpurstreifen geschmückte Serviette gesteckt, von welcher an allen Seiten Fransen und Trotteln herabhingen; am kleinen Finger der linken Hand hatte er einen großen vergoldeten Ring und am letzten Gliede des nächsten Fingers einen kleinern, der, wie es mir schien, ganz von Gold, aber mit eisernen Sternen völlig bedeckt war. Und um nicht blos diese Schätze zu zeigen, entblößte er den rechten Arm, der mit einem goldenen Armbande geschmückt und von einem elfenbeinernen Ringe mit glänzendem Goldschilde umgeben war, so wie er sich nachher mit einem silbernen Stachel die Zähne reinigte. Zu gleicher Zeit wurde ein Speisebrett mit einem Korbe hereingebracht, worin eine hölzerne Henne mit ausgebrei-

teten Flügeln saß, wie die Hennen pflegen, wenn sie brüten. Sogleich traten unter Musik zwei Sclaven hinzu, fingen an das Nest der Henne zu durchsuchen und brachten von Zeit zu Zeit Pfaueneier hervor, die sie unter die Gäste vertheilten. Trimalchio wandte seine Augen auf diese Scene und sagte: Freunde, ich habe der Henne Pfaueneier unterlegen lassen, und ich fürchte wahrhaftig, sie sind schon bebrütet; doch wollen wir versuchen, ob sie sich noch ausschlürfen lassen.

Wir bekamen Löffel, die nicht weniger als ein halbes Pfund wogen, und durchstießen die Eier, die aus Mehl gebildet waren. Ich hätte meine Portion fast weggeworfen; denn es sah mir aus, als hätte sich inwendig schon ein Junges gebildet; als ich aber einen alten Gast sagen hörte: dahinter muß irgend etwas Gutes stecken, lüftete ich die Schale weiter und fand eine fette Schnepfe mit gepfeffertem Eidotter umgeben. —

Auf ein von der Musik gegebenes Zeichen wurden nun die Vorkost-Aufsätze von einem singenden Chor schnell weggeräumt. In diesem Getümmel fiel ein silberner Teller auf die Erde, und ein Sclave hob ihn auf; aber kaum hatte Trimalchio dies bemerkt, als er es ihm mit einer Ohrfeige verwies und den Teller wieder hinzuwerfen befahl. Bald darauf trat ein Kammersclave ein und kehrte unter anderem Kehricht auch jenes Silbergeschirr mit dem Besen aus. Hierauf kamen zwei äthiopische Sclaven mit langen Haaren, welche kleine Schläuche trugen, ähnlich denjenigen, aus denen der Sand im Amphitheater besprengt wird, und gaben uns Wein zum Waschen auf die Hände; denn Wasser reichte uns Niemand. Dann brachte man gläserne Flaschen, die sorgfältig vergypst waren, und an deren Hälsen Etiquetten hingen mit der Inschrift: Opimianischer hundertjähriger Falerner. Während wir diese Inschrift lesen, schlägt Trimalchio die Hände zusammen und ruft aus: Ach, der Wein lebt also länger als das Menschenkind; nun so wollen wir uns einen Haarbeutel trinken, der Wein ist das Leben. Es ist ächter Opimianischer, gestern habe ich nicht so guten vorgesetzt, und ich hatte ganz andere Leute zu Tische.

Darauf erschien eine Tracht von Speisen, deren Größe unserer Erwartung gar nicht entsprach, deren Neuheit jedoch unsere Augen auf sich zog. Auf einem runden Speisebrett waren nämlich die zwölf Zeichen des Thierkreises ringsum vertheilt, und über jegliches hatte der Anrichter eine Speise von entsprechendem Stoffe gesetzt: über den Widder Widdererbsen, über den Stier ein Stück Rindfleisch, über den Krebs einen Kreis von Krebsen, über den Löwen eine afrikanische Feige u. s. w. In der Mitte war ein Stück ausgegrabener Rasen, worauf eine Honigwabe lag; ein ägyptischer Sclave trug in einem silbernen Backofen Brod herum und quälte sich gleichfalls ab, mit einer gräßlichen Stimme dazu zu singen, und wir entschlossen uns, auf die Aufforderung des Trimalchio, bei diesen einfachen Speisen zuzulangen, als vier Sclaven nach der Musik tanzend herbeieilten und den oberen Theil des Aufsatzes abhoben, worauf wir darunter auf einem zweiten Speisebrett Geflügel, Saueuter und einen Hasen erblickten, der in der Mitte mit Flügeln geschmückt war, so daß er wie ein Pegasus aussah. Wir bemerkten auch auf den Ecken des Speisebrettes vier Marsyasse, aus deren Bäuchen gepfefferte Caviarsauce sich über Fische ergoß, die in einem künstlich angebrachten Teiche schwammen. Wir erhoben alle ein lautes Beifallgeschrei, womit die Sclaven den Anfang gemacht hatten, und machten uns lachend über diese köstlichen Sachen her. Trimalchio, der sich über diese Erfindung nicht wenig erfreute, rief den Vorschneider herbei, der unter zierlichen, nach der Musik sich richtenden Gesticulationen die Speisen zerlegte. Dessenungeachtet wiederholte Trimalchio immer wieder von Zeit zu Zeit das Gebot: schneid' er. Ich vermuthete sogleich, hinter dieser öfteren Wiederholung müsse irgend ein Witz stecken, und schämte mich nicht, meinen Tischnachbar darnach zu fragen. Dieser, der schon öfter dergleichen Späße mit angesehen hatte, erwiederte: siehst du, der Sclave, der die Speisen zerlegt, heißt Schneider, so oft also Trimalchio sagt: Schneid' er, so nennt er mit einem Worte seinen Namen und befiehlt ihm zugleich, vorzuschneiden.

Ich konnte nichts mehr essen und wandte mich daher ganz zu meinem Nachbar, um mehr von ihm zu erfahren. Ich fragte ihn zuerst, wer die Frau wäre, die dort immer hin und her liefe. Das ist, entgegnete er, die Frau des Trimalchio, sie heißt Fortunata und mißt das Geld mit dem Scheffel. Und was ist sie vor Kurzem noch gewesen? Du hättest, mit Respekt zu melden, kein Stück Brod aus ihrer Hand nehmen mögen. — Jetzt ist sie, sie weiß selbst nicht wie, in den Himmel gekommen, und ist bei Trimalchio Alles in Allem. Wenn sie ihm am hellen Mittage vorsagt, es sei finster, so glaubt er es. Er selbst weiß nicht, was er hat, so steinreich ist er; aber sie sorgt für Alles, und wo man nicht hindenkt, da ist sie. Sie ist nüchtern, mäßig, verständig, aber sie hat eine böse Zunge und kann schimpfen, wie ein Rohrsperling; wen sie liebt, den liebt sie, und wen sie nicht liebt, den liebt sie nicht. Trimalchio selbst hat Landgüter, so weit nur Schwalben fliegen, und Geld über Geld; in der Kammer seines Thürhüters liegt mehr Silber, als irgend Jemand im Vermögen hat. Seine Sclaven aber, o je, ich glaube wahrhaftig, nicht der zehnte Theil von ihnen kennt seinen Herrn. Auch von seinen Mitfreigelassenen darfst du nicht gering denken, sie sitzen alle in der Wolle. Siehst du den, der dort auf dem Sopha zu unterst liegt? Er hat heut zu Tage seine 800,000 und hat mit Nichts angefangen; er pflegte Holz auf dem Rücken zu tragen, aber er soll (ich weiß übrigens nichts davon, ich habe es nur so gehört) sich ein Wünschhütlein verschafft und einen Schatz gefunden haben. Was meinst du zu dem, der dort liegt, wo die Freigelassenen zu liegen pflegen? Der hat sichs in seinem Leben wohl sein lassen, und ich kann's ihm nicht verdenken, er hat seine Million Sesterzien gehabt, aber jetzt ist er wackelig geworden, ich glaube, es gehört ihm kein Haar mehr auf seinem Kopfe. Und was für ein ehrenvolles Gewerbe hat er früher getrieben, wie du ihn da siehst? Denke dir, er ist ein Leichenbesorger gewesen. Nachher pflegte er zu speisen wie ein König, es wurde mehr Wein bei ihm unter den Tisch gegossen, als Andere im Keller haben. Und als es auch schon mit ihm

bergab ging und er fürchtete, seine Gläubiger möchten glauben, er mache Bankerott, kündigte er eine Auction durch folgenden Anschlag an: „Julius Proculus wird eine Versteigerung seiner überflüssigen Sachen halten."

Diese angenehmen Erzählungen unterbrach Trimalchio; denn schon war der Speiseaufsatz weggeräumt, und die fröhlichen Gäste fingen an, sich mit Weintrinken und allgemeinem Gespräch zu unterhalten. Jener also sagte, auf dem Ellenbogen ruhend: Den Wein müßt ihr durch fleißiges Trinken süß machen, auch wollen die Fische schwimmen. — Jetzt traten Diener ein und legten Teppiche vor die Sophas, worauf Jagdnetze gestickt waren, und Jäger auf dem Anstande mit Jagdspießen und ein ganzer Jagdapparat. Wir wußten noch nicht, was wir denken sollten, als außerhalb des Speisesaals sich ein gewaltiges Geschrei erhob, und siehe da, es kamen spartanische Hunde herein und fingen an, um den Tisch herum zu laufen. Auf sie folgte ein Speisebrett, worauf ein Eber von der ersten Größe lag, und zwar mit einem Hute auf dem Kopfe; an seinen Zähnen hingen zwei aus Palmzweigen geflochtene Körbchen, von denen das eine mit Datteln, das andere mit thebanischen Nüssen gefüllt war. Kleine Ferkel aus Kuchenteig, die ringsherum lagen, als hingen sie an den Zitzen, gaben zu erkennen, daß es eine Saumutter sei, und zwar waren diese zum Einstecken und Mitnehmen bestimmt. Uebrigens kam zum Tranchiren des Schweines nicht der vorige Schneider, der das Geflügel zerlegt hatte, sondern ein großer bärtiger Kerl mit gewaltigen Jägerbinden um die Füße und einem groben Jagdrocke. Mit einem Jagdmesser schnitt er die Seite des Schweines auf, und aus dieser Wunde flogen Drosseln heraus. Vogelfänger mit Leimruthen, welche bei der Hand waren, fingen sie sogleich, wie sie im Saale herumflogen. Trimalchio befahl, jedem Gaste einen gleichen Antheil zu geben, und fügte hinzu: Seht auch, was dieses Schwein für Eicheln gefressen hat. Sogleich traten Sclaven zu den Körben, die ihm an den Zähnen hingen, und vertheilten die Datteln und Nüsse zu gleichen Theilen unter die Esser.

Unterdessen hatte ich mir schon sehr den Kopf zerbrochen, warum das Schwein mit einem Hute auf dem Kopfe hereingekommen wäre, und nachdem ich meinen Verstand vergeblich erschöpft hatte, entschloß ich mich, meinen vorigen Erklärer um das zu fragen, was mich quälte. Er antwortete: Das kann dir ja sogar dein Sclave sagen; die Sache ist gar kein Räthsel, sondern liegt am Tage. Da dieser Eber gestern das Hauptstück der Mahlzeit ausgemacht hat, aber von den schon satten Gästen entlassen worden ist, so kehrt er heute als Freigelassener zu dem Mahle zurück. Ich ärgerte mich über meine Dummheit und sagte nichts weiter mehr, damit es nicht aussähe, als hätte ich nie in anständiger Gesellschaft gespeist. Während wir noch sprachen, trat ein junger schöner Sclave, mit Weinreben und Epheu umwunden, herein, der bald den Bromius, bald den Lyäus, bald den Euhius darstellend, Weintrauben in einem Korbe herumtrug und Lieder seines Herrn mit heller Stimme sang. Auf diesen Klang aufmerksam geworden, sagte Trimalchio: Dionysos, du sollst frei sein. Sogleich nahm der Knabe dem Schweine den Hut ab und setzte ihn auf seinen Kopf. Trimalchio aber fügte hinzu: ihr werdet nun nicht leugnen können, daß ich den Vater Liber habe. Wir lobten den Witz und küßten den herumgehenden Knaben tüchtig ab.

Nach diesem Gericht stand Trimalchio auf und ging hinaus, und da wir nun ohne den Hausherrn größere Freiheit hatten, wurden die Gespräche der Gäste etwas lauter. Nachdem also der Erste Wein gefordert hatte, schrie er: Es ist doch am Tage gar nichts; ehe man sich umdreht, wird es Nacht. Es ist also nichts besser, als aus dem Schlafgemach geradeswegs in den Speisesaal zu gehen. Und was für eine schändliche Kälte haben wir, kaum hat mich das Bad erwärmt; aber ein warmer Trunk ist so gut wie ein Kürschner. Aber ich habe auch ganze Eimer voll getrunken, ich bin ganz weg, der Wein ist mir in das Gehirn gestiegen. Seleucus fuhr an seiner Stelle fort: Ich bade mich nicht alle Tage; denn ein Bad ist so gut wie ein Walker,

und das Wasser hat Zähne, mit denen es uns am Leibe nagt. Man muß sich das Herz nicht alle Tage schmelzen lassen; habe ich nur einen Becher warmen Meth hinuntergeschlungen, dann lasse ich die Kälte Kälte sein. Ich konnte mich heute auch nicht baden; denn ich war zum Begräbniß. Ein ganz charmanter Mensch, der gute Chrysanthus, hat den letzten Odem ausgehaucht. Wie lange ist's her, daß er mich noch angerufen hat; es ist mir, als spräche ich noch mit ihm. Auch wir wandeln nur so wie aufgeblasene Schläuche umher; wir sind weniger werth als Fliegen; diese taugen doch noch zu etwas, wir aber sind mehr als Seifenblasen. Und wenn er etwa nicht enthaltsam gewesen wäre; fünf Tage lang hat er keinen Tropfen Wasser, keinen Bissen Brod in seinen Mund genommen, und doch hat er fortgemußt. Aber es haben ihn mehrere Aerzte zu Grunde gerichtet, oder vielmehr das böse Geschick, denn ein Arzt ist nichts anderes als eine Vertröstung. Aber er ist auch schön beerdigt worden, auf einem Leichenbette mit guten Decken, und er ist ehrlich beweint worden; er hat auch einige freigelassen. Nur seine Frau hat ihn freilich nur verstellter Weise beweint.

Mit überlästigem Geschrei drängte sich hier Phileros vor und sagte: Gedenken wir lieber der Lebenden. Jener hat, was ihm gebührte, er hat mit Ehren gelebt und ist mit Ehren gestorben, was hat er sich zu klagen? Er hat mit einem Heller angefangen und hätte sich nicht besonnen, einen Pfennig vom Miste mit den Zähnen aufzuheben. Er ist langsam wie eine Honigwabe gewachsen, und doch hat er wahrhaftig, glaub' ich, seine runden 100,000 hinterlassen, und die hatte er alle baar. Ich will aber die Wahrheit von ihm rein heraussagen; denn ich habe eine Hundezunge gegessen. Er war hartmäulig, schwatzhaft und ein Zänker. Da lobe ich mir seinen Bruder, das war ein braver Mann, seinem Freunde Freund mit offener Hand und vollem Tische. Anfangs freilich hat er dem Vogel am unrechten Flecke die Federn ausgerupft, aber nachher hat ihm die erste Weinernte wieder auf die Beine geholfen; er hatte

so viel Wein zu verkaufen, als er nur wollte, und dann, was ihm noch mehr auf das Pferd half, machte er eine Erbschaft, bei der ihm mehr ins Haus geflogen kam, als jener hinterlassen hat.

Hier unterbrach Ganymed den Phileros und sagte: Ihr schwatzt da Zeug, was weder den Himmel noch die Erde angeht, und unterdeß kümmert sich Niemand darum, woher die Getreidetheuerung bei uns kommt. Ich habe heute wahrhaftig kein Maul voll Brod auftreiben können. Und wie sollte es auch? Die Dürre dauert ja immer fort; ich hungere schon ein ganzes Jahr. Aber die Aedilen hole der Geier, die mit den Bäckern unter einer Decke stecken: Hilf du mir, so helf' ich dir; daher muß das kleine Volk darben, denn bei den Großen haben die Kinnbacken alle Tage Sonntag. O hätten wir noch jene Löwen von Menschen, die ich hier fand, als ich zuerst aus Asien kam. Das hieß noch Leben. Da war das Getreide so wohlfeil wie in Sicilien, und fehlte es einmal, so ohrfeigten sie jene Popanze von Aedilen so ab, daß ihnen Hören und Sehen verging. Aber besonders erinnere ich mich an den Safinius; er wohnte damals am alten Triumphbogen, als ich noch ein Knabe war; das war kein Mensch, das war der klare Pfeffer. Wo er ging, da brannte er die Erde an; aber er war gerade, zuverlässig, ein Freund gegen den Freund, ein Mann, mit dem man getrost im Finstern Mora spielen konnte. Aber auf dem Rathhause, wie war er da? Da stampfte er Jeden im Mörser zusammen und sprach gar nicht durch die Blume, sondern sagte Alles gerade heraus. Und erst auf dem Forum, da schwoll seine Stimme an wie eine Trompete, und dabei schwitzte er gar nicht und spuckte nicht ein einzigmal aus. Und wie herablassend war er! Er erwiederte jeden Gruß, nannte Alle bei Namen, ganz als wäre er wie Unsereins. Daher war auch damals das Getreide wohlfeil wie Koth; ein Brod für ein As konnten zwei zusammen nicht aufessen. Jetzt habe ich schon Ochsenaugen gesehen, die größer sind als die heutigen Brode.

Ach, es wird alle Tage schlimmer, unsere Colonie wächst rückwärts, wie ein Kälberschwanz. Aber wie sollte es auch nicht? Wir haben einen Aedilen, der keinen Pfifferling werth ist, dem ein Thaler in seinem Beutel lieber ist, als die Erhaltung unseres Lebens. Daher läßt er sich's zu Hause wohl sein, er nimmt an einem Tage mehr Geld ein als ein andrer in seinem ganzen Vermögen hat. Ich weiß schon, wo er die 1000 Golddenare herbekommen hat; aber hätten wir nur Haare auf den Zähnen, so sollte es ihm wohl nicht so hingehen; nun aber sind wir zu Hause Löwen und vor der Thür Füchse. Was mich betrifft, ich habe schon alle meine Lumpen verzehrt, und wenn die Theuerung so fort dauert, werde ich meine Hütte verkaufen müssen. Denn was soll daraus werden, wenn weder Götter noch Menschen sich der Colonie erbarmen? Es glaubt auch Niemand mehr an den Himmel, Niemand hält das Fasten, Niemand macht sich auch nur so viel aus dem Jupiter, sondern Alle machen die Augen zu und zählen ihr Geld. Sonst gingen die Weiber in langen Feierkleidern mit nackten Füßen und fliegenden Haaren auf den Berg und baten den Jupiter um Regen; dafür regnete es aber auch sogleich kübelweise, und Alle lachten, wenn sie naß wurden wie die gebadeten Katzen. Aber jetzt haben die Götter die Füße mit Wolle umwickelt, weil wir nicht fromm sind, und unsere Aecker liegen dürr.

Solche Gespräche waren im Schwange, als Trimalchio wieder eintrat. Noch wußten wir nicht, daß wir uns erst in der Mitte des Berges von Schwelgereien befänden, den wir zu überstehen hätten. Denn nachdem die Tische unter Musik gereinigt waren, wurden drei weiße Schweine in den Speisesaal geführt, mit Bändern und Schellen geschmückt, von denen ein Sclave sagte, eins sei zweijährig, eins dreijährig, das dritte schon sehr alt. Ich glaubte, es wären Jongleurs hereingekommen und die Schweine würden, wie man es auf den Marktplätzen zu sehen pflegt, Kunststücke machen. Aber Trimalchio sagte: Welches von diesen wollt ihr sogleich als Speise auf dem Tische sehen? Zu-

gleich ließ er den Koch rufen, und ohne unsere Wahl abzuwarten, hieß er ihn das älteste schlachten. Dabei fragte er ihn: aus der wievielten Sclavendecurie bist du? Aus der vierzigsten. Gekauft oder im Hause geboren? Keines von beiden, sondern du hast mich von Pansa geerbt. Nun, so siehe wohl zu, daß du das Schwein gut anrichtest, sonst werde ich dich in die Decurie der Botenläufer versetzen lassen. Der Koch führte also seinen lebenden Braten in die Küche, und kaum hatte Trimalchio ein kurzes Gespräch mit uns geführt, so kam ein Speisebrett mit einem ungeheuren Schweine auf den Tisch. Wir wunderten uns über die Schnelligkeit und schworen, nicht einmal ein Hahn hätte so geschwind gekocht werden können, um so mehr, da das Schwein uns jetzt viel größer vorkam als vorher. Da betrachtete Trimalchio es immer genauer und sagte endlich: Wie, das Schwein ist ja nicht ausgeweidet? Wahrhaftig nein. Man rufe den Koch her. Als dieser traurig an den Tisch getreten war und gestand, er habe es auszuweiden vergessen, schrie Trimalchio: Was, vergessen? er thut, als hätte er blos vergessen, Pfeffer und Kümmel hineinzuthun; man entkleide ihn. Der Koch wird ohne Verzug entkleidet und steht höchst betrübt zwischen zwei Prügelknechten. Da fingen Alle an, für ihn zu bitten und zu sagen: Das kann Einem wohl widerfahren, schenke es ihm für diesmal, wir bitten dich; thut er es noch einmal, dann wird Niemand von uns für ihn bitten. Ich aber, voll grausamer Strenge, konnte mich nicht halten und flüsterte dem Agamemnon in's Ohr: das muß der allernichtswürdigste Sclave sein. Wie kann Jemand vergessen, ein Schwein auszuweiden? Ich würde es ihm wahrlich nicht verzeihen, wenn er es nur bei einem Fische unterlassen hätte. Nicht so Trimalchio, der mit wieder freundlich gewordenem Gesichte sagte: Nun, weil du so ein schlechtes Gedächtniß hast, so weide es hier in unserer Gegenwart aus. Jener zog seinen Rock wieder an, nahm das Messer und machte mit furchtsamer Hand mehrere Schnitte in den Bauch des

Schweins. Diese erweiterten sich sehr bald durch die von innen drängende Wucht, und heraus stürzten Würste und Karbonaden.

Bei diesem Kunststück brachen die Sclaven in Beifallgeschrei aus und wünschten dem Trimalchio Glück; der Koch wurde mit einem Trunke belohnt und einem silbernen Kranze, und den Becher bekam er auf einer korinthischen Schüssel. Als Agamemnon diese näher betrachtete, sagte Trimalchio: ich bin der Einzige, der ächte korinthische Gefäße hat. Ich erwartete nach seiner sonstigen Aufschneiderei, er würde sagen, er bekäme sie aus Korinth, aber er fuhr fort: du fragst vielleicht, wie das zugeht? Weil der Erzgießer, von dem ich kaufe, Korinthus heißt. Damit ihr aber nicht denkt, ich sei ein Dummkopf, ich weiß recht gut, woher zuerst die korinthischen Gefäße gekommen sind. Als Ilium eingenommen wurde, ließ Hannibal, ein verschmitzter Bösewicht, alle ehernen, goldenen uud silbernen Bildsäulen auf einen Scheiterhaufen zusammenlegen und diesen anzünden. Da floß nun allerlei Metall durcheinander, die Künstler nahmen sich von dieser Masse und machten daraus Schüsseln, Teller, kleine Bildsäulen und dergleichen. So sind die korinthischen Gefäße aus einem Durcheinander entstanden. Ich ziehe mir jedoch die gläsernen vor; zerbrächen sie nicht, so wären sie mir lieber als Gold. Es hat aber auch einen Künstler gegeben, der hat eine gläserne Schale gemacht, die nicht zerbrach. Er wurde mit seinem Geschenk beim Kaiser angenommen, und nachdem er sie diesem überreicht, bat er, sie ihm noch einmal zurückzugeben, und warf sie auf den Boden. Der Kaiser erschrak nicht wenig, jener aber hob sie wieder auf, und sie war blos verbogen, wie ein kupfernes Gefäß. Er zog also einen Hammer aus der Tasche und klopfte sie ganz gelassen wieder in die rechte Form. Nun glaubte er dem Glück im Schooße zu sitzen, der Kaiser fragte ihn aber blos, ob sonst noch Jemand die Bereitung dieses Glases verstünde, und da er es verneinte, ließ er ihm den Kopf abschlagen, weil, wenn diese Kunst be-

kannt geworden wäre, man das Gold nur noch wie Koth betrachtet hätte.

In diesem Augenblicke traten Homeristen ein und schlugen mit den Lanzen an ihre Schilde; Trimalchio selbst setzte sich auf seinem Kissen auf, und während jene, wie gewöhnlich, in griechischen Versen mit einander sprachen, las er unverschämter Weise mit lauter Stimme lateinisch aus einem Buche. Als es still geworden war, sagte er: wißt ihr, was für eine Fabel sie darstellen? Diomedes und Ganymedes waren zwei Brüder, ihre Schwester war Helena. Agamemnon raubte diese und opferte sie der Diana als Hirschkuh. Nun erzählt Homer, wie die Trojaner und Tarentiner mit einander kämpfen. Agamemnon siegt und gibt dem Achilles seine Tochter Iphigenia zur Frau. Darüber wird Ajax rasend, und die Geschichte wird gleich aus sein. Nach diesen Worten des Trimalchio wurde ein gebratenes Kalb auf einer zehnpfündigen Schüssel hereingebracht, und zwar mit einem Helme auf dem Kopfe. Dahinter stürzte Ajax mit gezogenem Schwerte wie rasend herein, zerhieb es, spießte unter mancherlei Gesticulationen und Manövers die Stücke auf das Schwert und vertheilte sie unter die staunenden Zuschauer. Wir hatten nicht lange Zeit zu staunen; denn auf einmal fing die Decke zu krachen an, und der ganze Speisesaal erzitterte. Bestürzt sprang ich auf und fürchtete, es möchte ein Zauberer durch die Decke herabkommen, und nicht minder richteten die übrigen Gäste ihre Blicke erstaunt in die Höhe, voll Erwartung, was da Neues vom Himmel käme. Aber siehe da, das Getäfel thut sich auseinander, und es senkt sich plötzlich ein ungeheurer Reifen von einem großen Weinfasse herab, an welchem ringsherum goldene Kränze und alabasterne Salbenfläschchen hängen. Während man uns diese Dinge zum Mitnehmen einstecken heißt, blicken wir auf den Tisch, und da stand schon wieder ein Aufsatz mit Kuchen, in der Mitte ein vom Bäcker gebackener Priapus, der in seinem sehr umfangreichen Schooße Obst von allen Sorten und Weintrauben hatte. Begierig streckten wir die Hände

danach aus, und sogleich stellte ein neuer Scherz die allgemeine Fröhlichkeit wieder her. Denn alle Kuchen und jedes Stück Obst ließen bei der geringsten Berührung Safran fließen, der sich bis dicht an uns heran verbreitete. Wir überzeugten uns also, daß dieser Aufsatz ein heiliger sei, da er mit so heiligem Naß übergossen war; wir standen also auf und riefen: Heil dem Augustus, dem Vater des Vaterlandes. Einige jedoch griffen nach dieser Verehrung doch noch nach dem Obste und füllten damit ihre Servietten, vornehmlich ich, der ich die Taschen meines Sclaven Giton gar nicht voll genug stopfen zu können glaubte.

Während dem traten drei Sclaven in weißen Gewändern herein; zwei davon stellten Laren mit dem gewöhnlichen Halsgeschmeide auf den Tisch, der dritte trug eine Schale mit Wein herum und rief: die gütigen Götter! Nachdem sich nun Alle Gesundheit an Leib und Seele gewünscht hatten, sagte Trimalchio zum Niceros: Du pflegtest dich sonst bei Gastereien angenehmer zu machen, ich weiß nicht, warum du heute so still und stumm bist. Wenn du mich vergnügt machen willst, so erzähle uns Etwas, wie du sonst thust. Niceros, über diese Ansprache entzückt, entgegnete: ich will in meinem Leben keinen Profit mehr machen, wenn ich nicht längst schon vor Freude zerplatzte, weil ich dich so freundlich sehe. Ich will dir also auch den Wein durch eine Erzählung versüßen; ich fürchte mich nur vor den Herren Studenten dort, daß sie mich auslachen. Dessenungeachtet will ich erzählen, denn was thut's mir, wenn ich auch ausgelacht werde; ist's doch besser als Andere auslachen. Hierauf begann er folgende Erzählung: Als ich noch ein Sclave war, wohnten wir in einer engen Gasse, das Haus der Gavilla steht jetzt dort. Da verliebte ich mich in die Frau des Schenkwirths Terentius; ihr habt sie ja gekannt, die Melissa aus Tarent, die schönste Dirne. Aber ich liebte sie wahrhaftig nur wegen ihres guten Gemüthes. Wenn ich sie um etwas bat, schlug sie mir es niemals ab, erwarb sie ein As, so hatte ich

die Hälfte davon, ihr vertraute ich Alles an, und niemals täuschte sie mich. Deren Mann starb in seiner Dorfschenke. Daher spannte ich alle Segel auf, um irgendwie zu ihr zu kommen; aber in der Noth zeigen sich die Freunde. Zufällig verreiste mein Herr nach Capua, um altes Gerümpel zu verkaufen; diese Gelegenheit benutzte ich und bat einen Freund, mich bis zum fünften Meilensteine zu begleiten; es war ein Soldat, tapfer wie der Teufel. Wir machten uns um den Hahnschrei auf, der Mond schien so hell wie am Mittage, und wir kamen zwischen die Grabmäler. Mein Mann fängt an, sich an die Denksteine zu machen; ich setze mich hin und singe und zähle die Sterne. Wie ich mich wieder nach meinem Begleiter umsehe, hat er sich ausgezogen und alle seine Kleider neben den Weg gelegt. Mir kroch die Seele in die Nase, ich stand da wie ein Todter. Jener aber umpißte seine Kleider und wurde plötzlich ein Wolf. Glaubt nicht, daß ich spaße; ich nehme keine tausend Thaler für eine Lüge. Aber wie weiter? Nachdem er ein Wolf geworden, fing er an zu heulen und lief in den Wald. Ich wußte anfangs gar nicht, wo ich war; dann ging ich hin und wollte seine Kleider aufheben, aber die waren zu Stein geworden. Wer starb da vor Furcht, als ich? Endlich zog ich mein Schwert und hieb mit aller Gewalt in die Schatten, bis ich zu dem Dorfe meiner Geliebten kam.

Ich trat in das Haus, ich hatte fast den Geist aufgegeben, der Schweiß lief mir über das Rückgrat, meine Augen waren erstorben, mit Noth erholte ich mich. Melissa wunderte sich, daß ich so spät käme, und sagte: wärest du früher gekommen, so hättest du uns wenigstens beistehen können; denn es ist ein Wolf in das Dorf gekommen und hat alles Vieh zerrissen. Aber er hat uns doch nicht ausgelacht, obgleich er davon gekommen ist, denn mein Sclave hat ihm den Hals mit dem Spieße durchstochen. Wie ich das hörte, machte ich rechtsum, lief augenblicklich wieder nach Hause, wie ein geplünderter Krämer. Als ich an den Ort kam, wo die versteinerten Kleidungs-

stücke gelegen hatten, fand ich nichts mehr als Blut. Wie ich aber nach Hause kam, lag mein Soldat im Bette wie ein Ochse, und ein Arzt verband ihm den Hals. Ich merkte nun, daß er ein Wehrwolf (versipellis) sei, und konnte von nun an keinen Bissen Brod mehr mit ihm essen, und hätte es mich das Leben gekostet. Wer's nicht glauben will,' der läßt es bleiben; aber wenn ich lüge, könnt ihr zeitlebens böse auf mich sein. Während wir Alle ganz verdutzt dasaßen, fing Trimalchio an: allen Respect vor der Erzählung; mir haben die Haare zu Berge gestanden, denn ich weiß, daß Niceros keine Märchen erzählt; aber jetzt will ich euch selbst etwas Schauerliches erzählen. Als ich noch ein Sclave mit langen Haaren war (denn ich habe von klein auf ein Leben wie im Himmel geführt), starb unseres Herrn Liebling Iphis, wahrlich eine Perle von einem Jungen. Da ihn nun seine Mutter kläglich bejammerte, und auch wir meistentheils traurig waren, fingen plötzlich die Hexen (strigae) an, sich vor der Thür zu jagen, als wenn ein Hund einen Hasen verfolgte. Wir hatten damals einen Cappadocier, einen langen, verwegenen Kerl, der selbst mit dem erzürnten Jupiter angebunden hätte. Der sprang ganz dreist mit gezogenem Schwerte zur Thür hinaus, nachdem er die linke Hand sorgfältig eingewickelt, und durchbohrte ein Weib ungefähr an dieser Stelle (nimms nicht übel, daß ich dich anrühre). Wir hörten ein Stöhnen, aber sie selbst (ich will gar nicht lügen) sahen wir nicht. Unser Baro kam wieder herein und warf sich auf das Bett, denn er hatte den ganzen Kopf voll Schwülen, als wäre er mit Peitschen gehauen. Wir verschließen die Thüre und gehen wieder an unsere Arbeit; aber wie die Mutter den Leichnam ihres Sohnes umarmt und anfühlt, sieht sie nichts als einen Strohmann, ohne Herz, ohne Eingeweide, ohne Alles. Denn die Hexen hatten den Knaben doch gestohlen und eine Strohpuppe an seine Stelle gelegt. Uebrigens bekam jener lange Baro nach diesem Vorfalle nie seine Farbe wieder, ja er wurde nach einigen Tagen verrückt und starb.

Hierauf folgten einige Leckerbissen, die mich noch in der Erinnerung entzücken. Statt Drosseln wurden gemästete Hennen herumgegeben, jedem eine, und Gänseeier. Trimalchio forderte uns auf, davon zu essen, mit dem Beifügen, aus den Hennen seien die Knochen herausgenommen. Während dem schlug ein Lictor an die Thüre des Speisesaales, und ein Gast von einer andern Schmauserei trat herein in weißem Gewande mit zahlreichem Gefolge. Durch sein majestätisches Aussehn geschreckt, glaubte ich, der Prätor sei gekommen, und versuchte also aufzustehen und meine nackten Füße auf die Erde zu setzen. Aber Agamemnon lachte mich wegen dieser Furchtsamkeit aus und sagte: bleibe doch ganz ruhig, thörichter Mensch, es ist ja weiter Niemand als der Sechsmann Habinnas, der Steinmetz, der die besten Grabsteine macht. Dadurch ermuthigt, legte ich mich wieder auf meine Ellenbogen und sah mir den eintretenden Habinnas verwunderungsvoll an. Er hatte, schon betrunken, die Hände auf die Schultern seiner Frau gestützt: er war mit mehreren Kränzen beladen, und die Salbe lief ihm über die Stirn in die Augen. Er setzte sich auf den Ehrenplatz und forderte sogleich Wein und warmes Wasser. Trimalchio fand an seiner Fröhlichkeit Behagen, forderte gleichfalls einen größeren Becher und fragte ihn, wie er traktirt worden wäre. Wir haben Alles gehabt außer dir, erwiederte Habinnas, und es war wahrhaftig Alles gut. Scissa gab am neunten Tage ein glänzendes Leichenmahl zu Ehren seines Sclaven, den er beim Sterben freigelassen hatte, und ich glaube, er hat nebst den Einnehmern der Erbschaftssteuer einen großen Profit dabei, denn man schätzt den Verstorbenen auf 50,000. Da ging es sehr angenehm zu, obgleich wir die Hälfte unseres Trunkes über die Gebeine desselben auszugießen genöthigt waren.

Aber was habt ihr denn nun, fragte Trimalchio, bei Tische gehabt? Ich werde dir's sagen, wenn ich kann, war die Antwort, denn ich habe ein so gutes Gedächtniß, daß ich häufig meinen eignen Namen vergesse. Wir hatten im ersten Gange einen bekränzten

Eber und ringsum Gebackenes, und vortrefflich zubereitetes Ragout von Gänse- und Entengeschnerre, und Mangold, und schwarzes hausbackenes Brod, das mir lieber ist als weißes, denn es gibt Kräfte. Das zweite Gericht war ein kalter Pudding, worüber excellenter spanischer Honig warm gegossen war. Von dem Pudding habe ich also nicht das geringste gegessen, mit dem Honig habe ich mich ganz vollgestopft. Rings herum standen Kichererbsen und Saubohnen, und für jede Person ein Apfel; ich habe mir aber zwei genommen, siehst du, hier habe ich sie in der Serviette, denn bringe ich meinem Lieblingssclaven nichts mit, so bekomme ich Schelte. Ja, da erinnert mich meine Frau daran, wir hatten auch ein Stück Bärenfleisch; Scintilla kostete unvorsichtiger Weise etwas davon und mußte fast ihre Eingeweide herausgeben; ich aber habe mehr als ein Pfund davon gegessen, denn es schmeckte ganz wie Schweinefleisch, und ich dachte: ißt der Bär den Menschen, um wie viel mehr muß der Mensch den Bären essen. Zuletzt hatten wir weichen Käse und dickgekochten Most und Jeder eine Schnecke, und Gedärme mit Lebern und Eier und Rettig und Senf; auch wurden in einer Mulde eingesalzene Oliven herumgereicht, wovon ich aber nichts bekommen habe, weil mich schändlicher Weise einige Andere mit ihrer Faust davon zurückdrängten.

Aber sage mir, Cajus, ich bitte dich, warum liegt Fortunata nicht mit bei Tische? Wie kannst du fragen? antwortete Trimalchio, du kennst sie ja; ehe sie nicht alles Silberwerk aufgehoben, ehe sie nicht die Speisereste unter die Sclaven ausgetheilt hat, nimmt sie keinen Tropfen Wasser in den Mund. Dann gehe ich auch fort, sagte Habinnas, wenn sie nicht zu uns kommt, und er wollte schon aufstehen, wäre nicht auf ein gegebenes Zeichen Fortunata mehr als viermal von der ganzen Dienerschaft gerufen worden. Sie kam also, mit einem grünlichen Gürtel aufgeschürzt, so daß unten eine kirschbraune Tunica sichtbar wurde, und gewundene Kniebänder und mit Gold bedeckte griechische Schuhe. Sie wischte sich mit einem Schweißtuche, das

an ihrem Halse hing, die Hände ab, setzte sich auf das Sopha, auf welchem Scintilla, des Habinnas Frau, lag, küßte sie und sagte: bekomme ich dich endlich einmal zu sehen. Es kam bald dahin, daß sie von ihren dicken Armen die Armbänder abzog und sie der bewundernden Scintilla zeigte. Zuletzt löste sie auch die Kniebänder und ein goldenes Netz, das, wie sie sagte, vom reinsten Golde war. Trimalchio bemerkte es und ließ ihren ganzen Schmuck herbeibringen. Da seht ihr, sagte er, die Fesseln eines Weibes, so werden wir armen Männer geplündert. Das hier muß 6½ Pfund wiegen; aber ich habe doch ein Armband von 10 Pfund. Endlich ließ er, daß wir ihn nicht für einen Lügner hielten, eine Wage bringen und das Gewicht rund herum bestätigen. Nicht besser machte es Scintilla, die von ihrem Halse eine goldene Kapsel herabnahm, die sie Felicio nannte; daraus brachte sie zwei Perlen hervor, gab sie der Fortunata abwechselnd zu betrachten und sagte: der Güte meines Herrn verdanke ich es, daß Niemand bessere hat. Du hast mich aber auch halb todt gemartert, sagte Habinnas, daß ich dir diese Glasbohnen kaufen mußte. Hätte ich eine Tochter, ich würde ihr gleich die Ohrläppchen wegschneiden. Wenn es keine Weiber gäbe, so würden wir das Alles für Koth achten. Unterdeß fingen die halbberauschten Weiber an, unter sich zu lachen und sich zu küssen, während die eine mit ihrer Wirthschaftlichkeit prahlt, die andere über die Vergnügungssucht und Lüderlichkeit ihres Mannes klagt.

Nach einiger Zeit befahl Trimalchio, den Nachtisch zu bringen. Die Sclaven nahmen also alle Tische weg und brachten andere; auf den Fußboden aber streuten sie Sägespäne, die mit Safran und Mennig gefärbt waren, und, was ich noch nie gesehen hatte, Pulver vom Spiegelsteine. Unterdeß fing der alexandrinische Sclave, der das warme Wasser reichte, an, die Nachtigall nachzuahmen, während Trimalchio ihm von Zeit zu Zeit zurief: anders. Und gleich darauf schrie auf einmal der Sclave, der zu den Füßen des Habinnas saß, mit lauter Stimme, ich glaube auf

Befehl seines Herrn: Interea medium Aeneas iam classe tenebat u. s. w. Nie traf ein widerwärtigerer Ton meine Ohren; denn außer daß er aus Unwissenheit immer an der unrechten Stelle die Stimme hob und senkte, mischte er auch atellanische Verse darunter, so daß mir da zum erstenmale Virgilius widerlich wurde. Als er endlich einmal ermüdet aufgehört hatte, sagte Habinnas: Ob der wohl was gelernt hat? ich habe ihn aber auch unterrichten lassen, und es kommt ihm Keiner gleich, er mag Maulthiertreiber oder Marktschreier nachahmen wollen. Er hat verzweifelte Talente, er ist zugleich Schneider, Koch und Bäcker, er dient allen Musen. Nur zwei Fehler hat er, ohne die er unbezahlbar wäre; er ist beschnitten und schnarcht; denn daß er schielt, daraus mache ich mir nichts. Da unterbrach ihn Scintilla und sagte: du hast nicht alle Künste des Nichtswürdigen aufgezählt, er ist auch dein Kuppler, aber ich werde ihm schon noch ein Brandmal dafür aufdrücken lassen. Trimalchio lachte und sagte: da erkenne ich den Cappadocier, er läßt keine von seinen Tugenden fehlen und ich lobe ihn deshalb. Da zog der infame Sclave, als wäre er gelobt worden, einen thönernen Leuchter aus der Tasche und ahmte damit länger als eine halbe Stunde einen Trompeter nach, während Habinnas dazu sang und die Unterlippe mit der Hand herabzog. Endlich trat er mitten in den Saal und ahmte bald auf gespaltenem Rohr einen Flötenspieler nach, bald nahm er einen Mantel um und stellte einen Maulthiertreiber mit der Peitsche dar, bis ihn Habinnas zu sich rief, küßte, ihm zu trinken gab und sagte: du hast's herrlich gemacht, Massa, ich schenke dir ein Paar Stiefeln. Und dieses Elend hätte kein Ende genommen, wäre nicht der Nachtisch hereingebracht worden, Drosseln, mit Kraftmehl, Rosinen und Nüssen gefüllt; darauf folgten Granatäpfel, die ringsum mit Stacheln besteckt waren, so daß sie Igel bildeten. Das hätten wir uns noch gefallen lassen, hätte nicht ein noch weit wunderlicheres Gericht uns fast allen Appetit genommen. Denn da, nach unsrer Meinung, eine gemästete Gans und um sie herum Fische und

Vögel von allen Arten aufgesetzt worden waren, sagte Trimalchio: Alles, was ihr hier seht, ist aus Einem Stoffe gemacht. Ich, als ein kluger Mensch, merkte gleich, was das hieße, und sagte zum Agamemnon: es sollte mich wundern, wenn das nicht Alles aus Koth gemacht wäre; ich habe zu Rom an den Saturnalien solche Truggerichte gesehen. Aber noch hatte ich nicht ausgesprochen, als Trimalchio sagte: so wahr nur noch mein Geld, aber nicht mein Körper wachsen soll, Alles das hat mein Koch aus Schweinefleisch gemacht. Es kann keinen preiswürdigeren Menschen geben: verlangt man's, so macht er aus einer Saugebärmutter einen Fisch, aus Speck eine Taube, aus einem Schinken eine Turteltaube, aus Ochsenfüßen eine Henne; daher habe ich ihm nach einem glücklichen Einfalle einen artigen Namen gegeben, denn er heißt Dädalus, und weil er ein gutes Gemüth hat, habe ich ihm aus Rom zum Geschenk Messer aus norischem Eisen mitgebracht. Diese ließ er sogleich wieder herbeibringen, bewunderte sie und erlaubte auch uns, ihre Schärfe an unsrer Wange zu probiren.

Auf einmal traten zwei Sclaven herein, die sich mit einander zu zanken schienen und thönerne Krüge trugen. Während nun Trimalchio ihren Streit sich zu schlichten bemühte, schlugen sie einander gegenseitig mit großen Knütteln an die Krüge. Bestürzt über die Unverschämtheit der Trunkenen, sahen wir genauer hin und bemerkten, daß aus dem zerschlagenen Bauche der Krüge Austern und Kammmuscheln herausstürzten, die ein andrer Sclave auffing und auf einer Schüssel herumtrug. Zugleich brachte der Koch zischende Schnecken auf einem silbernen Rost und sang dazu mit einer gräßlichen, zitternden Stimme. Was jetzt kommt, schäme ich mich fast zu erzählen: unerhörter Weise brachten nämlich Knaben mit langen Haaren Salbe in einem silbernen Becken und salbten die Füße der Daliegenden, nachdem sie vorher Schenkel, Füße und Fersen mit Kränzen umwunden hatten. Dann wurde von derselben Salbe auch Etwas in das Weingefäß und in die Lampe gegossen. Schon bekam

Fortunata Lust zu tanzen, schon klatschte Scintilla öfters in die Hände, als sie sprach, da sagte Trimalchio: ich erlaube dir, Philargyrus, und dir, Carrio, euch mit zu Tische zu legen, sage es auch der Minophila. Dies geschah, und kurz, wir wurden fast von den Sophas heruntergedrängt, so sehr füllte die Dienerschaft den ganzen Speisesaal an. Ich wenigstens bemerkte, daß oberhalb meiner der Koch sich hingelegt hatte, der aus dem Schweinefleisch die Gans gemacht hatte und schrecklich nach allerlei Gewürzen roch. Und er begnügte sich gar nicht damit, dazuliegen, sondern fing sogleich an, den Tragöden Ephesus nachzuahmen und seinem Herrn von Zeit zu Zeit eine Wette anzubieten, daß bei den nächsten circensischen Spielen die grüne Partei den Sieg davon tragen werde. Hierdurch angenehm zerstreut, sagte Trimalchio: Freunde, die Sclaven sind auch Menschen und haben gleich uns von Einer Milch getrunken, wenngleich ein böses Geschick sie zu Boden gedrückt hat. Nun, wenn ich am Leben bleibe, sollen sie bald freies Wasser kosten, und zuletzt lasse ich alle in meinem Testamente frei. Dem Philargyrus vermache ich auch ein Grundstück, auch dem Carrio ein kleines Vorwerk und ein vollständiges Sopha. Dann meine Fortunata setze ich als Universalerbin ein und empfehle sie allen meinen Freunden. Das Alles mache ich darum bekannt, damit meine Dienerschaft mich jetzt schon so liebt, als wäre ich todt. Alle fingen an, ihm für seine Güte zu danken; da wurde er auf einmal ernsthaft, ließ sein Testament herbeibringen und las es von Anfang bis zu Ende unter dem Geheul seiner Sclaven vor. Hierauf wandte er sich zum Habinnas und sagte: Was meinst du, Freund, nicht wahr, du bauest mir mein Grabmal, wie ich es mir bei dir bestellt habe? Ich bitte dich herzlich, zu den Füßen meiner Bildsäule male mir ein Hündchen und Kränze und Salben und alle Kämpfe des Petrax, damit es mir glücke, durch deine Hülfe nach dem Tode noch fortzuleben. Außerdem muß es in der Fronte 100 Fuß messen und sich in's freie Feld hinein 200 Fuß tief erstrecken. Denn alle Arten von Obstbäumen und Wein-

stöcken sollen mir um meine Asche reichlich wachsen. Denn es ist ein kränkender Gedanke, wenn Einem bei Lebzeiten die Häuser wohl besorgt worden sind, daß dann nach dem Tode der Ort, wo man noch viel länger wohnen muß, keine sorgfältige Beachtung finden sollte. Darum werde ich auch in meinem Testamente dafür sorgen, daß mir nach dem Tode keine Kränkung zugefügt werde. Ich werde einen von meinen Freigelassenen zur Wache über mein Grabmal setzen. Dich aber bitte ich ferner, daß du auf meinem Grabmale auch Schiffe darstellst, die mit vollen Segeln fahren, und mich auf einem Tribunal sitzend mit der Prätexta und fünf goldnen Ringen, wie ich aus einem Sacke Geld unter das Volk streue. Denn du weißt, daß ich zum Leichenschmause Mann für Mann zwei Denare bestimmt habe. Du magst, wenn es dir gut dünkt, auch einen Speisesaal darstellen und das ganze Volk, wie es sich gütlich thut. Zu meiner Rechten stelle die Bildsäule meiner Fortunata, eine Taube in der Hand und ein Hündchen an einem Bande führend; und meinen Cicaro und eine große Menge Weinflaschen, wohl vergypst, damit der Wein nicht herausfließe, eine stelle zerbrochen dar und darüber einen weinenden Knaben. Und in die Mitte mache eine Sonnenuhr, damit Jeder, der nach der Uhr sieht, meinen Namen liest, er mag wollen oder nicht. Und nun höre einmal zu, ob die folgende Inschrift passend scheint: „Hier ruht C. Pompejus Trimalchio Mäcenatianus. Ihm ist das Sevirat in seiner Abwesenheit zuerkannt worden. Er hätte zu Rom in allen Decurien sein können, aber er wollte nicht. Fromm, muthig, treu, wuchs er von kleinem Anfang. Er hinterließ 30 Millionen Sesterzien, und er hat nie einen Philosophen gehört. Lebe wohl."

Nach diesen Worten fing Trimalchio beträchtlich zu weinen an, auch Fortunata weinte, auch Habinnas weinte, endlich erfüllte die ganze Dienerschaft, als wäre sie zum Begräbniß geladen, den Speisesaal mit Geheul. Ja auch ich hatte schon angefangen zu weinen, als Trimalchio sagte: da wir nun also

wissen, daß wir alle sterben werden, warum sollen wir da nicht leben? Wenn ihr klug seid, so kommt mit mir in's Bad, auf meine Gefahr, es wird euch nicht reuen; es ist so heiß wie ein Ofen. Recht, recht, sagte Habinnas, ich mag nichts lieber, als aus dem Tage zwei machen. Und mit nackten Füßen stand er auf und folgte dem vergnügten Trimalchio. Ich sah mich nach dem Ascyltos um und sagte: was denkst du zu thun? Wenn ich jetzt ein Bad nur zu sehen bekomme, so komme ich um. Wir wollen thun, als stimmten wir bei, entgegnete jener, und während sie in's Bad gehen, uns im Gedränge still davon machen. Dies fand meinen Beifall, und unter Gitons Führung gelangten wir durch den Porticus zur Thüre.

Todtenbestattung.

Das alte Pontificalgesetz der Römer gebot, jeden Todten zu begraben, mit Ausnahme der Hingerichteten und der Selbstmörder. Wer keines Grabes theilhaftig ward, dessen Geist konnte nicht zur Ruhe eingehen, sondern schweifte ruhelos als Gespenst umher. Wer daher den Leichnam eines Unbekannten fand, dem machte es die Religion zur Pflicht, daß er die Bestattung wenigstens symbolisch vornahm, daß er dreimal eine Hand voll Erde auf ihn warf; selbst der Pontifex, der keinen Leichnam sehen durfte, hätte eine noch größere Schuld auf sich geladen, wenn er dem Todten diesen Dienst nicht geleistet hätte. Für die nächsten Verwandten galt es als die erste und heiligste Pflicht, ihren Todten zu bestatten, und zwar mit den altherkömmlichen von Religion und Sitte eingesetzten Gebräuchen. Dies bezeichnete man mit dem Ausdruck: justa facere oder ferre. Wenn der Angehörige in der Fremde starb und seine Familie nicht in Besitz der Leiche kommen konnte, so mußte sie ihm zu Hause ein leeres Grabmal, ein Cenotaphium, errichten und ihn bei den Exequien bitten, daß er Wohnung darin nehme; oder

ein dem Verstorbenen abgeschnittenes Glied wurde in die Heimat gebracht und daselbst feierlich bestattet. So kam das Haupt des im Teutoburger Walde gefallenen Varus durch Marobods Vermittlung in die Hände der Seinen, um im Familienbegräbniß zu Rom beigesetzt zu werden. Verabsäumte eine Familie die Bestattung eines Angehörigen, so mußte der Erbe alljährlich, um die Familie von der Schuld zu reinigen, der Erdgottheit und der Ceres ein Schwein als Sühnopfer darbringen.

Bei dem Sterben selbst kam es vielfach vor, daß der nächste Angehörige sich in Liebe über den Sterbenden bog, um durch einen letzten Kuß den entfliehenden Athem gleichsam aufzufangen. Dann schloß er dem Todten den Mund und die Augen. Die Augen wurden aber später dem Todten auf dem Scheiterhaufen wieder geöffnet. „Den Verstorbenen die Augen zu schließen," sagt Plinius, „und auf dem Scheiterhaufen wieder zu öffnen, ist ein geheiligter Brauch der Quiriten, es gilt nicht für recht, wenn sie nach dem Ende von einem Menschen geschaut werden, für einen Frevel, wenn man sie dem Himmel nicht zeigt." Sowie die Augen des Verstorbenen zugedrückt waren, erhoben die um das Sterbelager versammelten Verwandten die sogenannte Conclamatio, sie riefen unter Thränen und lautem Wehklagen den Namen des Verstorbenen und sandten ihm das letzte Lebewohl nach.

Nun folgten sofort die Vorbereitungen zur Bestattung, welche, sowie die Ceremonien der Bestattung selbst, je nach dem Stand und Vermögen des Verstorbenen verschieden waren. Die ärmsten Classen begnügten sich mit einem höchst einfachen Begräbniß. Nach der üblichen Waschung der Leiche wurde sie wahrscheinlich schon in der nächsten Nacht von den Todtengräbern (vespillones) für wenige Sesterzien auf einer gewöhnlichen Bahre in einem sargartigen Kasten bei Fackelschein, öfter ohne alle Begleitung, zu Grabe getragen. Das Begräbniß bei Nacht war ursprünglich allgemein gewesen, da man glaubte, die Leiche dürfe dem Sonnenlicht nicht ausgesetzt werden, und bei

Kindern, die noch nicht gezahnt hatten, bestand diese Sitte zu allen Zeiten. Das Hinaustragen bei Tage muß aber bei wohlhabenderen Classen schon früh aufgekommen sein, und zwar geschah dies bei vornehmen Familien gewöhnlich in der Tageszeit, wo das Treiben in den Straßen am lebhaftesten war; denn man suchte schon früh bei den Leichenbegängnissen vor den Augen der Welt einen möglichst großen Pomp zu entwickeln, der zuletzt in das eitelste Schaugepränge ausartete.

Wenn in einem vermögenden Hause dem eben Verstorbenen das letzte Lebewohl nachgerufen worden war, wurde in dem Tempel der Libitina, wo seit Servius Tullius alle Sterbefälle angemeldet werden mußten, die Anzeige gemacht und dem Vorsteher der sogenannten Libitinarii, welche ein eigenes Geschäft aus der Uebernahme der Bestattungen machten und in dem Heiligthum der Libitina ihre Niederlage hatten, die Besorgung des ganzen Begräbnisses übertragen. Die Libitinarii stellten gegen Bezahlung nicht blos das zur Bestattung erforderliche Personal, wie die Leichenwäscher und =Salber (pollinctores), die Klagefrauen (praeficae), die Musiker, die Zugführer, die Leichenverbrenner u. s. f., sondern auch die nöthigen Geräthschaften. Zunächst trat von den Dienern der Libitinarii der Pollinctor in Thätigkeit. Er nahm die Leiche vom Bette und legte sie auf die Erde, um sie mit heißem Wasser zu waschen und alsdann mit wohlriechenden Oelen und Specereien zu salben und überhaupt ihr möglichst Alles zu benehmen, was einen widrigen Eindruck machen konnte. Darnach wurde der Todte völlig gekleidet und zwar mit dem seinem Stande zukommenden Ehrenkleide, der gewöhnliche Bürger also mit der Toga, Beamte, denen die purpurverbrämte Toga zukam, mit dieser und den übrigen Insignien ihres Amtes. In der Kaiserzeit gab es sehr kostbare, mit Gold durchwirkte Todtengewänder; die Tochter Stilichos z. B., die Gemahlin des Kaisers Honorius, nahm an ihren Gewändern 36 Pfund Gold mit ins Grab. Auch mit sonstigen Kostbarkeiten, namentlich mit goldenen Ringen, schmückte

man die Todten. So angethan, wurde die Leiche auf eine Bahre oder ein Paradebett (lectus) gelegt und auf diesem in dem Atrium ausgestellt, so daß die Füße nach dem Ausgange hin gerichtet waren. Auf die Bahre waren um den Todten Geldstücke und Blumen gestreut und Laubgewinde gehängt, aber einen Blumenkranz, wie die Griechen thaten, setzte man dem Todten nicht aufs Haupt; dagegen wurden Ehrenkränze, die der Verstorbene im Leben sich erworben, ihm mit ins Grab gegeben. Mehrfach sind in italischen Gräbern Skelette mit goldenen Kränzen auf dem Kopfe gefunden worden. Daß, wie bei den Griechen, so auch bei den Römern den Todten eine Münze als Fährgeld für den Charon in den Mund gelegt ward, ist für die spätere Zeit nicht zu bezweifeln, da man hier und da in rö- römischen Gräbern Leichen mit Münzen im Munde entdeckt hat; wahrscheinlich ist der Brauch von den Griechen auf die Römer übergegangen. Neben der Bahre stand auf einem kleinen Altar eine Räucherpfanne, wahrscheinlich zur Reinigung der Luft, nicht aus religiösem Grunde, und vor dem Hause in dem Vestibulum waren zum Zeichen der Trauer und zur Warnung für die Priester, welche ein durch den Tod verunreinigtes Haus nicht betreten durften, Rothtannen oder Cypressen angebracht, die letzteren, wie es scheint, nur bei reichen Leuten.

Die Angabe des Servius, daß der Todte auf diese Weise sieben Tage lang ausgestellt gewesen sei, ehe man ihn zu Grabe trug, ist wahrscheinlich eine Verwechslung mit der später zu erwähnenden Consecration der Kaiser. Richtiger ist eine andere Nachricht, wonach die Ausstellung drei Tage dauerte, und selbst dieser Zeitraum wird nicht allgemein gültig, sondern nur für Prunkleichen bestimmt gewesen sein, da der gewöhnliche Mann für die Conservirung der Leiche die nöthigen Salben und Specereien sich nicht wohl hat beschaffen können. Prunkleichenzüge aus Häusern der Nobilität wurden in der Regel durch öffentlichen Ausruf (funus indictivum) der Bürgerschaft bekannt gemacht, damit diese sich möglichst zahlreich an denselben betheiligte.

Die Worte des Herolds lauteten: Ollus Quiris leto datus. Exsequias, quibus est commodum, ire iam tempus est. Ollus ex aedibus effertur, d. h. „der Quirite N. N. ist dem Tode verfallen. Wem es gefällig ist, die Leiche zu begleiten, es ist jetzt Zeit. Eben wird er aus dem Hause getragen." Derselbe Ausruf fand statt, wenn, was bisweilen geschah, auf Senatsbeschluß einem verdienten Manne von Staatswegen der Leichenzug ausgerüstet ward, bei einem funus publicum.

Wir lassen einen solchen Prunkleichenzug, wie ihn die Häuser der Nobilität veranstalteten, an uns vorübergehen. Er gleicht einer Triumphal- oder Circusprocession. Wenn auf den Heroldsruf das Gefolge sich vor dem Sterbehaus eingefunden hat, wird der Zug geordnet durch einen Designator, einen Marschall, dem ein Adjutant (accensus) und mehrere schwarz gekleidete Lictoren zur Aufrechthaltung der Ordnung beigegeben sind. An der Spitze des Zugs geht ein Musikchor, bestehend aus Flötenbläsern, Hornisten und Trompetern. Flötenbläser dienten seit alter Zeit bei allen Leichenbegängnissen zur Begleitung der Nänien, und ein Beweis von früh eingerissenem Luxus bei der Bestattung ist der Umstand, daß die Zwölftafelgesetze deren Zahl auf höchstens zehn beschränkten; später aber fügte man bei großen Leichenbegängnissen zu der Flöte noch die längeren und stärker tönenden Hörner und Trompeten. Hinter der Musik folgten die Klageweiber, welche während des Zugs die Nänien sangen, Lob- und Klagelieder zu Ehren des Verstorbenen. „Diese gedungenen Weiber," sagt Lucilius, „weinen und schreien und zerreißen sich die Haare weit mehr, als die Hinterbliebenen," welche ursprünglich selbst die Nänien mögen gesungen haben. Die Nänien kamen bald in schlimmen Ruf, so daß ihr Name für werthlose, sinnleere und langweilige Lieder und Verse sprüchwörtlich war.

Etwas Seltsames für einen Leichenzug war die auf die Klagefrauen folgende Schaar von Tänzern und Mimen, welche zur Belustigung der zuschauenden Menge, ähnlich wie bei einer

circensischen Pompa, allerlei Scherze trieben und komische Scenen aufführten. Einer unter ihnen stellte den Verstorbenen selbst dar und ahmte persiflirend die Schwächen und Sonderbarkeiten seines Charakters nach. Bei dem Leichenbegängniß des Kaisers Vespasian, der als geizig verschrien war, stellte der Obermime Favor die Person des Kaisers dar. „Er ahmte ihm der Sitte gemäß nach," erzählt Sueton, „wie er in seinem Leben redete und handelte; unter Anderem fragte er die Procuratoren, die Verwalter des kaiserlichen Fiscus, ganz laut, wieviel wohl das Leichenbegängniß und der Aufzug kosten möge, und als er von diesen hörte: 10 Millionen Sesterzien, rief er: Gebt mir 100,000 und werft mich in den Tiber!" Nicht weniger seltsam war der nun folgende glänzendste Theil des Zuges, eine Maskenschaar, welche die Ahnen des Verstorbenen darstellte. Die Wachsmasken der Ahnen nämlich, welche jedes vornehme Haus an der Wand des Atriums in Schränken aufbewahrte, wurden bei Begräbnissen herabgenommen, um den Zug zu verherrlichen. Die Ahnen selbst führten gleichsam den Todten in das Grab, wohin sie ihm mit ihrem Ruhm vorangegangen. Männer, welche den vorzustellenden Personen an Größe und Gestalt ähnlich waren, nahmen die Masken vor das Gesicht und zogen, je nach dem Range der Ahnen mit der prätorischen, consularischen oder censorischen Amtstracht angethan, nebst allen gebührenden Insignien, jeder mit seinen Lictoren zu Fuß oder zu Wagen, der Leiche voran. Je größer die Zahl dieser ehrwürdigen Ahnen war, dieser berühmten Prätoren, Consuln und Censoren, von denen manche die Insignien des Triumphes schmückten, desto herrlicher war das Begräbniß. „Durch der Ahnenbilder Pracht, nicht durch die Geldkosten werden die Leichenbegängnisse großer Männer verherrlicht," sprach M. Aemilius Lepidus, der Censor und im Jahre 175 v. Chr. zum zweiten Male Consul gewesen, zu seinen Söhnen, als er auf seinem Sterbebette sich ein kostspieliges Begräbniß verbat. Da außer den Ahnen in gerader Linie auch die Bilder der Seitenlinien in dem Zuge figurirten,

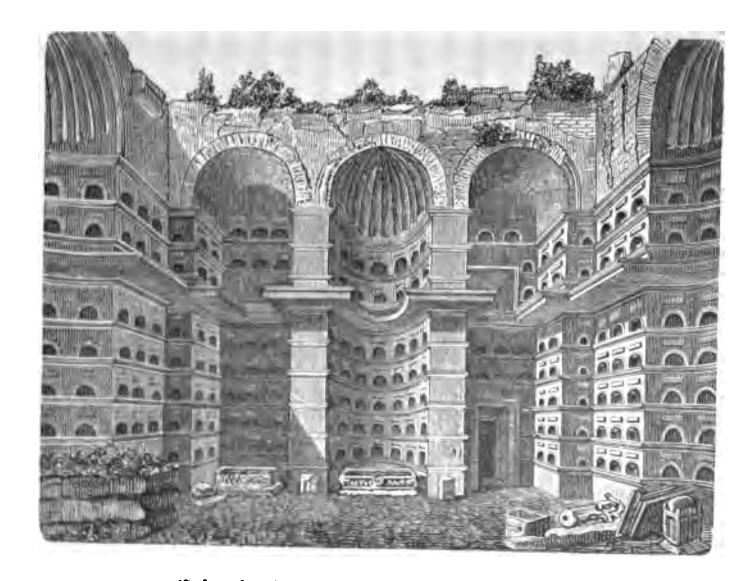
so war die Zahl der Masken oft sehr groß. Bei dem Begräbniß des Marcellus, des Neffen Octavians, zogen 600 Masken auf, an dem der Junia, der Schwester des Brutus, betheiligten sich die Ahnen von 20 verwandten Familien. Das Leichenbegängniß des Drusus, eines Sohnes des Tiberius, war nach des Tacitus Zeugniß besonders glänzend durch den Aufzug der Ahnenbilder, da der Urahne des julischen Geschlechts, Aeneas, alle Könige der Albaner, der Gründer der Stadt, Romulus, dann der sabinische Adel, Attus Clausus und die übrigen Ebenbilder der Claudier in langer Reihe zu schauen waren. Hatte der Verstorbene sich kriegerischen Ruhm erworben, so wurden die Denkmäler seiner Thaten, Spolien, Bilder besiegter Völker und Städte, hinter den Ahnenbildern der nun folgenden Leiche vorgetragen.

Der Todte lag, Allen sichtbar, in voller Bekleidung etwas aufgerichtet auf dem kostbaren Paradebett, das manchmal ganz aus Elfenbein bestand und mit purpurnen und golddurchwirkten Teppichen überdeckt war; wenn aber die Leiche in einem innerhalb der Bahre befindlichen Sarge verschlossen war, so repräsentirte den Verstorbenen ein auf dem Deckel des Sargs liegendes plastisches Porträtbild. Getragen wurde die Bahre entweder von den Söhnen und Verwandten des Todten oder von im Testament freigelassenen Sclaven. Freigelassene, geschoren und den Hut auf dem Kopfe, umgaben auch gewöhnlich in großer Zahl, gleichsam als Bedienung des Todten, die Bahre, welcher die Lictoren mit gesenkten Fasces und die Fackelträger voraus gingen. Hinter der Bahre ging das leidtragende Gefolge, die Verwandten und Freunde und das theilnehmende Publikum, Männer und Frauen; sie warfen unter Weinen und Klagen Blumen, Bänder, Haarlocken und sonstige Liebeszeichen auf die Bahre; Manche auch, Männer sowohl wie Frauen, zerrissen im Schmerz ihre Gewänder. Die Söhne gingen mit verhülltem Haupte, die Töchter verhüllt und mit aufgelöstem Haar, die Frauen überhaupt ohne Purpur und Goldschmuck. Folgten

Magistratspersonen, so fehlten die Abzeichen ihres Amtes; betheiligten sie sich aber officiell bei dem Zuge, so gingen sie der Leiche voraus. Alle Leidtragenden waren in schwarze Trauergewänder gekleidet; erst in der Kaiserzeit, wo man im gewöhnlichen Leben statt der weißen immer mehr bunte Gewänder trug, kam bei den Frauen das Weiß als Trauerfarbe auf.

In der angegebenen Ordnung bewegte sich der Zug durch die frequentesten Straßen nach dem Forum, wo vor den Rostris Halt gemacht wurde. Die Leiche wurde vor der Rednerbühne niedergestellt, und nachdem die Träger der Wachsmasken auf curulischen Stühlen Platz genommen, hielt der Sohn oder ein Anderer aus der nächsten Verwandtschaft die Leichenrede, in welcher die Verdienste des Verstorbenen, sowie auch die seiner Ahnen, gewöhnlich über die Linie der Wahrheit hinaus, hervorgehoben wurden. Nach Beendigung der Rede setzte sich der Zug in derselben Ordnung wie bisher nach der Begräbnißstätte in Bewegung.

In ältester Zeit soll es zu Rom vorgekommen sein, daß man die Todten im eigenen Hause begrub. Daß solches wenigstens innerhalb der Stadt geschah, zeigt eine Verordnung der Zwölftafelgesetze, wonach ein Todter innerhalb der Stadt weder begraben noch verbrannt werden sollte. Jedoch waren von diesem nachmals öfter erneuerten Gesetze die Vestalinnen ausgenommen, sowie einzelne Personen von ausgezeichnetem Verdienste. So war Valerius Poplicola innerhalb der Stadt am Forum bestattet und decretirt worden, daß dieser Ort für immer der Begräbnißplatz seiner Nachkommen sein solle; aber die Valerier machten später nur noch symbolisch von ihrem Rechte Gebrauch, indem der Leichenzug dort kurze Zeit anhielt und eine brennende Fackel unter die Bahre gehalten ward. In späterer Zeit wurden auch Manche der Auszeichnung halber auf dem Marsfelde, das jedoch nicht zu dem Pomörium gehörte, bestattet, wie Sulla, Agrippa, Cäsars Tochter Julia. Die Todten wurden also in der Regel



Columbarium an der appischen Straße.
(Grab der Freigelassenen der Livia.)

außerhalb der Stadt begraben, und zwar vorzugsweise an den frequenten Landstraßen, damit man das Grabmal mit der Inschrift sehen könnte und das Andenken des Verstorbenen um so eher den Menschen im Gedächtniß bliebe. Der schönste und prächtigste Begräbnißort bei Rom war die Via Appia. Wer nur irgendwie konnte, sorgte dafür, daß seine und seiner Familie Begräbnißstätte auf eignem Grund und Boden lag. Die reicheren Familien hatten alle ihre Erbbegräbnisse, in welchen auch gewöhnlich die Freigelassenen der Familie ihre Ruhestätte fanden; manche waren aber auch nur für eine einzige oder für wenige Personen bestimmt. Arme Leute, welche nicht die Mittel hatten, sich ein eigenes Grab zu kaufen, fanden ihre Ruhestätte in den sogenannten Columbarien. Dies waren große Gewölbe mit langen übereinander liegenden Reihen kleiner Nischen, welche die Urnen der Todten aufnahmen. Sie hatten ihren Namen von der Aehnlichkeit mit Taubenhäusern. Solche Columbarien waren entweder von Speculanten erbaut, welche die Nischen an Einzelne verkauften, oder die Innungen von Handwerkern, sowie auch freiwillig zusammengetretene Vereine, welche zugleich besondere Sterbe- und Begräbnißkassen hatten, unterhielten für sich ein gemeinsames Grabgewölbe. Auch bauten reiche Familien, in deren Erbbegräbnissen die große Zahl ihrer Freigelassenen nicht Platz hatte, wohl ein Columbarium für ihre Freigelassenen und Sclaven. Ein im Jahre 1852 an der appischen Straße entdecktes Columbarium enthält neun Reihen von Nischen, von denen jede zwei Urnen aufnahm; im Ganzen war Raum für 600 Urnen. Für Sclaven und ganz arme Leute, welche auch eine Stelle im Columbarium nicht erwerben konnten, gab es bei Rom einen öffentlichen Begräbnißplatz auf dem Campus Esquilinus (S. 75). Dort wurden die Leichname entweder ohne weitere Bestattung verbrannt oder verscharrt oder auch unbeerdigt hingeworfen.

In Rom und ganz Italien war es in den ältesten Zeiten Sitte gewesen, die Todten zu begraben; doch war schon vor dem Decemvirat, wie wir aus dem oben angeführten Verbot der

Zwölftafelgesetze erlieben, neben dem Begraben das Verbrennen üblich geworden, und dieses herrschte in den folgenden Jahrhunderten vor, obgleich einzelne Familien, wie die der Cornelier, an dem alten Gebrauch des Begrabens festhielten. Der Dictator Cornelius Sulla war der erste dieses Geschlechts, welcher verbrannt wurde; er hatte es selbst so angeordnet, weil er Vergeltung fürchtete, nachdem er den Leichnam des Marius hatte ausgraben lassen. Seit der Zeit der Antonine wurde das Begraben wieder häufiger, bis das Christenthum es allmählich wieder zu der einzigen Art der Bestattung machte. Doch hat noch Karl der Große Verbote gegen das Verbrennen erlassen.

Wurde die Leiche begraben, so ward sie in vollem Schmuck, wie sie auf der Bahre lag, in das Grab getragen oder in einen hölzernen oder thönernen Sarg oder in einen steinernen Sarkophag eingeschlossen. Die Verbrennung wurde auf dem Ustrinum vorgenommen, der viereckigen, mit einer Mauer umgebenen Brandstätte, deren es zu allgemeinem Gebrauch in der Nähe der Grabstätten gab; doch hatten die einzelnen Familien bei ihren Erbbegräbnissen auch eigene Ustrinen. Hier wurde der Scheiterhaufen (rogus) errichtet, der bei reichen Leuten oft sehr hoch und umfangreich und in Gestalt eines Altars aus kostbarem, wohl behauenem und sogar bemaltem Holze zusammengefügt war. Minder bemittelte Leute schoben zwischen die spärlicher verwandten Holzscheite, um das Verbrennen der Leiche vollständig zu machen, noch anderes leicht brennbares Material, wie Weinrebenbüschel, Schilf, Binsen und Rohr, Pech und Harz. Wenn die Bahre mit dem Leichnam auf den Scheiterhaufen gesetzt war, bedeckte man den Todten mit wohlriechenden Salben und Weihrauch, man gab ihm auf den Holzstoß mit, was er im Leben gebraucht und geliebt, Kleider, Schmuck, Waffen und sonstiges Geräthe. Auch das Gefolge warf noch die letzten Liebesgaben dem Todten zu, Kleider und Teppiche, Räucherwerk, Kränze und Locken. Nun steckte Einer der nächsten Verwandten mit abgewandtem Gesicht den Holzstoß an, während die Umstehenden

nach dem Vorgange der Klageweiber von neuem eine Conclamatio erhoben.

Wenn der Holzstoß zusammengebrannt und die glühende Asche mit Wein gelöscht ist, ruft das Leichengefolge dem Todten das letzte Salve, Vale, Ave! zu und begibt sich, durch dreimaliges Besprengen mit Wasser und eine Räucherung mit Lorbeer lustrirt, nach Hause. Die nächsten Verwandten bleiben zurück und sammeln, nachdem sie die Manen des Verstorbenen angerufen und die übliche Waschung der Hände vorgenommen, in den Schurz des Trauergewandes die Reste des Todten, welche darauf mit Milch und Wein gewaschen und auf leinenen Tüchern in der Luft getrocknet werden. Erst nach einigen Tagen, wenn die Ueberreste völlig getrocknet sind, werden sie, mit wohlriechenden Stoffen vermischt, in eine aus Thon oder Glas, Stein oder Metall bestehende Urne gelegt (ossa condere) und in derselben in dem Grabmal beigesetzt (componere). Diese Beisetzung vollzogen die Theilnehmenden ungegürtet und mit bloßen Füßen. Nach derselben hielten sie an dem Grabmal ein Todtenmahl, wovon auch dem Todten sein Antheil hingestellt wurde. Es bestand aus einfachen Speisen, namentlich Bohnen, Eiern, Linsen und Salz. Nach erfolgter Lustration begab man sich nach Hause, nachdem man dem Todten den letzten Scheidegruß zugerufen mit den Worten: Ave, anima candida! oder terra tibi levis sit! oder molliter cubent ossa!

An einem der folgenden Tage wurde das durch den Todesfall verunreinigte Haus mit Schwefel, schwarzer Nieswurz und Eisenkraut lustrirt und mit einer eigenen Art von Besen ausgekehrt, den Laren aber ein Hammel geopfert. Am neunten Tage nach dem Sterbetag wurde zum Schluß der Trauerzeit mit den geladenen Verwandten ein solennes Leichenmahl gehalten, bei welchem man ein großes Opfer, novemdiale sacrificium genannt, veranstaltete. Die Gäste erschienen zu diesem Mahle ohne Trauerkleider. In alter Zeit hatte man es an dem Grabe selbst gefeiert, später ward es im Hause hergerichtet, doch trug man immer dem

Todten seinen Antheil Speise an das Grab. Von reichen Familien wurde zuweilen das ganze Volk bewirthet, oder es fand eine Austheilung von Fleisch und Geld statt; auch wurden Leichenspiele gegeben.

Die kunstvollen Gräber waren entweder unterirdische, in die Erde eingemauerte oder in Felsen gehauene Kammern oder aufragende in ihrem Innern mit Grabgemächern versehene Freibauten, welche ebenso wie die auf den unterirdischen Kammern errichteten Monumente von sehr verschiedener architektonischer Form und Größe waren. Die Kaisergräber, wie die des Augustus und Hadrian, hatten Dimensionen gleich den ägyptischen Pyramiden. Das Grab hatte je nach der Zahl der aufzunehmenden Todten eine oder mehrere Kammern mit Seitengemächern und Nischen, in welchen die Sarkophage und die Urnen aufgestellt wurden. Diese Gemächer hatten oft eine ziemliche Ausdehnung und waren decorirt, sie galten als die Wohnung der Verstorbenen, in welcher sie gleichsam das frühere Leben fortsetzten. Deßhalb gab man ihnen allerlei Gegenstände des häuslichen Lebens und Dinge, welche sie früher gebraucht und lieb gehabt, in das Grab mit, Kleider und Schmuck, Gold, Eß- und Trinkgeschirre nebst Lebensmitteln, Candelaber und Lampen, die auch zu gewissen Zeiten angezündet wurden, Götterbilder und Opfergeräthe; der Krieger hatte seine Waffen, der Handwerker und Künstler sein Handwerkszeug, die Frau ihre Toilettengegenstände, das Kind sein Spielzeug. Die meisten Geräthschaften der Art, welche heute in Museen zu sehen sind, stammen aus Gräbern. Zu dem Grabdenkmal gehörte oft ein größeres mit einer Mauer umfriedetes Grundstück mit Gartenland und Blumenbeeten, Lauben und allerlei Gebäuden, unter denen auch ein Triclinium für die Versammlung beim Leichenmahl und ein Häuschen für einen Freigelassenen, der die Aufsicht über das Grab hatte.

Das Grab der Todten war ein Heiligthum der Familie, das stets in hoher Ehre gehalten ward. An dasselbe knüpfte sich ein fortdauernder Todtencultus. Jährlich an bestimmten

Tagen, namentlich an dem Todes- oder Begräbnißtage, hielt man am Grabe ein Todtenmahl; man zündete die Lampen im Grabe an, brachte Opfer, spendete Salben und Weihrauch, Milch, Oel und Honig, bekränzte das Grab und überstreute es mit Rosen und Veilchen. Außerdem gab es auch jährlich eine allgemeine und öffentliche Todtenfeier, eine Art Allerseelenfest für das ganze Volk, die Feralia am 21. Februar, an welchem man den göttlichen Manen unter Gebeten allerlei Speise und fromme Gaben brachte und sie auf jede Weise zu beruhigen suchte. Einst in einem langen Kriege waren das Fest und die Todten vergessen worden. Da suchte ein großes Sterben die ganze Stadt heim, und die Seelen kamen in der Nacht schaarenweise aus ihren Gräbern und wimmerten und klagten auf allen Straßen, in der Stadt und draußen auf dem Lande, ein ganzes Heer von wehklagenden Geistern. Sobald man ihnen die Ehre wiedergegeben, war das Sterben vorüber und auch der grausige Spuck.

Die römischen Kaiser wurden schon von Augustus an fast sämmtlich, wenn sie nicht gar zu despotisch und verhaßt gewesen, nach ihrem Tode auf Beschluß des Senates oder auch des Nachfolgers für Götter erklärt, und daher ward nach ihrer Bestattung noch ein besonderer Act der Vergötterung, die Consecratio oder Apotheose, vorgenommen, deren Hergang von Herodianus folgendermaßen beschrieben wird.

„Der Leichnam des Verstorbenen selbst wird auf die gewöhnliche Art, nur mit kostbarerem Gepränge bestattet. Sodann aber wird des Verstorbenen Bild, dem Lebenden ganz ähnlich, aus Wachs nachgeformt, auf einer erhöhten Bahre von Elfenbein unter den Thoren des Kaiserpalastes ausgestellt und darunter mit Gold durchwirkte Teppiche ausgebreitet; das Bild des Kaisers, weil es einen Kranken vorstellen soll, hat ein bleiches Aussehen. Auf beiden Seiten der Bahre sitzen den größten Theil des Tages links der ganze Senat in schwarzen Obergewändern, rechts sämmtliche Frauen von Auszeichnung, sei es durch ihrer Gatten Rang oder

durch adelige Abstammung. Keine von ihnen sieht man mit Gold prangen oder mit Halsschmuck, sondern in einfachen weißen Kleidern erscheinen sie als Leidtragende. So geht es sieben Tage fort. Von Zeit zu Zeit treten Aerzte ein und nähern sich dem Lager, als ob sie nach dem Kranken zu sehen hätten, und melden dann von Zeit zu Zeit, daß es schlechter mit ihm stehe. Sobald sie es nun für schicklich erachten, zu erklären, daß der Kaiser gestorben sei, so wird die Bahre von den Vornehmsten des Ritterstandes und von auserlesenen Jünglingen aus dem Senatorenstande aufgehoben, durch die heilige Straße getragen und auf dem alten Marktplatz niedergesetzt. Auf beiden Seiten erhebt sich hier ein treppenförmiges Gerüst; auf der einen Seite ist ein Chor vornehmer Knaben, auf der andern aber ein Chor von angesehenen Frauen aufgestellt, welche Lob- und Trauergesänge auf den Verstorbenen in feierlicher und klagender Melodie absingen. Hierauf wird die Bahre wieder aufgehoben und zur Stadt hinaus auf das Marsfeld getragen. Da, wo der Platz die größte Breite hat, steht ein gleichseitiges, aus ungeheuren Balken wie ein Gebäude zusammengefügtes Viereck, dessen ganzer inwendiger Raum mit Reißig angefüllt, das Aeußere aber mit golddurchwirkten Decken, elfenbeinernen Bildnissen und allerlei Gemälden verziert ist. Auf dem untersten Bau des Vierecks steht eine ähnlich verzierte zweite Etage mit Fenstern und Thüren, die offen stehen; darüber erhebt sich noch eine dritte und vierte, jedesmal etwas kleiner als die, auf der sie steht, und zuletzt eine ganz kleine als Schlußviereck. Auf das zweite Stockwerk wird nun die Bahre hinaufgeschafft, umgeben mit Weihrauch und allerlei Wohlgerüchen, Früchten, Kräutern, Flüssigkeiten, welches Alles des lieblichen Geruchs wegen herbeigeschafft und aufgehäuft wird. Jede Stadt, jeder in Würden und Ansehen stehende Mann wetteifert, dem Kaiser zu Ehren diese letzten Geschenke darzubringen. Ist nun ein recht großer Haufen solcher Wohlgerüche beisammen und der ganze Raum des Gerüstes angefüllt, so beginnt der Umritt um dasselbe. Dazu bildet die sämmtliche Ritterschaft einen ge-

ordneten Zug, der im kriegerischen Tact (als Waffentanz zu Pferde) sich im Kreise bewegt; in gleicher Ordnung folgt ein Zug von Wagen mit ihren Lenkern, die in Purpurgewändern und mit Masken vor dem Gesichte berühmte Römer vorstellen, die im Krieg oder Frieden sich ausgezeichnet haben. Wenn dieser Zug vorüber ist, so ergreift der neue Kaiser eine brennende Fackel und zündet das Gerüste an, auch die übrigen Zuschauer tragen von allen Seiten Feuer herbei. So wird das Ganze leicht und schnell von den Flammen ergriffen, da viel dürres Holz und Räucherwerk darin aufgehäuft ist. Hierauf läßt man von dem obersten kleinsten Stockwerk aus einen vorher angebundenen Adler fliegen, der mit dem Feuer in die Lüfte sich erheben soll und, wie die Römer glauben, die Seele des Kaisers gen Himmel trägt. Und von nun wird der Kaiser mit den übrigen Göttern verehrt."

Auf ähnliche Weise wurden auch die Kaiserinnen vergöttert, nur flog anstatt des Adlers ein Pfau, der Vogel der Himmelsgöttin Juno, empor und trug die Seele der Kaiserin gen Himmel. Daher findet man noch auf Münzen, wie ein Adler den Kaiser, ein Pfau die Kaiserin emporträgt.

Register.

